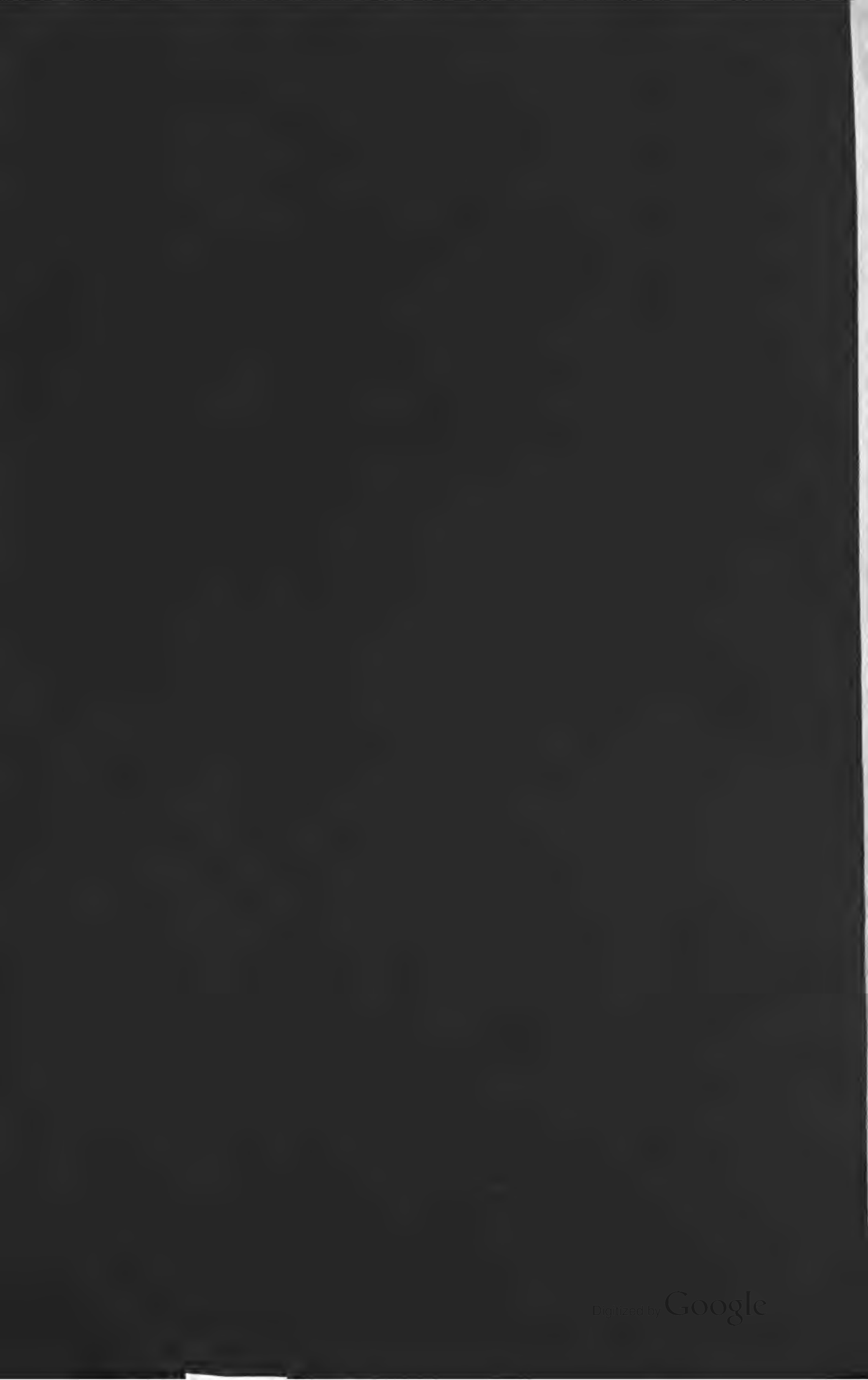
ALFRED LEHMANN

ABERGLAUBE U. ZAUBEREI

ZWEITE AUFLAGE

FERDINAND ENKE IN STUTTGART





Geisterphotographien.

1



aufgenommen von Mumler (S. 323).

2



von Hudson (S. 325).

3



Kate King und Florence Cook.
Photogr. von Crookes (S. 329).

4



Eglington und ein unbekannter Geist.
Photogr. von Aksákow (S. 332).

ABERGLAUBE UND ZAUBEREI

VON DEN ÄLTESTEN ZEITEN AN BIS IN DIE GEGENWART

VON

DR. ALFRED LEHMANN

DIREKTOR DES PSYCHOPHYSISCHEN LABORATORIUMS AN DER UNIVERSITÄT KOPENHAGEN.

DEUTSCHE AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG

VON **Dr. med. PETERSEN I.**

NERVENARZT IN DÜSSELDORF.

ZWEITE

UMGEARBEITETE UND ERWEITERTE AUFLAGE.

MIT 2 TAFELN UND 67 TEXTABBILDUNGEN.

STUTTGART

VERLAG VON FERDINAND ENKE

1908

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorrede des Verfassers zur ersten Auflage.

Die Hochflut des Aberglaubens ist gegenwärtig mächtig im Steigen begriffen. Es sind in den letzten Jahren nicht nur verschiedene Werke über Zauberei teils in Form einer geschichtlichen Darstellung, teils als Abdruck alter magischer Schriften erschienen, sondern angesehene philosophische und psychologische Zeitschriften haben auch Spukgeschichten und Ammenmärchen neben streng wissenschaftlichen Abhandlungen veröffentlicht. Berühmte Männer der Wissenschaft haben mit professionellen spiritistischen Medien Experimente angestellt, und weil sie nach einigen Sitzungen die wenigen allerdings ungewöhnlichen, aber doch ganz natürlichen Leistungen dieser Medien nicht von den zahlreichen Taschenspielerkunststücken derselben zu scheiden vermochten, so haben sie alle spiritistischen „Manifestationen" einfach für bare Münze angesehen und sich infolge solcher leicht gewonnenen Ueberzeugung mehr oder weniger unumwunden und offen für den Spiritismus ausgesprochen. So greift denn die Magie in den grossen Kulturzentren wie eine Epidemie um sich.

Eine populäre Darstellung von dem wahren Kern jener mystischen Berichte ist demnach wohl ein gewisses Bedürfnis. Dieselbe wird allerdings kaum die überzeugen können, die an die Möglichkeit der Zauberei glauben, umgekehrt aber wohl denen lieb sein, die sich weigern, an diese mystischen Geschichten zu glauben, zugleich aber bei dem beständigen Hören von denselben doch nicht recht wissen, was sie davon halten und wie sie sich dazu stellen sollen; und das ist doch noch der überwiegende Teil der gebildeten Kreise. Ich habe daher versucht, im folgenden eine solche Darstellung zu liefern.

Bei der Ausarbeitung ist mein Werk indessen etwas anders geworden, als zuerst beabsichtigt war. Ursprünglich hatte ich mir nur eine Untersuchung der physischen und psychischen Phänomene, welche die verschiedenen Formen des Aberglaubens, besonders den modernen spiritistischen Aberglauben hervorgerufen haben, zur Aufgabe gestellt.

Aber diese Beschränkung war, wie sich bald zeigte, praktisch nicht durchführbar. Obwohl der Spiritismus erst in unserer Zeit in

Amerika entstanden ist, so steht er doch keineswegs als ein isoliertes Phänomen da. Mögen die Spiritisten es noch so sehr verheimlichen wollen: es ist doch mit absoluter Sicherheit erwiesen, dass die ganze Lehre ihren Ursprung im europäischen mittelalterlichen Aberglauben hat und nur etwas nach der modernen naturwissenschaftlichen Auffassung umgeformt worden ist. Es ist demnach unmöglich, eine Erklärung des Spiritismus zu geben, wenn man nicht seinen Zusammenhang mit den alten magischen Theorien nachweist. Hierzu kommt dann weiter, dass die Spiritisten selbst in neuester Zeit alte magische Werke aus dem Staub der Bibliotheken in reichem Umfange hervorgeholt und die Behauptungen derselben als Beweise für die Richtigkeit ihrer Lehre benützt haben. Eine vollständige Betrachtung des Spiritismus erfordert deshalb auch eine Behandlung der älteren Magie.

Aus diesen Gründen wurde ich in ein rein geschichtliches Studium hineingedrängt; dasselbe brachte aber allmählich eine solche überwältigende Menge von Stoff mit sich, dass es mir nicht mehr möglich war, auch nur das Notwendigste in einer psychologischen Untersuchung zu behandeln. Ich beschloss deshalb, das Geschichtliche und Psychologische zu trennen und den Leser denselben Weg, auf dem ich zum Verständnis der Phänomene gekommen war, gehen zu lassen. Auf diese Weise hat meine Arbeit ihre gegenwärtige Gestalt bekommen: der geschichtlichen, in drei Abschnitte zerfallenden ersten Hälfte folgt der Teil der Arbeit, der mir stets die Hauptsache war: die psychophysische Untersuchung der Phänomene, die wir in der geschichtlichen Darstellung kennen gelernt haben.

Ich erachte es für notwendig, gleich von vornherein mich über die Anlage und die Entstehung dieser meiner Arbeit auszusprechen, damit der historische Teil derselben nicht falsch beurteilt wird. Derselbe will keineswegs darauf Anspruch machen, erschöpfend zu sein — dann würde das Buch zu einem voluminösen Werk angewachsen sein. Namentlich habe ich wenig Gewicht auf die eigentliche geschichtliche Entwicklung und auf den gegenseitigen Einfluss der verschiedenen Völker gelegt, dieses vielmehr oft nur mit einigen Zeilen kurz skizziert. Mein Hauptziel war beständig darauf gerichtet, ganz verschiedenartige und detaillierte Berichte von abergläubischen Anschauungen und magischen Operationen zu liefern, um so eine möglichst breite Grundlage für die psychologische Deutung der Tatsachen zu erhalten. An einzelnen Stellen bin ich vielleicht in meinem Streben nach einer scharfen Sonderung der Unterschiede etwas weit gegangen, so z. B. in der Trennung zwischen der morgenländischen und der ursprünglichen europäischen Magie, wo ich den Gegensatz schärfer hingestellt habe als ein früherer Forscher auf diesem Gebiete. Ausser-

dem habe ich es unterlassen, Phänomene, die bei einzelnen Völkern zu bestimmten Zeiten vorkommen, zu besprechen, sobald dieselben bereits an einer früheren Stelle in meiner Darstellung ausführlich behandelt waren. Da das Geschichtliche aber mehr Nebensache und nur die Form für die Gruppierung der Tatsachen sein sollte, so wird diese Behandlung des Stoffes hoffentlich eine milde Beurteilung von seiten eines kritischen Historikers finden.

Wenn es mir gelungen ist, mein Thema einigermassen erschöpfend und befriedigend zu behandeln, so verdanke ich das vor allem dem ausserordentlichen Wohlwollen und Entgegenkommen, das mir von allen Seiten entgegengebracht worden ist. Die Namen der Männer, die mir je nach ihren speziellen Gebieten mit Ratschlägen und Anweisungen beigestanden haben, hier einzeln aufzuführen, würde zu weitläufig sein; ihre Zahl ist so gross, dass ich einige leicht unfreiwillig übergehen könnte. Ich beschränke mich daher darauf, meinen ergebenen und herzlichen Dank allen denen, die durch ihr Interesse für die Arbeit mich zur Vollendung derselben ermutigt haben, auszusprechen.

Hiermit übergebe ich das Werk der wohlwollenden Beurteilung des Lesers in der Hoffnung, dass es dazu beitragen möge, das Verständnis und die Kenntnis von den Phänomenen, von denen es handelt, zu erweitern.

Kopenhagen, April 1893.

Alfred Lehmann.

Vorrede des Uebersetzers.

Es sind in den letzten Jahren verschiedene sehr gediegene Werke grösseren Umfangs über Aberglauben und Zauberei und verwandte Fragen in Deutschland erschienen, so dass es im ersten Augenblick überflüssig scheinen könnte, vorliegendes Buch einem deutschen Leserkreise zugänglich zu machen. Trotzdem habe ich mich wesentlich aus einem Grunde der Mühe einer Uebersetzung unterzogen und halte die Arbeit für keine ganz zwecklose. Während nämlich die deutschen Werke obige Probleme entweder ausschliesslich oder doch überwiegend vom geschichtlichen oder okkultistischen und spiritistischen Standpunkt aus behandeln, schlägt der dänische Autor einen anderen Weg ein. Er will jene Phänomene nicht nur schildern oder als Wirkungen einer transzendenten ¡Welt oder einer uns unbekannten Naturkraft ansehen und erklären, sondern er sucht den Schlüssel zu diesen Erscheinungen im Menschen selbst und nimmt an, dass sie in der Form, wie der

Aberglaube sie auffasst, auf mangelnder Kenntnis oder Beobachtung der Phänomene des menschlichen Seelenlebens beruhen; bei richtiger Auffassung finden sie hier ihre genügende Erklärung. Darum gibt er auch eine ausführliche Darstellung des menschlichen Beobachtungsvermögens und seiner Mängel, des Traumlebens, der Seite des Seelenlebens, die man als das Unbewusste bezeichnet, der menschlichen Suggestibilität unter normalen und krankhaften Verhältnissen und anderer diesbezüglicher Zustände. Dadurch erstrebt er zunächst die Unzulänglichkeit der Behauptungen des Aberglaubens nachzuweisen und diesem den Boden der Objektivität zu entziehen, um sodann auf dem niedergerissenen Gebäude jener Phantasiegebilde eine nüchterne, auf psychologischer und naturwissenschaftlicher Grundlage beruhende Anschauung aufzubauen, die statt allen Scheines nur Klarheit und Wahrheit zum Ziele hat. Soweit mir bekannt ist, liegt eine zusammenhängende Darstellung obiger Faktoren, die zur Erklärung des menschlichen Aberglaubens sicherlich wesentlich beitragen, in einem deutschen Werke noch nicht vor. Man mag in manchen Einzelheiten vom Verfasser abweichen — auch ich stimme in vielen Punkten nicht mit ihm überein und möchte dieses ausdrücklich hier aussprechen —: immerhin wird man die Berechtigung seines Standpunktes einräumen und sagen müssen, dass der eingeschlagene Weg im grossen und ganzen zu dem Verständnis jener Probleme wohl führen kann und wahrscheinlich im Laufe der Zeit auch immer mehr führen wird.

Ich unterlasse es übrigens nicht, dem Herrn Verfasser an dieser Stelle meinen Dank für seine gütige Unterstützung und Mitarbeit an der deutschen Uebersetzung zu bezeugen. Er hat mir nicht nur in bezug auf formelle Aenderung des dänischen Textes und Kürzung mancher Abschnitte grosse Freiheit gelassen, sondern bei vielen Zitaten auch den Wortlaut der Originalsprache verschafft und endlich durch Revision des Druckes mir wesentliche Dienste geleistet; infolgedessen habe ich jedenfalls die Gewissheit, dass auch die deutsche Ausgabe durchaus seinem Sinne und Gedankengange entspricht.

Abgesehen von den vom Verfasser herrührenden Zusätzen habe ich mir erlaubt, bei einigen, dem deutschen Leser fremdartigen Begriffen erklärende Anmerkungen hinzuzufügen. Es ist ferner mein Bestreben gewesen, die Spuren der Uebersetzung so viel wie möglich abzuschleifen und mich vom Originaltext freizumachen. Möge das Buch, das in der Heimat des Verfassers eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat, sich auch in Deutschland zahlreiche Freunde erwerben.

Düsseldorf, im Mai 1898.

Dr. med. Petersen I.

Vorwort des Verfassers zur zweiten Auflage.

Es ist wohl kein alltägliches Ereignis, dass eine Uebersetzung eines recht umfangreichen Werkes in wenigen Jahren vergriffen wird. Da das vorliegende Buch diesen Erfolg gehabt hat, darf ich wohl hieraus schliessen, dass es in bescheidenem Masse den Nutzen, der von einer vorurteilsfreien Untersuchung auf diesem Gebiete zu erwarten stand, gestiftet und sich dadurch Freunde erworben hat. Um das Erreichte nicht zu schmälern, habe ich in der neuen Auflage verschiedene weniger gelungene Abschnitte umgearbeitet, und ausserdem die späteren Ergebnisse der spiritistischen Versuche und der psychologischen Forschung in betreff der Natur der Mediumität so weit berücksichtigt, als es innerhalb der mir räumlich abgesteckten Grenzen möglich war. Dass einige der von mir früher verfochtenen Ansichten eben durch diese neueren Untersuchungen unhaltbar geworden sind, gestehe ich gern. Neue Tatsachen führen zu einer tieferen Einsicht, und eine Auffassung, die vor zehn Jahren durch das Vorliegende nach meinem Ermessen nicht erwiesen war, kann daher heute sehr wohl als bewiesen angesehen werden.

Bei der Umarbeitung verschiedener Teile des Buches haben meine geehrten Gegner, die Spiritisten, mir vorzüglichen Dienst geleistet und mich dadurch zu Dank verpflichtet. In eingehenden Besprechungen und ganzen Broschüren haben sie jeden kleinen Druckfehler der ersten Auflage angezeigt und als Beweis meiner Unzuverlässigkeit hervorgehoben. Viel Mühe haben sie darauf verwendet, in den zitierten Büchern Sätze aufzusuchen, die den von mir angeführten widersprachen, was dann als Beweis meiner Voreingenommenheit und Befangenheit angeführt worden ist. Diese Beschuldigung trifft mich jedoch nicht, da ich mir bewusst bin, vorurteilslos — nur mit dem festen Entschluss, die angeblichen Tatsachen einer kritischen Prüfung zu unterwerfen — an die Untersuchung herangetreten zu sein. Es ist aber wohl nur menschlich, dass sich beim Lesen einiger hundert Bücher dann und wann ein Versehen einschleichen kann.

Die Fehler, auf die man mich aufmerksam gemacht hat, und deren ich mich wirklich schuldig gemacht habe, sind jetzt berichtigt. Ich habe indes meinen geehrten Gegnern nicht immer recht geben können. Viele der behaupteten Irrtümer existieren meines Erachtens nur in ihrer Einbildung — sie haben ja einmal vor andern Sterblichen den Vorzug, am hellen Tage Gespenster sehen zu können.

Schliesslich sage ich dem Uebersetzer, Herrn Dr. Petersen, meinen besten Dank für die Mühe, die er sich mit der Uebersetzung meines Buches gegeben hat. Obschon dieselbe seiner Zeit als in sprachlicher Hinsicht sehr gelungen bezeichnet wurde, hat er dennoch sowohl den alten Text als mein neues Manuskript einer sorgfältigen sprachlichen Umarbeitung unterworfen. Die Spuren einer fremden Sprache sind jetzt wahrscheinlich nicht nachweisbar.

Auf die überzeugten Spiritisten wird mein Buch keinen Eindruck machen und beabsichtigt es jedenfalls auch nicht. Wer sich von seinem spiritistischen Glauben befriedigt fühlt, wird von dem Buche nur Aergernis haben. Dem Zweifler aber, der noch nicht weiss, was er von all den wunderbaren Berichten und angeblichen Tatsachen zu halten hat, sei es empfohlen. Kann es ihn gegen eine Täuschung schützen, so ist mein Zweck erreicht.

Kopenhagen, im März 1908.

Der Verfasser.



Inhalt.

Seite

Vorrede des Verfassers zur ersten Auflage III
Vorrede des Uebersetzers V
Vorwort des Verfassers zur zweiten Auflage VII

Einleitung.

Kapitel 1. **Das Verhältnis des Aberglaubens und der Magie zur Religion und Wissenschaft** 1
Der Gegenstand der Untersuchung 1
Definition des Aberglaubens 3
Definition der Magie 9
Der Gang der Untersuchung 13

Kapitel 2. **Religion und Magie bei den Naturvölkern** 15
Religiöse Vorstellungen und Naturauffassung 15
Die Magie der Naturvölker 21
Zauberei oder Hexerei 31

I. Abschnitt.

Die Weisheit der Chaldäer und ihre Entwicklung in Europa.

Kapitel 3. **Die Chaldäer** 33
Die Religion der Chaldäer 33
Die Dämonologie und Beschwörungskunst 35
Die Zauberei 42
Die Auguralwissenschaften 45
Die Verbreitung der chaldäischen Magie 54

Kapitel 4. **Die Griechen und Römer** 55
Die ursprüngliche griechische Magie 55
Die griechische Magie nach den Perserkriegen 64
Die Römer 66

Kapitel 5. **Die Hebräer** 69

Kapitel 6. **Die ersten christlichen Jahrhunderte** 73
Abergläubische, von der alten Kirche aufgenommene Vorstellungen . 73
Entwicklung der christlichen Magie 76

Kapitel 7. **Die Nordländer und Finnen** 79
Die Berührung der Nordländer mit andern Völkern 79
Die Vorstellungen der Nordländer von Geistern 81
Runen und Zaubersprüche 83
Magische Handlungen und der Seid 95
Die Wahrsagekunst 96
Die Magie der Finnen 100

Seite
Kapitel 8. **Das Mittelalter bis zum Beginn der Hexenprozesse** . . . 103
Kapitel 9. **Das Teufelsbündnis und die Hexensabbate** 110
Kapitel 10. **Die Blüte und der Verfall der Magie** 115
Die Blüteperiode 115
Die Verfallsperiode der Magie 122

II. Abschnitt.

Die Geheimwissenschaften.

Kapitel 11. **Das Verhältnis der gelehrten Magie zur Zauberei des Volkes** 128

Kapitel 12. **Die heilige Kabbala** 132
Die Kabbalisten und ihre Werke 132
Die kabbalistischen Methoden 139
Die Lehren der Kabbala 144

Kapitel 13. **Der Ursprung der Geheimwissenschaften** 151
Die ägyptische Theurgie 151
Die Astrologie 157
Die Alchimie 166

Kapitel 14. **Die gelehrten Magier vor Agrippa** 173
Die Araber 173
Der Ruf der europäischen Forscher als Zauberer 179
Die Naturforscher 181
Die Kabbalisten 188

Kapitel 15. **Agrippa und die okkulte Philosophie** 192
Agrippas Leben und Bedeutung 192
Die Auffassung der okkulten Philosophie von der Natur 195
Zahlenspekulationen in der okkulten Philosophie 202

Kapitel 16. **Die einzelnen magischen Wissenschaften** 206
Die Astrologie 206
Die übrigen Auguralwissenschaften 212
Die praktische Kabbala 218
Die Alchimie 224

Kapitel 17. **Magia naturalis** 227
Die Sympathien und Antipathien der Dinge in der Natur 227
Paracelsus und die magische Medizin 230
Die natürliche Magie 234
Virgula mercurialis, die Wünschelrute 236

Kapitel 18. **Die Popularisierung der Wissenschaften** 239
Die Faustsage und Faustbücher 239
Die „kuriosen" Wissenschaften 244
Der Volksaberglaube in der Gegenwart 245

III. Abschnitt.

Der moderne Spiritismus und Okkultismus.

Seite

Kapitel 19. **Die Vorgeschichte des modernen Spiritismus** 247
Der Spiritismus vor Swedenborg 247
Emanuel Swedenborg 253
Die deutschen Pneumatologen 260
Die Seherin von Prevorst 265

Kapitel 20. **Die Entstehung des Spiritismus in Amerika** 270
Andrew Jackson Davis 270
Der Spuk in Hydesville und in Stratford 275
Davis' spiritistische Lehre 278

Kapitel 21. **Die Ausbreitung des Spiritismus** 282
Die Ursachen der Ausbreitung des Spiritismus 282
Der französische Spiritismus 287
Der Spiritismus im übrigen Europa 290
Die volkstümlichen spiritistischen Seancen 293

Kapitel 22. **Die dialektische Gesellschaft** 302

Kapitel 23. **Crookes und die psychische Kraft** 308
Crookes' Versuche mit Gewichtsveränderungen 308
Geisterphotographien 320
Die Materialisationen 327

Kapitel 24. **Zöllner und die vierdimensionalen Wesen** 334
Die Psychographie oder die direkte Schrift 334
Die Durchdringlichkeit der Materie 340

Kapitel 25. **Theosophie und Fakirismus** 346
Mme. Blavatsky und die Theosophie 346
Der Fakirismus 352

Kapitel 26. **Spiritismus und Okkultismus seit 1880** 355
Die physikalischen Manifestationen 355
Die intellektuellen Manifestationen 367
Allgemeine Entwicklung 373

IV. Abschnitt.

Die magischen Geisteszustände.

Kapitel 27. **Der Mensch als das Zentrum der magischen Kräfte** . . 380
Das Resultat der geschichtlichen Untersuchungen 380
Aeltere Erklärungsversuche 386
Der Gang der Untersuchung 390

Kapitel 28. **Das menschliche Beobachtungsvermögen** 392
Die normalen Beobachtungsfehler 392
Der Einfluss der Gemütsbewegung und der Befangenheit 404
Die Bedeutung der Uebung und der Einsicht 411
Experimentelle Untersuchungen über die Beobachtungsfehler . . . 418

Kapitel 29. **Die Bedeutung der Beobachtungsfehler für den Aberglauben** 428



Seite
Kapitel 30. **Die Zitterbewegungen und ihre magischen Wirkungen** . 438
Die Zitterbewegungen 438
Die magischen Bewegungen 449
Das Gedankenlesen und die Gedankenübertragung 458
Kapitel 31. **Der Schlaf und der Traum** 466
Der Schlaf 466
Die Bedingungen für das Auftreten der Träume 471
Der allgemeine Charakter der Träume 475
Die Ursachen der Träume 482
Der Inhalt der Träume 487
Kapitel 32. **Die Bedeutung der Träume für den Aberglauben** . . . 492
Der Glaube an Geister 492
Weissagende und wahrsagende Träume 496
Traumdeutung 504
Kapitel 33. **Das Nachtwandeln** 507
Kapitel 34. **Das Eingreifen des Unbewussten in das Bewusstsein** . . 512
Nachweis und Charakteristik 512
Ahnungen und Halluzinationen 519
Die normalen spontanen Halluzinationen 524
Kristallvisionen und Konchylienauditionen 532
Automatische Bewegungen 538
Zufall, Telepathie, Hellsehen 544
Kapitel 35. **Die normale Suggestibilität** 551
Die Natur der Suggestibilität 551
Suggerierte Halluzinationen 559
Suggerierte Anschauungen und Erinnerungen 565
Suggerierte Bewegungen und Handlungen 570
Suggerierte organische Veränderungen 576
Kapitel 36. **Hypnose und Autohypnose** 582
Der allgemeine Charakter der Hypnose 582
Die Bedeutung der Hypnose für den Aberglauben 589
Die Natur der Mediumität 596
Kapitel 37. **Die magischen Wirkungen der Narkosen** 606
Kapitel 38. **Die Hysterie und die Hysterohypnose** 610
Die kleine Hysterie 610
Die grosse Hysterie 619
Die Hysterohypnose 628
Die Ekstase und die Besessenheit 635
Kapitel 39. **Die technischen Hilfsmittel der Magie** 642
Kapitel 40. **Schluss** 647
Literatur 650
Autoren- und Sachregister 657
Druckfehler 665

Einleitung.

Kapitel 1.

Das Verhältnis des Aberglaubens und der Magie zu Religion und Wissenschaft.

Der Gegenstand der Untersuchung.

Der Stoff, der uns im folgenden beschäftigen soll, kann mit wenigen Worten als „die Geschichte der allgemeinen menschlichen Irrtümer" näher bezeichnet werden. Aberglaube und Zauberei sind Verirrungen des menschlichen Geistes auf religiösem und wissenschaftlichem Gebiet. Man könnte es deshalb als überflüssig ansehen, dieselben zum Gegenstand einer besonderen Abhandlung zu machen, da ja die Entwicklungsgeschichte der Religionen und Wissenschaften eine Darstellung ebensowohl der Irrtümer einzelner Zeiten geben muss, wie der Wahrheiten, die von bleibendem Wert sind. Tatsächlich gelangt ja der Mensch zur Erkenntnis der Wahrheit, einerlei welcher Art, nur durch Irrtümer, die beständig korrigiert werden. Jede einigermassen erschöpfende Darstellung des Entwicklungsganges der Religionen und Wissenschaften wird es daher nicht vermeiden können, den Aberglauben der verschiedenen Zeiten zu behandeln, da derselbe gerade in den Irrtümern besteht, durch die der Mensch sich hat hindurchkämpfen, die er hat ausscheiden müssen, um zu einer reineren und tieferen Erkenntnis zu gelangen.

Es ist jedoch ein wesentlicher Unterschied in der Art, wie eine Geschichte der Religionen und Wissenschaften den Aberglauben und die Magie behandelt, und der Schilderung, die ich von diesen Erscheinungen zu geben gedenke. Als Beweis eines solchen Unterschiedes wähle ich ein einzelnes Beispiel. Es ist eine bekannte

Tatsache, dass der Ursprung der wissenschaftlichen Chemie in der Alchimie, der Goldmacherkunst zu suchen ist. Jede geschichtliche Darstellung der Chemie muss daher, wenn sie den Tatsachen nicht geradezu Gewalt antun will, mit den ältesten Versuchen der Goldmacherkunst beginnen. Denn gerade durch diese Versuche sammelte man die ersten chemischen Erfahrungen und tat den ersten Einblick in die Natur und das Verhältnis der Stoffe zu einander. Aber den Chemiker interessieren vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus natürlich nur die in der Kindheitsperiode der Chemie gemachten Erfahrungen, welche sich im Laufe der Zeit trotz der falschen Voraussetzungen, von denen man ausging, und trotz des nichtigen Zieles, das man verfolgte, als richtig erwiesen haben. Der Chemiker, der nur die Entwicklung seiner Wissenschaft zu kennen wünscht, muss notwendigerweise das Hauptgewicht auf die Beobachtungen legen, welche von bleibendem Wert sind. Dagegen kann er kein besonderes Interesse an der grossen kulturhistorischen Bedeutung der Goldmacherkunst haben, an der Art und Weise, wie die Bestrebungen, unedle Metalle in Gold und Silber zu verwandeln, während mehrerer Jahrhunderte in das Leben der Völker bezw. einzelner Klassen derselben eingriffen. Dagegen wird gerade diese kulturhistorische Seite uns hier beschäftigen.

Was wir eben von der Chemie gezeigt haben, gilt auch für die Astronomie, ja zum Teil auch für die Physik. Auch diese Wissenschaften haben ursprünglich jedenfalls zum Teil Ziele erstrebt, die wir jetzt als völlig unwissenschaftlich bezeichnen; aber trotzdem sind stets richtige Erfahrungen gesammelt worden. Diese werden namentlich den interessieren, der die Geschichte seiner Wissenschaft schreibt. Wir dagegen werden das Hauptgewicht auf die falschen Voraussetzungen und Beobachtungen legen; denn gerade diese haben weit mehr als die festgestellten Tatsachen selbst den einzelnen Zeiten und Völkern ein charakteristisches Gepräge gegeben. Sie verdienen daher im vollsten Masse eine eingehende Untersuchung.

Unsere erste Aufgabe muss nun die sein, genauer zu bestimmen, was im allgemeinen als Aberglaube und Zauberei bezeichnet werden kann. Ich sagte oben, dass es religiöse und wissenschaftliche Verirrungen wären. Indes ist diese Behauptung noch so allgemein, dass sie jedenfalls genauer bestimmt werden muss. Der Begriff bedarf aber auch schon deshalb der näheren Beleuchtung, weil es mit eigentümlichen Schwierigkeiten verbunden ist, eine allgemein gültige Definition desselben zu geben; dieses werden wir im folgenden gleich sehen.

Definition des Aberglaubens.

In seinem bekannten Werke: „The origin of civilisation" schreibt Lubbock in der Einleitung zum Kapitel über die Religion: „Anfangs hatte ich dieses Kapitel ‚über den Aberglauben' statt ‚über die Religion' der Wilden genannt; ich habe aber den letzteren Titel vorgezogen, teils weil viele abergläubische Ideen langsam in erhabenere Vorstellungen übergehen, teils weil es mir unangenehm war, einen ehrlichen, wenngleich absurden Glauben zu verurteilen." Man wird einräumen, dass diese Worte mehr die humane Gesinnung des Autors zeigen, als dass sie uns eine streng wissenschaftliche Bestimmung von der Natur des Aberglaubens geben. Mit der Schwierigkeit, die Lubbock hier gefühlt, aber nicht beseitigt hat, haben auch alle späteren Forscher zu kämpfen gehabt; jeder hat aber doch seinen Beitrag zur Aufklärung des dunklen Begriffes geleistet, so dass man das Rätsel wohl jetzt endlich als gelöst ansehen darf. Ich werde nun versuchen, die keineswegs einfache Sachlage möglichst kurz auseinanderzusetzen.

Eine grosse Schwierigkeit für die Definition des Begriffes entsteht zunächst dadurch, dass man erst auf höheren Kulturstufen von Aberglauben reden kann, nämlich erst dann, wenn der Inhalt desselben in Gegensatz tritt teils zu den religiösen Ansichten, teils zur wissenschaftlichen Erkenntnis einer bestimmten Zeit. Steht ein Volk in geistiger Beziehung so niedrig, dass ein solcher Gegensatz noch gar nicht existiert, d. h., dass eine Trennung der Begriffe und der diesen zu Grunde liegenden Erscheinungen noch nicht eingetreten ist, so lässt sich eben auch kein geistiger Inhalt nachweisen, der diesen verschiedenen Begriffen entspricht. Fehlen aber auf niedrigeren Entwicklungsstufen einfach die Erscheinungen, die auf höheren Stufen mit bestimmten Begriffen bezeichnet werden, so lassen sich selbstverständlich diese Begriffe auch nie so definieren, dass sie unter allen Umständen für jede Kulturstufe passen. Wie man dann die noch nicht getrennten Erscheinungen am zweckmässigsten bezeichnet, ist eine ganz andere Frage; so viel leuchtet aber ein, dass sie nicht in die leicht zu unterscheidenden Begriffe der höheren Stufen eingereiht werden können, wenn ihnen die charakteristischen Merkmale derselben abgehen. Dass es sich nun in der Tat so verhält, d. h. dass wir es wirklich mit Erscheinungen zu tun haben, die wir in unsere jetzigen Begriffe nicht leicht einordnen können, lässt sich unschwer nachweisen, wenn wir die Bedeutung festzustellen suchen, welche die

Worte Religion und Kultus, Wissenschaft und Technik, Aberglaube und Magie auf höheren Kulturstufen haben.

Religion nennen wir die Beziehung des Menschen zu Gott. Sie setzt als fundamentale psychische Erscheinung voraus, dass der Mensch sich persönlich von höheren Mächten abhängig fühlt; sie setzt ferner gewisse Vorstellungen über den Inhalt des religiösen Glaubens und über die Natur jener Mächte voraus. Durch diese Vorstellungen wird dann erst die besondere Art des Abhängigkeitsgefühles: Furcht, Ehrfurcht, Liebe usw. bestimmt. Die persönliche Beziehung des Menschen zu Gott äussert sich immer durch bestimmte Handlungen, die den Kultus bilden. Die wesentlichsten Kultushandlungen sind das Gebet und das Opfer. Je erhabener die Vorstellungen von der Gottheit sind, um so geringer werden gewöhnlich die Bedeutung und das Gewicht der Kultushandlungen; in seinen erhabensten Formen kann sich das Gebet auf unausgesprochene Worte beschränken. Ganz ohne solche „Handlungen" ist eine persönliche Beziehung zu Gott jedoch kaum denkbar. Fehlen sie vollständig, so kann von Religion kaum mehr die Rede sein, selbst wenn eine höhere Macht angenommen wird, die in irgend einer Beziehung zur sichtbaren Welt, z. B. als Schöpfer derselben steht. Die Annahme wird in diesem Falle nicht zur Befriedigung eines religiösen Gefühles, sondern lediglich als eine wissenschaftliche Hypothese aufgestellt; es liegt mithin eine philosophische Annahme, aber keine religiöse Behauptung vor.

Der Inhalt des religiösen Glaubens kann nur Gegenstand einer persönlichen Ueberzeugung sein, weil er auf individuellen Erfahrungen beruht, die von jedem einzelnen erlebt werden müssen, nicht aber willkürlich herbeigeführt werden können. Im Gegensatz zur Religion steht in dieser Beziehung die Wissenschaft. Wissenschaftlich nennt man nämlich nur die Behauptung, die allgemein gültig ist und sich beweisen lässt, so dass jeder normale Mensch gezwungen werden kann, ihre Richtigkeit zuzugeben. Die Beweisführung geschieht in der Weise, dass die zu beweisende Tatsache entweder willkürlich zur direkten Beobachtung gebracht oder aus solchen Beobachtungen durch logische Schlüsse abgeleitet wird. Selbstverständlich können nicht jedem einzelnen die Beweise sämtlicher wissenschaftlicher Behauptungen vorgeführt werden; dies liesse sich heutzutage jedenfalls nicht in einer endlichen Zeit erreichen. Es muss also immer dem Zeugnis anderer mehr oder weniger geglaubt werden, was besonders dann notwendig wird, wenn es sich um selten eintretende Naturereignisse oder um Erscheinungen handelt, die nur schwierig zustande zu bringen sind. Unter solchen Umständen ist es von Wichtigkeit, darüber klar zu sein, in welchem Umfang der Aussage eines Zeugen Glauben ge-

schenkt werden darf, eine Frage, die uns später (Kap. 28) beschäftigen wird.

Die Wissenschaft ist der Inbegriff der systematisch geordneten wissenschaftlichen Behauptungen; die praktische Anwendung dieser Behauptungen nennt man Technik. Beim ersten Blick scheint dieses nicht ganz zutreffend. Gegenwärtig, wo die wissenschaftlichen Untersuchungen in den Laboratorien fast täglich unsere Kenntnisse bereichern, wird man leicht zugeben, dass die technischen Anwendungen sich an die wissenschaftlichen Entdeckungen unmittelbar anschliessen; man denke nur an die Untersuchungen über Kathodenstrahlen und elektrische Wellen, die, kaum nachgewiesen, alsbald ihre technische Anwendung in der Röntgenphotographie und drahtlosen Telegraphie finden. Dagegen lässt sich mit einem gewissen Rechte behaupten, dass früher gerade umgekehrt die Technik der Wissenschaft vorausgegangen ist. Dieses ist deswegen anzunehmen, erstens weil die praktischen Bestrebungen, die Natur den menschlichen Bedürfnissen unterzuordnen, sich schon auf den niedrigsten Stufen haben geltend machen müssen, und zweitens weil eine gewisse Summe allgemeiner Erfahrungen vorhanden sein musste, ehe man daran denken konnte, sie zu ordnen und Gesetze daraus abzuleiten. Die Geschichte bestätigt denn auch diese Annahme. Es gab eine grosse Menge technischer Kenntnisse und Kunstgriffe noch lange vor der Entstehung der Naturwissenschaften; die letzteren sind jedenfalls zum Teil aus dem Bestreben hervorgegangen, die Natur der technischen Methoden aufzuklären, um deren Resultate beherrschen zu können. So ist aus der metallurgischen Technik vorhistorischer Zeiten in Aegypten die Alchimie entstanden, die sich dann später auf europäischem Boden zur wissenschaftlichen Chemie der Jetztzeit entwickelte. Sobald aber umgekehrt die wissenschaftlichen Untersuchungen einigermassen sichere Resultate festgestellt haben, üben sie ihrerseits wieder eine Rückwirkung auf die Technik aus; Werkzeuge, Maschinen und Arbeitsmethoden werden den theoretischen Einsichten gemäss zweckmässig umgeformt.

Wissenschaft und Technik bedingen sich also gegenseitig. Viele technische Verfahrungsarten sind zwar älter als die einzelnen systematischen Wissenschaften; dieses ändert aber nichts an der Tatsache, dass unzweifelhaft feststehende Erfahrungen und Beobachtungen wissenschaftlichen Wertes jeder Technik zugrunde liegen. Kein Naturvolk hat je die Entstehung des Feuers durch Bohren oder Reiben erfunden, ohne dass zahlreiche Beobachtungen und Versuche vorausgegangen sind, deren Resultate dann schliesslich zur Konstruktion eines einfachen Feuerzeuges geführt haben. Ebenso liegt ein langer Weg

zwischen der ersten Beobachtung, dass ein gebogener Ast beim Loslassen zurückschnellt, und der schliesslichen Konstruktion eines Bogens, mittels dessen ein Pfeil sich in der gewünschten Richtung sicher aussenden lässt. Jede Technik, jedes praktische Verfahren, die Natur nach den menschlichen Bedürfnissen umzuformen, ist nur durch richtige Beobachtungen und zahlreiche Versuche ermöglicht worden. Wir kommen auf diese Betrachtungen zurück, wenn wir im folgenden die Natur der Magie bestimmen sollen.

So können wir den Aberglauben jetzt in bezug auf sein Verhältnis zur Religion und Wissenschaft bestimmen. Was mit den religiösen und wissenschaftlichen Wahrheiten einer gegebenen Zeit nicht in Uebereinstimmung steht, muss als falsch angesehen werden; wird es dennoch geglaubt, nennt man es Aberglauben. Oder genauer angegeben:

Aberglaube ist jede allgemeine Annahme, die entweder keine Berechtigung in einer bestimmten Religion hat oder im Widerstreit steht mit der wissenschaftlichen Auffassung einer bestimmten Zeit von der Natur.

Es leuchtet hiernach ein, dass es unmöglich wird, eine bestimmte Annahme ein für allemal als abergläubisch zu bezeichnen. Dieselbe kann nämlich von verschiedenen Voraussetzungen und Gesichtspunkten aus auch verschieden aufgefasst und beurteilt werden. So wird z. B. eine bestimmte Annahme nicht immer gleichartig vom religiösen und vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beurteilt werden. Ein Streit zwischen Glauben und Wissen gehört ja nicht eben zu den Seltenheiten; es wird somit leicht vorkommen können, dass eine Annahme vom wissenschaftlichen Standpunkte aus schon als Aberglaube bezeichnet wird, während die Kirche noch keineswegs geneigt ist, die Berechtigung dieser Auffassung zuzugeben. Die Relativität des Aberglaubens zeigt sich also schon da, wo eine bestimmte Annahme unter das Forum sowohl der Religion als der Wissenschaft gehört. Die durch diese verschiedenen Gesichtspunkte bedingte Schwankung in der Auffassung ist indes zumeist nur geringfügig. Eine viel grössere Unsicherheit rührt davon her, dass es ja nicht eine, sondern viele Religionen gibt; was für einen Menschen als töricht und abergläubisch feststeht, kann darum für den anderen ein religiöses Dogma sein, dessen Richtigkeit er niemals bezweifelt hat. Und was so von verschiedenen Menschen derselben Zeit gilt, wird natürlich weit mehr von verschiedenen Zeiten gelten. Die Wissenschaft sowohl wie die einzelne Religion entwickelt sich weiter und macht fortwährende Aenderungen durch. Was zu einer Zeit selbst den erfahrensten For-

schern als eine ganz natürliche Annahme erscheint, kann von einer späteren Zeit als der Ordnung der Natur widersprechend angesehen werden. Und was von einer bestimmten Kirche zu einer Zeit als unerschütterliches Dogma hingestellt wird, kann 100 oder 1000 Jahre später als gefährlicher Aberglaube verworfen und aufs heftigste von der Kirche verfolgt werden. Die Grenzen des Aberglaubens sind also äusserst schwankend; ob eine Annahme als Aberglaube bezeichnet werden darf oder nicht, kommt stets darauf an, von welchem Gesichtspunkte aus sie angesehen wird. Mit einigen historischen Beispielen können wir die Richtigkeit dieser Behauptung leicht nachweisen.

Wir nennen in unseren Tagen den abergläubisch, der an den Stein der Weisen mit seinen wunderbaren Eigenschaften glaubt; aber bei den gelehrten Magiern des Mittelalters kann dieser Glaube nicht Aberglaube genannt werden. Sie wussten nämlich nicht, dass jede Veränderung in der Natur stets das Resultat von verschiedenen Ursachen ist, und dass man darum nicht mit einem einzelnen Stoff so verschiedene Wirkungen hervorrufen kann, wie die Umwandlung eines Metalles in Gold und die Heilung irgend einer Krankheit. Noch weniger wussten sie etwas von dem Satz, der die Grundlage der ganzen modernen Chemie bildet, dass die Stoffmenge in der Welt unveränderlich ist; kein Stoff kann verschwinden, neuer Stoff kann nicht hervorgebracht werden. Sie meinten im Gegenteil, sie hätten oft Stoff verschwinden sehen, z. B. beim Verbrennen; es war nach ihrer Auffassung ganz in der Ordnung, dass ein Stück vom Stein der Weisen, auch nur so gross wie eine Erbse, ein Pfund Kupfer oder Blei in viele Pfund Gold zu verwandeln vermöge. Wir können diesen Glauben nicht Aberglauben nennen, denn er stand ganz in Uebereinstimmung mit ihrer Auffassung von der Natur. Gerade durch die verschiedenen missglückten Versuche, den Stein der Weisen darzustellen, lernten die alten Forscher erst, dass dieses gegen die Ordnung der Natur sei. Dadurch wurde erst die Lehre vom Stein der Weisen aus einer Wissenschaft zum Aberglauben.

Ebenso verhält es sich mit der Astrologie. Die Annahme, dass der Lauf der Gestirne die Ursache zu allen Veränderungen auf Erden sei, ist ebenso alt wie die Geschichte des Menschengeschlechtes; jedenfalls kann sie bei den Chaldäern, bis zu 4000 Jahren vor unserer Zeitrechnung, zurückverfolgt werden. Da man ferner wusste, dass der Lauf der Gestirne ein periodischer sei, so zog man daraus den ganz natürlichen Schluss, dass es nichts Neues unter der Sonne gebe, dass alles sich wiederhole. Achtet man also auf das, was auf der Erde geschieht, wenn die Gestirne eine gewisse Stellung zueinander einnehmen, so kann man voraussagen, was geschehen wird, wenn dieselbe Konstellation das nächste Mal wieder eintritt. Von diesen Voraussetzungen aus entwickelten die Chaldäer die Astrologie zu einer vollständigen Wissenschaft, die von den gelehrten Magiern des Mittelalters aufgenommen und weiter ausgebildet wurde. Aber Keplers Entdeckung der Gesetze für die Bewegung der Planeten gab der astrologischen Weisheit den Todesstoss. Also ein neues Beispiel dafür, dass das, was Jahrtausende hindurch anerkannte Wissenschaft gewesen ist, zu einer späteren Zeit beim Fortschreiten der Wissenschaft zum Aberglauben degradiert werden kann.

Ganz ähnlich ist das Verhältnis des Aberglaubens zur Religion. In sehr vielen Fällen ist der Aberglaube nur das Ueberbleibsel einer früheren Religion. Was ehemals von allen geglaubt und offiziell anerkannt wurde, lebt, wenn die betreffende Religion zerfällt, als volkstümlicher Aberglaube weiter; ein früher hochgepriesener Gott kann als schnöder Teufel enden. Eben das Wort Dämon bezeugt uns diesen Wandel. Das griechische daimôn bedeutet nämlich von Haus aus „Gottheit“, diente aber im späteren Altertum zur Bezeichnung von Göttern, die man immer mehr als Untergötter des höchsten Gottes, also als Gottheiten niederen Ranges, betrachtete. Als endlich der so schon abgeschwächte Polytheismus vom Christentum offiziell beseitigt ward, wurden die „Dämonen“ als böse Wesen betrachtet und lebten im Aberglauben des Mittelalters vielfach weiter als Teufel und Unholde, als „Dämonen“ in unserem Sinne des Wortes, ganz wie die Wissenschaft des Altertums sich in der Magie des Mittelalters fortsetzte.

Ebenso ist es in früher Vorzeit in Persien bei dem Uebergang aus dem alten Heidentum der vorhistorischen Iranier zur Ormuzdreligion Zoroasters zugegangen. Die vormaligen Götter, die (wie noch heutzutage die Götter in Indien) den Namen devas trugen, wurden grösstenteils zu Teufeln, zu Untertanen des verderblichen Ahriman gemacht; ihr Kultus wurde streng verboten und in ein Beschwören, ein Abwehren der schädlichen Mächte verwandelt. Somit wurde das persische Wort daêva (= deva), ganz wie das griechische daimôn, späterhin kurzweg zur Bezeichnung eines Teufels, und wenn der jetzige Perser oder Araber von einem bösen „Deo“ spricht oder in unheimlicher Weise mit ihm verkehrt, ahnt er wohl kaum, dass dieses Gebilde seines Aberglaubens einst als ein Gott verehrt worden ist.

Diese Beispiele genügen, um zu zeigen, dass man von einem höheren Standpunkte aus sehr oft das als Aberglauben bezeichnet, was früher als erhabene religiöse Vorstellung oder als unumstössliche wissenschaftliche Wahrheit angesehen wurde. Gehen wir aber umgekehrt zu immer niedrigeren Entwicklungsstufen zurück, so gelangen wir schliesslich zu einem Standpunkte, wo es keinen Aberglauben gibt, eben weil hier weder eine Religion noch eine Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes existieren. Beschränkt sich die „Religion“ auf einige höchst unklare und verworrene Vorstellungen von unbekannten Wesen, die man zwar fürchtet, keineswegs aber durch Kultushandlungen verehrt, und besteht die „Wissenschaft“ nur in einzelnen technischen Kenntnissen, so kann von Aberglaube keine Rede sein, weil keine, nicht einmal die widersinnigste Annahme Gefahr läuft, dem „Glauben“ und dem „Wissen“ zu widerstreiten. Die Worte Religion, Aberglaube und Wissenschaft, die auf höheren Kulturstufen gebildet sind, um bestimmte geistige Erscheinungen zu bezeichnen, sind hier einfach nicht anwendbar, indem die betreffenden Erscheinungen gar nicht als getrennte Gebiete vorkommen, sondern ein eigentümliches Gemisch religiöser und philosophischer Vorstellungen bilden. Es ist mithin ganz müssig, sich über die alte Frage zu streiten,

ob die primitivsten Naturvölker Religion besitzen oder nicht. Und wenn wir im folgenden auf diese Verhältnisse näher zu sprechen kommen, gebrauchen wir die verschiedenen Begriffe, ohne ängstlich zu erwägen, ob die Erscheinungen auch den Definitionen der Begriffe genau entsprechen. Was der Religion und dem Aberglauben höherer Entwicklungsstufen ähnlich ist, nennen wir schlechthin Religion und Aberglauben; irgend welche Missverständnisse können schwerlich daraus entstehen.

Definition der Magie.

Bisher haben wir ausschliesslich vom Aberglauben geredet und die Zauberei, die Magie, ganz ausser acht gelassen; die bis jetzt angestellten Erörterungen werden uns indes leicht zu einer Bestimmung derselben führen. Die Magie steht nämlich in demselben Verhältnisse zum Kultus und zur Technik, wie der Aberglaube zur Religion und Wissenschaft. Durch die Kultushandlungen hofft der Mensch höhere Mächte seinen Wünschen gemäss zu beeinflussen; durch die Technik erstrebt er die Bearbeitung und Umformung eines Gegenstandes zu einem bestimmten Zweck. Es ist nun möglich, diese Ziele durch Handlungen erreichen zu wollen, die weder Kultushandlungen sind noch auf sicheren technischen Kenntnissen beruhen; ein solches Handeln nennt man magisch. Als erste Abgrenzung der Magie können wir also feststellen:

Magie ist jede Handlung, die eine Beeinflussung entweder der übersinnlichen oder der sinnlichen Welt bezweckt, aber weder zu den Kultushandlungen noch zu den technischen Operationen gerechnet werden kann.

Diese Definition, die jedenfalls hinreicht, um eine Trennung der Magie vom Kultus und von der Technik zu ermöglichen, bedarf indes einer näheren Beleuchtung, damit der Unterschied zwischen denselben deutlicher hervortritt.

Wir werden im folgenden sehen, dass magische Handlungen tatsächlich bei allen Naturvölkern der Gegenwart vorkommen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch schon bei den vorhistorischen Völkern vorgekommen sind und ihre Bedeutung keineswegs der wachsenden Kultur proportional einbüssen. Dies kann denn auch nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, wie der Mensch dazu gekommen sein mag, Magie auszuüben. Der psychologische Ursprung der Magie ist unzweifelhaft ein Wunsch, zu dessen Erfüllung der Mensch überhaupt kein einigermassen sicheres Mittel weiss. Solche Wünsche sind

natürlich um so zahlreicher, je niedriger seine Kulturstufe ist, also je mehr ihm die sicheren technischen Kenntnisse abgehen. Wenn Gewitter und Ueberschwemmungen, zu grosse Hitze und Dürre seine Nahrungsmittel zu beschränken drohen; wenn Krankheiten ihn und seine Genossen befallen; wenn er auf der Jagd kein Glück hat oder im Kampfe mit mächtigeren Nachbarn unterliegt: so steht er diesen Ereignissen ratlos gegenüber. Etwas muss getan werden, einfach um das Leben zu erhalten. Götter, zu welchen er um Hilfe flehen kann, kennt der primitive Mensch meistens nicht; folglich muss er sich selbst helfen. Dass es Mittel gibt, der Not abzuhelfen, dessen ist er sicher; die Sonne, die Wolken, die Gewässer, die Tiere und Bäume sind ja wie er selbst lebende Wesen, so dass es sich nur darum handeln kann, die richtigen Mittel zu finden, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Irgend etwas wird also angefangen.

Völlig sinnlos und aus der Luft gegriffen ist das magische Verfahren wohl selten. Wie den technischen liegen auch den magischen Operationen bestimmte, wenn auch ganz unzureichende Erfahrungen zugrunde. Dies geht unzweifelhaft aus dem Umstande hervor, dass die Zauberbräuche der meisten Naturvölker in den Hauptzügen übereinstimmen. Ein früheres, zufälliges Zusammentreffen gewisser Ereignisse, unklare Assoziationen und Analogieschlüsse leiten die Wahl der auszuführenden Handlung. Dass solche Operationen, die auf einem äusserst schwankenden Boden ruhen, nicht sofort wieder aufgegeben werden, indem sie sich als illusorisch erweisen, rührt wohl zunächst davon her, dass sie tatsächlich oft, auf Umwegen (vgl. besonders Kap. 35) den gewünschten Erfolg haben. Und hat eine gewisse Handlung sich nur einige Male als zweckmässig erwiesen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass sie als unfehlbarer Zauber der Nachwelt überliefert wird.

Man kann diese Entstehung der Zauberbräuche bei den Naturvölkern leider nicht mehr beobachten, weil die Magie derselben — so wie jede andere geistige Tätigkeit — schon längst ihre Entwicklung abgeschlossen hat und von alters her in festen Formen auftritt. Wir werden aber im folgenden sehen, dass die Magie bei den primitivsten der jetzigen Naturvölker zunächst als eine besondere Art Technik anzusehen ist, die wegen ihrer Schwierigkeit und wegen anderer Eigentümlichkeiten nur von speziell veranlagten Personen ausgeübt wird. Die nahe Verwandtschaft zwischen Magie und Technik zeigt sich auch dadurch, dass die Ausübung vieler technischen Operationen fast immer mit magischen Zeremonien verbunden ist. Dies gilt z. B. von der Zubereitung der Pfeilgifte der südamerikanischen Indianer; nach der Auffassung dieser Völker ist es aller Wahrschein-

lichkeit nach vielmehr der geheimnisvolle Zauber als der angewandte Stoff, welcher dem Gifte seine tötende Wirkung verleiht. Ebenso stehen bei fast allen afrikanischen Völkern die Schmiede und Metallarbeiter als eine besondere Klasse da, die entweder hoch geehrt oder tief verachtet ist, wozu ausser vielen anderen Ursachen auch der Umstand beiträgt, dass dieses schwierige Handwerk mit unheimlichen magischen Künsten verknüpft ist. Auch in Europa, im Mittelalter und noch später wurden die Schmiede als besonders zauberkundig angesehen. Auf solchen Gebieten schliesslich, wo den Naturvölkern eine wirkliche Einsicht vollständig fehlt, wie z. B. in die Natur der Krankheiten, da kann von Technik im eigentlichen Sinne auch keine Rede mehr sein; jede ärztliche Tätigkeit, mit Ausnahme vielleicht der einfachen Wundbehandlung, wird daher ganz und gar magisch. Aus diesen verschiedenen Tatsachen erhellt zur Genüge, dass sich das Verhältnis zwischen Magie und Technik folgendermassen feststellen lässt:

Die Magie ist eine Technik, die über die Grenzen des sicheren technischen Wissens hinausgeht.

Auf höheren Kulturstufen, wo religiöse Vorstellungen im eigentlichen Sinne gebildet sind und ein Kultus entstanden ist, kann die Magie auch in enge Beziehung zum Kultus treten, indem die Götter als die bei den magischen Operationen wirkenden Kräfte angesehen werden. Wenn nun der Kultus und die Magie von denselben Personen, den Priestern, zugleich ausgeübt wird, so erhebt sich die Frage, wie die Kultushandlungen von den magischen Handlungen zu unterscheiden sind. Bei vielen Völkern existiert ein solcher Unterschied wahrscheinlich gar nicht. Da der Kultus im höheren Sinne aber eine Verehrung der Gottheit ist, während die Magie ihrer Natur nach als ein technisches Verfahren eine unmittelbare, notwendige Wirkung ausübt, so unterscheiden sich die beiden Gebiete durch die folgenden Merkmale:

Magisch sind diejenigen Handlungen, durch die man, wie man annimmt, eine zwingende Macht über die Götter ausüben kann, während Handlungen, durch welche man nur die Stimmung der Götter zu beeinflussen hofft, als eigentliche Kultushandlungen zu betrachten sind.

Aus dem hier dargelegten Unterschiede einerseits zwischen Aberglauben, Religion und Wissenschaft, andererseits zwischen Magie, Kultus und Technik ist leicht ersichtlich, dass auch eine bestimmte Beziehung zwischen Aberglauben und Magie bestehen muss. Wie der Kultus die religiöse Praxis darstellt, wie die Technik aus den wissen-

schaftlichen Beobachtungen entspringt, so verhält sich auch die Magie zum Aberglauben, wie Praxis zur Theorie. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, dass wir magischen Handlungen schon auf so niedrigen Kulturstufen begegnen, wo wir von Aberglauben noch nicht reden können. Die Magie geht also keineswegs immer aus abergläubischen Vorstellungen hervor; sehr oft sind die letzteren wahrscheinlich erst zu dem Zweck erfunden, die schon bestehende magische Praxis zu erklären. Wenn aber eine solche falsche, abergläubische Theorie erst entstanden ist, übt sie ihrerseits wieder eine Rückwirkung auf die Magie aus. Teils können daraus neue Zauberbräuche entstehen, teils können auch Handlungen, die dem Ausführenden vielleicht ganz einfach und natürlich erscheinen, vom Gesichtspunkte der Theorie aus als magisch aufgefasst werden.

Die Geschichte weist genügende Beispiele dieser Art auf. Ueberall, wo ein weniger zivilisiertes Volk mit einem anderen zusammenstösst, das eine mehr entwickelte Wissenschaft besitzt, werden die Resultate der letzteren für Magie angesehen; so z. B. im Mittelalter, als die Europäer mit den Mauren zusammentrafen, bei denen die Naturwissenschaften eine hohe Entwicklung erreicht hatten. Die Gelehrten des Mittelalters waren zum grössten Teil Männer, die an den Universitäten der Mauren studiert hatten; aber das Wissen, das sie mit zurückbrachten, war für die unwissende Menge Magie. Die Gelehrten bezeichneten sogar selbst ihr Wissen als „natürliche Magie"; tatsächlich war es zum Teil nichts anderes, als was wir jetzt Naturwissenschaft nennen, denn es beruhte zunächst auf der Kenntnis der Naturgesetze. So schreibt Caspar Schott in seinem grossen Werk: Magia universalis naturae et artis 1657: „Natürliche Magie nenne ich eine gewisse verborgene Kenntnis der Geheimnisse der Natur, wodurch man, wenn man die Natur, die Eigenschaften, verborgenen Kräfte, Sympathien und Antipathien der einzelnen Dinge erkannt hat, gewisse Wirkungen hervorrufen kann, die denjenigen, welche mit den Ursachen unbekannt sind, seltsam oder sogar wunderbar erscheinen." Hier wird also geradeheraus gesagt, dass das, was für den Eingeweihten natürlich ist, dem Unwissenden als Magie erscheint.

Ein ganz analoger Unterschied in der Auffassung entsteht, je nachdem eine Begebenheit von einem religiösen oder von einem abergläubischen Standpunkte aus betrachtet wird. Wenn sie von religiösen Vorstellungen aus erklärt, d. h. wenn sie als Resultat eines direkten Eingreifens der Gottheit aufgefasst wird, so wird sie als ein „Wunder" angesehen. Wird sie dagegen von abergläubischen Vorstellungen aus erklärt, so ist sie „Zauberei".

Wir haben ein schlagendes Beispiel hierfür beim Auszug der Juden aus Aegypten. Im II. Mose 7, 10—12 lesen wir: „Da gingen Mose und Aaron hinein zu Pharao und taten, wie ihnen der Herr geboten hatte; und Aaron warf seinen Stab vor Pharao und vor seinen Knechten, und er ward zur Schlange. Da forderte Pharao die Weisen und Zauberer; und

die ägyptischen Zauberer taten auch also mit ihrem Beschwören. Ein jeglicher warf seinen Stab von sich, da wurden Schlangen daraus . . ." Dasselbe wiederholt sich dann mehrere Male; da Moses das Wasser der Flüsse in Blut verwandelt und die Frösche aus der Erde hervorruft, tun die Weisen dasselbe. Aber während Moses' Taten den Juden als Wunder erschienen, weil sie durch das Eingreifen des Herrn geschahen, werden die ägyptischen Priester Zauberer genannt, weil sie es mit Hilfe von falschen Göttern ausführten. Jeder aber kann sich sagen, dass die Aegypter die Sache gerade umgekehrt aufgefasst und Moses als einen mächtigen Zauberer angesehen haben werden. Aehnlich betrachteten die Heiden die Wunder Jesu und der Apostel als magische Künste, wie Schriften aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. uns lehren.

Es kommt also jedesmal auf den Standpunkt an. Was für den einen ein Wunder ist, weil er es sich mit Hilfe der Gottheit ausgeführt denkt, ist für den anderen Zauberei, weil er nicht an denselben Gott glaubt und für den dritten ein ganz natürliches Ergebnis, weil er die technischen Mittel kennt, durch welche die Erscheinung zustande gebracht ist. Eine Handlung wird also nur durch eine abergläubische Auslegung magisch; sobald man die wahre Wirkungsweise derselben kennt, erscheint sie natürlich und ist somit nicht mehr Magie.

Der Gang der Untersuchung.

Wir haben bis jetzt Rechenschaft darüber abgelegt, was unter „Aberglaube" und „Zauberei" zu verstehen ist, und damit die Grenzen für die Phänomene gezogen, welche im folgenden behandelt werden sollen. Es bleibt uns nun noch übrig, in kurzen Zügen den Gang unserer Untersuchung zu bestimmen.

Es hat für uns natürlich das grösste Interesse, die Entwicklung des Aberglaubens in Europa zu verfolgen. Dabei bedarf es indes nur geringer Kenntnisse, um zu sehen, dass die Entwicklung durchaus nicht in einer geraden Linie von einem einzelnen Punkt aus verläuft, und dass die Anfänge ausserhalb Europas liegen. Von der grossen Masse abergläubischer Vorstellungen, die im Laufe der Zeit unseren Erdteil beherrscht haben, hat nur ein sehr geringer Teil seine ursprüngliche Heimat bei den europäischen Völkern selbst; das meiste ist von den Völkern des Morgenlandes her importiert. Diese Einführung ist zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen vor sich gegangen. Wenigstens 3 Hauptquellen sind für den europäischen Aberglauben nachweisbar ausser dem, was ursprünglich von den europäischen Völkern selbst herstammt. Der erste Einfluss ging von den Chaldäern aus zu der Zeit, als Alexander der Grosse in Persien eindrang. Der zweite Hauptstrom ist gemischten, nämlich jüdisch-

ägyptisch-arabischen Ursprungs und gelangte mit den Mauren nach Europa. Der dritte endlich kam in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Amerika hierher, ist aber mit einer Menge indischer (buddhistischer) Elemente vermischt worden. Jeder dieser Hauptströme hat seinen eigentümlichen Charakter und hält sich lange Zeit isoliert, bis er sich schliesslich mit den anderen Strömen mischt. Wir müssen deshalb nicht nur den Lauf jedes einzelnen verfolgen, sondern auch die Resultate ihrer Mischung darlegen.

Haben wir so über die Tatsachen und über die Formen, welche der Aberglaube und die Magie im Laufe der Zeit annahmen, Rechenschaft abgelegt, so werden wir dazu übergehen, die Ursachen zu den verschiedenen Erscheinungen zu untersuchen. Der Aberglaube kann ebensowenig wie sonst etwas in der Welt ohne Ursache sein. Wenn der Mensch glaubt, ein Gespenst zu sehen, so sieht er auch ohne Zweifel irgend etwas. Es kann ein Stück Zeug sein, das sich, vom Monde beleuchtet, im Zuge eines offenen Fensters schwach bewegt; es kann auch sein, dass die Erscheinung ausschliesslich in einem krankhaften Gehirnzustande des Beobachters begründet ist: in beiden Fällen aber ist es unzweifelhaft, dass etwas wahrgenommen wird; nur die Deutung des Wahrgenommenen ist verkehrt. So liegen hinter allen abergläubischen Vorstellungen gewisse Beobachtungen, die nur unrichtig aufgefasst worden sind. Der Aberglaube besteht ja in Irrtümern. Ebenso aber wie es ein Interesse hat, die Irrtümer, die falschen Deutungen gewisser Beobachtungen, nachzuweisen, so ist es nicht weniger von Interesse, den physischen und psychischen Phänomenen auf die Spur zu kommen, welche die Veranlassung zu den Irrtümern gegeben haben. Erst bei einer solchen Untersuchung bekommt die ganze Arbeit ihren natürlichen Abschluss. Denn bestimmte Anschauungen als Irrtümer, als Aberglauben zu bezeichnen, ist erst dann berechtigt, wenn erwiesen ist, dass diese Anschauungen durch unrichtige Erklärung gewisser Tatsachen entstanden sind, welche nach der Kenntnis späterer Zeiten in ganz anderer Weise aufgefasst werden müssen. Auf diese abschliessende Untersuchung lege ich daher in meiner ganzen Arbeit das Hauptgewicht. Da aber die Lösung dieses Teiles unserer Aufgabe in hohem Grade erleichtert wird, wenn wir den Aberglauben bis auf seinen Ursprung zurück verfolgen können, so leiten wir unsere Untersuchungen mit einem kurzen Ueberblick über die religiösen und philosophischen Vorstellungen und die Zauberei bei den Naturvölkern ein.

Kapitel 2.

Religion und Magie bei den Naturvölkern.

Religiöse Vorstellungen und Naturauffassung.

Die ältesten geschichtlichen Nachrichten, die wir besitzen, stammen von den Aegyptern und dem alten chaldäischen Volk, den Akkadern, her; diese Nachrichten reichen 4000 Jahre vor unsere Zeitrechnung zurück. Von einem früheren Zeitpunkt an können wir die Entwicklung des Menschengeschlechts geschichtlich nicht verfolgen. Nun zeigen die ägyptischen und akkadischen Berichte, dass diese Völker selbst in den ältesten, unbekannten Zeiten grosse Reiche gebildet haben, die von mächtigen Königen beherrscht und im Besitz einer hohen Kultur waren. Die Berichte geben uns also nur indirekte und unsichere Einblicke in die Verhältnisse des primitiven Menschen: es muss eine fortschreitende Entwicklung langer Zeiten vorausgegangen sein, ehe der Mensch zu dem Standpunkt gelangt ist, auf dem die Aegypter und Akkader in den ältesten geschichtlichen Zeiten standen. Suchen wir zuverlässigen Aufschluss über wirklich primitive Zustände, so müssen wir uns an die noch existierenden Naturvölker wenden, z. B. an die Grönländer, die amerikanischen Indianer, die Neger in Afrika, die Australier und die sibirischen Völker. Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dass die Naturauffassung und die magischen Künste auch dieser Völker eine gewisse Entwicklung durchlaufen haben, so dass auch sie keineswegs als die primitivsten Zustände auf diesem Gebiete angesehen werden dürfen; aber wir können nun einmal die Entwicklung nicht weiter zurückverfolgen.

Die religiösen Vorstellungen und die Naturauffassung der Naturvölker sind selbstverständlich nicht alle gleich. Man findet zwar gewisse Hauptzüge, die allen Völkern gemeinsam sind; dieselben sind aber äusserst verschieden bearbeitet, zeigen also eine ganze Reihe verschiedener Entwicklungsstufen. Letztere bilden ferner auch keineswegs eine gerade Linie, so dass man sich etwa denken könnte, die höheren Stufen wären nur in der Weise erreicht, dass sich ein Volk nach und nach von den niedrigsten Stufen durch alle dazwischenliegenden zu den höheren erhoben hätte. Dies ist ganz gewiss nicht der Fall; einige der uns bekannten Standpunkte sind wahrscheinlich gar nicht Durchgangsstufen, sondern vielmehr ein Rückschritt, der auf einen höheren, früheren Standpunkt der betreffenden Völker hin-

weist. Welchen Weg die Entwicklung in den einzelnen Fällen gegangen ist, muss vorläufig dahingestellt bleiben, und es kann wohl auch recht zweifelhaft sein, ob es der Forschung je gelingen wird, dies mit Sicherheit nachzuweisen. Für unsere Aufgabe ist es glücklicherweise ohne grössere Bedeutung, ob eine solche Entwicklungsgeschichte der primitiven religiösen und philosophischen Vorstellungen sich darlegen lässt oder nicht. Es handelt sich für uns nur darum, den Anfängen der Religion und der Wissenschaft, die der Entwicklung in historischen Zeiten wahrscheinlich vorausgegangen sind, nachzuforschen. Solche Anfänge verschiedener Art finden wir nun bei den Naturvölkern der Gegenwart; und da die Hauptansichten der letzteren sich auch in den ältesten Berichten der historischen Völker wiederfinden, dürfen wir zweifelsohne davon ausgehen, dass die Ansichten der alten Kulturvölker sich in vorhistorischen Zeiten aus ähnlichen Anfängen entwickelt haben.

Allen Naturvölkern gemeinsam ist die sogenannte animistische Naturauffassung: die ganze Natur, Sonne und Mond, Wolken, Gewässer und Feuer, Tiere und Bäume, manchmal zugleich Gebirge und Steine werden als beseelt betrachtet. Gewisse psychische Erscheinungen (vgl. Kap. 32) führen den Menschen leicht zu der Annahme, dass alle Lebensäusserungen des Menschen auf etwas von dem sichtbaren Körper verschiedenem, einer „Seele", beruhen. In Analogie hiermit wird eine Seele überall angenommen, wo Leben, Bewegung, Veränderung ist. Der Tod ist einfach eine Trennung der Seele vom Körper; die Seelen der Verstorbenen führen dann nachher als unsichtbare Geister eine selbständige Existenz weiter. Diese letztere Annahme kommt allerdings fast überall vor; da sie aber mit dem Animismus nicht untrennbar verknüpft ist, können wir dieselbe, um ihre relative Selbständigkeit hervorzuheben, mit einem modernen Ausdruck als spiritistische Auffassung bezeichnen. Die Religion und die Philosophie der Naturvölker sind meistens ein inniges Gemisch animistischer und spiritistischer Vorstellungen, in dem bald das eine, bald das andere Element in den Vordergrund tritt. Zuweilen, bei den am niedrigsten stehenden Völkern, sind die Vorstellungen so unklar, dass die Natur oder Art der Geister sich kaum angeben lässt. Dies gilt besonders von den Botokuden in Brasilien, den Pescheräern auf dem Feuerlande und den Buschmännern in Südafrika. Bei diesen Völkern hat man auch bisher vergebens die Spuren eines Kultes gesucht, so dass sich mit einem gewissen Recht behaupten lässt, dass sie keine Religion haben.

Etwas Aehnliches gilt zum Teil auch von den Australiern. Sie glauben, dass die Seelen der Toten sich erst einige Zeit in der Nähe

des Grabes aufhalten und auf den alten Jagdgründen jagen. Tagsüber verstecken sie sich in den Gräbern oder in den Rinden der Bäume; nur nachts schweifen sie umher. Ihr Aussehen ist recht unheimlich: sie sind wohl den lebenden Menschen ähnlich, haben aber an den Knochen kein Fleisch; die Augen dieser Gerippe funkeln wie Sterne. Obwohl die Geister den Menschen schaden können, sind sie gewöhnlich ihren früheren Stammesgenossen nicht gefährlich, wenn sie nur nicht beunruhigt werden. Dessenungeachtet fürchtet sich der Australier so vor den Geistern, dass er sich abends vom Lager nicht ohne eine Fackel entfernt, durch die er die Geister verscheuchen zu können meint. Nach einem kurzen Aufenthalt auf der Erde steigen sie zu den Wolken empor, wo sie gewöhnlich bleiben; jedoch liegt kein Hindernis für sie vor, zur Erde zurückzukehren; sie wechseln aber dann die Farbe und werden Weisse. Die Europäer werden also als Wiedergänger[1]) angesehen. Diese Auffassung hindert die Australier jedoch nicht, weisse Frauen zu heiraten, wenn dieselben gelegentlich in ihre Gefangenschaft geraten. Ihre Vorstellungen von den Geistern scheinen demnach etwas unklar und verschwommen zu sein.

Neben diesen spiritistischen Vorstellungen kommen bei den Australiern auch animistische Vorstellungen vor, und bei einigen Stämmen, so z. B. bei den Dieri in Zentralaustralien, finden sich auch die Anfänge eines Kultes. Die Dieri rufen eine höhere Macht, Mura Mura, an; es lässt sich jedoch nicht entscheiden, ob sie sich darunter einen Gott oder die Seelen der Vorfahren vorstellen. Bei anderen Stämmen, so den Arunta und den Kurnai, die in neuester Zeit eingehend beobachtet worden sind, findet man keinen Kultus, wohl aber eine eigentümliche Philosophie; diese wird den Weibern und den Kindern geheim gehalten, dagegen dem Jünglinge beim Uebergange zum Mannesalter mitgeteilt; dann wird er in die Mysterien eingeweiht. Die Philosophie ist ausgesprochen deistisch; sie lehrt, dass die Welt ursprünglich von einem Gotte, dem Mungan-ngaur der Kurnai, dem Baiame der Arunta, gebildet — nicht geschaffen — wurde. Den Beifall und die Gunst des Gottes erreicht man nur durch Gerechtigkeit und guten Wandel. Da die Lehre, wie gesagt, den Weibern unbekannt ist und auch den Europäern unbekannt war, bis Mr. Howitt so lange unter den Kurnai gelebt hatte, dass er in die Mysterien eingeweiht wurde, so kann keine Rede davon sein, dass die Ideen dem Christentume entlehnt sind. In letzterem Falle würden nämlich die Weiber und die Kinder mit der Lehre vertrauter sein als die Männer.

---

[1]) Ein in der deutschen Mythologie nicht seltenes Wort = Gespenst, Geist.

Einen Gott, der als Bildner oder Schöpfer der Welt aufgefasst, aber nicht verehrt wird, findet man übrigens bei vielen andern Völkern. Eine ganz analoge Stellung nimmt Kitchi Manitu (grosser Geist) der nordamerikanischen Indianer, Okki der Kanadier und Umkulunkulu der Zulus ein, und es kann jetzt als feststehend angenommen werden, dass die genannten Götter nicht dem Christentume entlehnt sind. Schon in den ältesten Berichten über die religiösen Vorstellungen der betreffenden Völker sind diese Götter erwähnt, und solche Berichte sind lange vor der Tätigkeit der Missionare aufgezeichnet. Ausserdem geht nicht selten aus den Mitteilungen der Eingeborenen hervor, dass der Vorstellung von dem höchsten Gotte früher eine grössere Bedeutung beigelegt wurde, als es jetzt der Fall ist. Ein intelligenter Zuluhäuptling erzählte z. B. den Missionaren folgendes:

„Ihr glaubt also,“ sagte er, indem er auf die Sterne wies, „dass zwischen ihnen und auf der anderen Seite von ihnen ein allmächtiger Herr wohnt, der uns alle geschaffen hat und unser Vater ist? Unsere Vorfahren pflegten allerdings vom Herrn des Himmels zu reden, und wir bezeichnen die grossen leuchtenden Flecke, die ihr über euren Häuptern seht, als den Weg der Götter; aber es scheint uns, dass die Welt stets gewesen sein muss, ausgenommen Menschen und Tiere, welche nach unserer Ansicht einmal einen Anfang gehabt haben müssen, erst die Tiere und dann die Menschen. Jedoch wissen wir nicht, wer sie in die Welt brachte. Wir beten die Geister unserer Vorfahren an, und wir bitten sie um Regen, reichliche Ernte, Gesundheit und gute Aufnahme bei ihnen nach dem Tode.“

Es ist daher nicht ganz unwahrscheinlich, dass diese Götter, die nicht mehr verehrt werden, nur als Ueberbleibsel früherer erhabener Religionen aufzufassen sind.

Die mit einem Kultus verbundenen religiösen Vorstellungen der Naturvölker können in zwei Gruppen geteilt werden; diese unterscheiden sich dadurch, dass in der einen die Naturgeister, in der anderen Gruppe die Seelen der Verstorbenen hauptsächlich verehrt und angebetet werden. Als Beispiel eines fast reinen Seelenkultes führe ich die Religion der südafrikanischen Bantustämme an. Zwischen den Geistern der Vorfahren, die angerufen werden, besteht ein Rangunterschied, der indes nicht von den Eigenschaften der Verstorbenen oder von den Stellungen, die sie auf Erden einnahmen, sondern ausschliesslich von der seit dem Tode verflossenen Zeit abhängig ist. Ein Zulu hat diese Auffassung in folgender Weise dargestellt:

„Wir Schwarzen ehren nicht alle unsere Amatongos (Vorfahren), d. i. alle Toten unseres Stammes ohne Unterschied. Im allgemeinen wird nur das Haupt eines jeden Hauses von den Kindern desselben angebetet, denn sie kennen nicht die übrigen Vorfahren, die tot sind, auch kennen sie nicht ihre Namen. Aber mit ihrem Vater, den sie kannten, beginnen und beenden

sie ihr Gebet, denn sie kennen ihn und seine Liebe zu seinen Kindern am besten. Er wird uns in derselben Weise behandeln auch jetzt, da er tot ist. So ist es, obwohl wir die vielen Amatongos unseres Stammes anbeten, die einen dichten Zaun um uns zu unserem Schutz bilden; doch steht unser Vater uns weit höher als alle anderen, wenn wir die Amatongos ehren. Unser Vater ist ein grosser Schatz für uns, selbst wenn er tot ist. Wenn Krankheit im Kraal ist, preist der älteste Sohn ihn mit all' den ehrenvollen Beinamen, die er im Kampf und in der Schlacht gewann; zugleich preist er aber auch alle die übrigen Amatongos.

Wir wissen auch, wie solch eine Anrufung und Lobpreisung der Geister bei diesen Stämmen ausgeübt wird. Natürlich ist sie mit Opfern an die Geister verbunden; nachdem das Innere des Opfertieres herausgenommen ist, ruft der Häuptling: „Ihr, Geister meiner Vorfahren, empfanget dieses Opfer, es ist eure Speise. Gebt mir Gesundheit nach eurer Barmherzigkeit!" Als ein gutes Zeichen wird es angesehen, wenn das Tier während des Schlachtens brüllt; dann ruft man: „Brülle laut, du Ochse unserer Geister!" Ein Teil des Blutes und Fettes wird an einer abseits gelegenen Stelle verbrannt, und zwar das Fett mit Rauchwerk zu einem süssen Geruch für die Geister; danach beginnt die Opfermahlzeit. Der Häuptling geht dann mit einem Diener, welcher eine Speisematte trägt, zum äussersten Ende der Einfriedigung für das Vieh und ruft: „Ruhe, Stille! Ich bitte euch, ihr Geister unserer Väter, die ihr so grosse und edle Taten vor uns ausgeführt habt, um guten Erfolg und Glück. Ich bitte euch, ihr wollet meinen Kraal mit Vieh füllen, meine Scheuern mit Korn, meine Häuser mit Kindern, damit ihr nie aus unserem Gedächtnis schwindet."

Im Gegensatz zu den Bantustämmen sind bei den nordamerikanischen Indianern fast ausschliesslich die Naturgeister Gegenstand des Kultes. Die Sonne und das Feuer, die Winde, die mit den vier Weltgegenden identifiziert werden, und die mystischen Kräfte, die verschiedenen nützlichen und schädlichen Tieren eigen sind, werden als bestimmte Gottheiten personifiziert und besonders verehrt. Bei verschiedenen Gelegenheiten feiert man Feste, bei welchen Tänze zur Ehre der Götter aufgeführt und die Götter angerufen werden. Die Indianer besitzen ferner einen reichen Schatz mythologischer und sagenhafter Erzählungen von den Taten der Gottheiten; in diesen Mythen spielen die Stammväter der Tiere eine hervorragende Rolle. Die Gebete des täglichen Lebens sind gewöhnlich äusserst kurz: „Geister, habt Mitleid mit mir und zeigt mir, wo ich einen Bären finden kann." Ein Reisender erzählte, dass er einmal mit einigen Indianern zu Wasser gereist sei; sie kamen an einen See. Die Indianer nahmen ihre Pfeifen und fingen an, zu rauchen, indem sie die Winde anflehten, ruhig zu sein, damit sie ohne Gefahr über den See kommen könnten.

Neben dieser direkten Hinwendung an die Geister besteht bei den nordamerikanischen Indianern auch die Form des Kultes, die man Fetischdienst nennt. Ein Fetisch ist irgend ein sichtbarer Gegenstand,

der zufällig gefunden und als Gott verehrt wird. Nicht selten sieht man, dass ein Indianer den ersten besten runden Stein aufnimmt, ihn bemalt, dann wenige Schritte von seiner Wohnung fortgeht und das Gras in einem Kreis von 1—2 Fuss Durchmesser ausreisst. Hier stellt er den Stein oder seinen Gott, wie er ihn bezeichnen würde, auf, opfert ihm etwas Tabak und einige Federn und fleht ihn an, ihn vor einer Gefahr zu bewahren, von der er wahrscheinlich geträumt, oder die er sich sonst irgendwie eingebildet hat. Dieses beim ersten Blick recht sonderbare Verfahren steht, näher betrachtet, in völliger Uebereinstimmung mit der Denkweise der Naturvölker. Da die ganze Natur beseelt ist, kann ein mächtiger Geist sehr wohl zeitweilig seinen Sitz in einem unansehnlichen Gegenstand haben; schaden kann es jedenfalls nicht, zu versuchen, ob solch ein Geist nicht geneigt wäre, dem Betenden Gehör zu leisten. Dass die Auffassung von einem Fetisch wirklich auf einer solchen Denkweise beruht, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Die Neger an der Küste von Guinea sind typische Beispiele von Fetischdienern; einer ihrer Häuptlinge hat die folgende Darstellung von der Entstehung eines Fetisches gegeben:

„Wenn jemand von uns beschlossen hat, etwas Wichtiges vorzunehmen, so ist das erste, was er tut, dass er sich einen Gott als Hilfe zu seinem Vorhaben sucht. Zu diesem Zweck geht er aus und nimmt das erste lebende Geschöpf, das sich ihm zeigt, zum Gott, einen Hund, eine Katze oder auch eines der allerniedrigsten Tiere. Es kann auch ein lebloser Gegenstand sein, den er auf seinem Wege findet, ein Stein, ein Stück Holz oder was es sonst gerade ist. Diesem neuen Gott bringt er gleich ein Opfer dar, erklärt ihm sein Vorhaben und gelobt ihm feierlich, dass, wenn dieses gelinge, er ihn fernerhin als seinen Gott betrachten und ihn ehren wolle. Wenn das Vorhaben also glückt, hat er einen neuen, sehr nützlichen Gott entdeckt, dem er jeden Tag opfert; im entgegengesetzten Fall verwirft er den neuen Gott als unbrauchbar; derselbe wird dann wieder, was er vorher war."

Die höchste und reichste Entwicklung der religiösen Vorstellungen, die wir bei den jetzigen Naturvölkern kennen, findet sich unzweifelhaft in Polynesien, auf den östlichsten Inseln im stillen Ozean. Es sind hier, wie bei den Indianern, die Naturerscheinungen, in erster Linie der Himmel und die Sonne, die als Götter, Tangaroa und Maui, personifiziert sind und verehrt werden. Um diese höchsten Götter schart sich eine ganze Reihe niederer Naturgötter, der Mond, das Meer, der Regen und der Sturm, die Berge und die Vulkane. Für die Götter sind Tempel mit oft kolossalen, steinernen Idolen erbaut, und ein zahlreicher, hoch angesehener Priesterstand verrichtet den Gottesdienst. Eine fast überreiche Mythologie, Erzählungen von den Erlebnissen und den Taten der Götter ist entstanden; unsere Kenntnis derselben ist indes recht mangelhaft, weil die verschiedenen

Mythen auf verschiedenen Inseln gesammelt worden sind und kaum miteinander in Einklang gesetzt werden können. Uebrigens ist diese Religion wahrscheinlich sehr alt; schon zu der Zeit, als die Europäer zum ersten Mal mit den Polynesiern in Berührung kamen, war der Kult der Götter im Verfall begriffen, und an Stelle desselben war im täglichen Leben der Völker ein Seelenkult getreten. Die Seelen der Verstorbenen, Tiki, werden als boshafte Wesen aufgefasst, die sonderbarerweise um so boshafter sind, je jünger die Verstorbenen in ihrer Todesstunde waren. Ihr Wohlwollen erreicht man nur durch Opfer; während aber die grossen Naturgötter häufige Menschenopfer forderten, begnügen sich die Tiki mit geringeren Opfern. Das Emporblühen der spiritistischen Vorstellungen in Polynesien bedeutet also einerseits einen ethischen Fortschritt, andererseits einen intellektuellen Rückschritt.

Die Magie der Naturvölker.

Die Arbeitsteilung ist eine einfache Folge der Kultur. Mit der wachsenden geistigen Entwicklung werden auch die menschlichen Bedürfnisse mannigfaltiger, so dass es dem einzelnen unmöglich wird, die zur Befriedigung derselben nötigen Arbeiten auszuführen; es tritt darum eine Arbeitsteilung ein, indem das einzelne Mitglied der Gesellschaft nur solche Arbeiten ausführt, wozu es sich besonders befähigt zeigt. Auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung dagegen ist kaum eine Spur der Arbeitsteilung nachweisbar. Jedes Mitglied einer kleinen umherschweifenden Horde muss alle vorfallenden, verschiedenartigen Arbeiten ausführen können; jedermann trägt dazu bei, die Nahrung herbeizuschaffen und die einfachen Geräte und Waffen herzustellen. Die Anfänge einer festen Arbeitsteilung treten höchstens in der Weise auf, dass das Aufsuchen der animalischen Nahrung den Männern obliegt, während die Weiber die pflanzliche Nahrung sammeln und die Nahrungsmittel zubereiten. Es wird wohl auch vorkommen können, dass ein Mitglied der Horde, das sich durch besondere Geschicklichkeit auszeichnet, seine Genossen mit einer bestimmten Art Waffen oder Geräte versorgt; in einer kleinen Gesellschaft wird die Nachfrage aber schwerlich so gross werden, dass selbst ein einzelner sich dieser Arbeit ausschliesslich widmen und davon leben kann. Eine solche wirkliche Arbeitsteilung entsteht erst dann, wenn technische Künste, wie z. B. Töpferei, Weberei, Bearbeitung der Metalle, erfunden sind, deren Ausübung nicht jedermanns Sache ist, weil sie besondere Kenntnisse und eine nur durch lange Uebung zu erwerbende Fertigkeit erfordern. Damit ist auch

gegeben, dass nur einzelne Personen solche Künste ausüben und die übrige Gesellschaft mit den Erzeugnissen ihrer Arbeit versorgen.

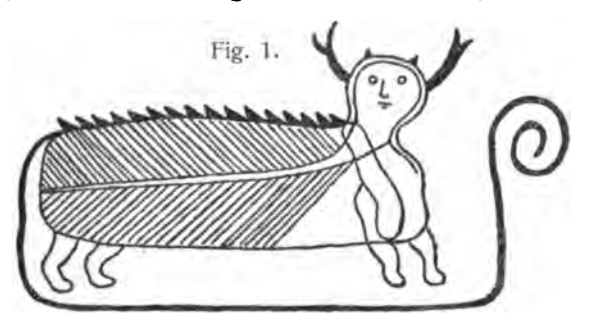
Diese allgemeine Charakteristik ist indes nicht ganz zutreffend. So viel wir wissen, gibt es schon bei den niedrigsten Naturvölkern eine Tätigkeit, die gewöhnlich nur von wenigen Mitgliedern der Gesellschaft ausgeübt wird, eben weil sie ganz besondere Eigenschaften und Fertigkeiten der betreffenden Personen erheischt. Diese berufsmässig ausgeübte Wirksamkeit ist die des Zauberers. Bei allen Naturvölkern finden sich solche professionelle Zauberer, die fast überall, wo die Anfänge eines religiösen Kultes sich zeigen, auch zugleich als Priester auftreten. Die Schamanen der sibirischen Völker, die Angekokken der Grönländer, die Medizinmänner der Indianer, die Isi-nyanga der Zulus, um nur einige wenige zu nennen, sind Zauberer oder Zauberpriester, zu welchen man seine Zuflucht nimmt, wenn man mit seinem Wissen zu Ende ist. Was den Schamanen — dies Wort wird jetzt häufig als gemeinsamer Name angewandt — ihre Sonderstellung verleiht, ist unzweifelhaft in erster Linie der Umstand, dass sie Neuropathen sind, sich durch ein eigentümliches Benehmen bemerkbar machen und leicht in anormale psychische Zustände verfallen. Nicht selten ist daher der Beruf eines Schamanen in bestimmten Familien erblich. Jedenfalls wird man zu einem Schamanen geboren; wer die zu diesem Berufe erforderliche Veranlagung nicht besitzt, wird es nicht weit bringen.

Selbstverständlich genügen aber auch die besten Anlagen nicht; die Magie hat überall und zu allen Zeiten bestimmte Methoden, in die die jungen Schamanen unter gewissen Feierlichkeiten eingeweiht werden. Es würde uns natürlich zu weit ins Detail führen, wenn wir diese Zeremonien und magischen Operationen der Schamanen bei den verschiedenen Völkern durchnähmen; auch kennen wir sie nicht genau genug. Ich schildere daher nur einzelne Züge von Völkern, bei denen man zufälligerweise solch eine Zeremonie besonders gut beobachtet hat. Allerdings wird die Darstellung dann nicht genau auf ein einzelnes Volk passen, da die Zeremonien sowohl wie die Anschauungen an verschiedenen Orten natürlich verschieden sind. Ein wesentlicher Uebelstand kann jedoch hieraus nicht entstehen; unser Zweck erfordert ja keine erschöpfende ethnologische Darstellung, sondern nur eine durch charakteristische Beispiele illustrierte Uebersicht über diese Erscheinungen.

Die Zeremonie, mit der neue Medizinmänner bei den Winebagos in Nordamerika eingeweiht werden, wird das Medizinfest genannt und ist eine sehr alte Institution, die, wie fast jedes ihrer Feste, zum grossen Teil in Tanz besteht. Die Mitglieder, welche daran teilnehmen, bilden eine Ge-

meinschaft für sich und haben gewisse Geheimnisse, die Nichtmitgliedern niemals mitgeteilt werden. Es ist deshalb auch mehr die äussere Seite der Sache, die wir kennen; was die neuen Medizinmänner lernen, und in welche Geheimnisse sie eingeweiht werden, wissen wir nicht. Aber es liegt doch nahe, anzunehmen, dass es die Handlungen und Beschwörungsformeln sind, welche in gegebenen Fällen angewandt werden sollen. Von diesen Formeln kennen wir genügend viele, um daraus schliessen zu dürfen, dass wir nicht viel verlieren, selbst wenn wir niemals Kenntnis von den übrigen erhalten.

Das Fest selbst wird nicht zu einer bestimmten Zeit abgehalten, sondern erst wenn zwei oder mehrere Personen die Aufnahme in die Gemeinschaft begehren. Dann werden die notwendigen Vorbereitungen getroffen und Einladungen an ältere Mitglieder ausgefertigt, deren Anwesenheit gewünscht wird. Es nehmen also nicht alle Mitglieder der Gemeinschaft daran teil. Das Fest wird in einer speziell dazu eingerichteten Hütte abgehalten, deren Grösse sich nach der Zahl der Geladenen richtet. In dieser Hütte sitzen die Mitglieder an den beiden Längsseiten; der mittlere Raum ist frei, um Platz für die Tanzenden zu haben. Die neuen Kandidaten müssen drei Tage fasten, ehe sie geweiht werden; währenddessen werden sie von dem alten Medizinmann, der das Fest leitet, an einen geheimen Ort geführt und in alle Mysterien der Gesellschaft eingeweiht. Auch unterziehen sie sich, wie man sagt, während des Fastens strengen Schwitzkuren, indem sie mit Teppichen bedeckt und dem Dampf gewisser Wurzeln ausgesetzt werden. Wenn dies überstanden ist, fangen die Feierlichkeiten, an denen die Geladenen teilnehmen, an. Dieselben bestehen in Tanz und Reden der alten Medizinmänner, sowie in einer Menge wunderlicher Handlungen; so beginnen unter anderem alle älteren auf ein gegebenes Zeichen Würgbewegungen zu machen und spucken dann zuletzt eine kleine Muschelschale aus. Diese wird der Medizinstein genannt; sie behaupten, dass sie denselben beständig im Magen aufbewahren und nur bei diesen feierlichen Gelegenheiten ans Licht bringen. Die Bemerkung, dass solches schlechthin unmöglich ist, ist wohl überflüssig. Zuletzt bekommt jeder der Novizen einen Medizinsack, d. h. eine zusammengenähte Tierhaut, gefüllt mit verschiedenen Raritäten, sowie einen Medizinstein in den Mund. Damit sind sie in die Brüderschaft aufgenommen.


Fig. 1.

In dem Medizinsack werden natürlich alle die Gegenstände aufbewahrt, die sie bei ihren magischen Operationen benutzen; darunter verschiedene Wurzeln, die sie möglicherweise wirklich als Heilmittel, namentlich zur Wundbehandlung, anwenden; ausserdem verschiedene Teile von Tieren und einzelne Mineralien. Die wirksamsten Bestandteile der Medizin eines alten Winebagohäuptlings waren nach seiner eigenen Aeusserung ein kleiner Stein, der, wie sich zeigte, ein Stück natürlichen Kupfers war, sowie ein Stückchen Knochen, das nach seiner Behauptung vom grossen Medizintier herrührte. Dieses Tier

zeigt sich den Medizinmännern nur ab und zu in ihren Träumen und kommt sonst nicht auf Erden vor. Von der Hand desselben Häuptlings besitzen wir vorstehendes Bild des grossen Medizintieres.

An diesem Beispiele sehen wir, welch grosse Rolle die unbekannten Dinge in der Magie spielen. Die Zaubermittel sind Gegenstände, die durch ihr Aussehen die Aufmerksamkeit des Schamanen auf sich gezogen haben, deren Natur er aber nicht kennt und die rationell anzuwenden er natürlich auch nicht imstande ist. Gerade deshalb legt er denselben mystische Kräfte bei und hofft damit Wunder auszurichten. Dieser Zug findet sich durchgehends bei allen Naturvölkern.

In einer südafrikanischen Legende von der grossen Feuerschlange wird erzählt, dass zu der Zeit, als die Holländer ins Land (Natal) kamen, eine grosse Schlange mit einem Feuerkopf in einem Teiche lebte. Da geschah es, dass einige Leute von Amangwane kamen; sie legten sich auf die Lauer und schnitten der Schlange den Kopf ab, als sie aus dem Wasser kroch; aber der Rumpf der Schlange zog sich wieder ins Wasser zurück, und der Teich trocknete sofort aus. Da wurden die Schwarzen bange und gingen zu den Holländern und fragten, was sie tun sollten. Die weissen Männer hörten die Erzählung an und fragten unter anderem: „Was habt ihr mit dem Kopf und dem nächsten Stück des Leibes gemacht?“ Die Schwarzen antworteten: „Wir hatten die Medizin nötig, um uns zu kurieren.“ Die Holländer sagten: „Was wollt ihr eigentlich mit der Medizin, da ihr sie von einem Tiere genommen habt, das ihr nicht kennt?“ Die Schwarzen erwiderten: „Wir töteten das Tier, gerade weil es ein Tier war, das wir früher nie gesehen hatten; wir wollen es mit unserer anderen Medizin vermischen.“ — Die Geschichte spricht genügend für sich und bedarf keiner weiteren Erklärung.

Wir wollen nun die magischen Handlungen, die in verschiedenen Fällen angewandt werden, genauer betrachten. Regenmangel ist natürlich eine der schlimmsten Plagen, welche die Naturvölker heimsuchen kann, mögen diese nun, wie die südafrikanischen Stämme, Viehzucht treiben, oder, wie die Indianer, Jäger sein. Wenn das Vieh nicht mehr genügende Nahrung auf den Weiden findet, oder wenn das Wild wegen der Dürre andere Gegenden aufsucht, so müssen die Schamanen Regen schaffen. Zu diesem Zwecke gibt es bei den verschiedenen Völkern eine grosse Anzahl Mittel. Fast stets sind es Handlungen, die bildlich oder symbolisch die Wünsche des Volkes ausdrücken; nur ist uns diese Bildersprache nicht immer verständlich. Wenn man mit einem hakenförmig gebogenen Pfeil nach dem Himmel schiesst, um die Regenwolken herabzuziehen; oder wenn man die Skelette verstorbener Häuptlinge, deren Seelen den Regen verwalten, mit Wasser begiesst, so leuchtet die Bedeutung dieser Massnahmen unmittelbar ein. Dagegen liegen die zahlreichen, mit „Regensteinen“ ausgeführten Operationen, die überall in Afrika vorkommen, unserem

Verständnis ferner; dass sie aber auf dasselbe hinauslaufen, lässt sich kaum bezweifeln. Indes begnügt man sich wohl selten mit diesen magischen Handlungen. Die Schamanen verordnen gewöhnlich eine Reihe allgemeiner Festlichkeiten zu Ehren der Götter oder Geister. Und das scheint eine ganz kluge und praktische Einrichtung zu sein: denn können sie das Volk nur dahin bringen, dass es sich genügend lange amüsiert, so kommt der Regen wohl zuletzt einmal von selbst. Wenn aber die Geduld des Volkes vorher aufhört, so geht es dem Schamanen natürlich nicht besser als dem Fetisch, der die Erwartungen, die man an ihn stellt, nicht erfüllt. Sein Leben ist in Gefahr, wenn er nicht beizeiten dafür sorgt, sein wertes Ich in Sicherheit zu bringen. Dieses wird ihm allerdings im allgemeinen gelingen; denn das Volk glaubt, dass er sich unsichtbar und unverwundbar machen und verschiedene Tiergestalten annehmen kann. Alles dieses wird bei den Dakotas mit Hilfe einer grasartigen Pflanze erreicht, die die Medizinmänner immer bei sich tragen; wenn die Krieger zum Kampfe ausziehen, werden sie und ihre Waffen mit einem Aufguss von dieser Pflanze übergossen. Dann sind sie dem Feinde unsichtbar und können nicht verletzt werden, nicht einmal von einer Büchsenkugel.

Auch als Aerzte geniessen die Schamanen grosses Ansehen; aber von einer wirklichen Kenntnis der Heilmittel und einer zweckmässigen Anwendung derselben ist nur selten die Rede. Besitzen sie wirklich solche Kenntnisse, so ist dieses der grossen Masse jedenfalls verborgen, die ihr Vertrauen allein auf die magischen Kräfte des Medizinmannes setzt. Allerdings soll dieses Vertrauen in den letzten Jahren in Nordamerika bedeutend geschwächt sein; da, wo die Indianer in beständige Berührung mit den Weissen gekommen sind, haben sie bald gelernt, dass die „Medizin der bleichen Gesichter" kräftiger und zuverlässiger ist, als ihre eigene. Sie ziehen jetzt Opium und Chinin einem Stückchen Knochen vom grossen Medizintier vor. Und das kann uns kaum wundern, denn das Wesentlichste, was der indianische Medizinmann tut, wenn er als Arzt auftritt, besteht darin, dass er tanzt und Beschwörungen singt. Ganz gewiss verordnet er auch kalte und warme Bäder, je nachdem der Patient an Hitze oder Kälte leidet, und es werden auch Heilmittel zum inneren Gebrauch angewendet, aber das Wichtigste bei der Behandlung ist doch der magische Tanz. Bei mehreren Indianerstämmen wird dieser Tanz für so heilig und bedeutungsvoll angesehen, dass er mit Hilfe ihrer eigentümlichen Bilderschrift genau aufgezeichnet ist, damit ja nichts verloren gehe.

Der Tanz ist eine förmliche Vorstellung, die der Medizinmann am Krankenlager vor einem ehrfurchtsvollen Zuschauerkreis aufführt. Auf eine

kleine Trommel loshämmernd oder mit einer Klapper schlagend, bewegt er sich im Kreise, gibt an, dass er sich in einer mystischen Weise mit den Geistern unterhalte, zieht dem Patienten die Krankheit aus dem Magen oder Hals, treibt böse Geister aus verschiedenen Teilen des Leibes u. s. w. Auf diese Weise fortfahrend, bringt er nicht nur sich selbst, sondern auch die Zuschauer und den Patienten allmählich in Ekstase, indem dieselben ihn mit Furcht und Zittern anblicken; und wenn er seine magische Klapper schüttelt oder auf sein kleines Tamburin schlägt, bilden sie sich ein, dass Himmel und Erde auf seine Stimme lausche, und dass das ganze Weltall sich vor ihm beuge. Dass der Patient sich nach dieser Behandlung erholt, ist an und für sich nicht unwahrscheinlich: wissen wir doch, dass oft auch bei uns nicht die Medizin, sondern das Zutrauen zum Arzte die Genesung herbeiführt.

Mit auffallend wenigen Abweichungen kommen diese Heilmethoden bei allen Naturvölkern vor. Der australische Schamane singt seine Zaubergesänge und saugt dann und wann an der kranken Stelle des Körpers; zuletzt zeigt er irgend einen Gegenstand, ein Stückchen Knochen, einen Holzsplitter und ähnliches als die Ursache der Krankheit. Vielleicht erholt sich der Kranke, vielleicht stirbt er; im letzteren Falle kann der Schamane aber nichts dafür, denn der Zauber, der die Krankheit hervorgerufen hat, ist dann kräftiger gewesen als die Mittel des Arztes. Hiervon wird weiter unten die Rede sein.

Die Zauberer prophezeien auch zukünftige Ereignisse, deuten Zeichen u. s. f. Dazu ist die Mitwirkung eines Schamanen jedoch nicht immer erforderlich; bei allen Naturvölkern findet man eine ausgebreitete Kenntnis der Wahrsagekünste, womit der einzelne jedenfalls in den gewöhnlicheren Fällen sich selber zu helfen sucht. Sehr verbreitet ist so die Belomantie, die Kunst, mit Hilfe von abgeschossenen Pfeilen zu wahrsagen. Wenn ein indianischer Held auf Abenteuer auszieht, schiesst er zuvor aufs Geratewohl einen Pfeil in die Luft. Die Richtung des herabgefallenen Pfeiles zeigt ihm dann den einzuschlagenden Weg. Dieses erinnert sehr an das „Zählen der Knöpfe", wie es bei uns Sitte ist. Bei feierlicheren Gelegenheiten, oder wenn ein bestimmter Aufschluss über die Zukunft gewünscht wird, wendet man sich an den Schamanen. Je nach Zeit und Umständen handelt er natürlich verschieden; aber da wir hier nicht alle diese mantischen Operationen beschreiben können, beschränken wir uns darauf, eine einzelne, besonders interessante anzuführen, nämlich die Methode, die von den sibirischen Schamanen angewandt wird; sie hat dadurch Interesse, dass sie uns zeigt, wie diese Zauberer manchmal Mittel zu benutzen verstehen, die nicht nur bei ihren unwissenden Stammesgenossen, sondern auch bei zivilisierten Menschen den Eindruck des Mystischen, Uebernatürlichen hervorzubringen vermögen. Die Berichte verschiedener Reisenden über die Handlungsweise der Schamanen stimmen im

wesentlichen unter sich überein; ich gebe daher nur eine einzelne dieser Schilderungen wieder.

„In der Mitte der Jurta (der Hütte der Tungusen) flackerte ein helles Feuer, um welches ein Kreis schwarzer Schaffelle gelegt war. Auf diesem ging in abgemessenem, taktmässigem Schritte langsam ein Schamane umher, indem er halblaut seine Beschwörungsformeln hersagte. Sein langes, schwarzes und struppiges Haar bedeckte fast das ganze aufgedunsene, dunkelrote Gesicht; zwischen diesem Schleier blitzen unter den borstigen Augenbrauen ein Paar glühende, blutunterlaufene Augen hervor. Seine Kleidung, ein langer Talar aus Tierfellen, war von oben bis unten mit Riemen, Amuletten, Ketten, Schellen, Stückchen Eisen und Kupfer behängt; in der rechten Hand hatte er seine gleichfalls mit Schellen verzierte Zaubertrommel in Form eines Tamburins und in der linken einen Bogen. Sein Anblick war fürchterlich wild und grauenerregend. Die Versammlung sass schweigend und in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Allmählich erlosch die Flamme in der Mitte der Jurta, nur Kohlen glühten noch und verbreiteten ein mystisches Halbdunkel in derselben. Der Schamane warf sich auf die Erde und nachdem er ungefähr 5 Minuten unbeweglich so gelegen hatte, brach er in ein klägliches Stöhnen, in eine Art dumpfes oder unterdrücktes Schreien aus, welches klang, als rührte es von verschiedenen Stimmen her.

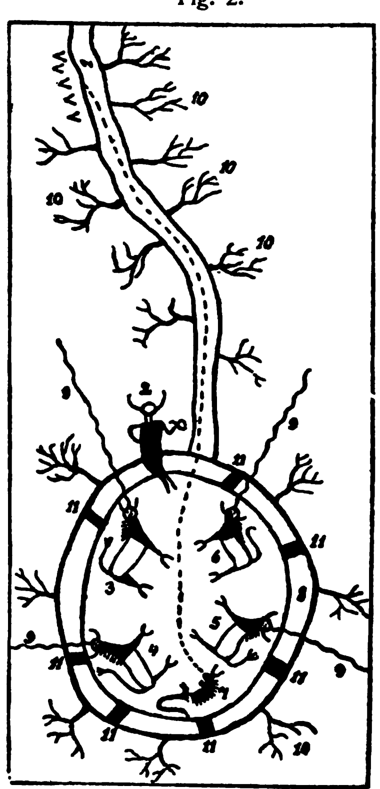
Nach einer Weile ward das Feuer wieder angefacht; es loderte hoch empor. Der Schamane sprang auf, stellte seinen Bogen auf die Erde und indem er ihn mit der Hand hielt und die Stirne auf das Oberende desselben stützte, fing er an, — zuerst langsam, dann allmählich immer rascher — im Kreise um den Bogen herumzulaufen. Nachdem dieses Drehen so lange gedauert hatte, dass mir vom blossen Zusehen der Kopf wirbelte, blieb er plötzlich ohne irgend ein Anzeichen von Schwindel stehen und begann mit den Händen allerlei Figuren in die Luft zu machen. Dann ergriff er in einer Art von Begeisterung seine Trommel, die er, wie mir schien, nach einer gewissen Melodie rührte, worauf er bald rascher, bald langsamer umhersprang, während sein ganzer Körper auf die seltsamste Weise unbegreiflich schnell hin und her zuckte. Während all dieser Operationen hatte der Schamane einige Pfeifen des schärfsten tscherkessischen Tabaks mit einer gewissen Gier geraucht und zwischen jeder einen Schluck Branntwein getrunken. Dieses und die Drehoperation mussten ihn doch endlich schwindlich gemacht haben, denn er fiel nun plötzlich zu Boden und blieb starr und leblos liegen. Zwei der Anwesenden hoben ihn auf und stellten ihn aufrecht hin; sein Anblick war scheusslich. Die Augen standen ihm weit und stier aus dem Kopfe, sein ganzes Gesicht war über und über rot; er schien in einer völligen Bewusstlosigkeit zu sein, und ausser einem leichten Zittern seines ganzen Körpers war einige Minuten lang gar keine Bewegung, kein Lebenszeichen an ihm bemerkbar. Endlich schien er aus seiner Erstarrung zu erwachen; mit der rechten Hand auf seinen Bogen gestützt, schwang er mit der Linken die Zaubertrommel rasch und klirrend um seinen Kopf und liess sie dann zur Erde sinken, was, wie die Umstehenden mir erklärten, anzeigte, dass er nun völlig begeistert sei, und dass man sich mit Fragen an ihn wenden könne.

Seine Antworten auf die Fragen wurden ohne langes Besinnen gegeben, aber in einer Weise, als ob er selbst nicht wüsste, was da vorging.

Zum grossen Teil waren die Antworten in einem unklaren Orakelstil gehalten, so dass der Fragende sie auslegen konnte, wie er selbst wollte." — Das Interessanteste an dem Bericht ist unzweifelhaft der Umstand, dass wir berauschende und hypnotisierende Mittel hier angewandt sehen, um einen Zustand hervorzurufen, in dem der Schamane ohne klares Bewusstsein Antwort auf Fragen geben kann, die er im normalen Zustand vernünftigerweise gar nicht hätte beantworten können.

Fragen wir nun weiter, welche Vorstellungen die Schamanen sich von der Wirkungsweise ihrer magischen Handlungen machen, so lässt sich diese Frage wohl nicht allgemein beantworten. Die Erklärung der magischen Wirkung hängt, wie leicht verständlich, von den religiösen Ansichten und der Naturauffassung jedes Volkes ab. Da die Naturvölker aber in dieser Beziehung gewisse gemeinsame Hauptzüge haben, kann es kaum einem Zweifel unterliegen, dass Götter und Geister in den meisten Fällen als die eigentlichen wirksamen Kräfte angesehen werden. Dass der Schamane in ekstatischem Zustande halluziniert und mithin meint, dass er direkt mit Geistern verkehre, kann durchaus nicht befremden. In den Fällen, wo Schamanen sich über ihre magischen Künste und Wirkungen geäussert haben, leiten sie selber meistens ihr Wissen und Können von den Göttern oder Geistern ab. So glauben die Dakotaindianer, dass Unk-ta-he, der Gott der Gewässer, der Urheber der Magie sei. Er ist das Oberhaupt aller Geister und teilt den Medizinmännern ihre übernatürliche Macht mit.

Fig. 2.



Nebenstehende Fig. 2 stellt die Wohnung dieses Gottes und seiner Begleiter dar. Sie wird so erklärt: Der innere Kreis bedeutet das Wasser; Nr. 7 ist der Hauptgott. Nr. 3, 4, 5, 6 sind seine Begleiter. Nr. 2 ist ein Indianer, Nr. 8 ist die Welt, die den ganzen Raum zwischen den zwei Kreisen umfasst; Nr. 1 ist ein Fluss mit einem indianischen Dorf am Ufer; Nr. 11 sind Türen, die die Götter mit der Welt verbinden. Nr. 9 stellt den Blitz dar, welchen die Begleiter des Gottes zu ihrer Verteidigung gebrauchen. Nr. 10 sind Bäume, welche in den Wäldern an den Ufern wachsen.

Der Indianer, welcher diese Zeichnung entwarf, erzählte, Unk-ta-he sei aus dem See emporgestiegen und habe ihn, bevor er geboren, von seinem Dorfe am Fluss mit sich in die grosse Tiefe hinabgeführt. Als er auf dieser Fahrt bei den anderen Göttern vorbeigekommen sei, habe ein jeder von ihnen ihm einige gute Ratschläge gegeben; vom letzten, Nr. 3, habe er eine Trommel erhalten, und es sei ihm gesagt worden, dass ihm alles nach Wunsch gehen würde, wenn er auf sie schlüge und die Zauberworte gebrauchte, die er von den Göttern in der Tiefe gelernt hätte. Nach dieser Unterweisung sei er von Unk-ta-he wieder aufs trockene Land hinaufgeführt und von einem Weibe in der Gestalt eines Indianers geboren worden.

Das ist also die Auffassung der Medizinmänner von der Ursache ihrer übernatürlichen Macht. Sie brauchen bloss ihre Wünsche zu äussern, sodann auf die Trommel zu schlagen und gewisse von den Göttern vorgeschriebene Zeremonien vorzunehmen, so richten diese sich nach ihren Wünschen. Da die magische Operation, wie wir oben sahen, häufig eine symbolische Handlung, eine Art Bildersprache ist, die das Erwünschte darstellen soll, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass man auf diese Weise den höheren Mächten seine Wünsche kundzugeben meint und sie zur Erfüllung derselben nötigen will.

Eine solche Mitwirkung der Götter oder Geister ist indes nicht immer notwendig. Es gibt unzweifelhaft magische Handlungen, von denen man annimmt, dass sie direkt auf die Personen oder Dinge einwirken, gegen die sie gerichtet sind. Dass der ganze Organismus leidet, wenn nur ein Teil desselben beschädigt wird, ist eine Erfahrung, die der roheste „Wilde“ täglich an sich selbst, an Tieren und an Pflanzen machen kann. Da ihm aber ein wirkliches Verständnis der Sache fehlt, so wird er leicht den Schluss ziehen, dass jene Wechselwirkung zwischen einem Teil und dem ganzen Körper sich auch auf solche Fälle ausdehnen lässt, wo die Teile vom Körper getrennt sind. Hierdurch entsteht der bei allen Naturvölkern vorkommende Glaube, dass man einem Menschen oder einem Tiere selber Leiden zufügen kann, indem man abgeschnittene Teile ihrer Haare oder Nägel oder nur übrig gebliebene Reste ihres Mahles verbrennt oder auf andere Weise beschädigt und vernichtet. Dieser Gedanke lässt sich noch einen Schritt weiter führen. Nicht nur die wirklichen Teile, sondern auch was diesen Teilen oder dem Ganzen ähnlich ist, also z. B. künstlich hergestellte Bilder der betreffenden Personen oder Tiere können zu demselben Zwecke verwendet werden. Auf diese Weise sucht man Rache an seinem persönlichen Feinde; für Geld und gute Worte bringt man einen Schamanen dazu, sich ein Bild des Feindes zu machen und es dann zu verbrennen, sein Herz zu durchbohren oder es in anderer Weise zu verstümmeln. So gross ist der Glaube an diese magischen Künste, dass die betreffende Person tatsächlich

oft vor Furcht stirbt, wenn sie erfährt, was mit ihrem Bilde geschehen ist (vgl. Kap. 35).

Aehnlich handeln viele indianische Stämme, wenn sie sich einen günstigen Ausfall, z. B. der Bärenjagd, sichern wollen. Der Medizinmann zeichnet ein ganz rohes Bild eines Bären auf Birkenrinde und zieht einen Strich vom Herzen der Figur zum Maule, um anzudeuten, dass das Leben auf diesem Wege das Tier verlassen soll. Hierzu singt er dann folgende Beschwörung:

„Höre meine Macht! Meine Geschwindigkeit und Rache ist wie die des Adlers. Ich höre alles, was in der Welt geschieht. Der Bär muss meines Wigwams[1]) Medizin gehorchen. Meine geheime Wohnung ist eine doppelte. Fürchte also den Menschen! Eine Schnecke soll in deine Eingeweide kommen. Kann ein Bär meinem Pfeile entfliehen? Ein Fluss? He, he! Kann ein Bär meiner Zauberkraft entfliehen? Meine Medizin ist kräftig."

Eine solche Beschwörung dürfte den Bären selber wohl kaum beeinflussen; um so grösser aber ist die Einwirkung auf die Jäger. Wenn sie glauben, dass der Bär den kürzeren ziehen muss, werden sie um so dreister und zuversichtlicher, was im Kampfe mit der wilden Bestie selbstverständlich von der grössten Bedeutung ist. So führt die Zauberei schliesslich doch den erwünschten Erfolg herbei.

Es kann überhaupt keinem Zweifel unterliegen, dass die Magie in vielen Fällen durch die psychische Wirkung, die sie auf die betreffenden Personen ausübt, tatsächlich das erstrebte Ziel erreicht. Wie dies möglich wird, soll im letzten Abschnitte näher erörtert werden. Ebenso sicher ist es aber auch, dass die magischen Handlungen noch öfters versagen, besonders dann, wenn es sich um Einwirkungen auf Naturvorgänge handelt, die sich nicht psychisch beeinflussen lassen. Beim Wettermachen z. B. wird unzweifelhaft nur ein günstiger Zufall oder eine geschickte Anwendung der oben erwähnten, abwartenden Methode seitens der Schamanen ein günstiges Resultat herbeiführen können. Und in der ärztlichen Praxis ist der Erfolg der Medizinmänner gewiss nicht grösser als der der Aerzte. Es kann daher recht merkwürdig erscheinen, dass die primitiven Völker Jahrtausende hindurch an der Magie festgehalten haben, obgleich sie die Unzuverlässigkeit dieser Technik bald hätten einsehen müssen. Aber eine solche Einsicht haben sie gar nicht gewonnen; und wir werden später (Kap. 29) sehen, wie schwierig es auch ist, zu dieser Erkenntnis zu gelangen. Ohne genaue schriftliche Aufzeichnungen, die ja bei den Naturvölkern fehlen, ist es aller Wahrscheinlichkeit nach schlechterdings unmöglich, die Unzulänglichkeit magischer

[1]) Wigwam = Zelt der Indianer.

Operationen nachzuweisen. Nur in selteneren Fällen, wo grössere Interessen auf dem Spiele standen, konnte es vielleicht nicht unbemerkt bleiben, dass die Künste der Schamanen versagten. Solche Erfahrungen sind jedoch keineswegs imstande, die Nichtigkeit der Magie im allgemeinen zu beweisen, sondern höchstens nur, dass die betreffenden Schamanen Pfuscher waren. Und der Glaube an die Magie ist überall so fest eingewurzelt, dass selbst die Schamanen sich nicht scheuen, das Volk durch die Erklärung, die Wirkung ihrer Zauberei sei einfach durch einen kräftigeren Gegenzauber vereitelt worden, über die Erfolglosigkeit der Operationen hinwegzutäuschen.

Zauberei oder Hexerei.

Die Magie, die berufsmässig von den offiziell anerkannten Schamanen ausgeübt wird, ist legitim, eben weil sie von Personen betrieben wird, die von der Gesellschaft als dazu befähigt anerkannt sind. Ihr Zweck ist es, in erster Linie die allgemeinen Interessen des Stammes zu fördern: günstiges Wetter, Glück auf der Jagd und im Kampfe, Genesung bei Krankheiten u. s. w. herbeizuführen. In zweiter Linie fördert sie auch solche Privatinteressen, die man verfolgen kann, ohne die Rechte der Stammesgenossen zu verletzen. Im grossen und ganzen sind die Zwecke der offiziellen Magie also gut, was selbstverständlich nicht ausschliesst, dass sie gelegentlich missbraucht werden kann. Wenn ein Häuptling einen politischen Gegner, ein Reicher einen persönlichen Feind aus dem Wege zu räumen wünscht, so findet er gewiss einen Schamanen, der zu solchem Zwecke seine Macht für Geld zur Verfügung stellt. Auch in den Kulturstaaten ist es ja keineswegs unbekannt, dass nützliche, ja geradezu unentbehrliche Institutionen von gewissenlosen Beamten missbraucht werden, um selbstsüchtigen Privatinteressen zu dienen. Trotz solcher überall vorkommender Missbräuche lässt es sich kaum bezweifeln, dass die legitime Magie der Naturvölker meistens das allgemeine Wohl der Gesellschaft im Auge hat.

Im Gegensatz zur legitimen oder weissen Magie steht die illegitime schwarze Magie[1]), speziell auch Zauberei oder Hexerei genannt. Die Ausübung derselben ist überall verboten; und wenn die Personen, die sich dessenungeachtet damit abgeben, entdeckt werden, müssen

[1]) Ueber den Ursprung des Ausdruckes „schwarze Magie" berichtet Soldan (Gesch. der Hexenprozesse, Ausg. 2, Bd. I, 198), dass derselbe im Mittelalter durch Verdrehung des griechischen Wortes Nekromantie aufgekommen sei. Hierunter verstanden die Griechen die Totenbefragung, aber das Wort wurde später in der christlichen Kirche als gleichbedeutend mit jeder unerlaubten Zauberei gebraucht. Es wurde dann zu Negromantie verdreht (von niger, schwarz); später machte man im Gegensatz hierzu den Begriff „weisse Magie".



sie fast immer ihr Verbrechen mit dem Leben büssen. Diese strenge Ahndung ist durch zwei Umstände begründet. Erstens ist die Zauberei einfach deshalb illegitim, weil die Ausübenden nicht offiziell anerkannt sind. Aehnliches ist ja auch in den Kulturstaaten nicht unbekannt. Irgend eine priesterliche oder ärztliche Tätigkeit kann vielleicht ebensogut von einem Laien wie vom Fachmanne ausgeübt werden; aber sie wird nicht nur nicht anerkannt, sondern wohl gar bestraft, nur weil der Laie zur Ausübung derselben kein Recht hat. Zweitens ist die Zauberei ihrer Natur nach eine gemeingefährliche Erscheinung. Da die Zauberer, Hexen u. s. w. offiziell nicht anerkannt sind, werden sie auch nie in die Lage kommen, dem Gemeinwohl ihre Dienste zu widmen. Sie können mithin ihre Macht nur gebrauchen, um persönlichen Zwecken zu dienen; damit ist es aber fast auch immer gegeben, dass sie die Interessen anderer schädigen. Unter solchen Umständen wird die Verfolgung der schwarzen Magie schon bei den primitivsten Völkern etwas Selbstverständliches.

Es lässt sich nun kaum bezweifeln, dass die Zauberei oder Hexerei ebenso wie die legitime Magie von den Naturvölkern tatsächlich ausgeübt wird, wenn auch nicht in dem Umfange, wie die Völker es offenbar selber annehmen. Es ist z. B. ein weit verbreiteter Glaube bei ihnen, dass Krankheit und Tod, wenn sie nicht durch Unfälle verursacht werden, stets durch Zauberei herbeigeführt sind. Darum müssen die Schamanen der Australier und afrikanischen Neger in solchem Falle nach dem Schuldigen forschen, zu welchem Zwecke dieselben verschiedene magische Methoden in Anwendung bringen. Auf dem australischen Kontinent sucht man den Zauberer gewöhnlich in einem anderen Stamme; und da der Tote Blutrache fordert, hat der Glaube an Zauberei einen permanenten Krieg zwischen den verschiedenen Stämmen zur Folge. In den afrikanischen Negerstaaten dagegen wird der Schuldige meistens unter den Stammesgenossen gesucht; darum blühen hier die Hexenprozesse in noch grösserer Ausdehnung als im europäischen Mittelalter. Unter Berücksichtigung dieser Tatsachen darf man wohl behaupten, dass die Ausübung der Zauberei in Wirklichkeit weit seltener ist als der Glaube an dieselbe. Allerdings ist der Zustand darum nicht wesentlich besser; denn offenbar ist der blosse Glaube an Zauberei nicht minder verderblich als die wirklich ausgeübte Zauberei selber.

I. Abschnitt.

Die Weisheit der Chaldäer und ihre Entwicklung in Europa.

Kapitel 3.

Die Chaldäer.

Die Religion der Chaldäer.

Unsere Kenntnis von den religiösen und abergläubischen Vorstellungen der chaldäischen Völker stammt hauptsächlich aus den zahlreichen Schriften, die in einem Bibliothekssaal des alten Ninive gefunden worden sind, und die zu lesen und auszulegen den europäischen Forschern in der neuesten Zeit gelungen ist. Das Material, auf dem diese Werke niedergeschrieben sind, ist Ton; die Schriftzeichen wurden eingedrückt, während der Ton nass war; dann wurden die Tafeln gebrannt oder getrocknet. Der grossen Haltbarkeit dieses Materials ist es wohl hauptsächlich zu verdanken, dass die alten Schriften noch einigermassen leserlich sind, obwohl sie ein paar Jahrtausende in der Erde gelegen haben, begraben unter den Ruinen der Königsstadt. Von grösster Bedeutung für unsere spezielle Aufgabe ist ein sehr umfangreiches magisches Werk, das ursprünglich ungefähr 200 Tafeln umfasst haben muss. Das jetzt noch existierende Exemplar, das im britischen Museum in London aufbewahrt wird, ist eine Abschrift eines viel älteren Originals; dieselbe wurde auf Befehl des Königs Assurbanipal (884—860 vor unserer Zeitrechnung) hergestellt. Der Text ist in 2 Sprachen geschrieben, in der assyrischen, wie sie zu Assurbanipals Zeit gesprochen wurde, und in der akkadischen, der Sprache der älteren Chaldäer, in der das Original wahrscheinlich abgefasst war; letztere war zu Assurbanipals Zeit eine

tote Sprache. Aus diesem Werk sowie aus Bruchstücken verschiedener anderer Schriften hat man jedenfalls die Hauptzüge der chaldäischen Religion und Dämonologie kennen gelernt. Wir beginnen mit einem kurzen Ueberblick über die Religion, weil dieses für das Verständnis des Folgenden notwendig ist.

Wie von der Religion eines so mächtigen Kulturvolkes wie des babylonischen nicht anders zu erwarten ist, steht der Götterglaube der Chaldäer sehr hoch über den Religionen, die wir bisher betrachtet haben. Es finden sich hier wirkliche Götter, geistige, erhabene Mächte, die im Himmel, im Wasser und auf der Erde die Herrschaft führen. Der Gott des Himmels heisst Anu, der Herr der Erde Bel, der Geist des Wassers Ea, und diese drei werden gewöhnlich die grosse Dreiheit der chaldäischen Theologie genannt. Jeder von ihnen vertritt aber einen ganzen Kreis von Gottheiten, hat seine Familie, seine Dienerschaft u. s. f. Jeder von ihnen war auch der Lokalgott für eine der grösseren babylonischen Städte oder Landschaften. Der Stadtgott des mächtigen Babylon Marduk wurde aber mit der Zeit den dreien ein gefährlicher Konkurrent, man legte ihm immer mehr die Eigenschaften und die Macht der anderen Götter bei, er wurde „Sohn des Ea“ genannt (also ihm gleichgestellt) und mit Bel von Babylon, von dessen grossem Tempel wir hören, so identifiziert, dass Marduk jetzt als oberster Herr verehrt wurde und in der Tat der „Bel“ (Herr) von Babylon war. Als sein Sohn wurde wiederum der Gott der Stadt Borsippa, der Nachbarstadt Babylons, Nebo, betrachtet, und dieser beherrscht mit Marduk-Bel und dem assyrischen Volksgott Assur zusammen in der assyrischen Zeit das Pantheon.

Von allen Göttern interessiert uns Ea am meisten, weil er der Gott der Zauberei ist und als solcher bis zuletzt seine Bedeutung beibehalten hat. Wahrscheinlich ist er als Gott des Wassers zum göttlichen Zauberer geworden, weil das Wasser bei der Heilung durch Zauber und bei allerlei Beschwörungen das Hauptelement war; dementsprechend wurde auch das zauberkräftigste Wasser von der Stadt Eas, von Eridhu an der Mündung der grossen Flüsse, geholt. In dieser südlichen Gegend Babyloniens ist Ea der Hauptgott gewesen, um den sich der ganze Götterkreis schart und der das Weltall bewegt und beherrscht. Der Zaubergott wird zum Gott der Weisheit, der alle Künste und Gewerbe versteht und lehrt; er ist auch der göttliche Künstler, der den Menschen aus Ton gebildet und ihm das Leben gegeben hat; ja, die ganze Welt, alles was da ist, ist von ihm geschaffen, durch ihn entstanden; und da man sich ferner die Welt als aus dem Wasser (apsu, dem mythischen Ozean) entstanden denkt und häufig Ea mit dem apsu identifiziert, so kann

man gewissermassen sagen, dass alles Sein aus Ea selbst hervorgegangen ist.

Ausser Ea werden in den magischen Schriften verschiedene andere Götter genannt, zuvörderst sein Sohn Marduk, der Obermagier der Götter, und seine Frau Damkina, ferner die Lichtgötter, nämlich der Sonnengott Samas und die beiden Feuergötter Gibil und Nusku. In der gewöhnlichen Religionspraxis der Babylonier sind die erwähnten Gottheiten die unentbehrlichsten unter den Göttern, weil ihre Namen hauptsächlich bei Beschwörungen gebraucht werden. Denn tatsächlich ist, bei allen hohen Vorstellungen von den Göttern und der Welt, die Beschwörung doch die Hauptsache in dieser Religion; durch Beschwörung wird Körper und Seele geheilt, Fruchtbarkeit, Sieg und Segen erlangt, kurz: das ganze Heer von schreckenden Dämonen, die den Menschen nachstellen und ihr Glück und Gedeihen verhindern, wird durch die Beschwörung verscheucht. Auf diese Welt der Dämonen werden wir, um das Beschwörungswesen zu verstehen, zunächst unsere Aufmerksamkeit lenken müssen.

Die Dämonologie und Beschwörungskunst.

Die Grauen erregenden Naturerscheinungen, das Wüten der Elemente, Sturm und Flut, Gewitter und Finsternisse, werden als unheimliches Spiel boshafter Dämonen aufgefasst und oft in grellen Farben geschildert. So in der Beschwörungslegende von der Not des Mondgottes Sin und seiner Errettung (also von einer Mondverfinsterung):

„Sie sind die ausbrechenden Gewitter, die bösen Götter, die unwiderstehlichen Dämonen, die am Ringwall des Himmels (d. h. am Horizont) geboren sind; sie sind die Urheber des Bösen, die täglich zu Bösem ausrücken; um zu verderben gehen sie vor. Unter den sieben ist einer der Südwind, der zweite ein Drache, der dritte ein Panther, der vierte eine Schlange, der fünfte ein Löwe, der sechste ein Wirbelwind, der siebente ein Ungewitter. Sie sind sieben; sie sind die Boten des Königs Anu; eine Stadt nach der andern machen sie finster; sie sind Orkane, die wütend am Himmel jagen, Sturmwinde, die am Himmel Finsternis bringen, hervorbrechende Gewitter, die einen hellen Tag düster machen. Dem Orkan, dem bösen Wind zur Seite rasen sie dahin; sie sind die Regengüsse des Ramman (des Donnergottes), die mächtigen Verderber; zur Rechten des Ramman kommen sie. Am Grunde des Himmels leuchten sie wie ein Blitz auf; um zu zerstören gehen sie vor; boshaft halten sie sich im weiten Himmel, in der Wohnung Anus auf; niemand kann ihnen widerstehen."

Aehnlich werden andere verhängnisvolle Begebenheiten der Natur aufgefasst; so wird vor allem die Sturmflut, das dem Fluss- und Küstenlande immer drohende Uebel, als das Werk eines Dämons aufgefasst, und der Kampf gegen die grosse Flutschlange, die zuletzt

vom Marduk besiegt wird, ist ein hervorragendes Motiv für die babylonische Mythologie, das besonders in den kosmogonischen Mythen eine Rolle spielt.

Nicht aber in der Natur allein, auch in dem menschlichen und tierischen Leben treiben die Dämonen ihr Spiel. Ich lasse hier z. B. eine Beschwörung der Utuks, die als wild dahinstürmende Geister gedacht werden, folgen:

„Sie sind der Hölle Ausgeburt, sie tragen den Umsturz nach oben, sie bringen Verwirrung nach unten. Sie sind der Auswurf aus der Galle der Götter, die Gewitter, die vom Himmel herabschiessen. Sie fallen als Regen vom Himmel, sie sind die der Erde entsprossenen Kinder; sie dringen durch dicke Gehege, durch hohe Gehege; sie dringen aus einem Hause ins andere; sie werden von den Türen nicht abgehalten; sie werden von den Riegeln nicht aufgehalten; sie schleichen sich durch die Türen wie Schlangen. Sie verhindern die Befruchtung des Weibes durch den Gatten; sie stehlen die Kinder vom Schosse der Menschen; sie vertreiben den Besitzer aus seinem väterlichen Hause. Sie sind die Unglücksworte, die den Menschen verfolgen."

Indes plagen sie nicht nur die Menschen; auch die Tiere können keinen Frieden vor ihnen finden:

„Sie überfallen ein Land nach dem anderen; sie lassen die Sklavin nicht Mutter werden, sie verjagen den Herrn aus seinem väterlichen Hause. Sie zwingen die Taube, ihr Felsennest zu verlassen; sie zwingen den Vogel, sich auf seinen Schwingen zu erheben; sie lassen die Schwalbe aus ihrem Nest ins Unendliche flüchten; sie verjagen den Stier; sie lassen das Lamm fliehen; sie sind die grossen Gewitter, die bösen, jagenden Dämonen."

Die Dämonen stehen natürlich auch in enger Verbindung mit allen möglichen Krankheiten, die bald als Wirkung der Bosheit feindlicher Dämonen aufgefasst werden, bald als Geister, die sich des Menschen bemächtigen. Dieses gilt besonders von den zwei verderblichsten Krankheiten in Chaldäa, der Pest und dem Fieber; sie treten stets als zwei von allen andern Dämonen unterschiedene Wesen, Namtar und Asak, auf. Sonst scheint jede der verschiedenen Gruppen von Dämonen ihren Angriff gegen einen besonderen Körperteil zu richten, wie es im folgenden Verse heisst:

„Gegen den Kopf des Menschen richtet seine Macht der fluchwürdige Asak, gegen das Leben der Menschen der grausame Namtar, gegen den Hals des Menschen der schändliche Utuk, gegen die Brust des Menschen der verderbenbringende Alu, gegen die Eingeweide des Menschen der böse Ekim, gegen die Hand des Menschen der schreckliche Gallu."

Ausser den hier genannten Dämonen werden noch viele andere in den magischen Schriften angeführt, so Gnomen oder Kobolde, die in der Nähe der Menschen hausen, während die anderen sich gewöhnlich an öden Stellen, in der Wüste oder auf Bergspitzen, aufhalten. Es kann auch nicht wundernehmen, dass die Chaldäer

gewisse Traumbilder personifizierten und als besondere Dämonen auffassten. So werden einige männliche und weibliche Dämonen genannt, welche als die „nächtlich bezwingenden“ bezeichnet sind, „deren Umarmung sich weder Weib noch Mann im Schlafe zu erwehren vermag“. Diese Dämonen sind unzweifelhaft die Urahnen der Nachtmahr.

Die Religion und Naturauffassung der Chaldäer ist also, wie wir gesehen haben, eine konsequent durchgeführte Geisterlehre. Die Geister sind überall verbreitet und verursachen alle Naturerscheinungen. Sie beherrschen und beseelen alles in der Welt; sie bewirken Gutes und Böses; sie leiten die Bahnen der Planeten, rufen den regelmässigen Wechsel der Jahreszeiten hervor, verursachen Wind, Regen und Gewitter, sowie alle nützlichen und schädlichen Erscheinungen in der Atmosphäre. Sie geben der Erde Fruchtbarkeit, den Pflanzen Wachstum, aber sie bringen auch Tod und Krankheiten. Diese Geister finden sich überall, im Himmel, auf der Erde und in der Luft. Alle Elemente sind von ihnen bewohnt, Feuer, Erde, Luft und Wasser: alles besteht nur durch sie. Ein jeder Himmelskörper, ein jedes Wesen, ein jedes Ding in der Natur hat seinen eigenen Geist, dem man eine bestimmte sichtbare Gestalt beilegt. Da einige dieser Geister gute, andere böse Wesen sind, so bekämpfen sie sich unaufhörlich und überall im Dasein. Ihre wechselnden Siege und Niederlagen sind die Ursachen davon, dass nach friedlichen Zuständen in der Natur unruhige Perioden und Plagen über die Menschen kommen, dass der regelmässige Verlauf aller Naturereignisse durch plötzliche Katastrophen unterbrochen wird. Ueberall ist Kampf zwischen Göttern und Dämonen, zwischen dem Guten und Bösen.

Wo solche Vorstellungen vom Dasein herrschen, wird die Magie eine unabweisbare Notwendigkeit. Wenn der Mensch sich von bösen Geistern umgeben, verfolgt und geplagt wähnt, von Wesen, deren Macht die seinige weit übersteigt, dann vermag er nichts durch eigene Kraft. Die zur Verfügung stehenden physichen Mittel reichen nicht aus; der Kampf ums Dasein erfordert Waffen anderer Art. Nur dadurch, dass der Mensch bei den Göttern Hilfe sucht, sie anruft, in ihrem Namen die Dämonen bedroht und beschwört, bleibt er fähig, sein Leben und Gut zu bewahren, sich einen günstigen Ausgang seiner Unternehmungen zu sichern, überhaupt ein einigermassen erträgliches Dasein zu führen. Aber da die Zahl der guten und bösen Geister so überwältigend gross ist, und da eine falsch ausgeführte Beschwörung das Böse wahrscheinlich nur schlimmer machen würde, so kann der einzelne nicht daran denken, die magischen Operationen vorzunehmen. Sie müssen von Männern ausgeübt werden, die ihr

Leben zur Erforschung der Geisterwelt geheiligt haben und darüber aufgeklärt sind, was in jedem einzelnen Falle zu tun ist. Die Beschwörungskunst kommt mithin den Priestern zu. Jedoch ist das ganze System so verwickelt, dass nicht einmal ein Priester es unternehmen darf, in allen Fällen zu helfen; die Arbeit muss geteilt werden. So viel wir wissen, waren die Priester denn auch in verschiedene Klassen geteilt, deren einzelne Funktionen wir allerdings nicht genau angeben können; ihre jeweiligen Aufgaben waren sehr verschieden. Bald handelte es sich darum, ein schon angestiftetes Uebel aufzuheben, bald künftigen, unglücklichen Ereignissen vorzubeugen. Da die Krankheiten, wie wir gesehen haben, eine wesentliche Rolle unter den Plagen der Dämonen spielten, mussten die Priester als Aerzte viel zu tun haben. Eine gewiss nicht minder wichtige Aufgabe, die ein besonderes Verfahren erheischte, war die Bekämpfung der Zauberer und der Hexen und die Beseitigung der durch Zauberei verursachten Schäden. Die Zauberei und was dazu gehört, wird uns im folgenden Kapitel beschäftigen; hier betrachten wir nur die anderen Aufgaben der Beschwörungskunst.

Wie innig übrigens Kultus und Magie, trotz der hohen Kultur der chaldäischen Völker, mit einander verwebt waren, geht deutlich aus den Beschwörungen hervor. Sehr oft werden dieselben mit Anrufungen der betreffenden Götter eingeleitet, so dass wir sie vielmehr Hymnen, Loblieder, nennen würden, wenn sie nicht ausdrücklich in den Schriften als s i p t u, Beschwörung, bezeichnet wären. Die Hilfe des Kriegsgottes Ninip wird z. B. mit folgenden Worten angerufen:

„Beschwörung. Mächtiger Sohn, Erstgeborener des Bel, du vortrefflicher, grosser, der du mit Schrecken und fürchterlicher Majestät bekleidet bist, Gewitter der Wolken, dessen Stoss unwiderstehlich ist; erhaben ist deine Würde unter den grossen Göttern; in Ekur, deiner Wohnung, erhebst du dein Haupt. Bel, dein Vater, hat das Gesetz aller Götter in deine Hände gegeben. Du richtest die Menschen. Du leitest den irrenden und den notleidenden; du nimmst die Hand des schwachen, und du erhebst den kraftlosen. Du vergibst dem Sünder seine Sünden. Schnell führst du zur Begnadigung den, dessen Gott erzürnt ist. Ninip, du bist der erste der Götter, der mächtige."

In andern Fällen geben die Beschwörungen zuerst eine Darstellung des betreffenden bösen Geistes, ein drastisches Bild seiner Niederträchtigkeit; danach folgt eine Anrufung der hohen Götter um Hilfeleistung gegen den Dämon. Die oben gegebene Schilderung der verschiedenen bösen Geister bildet die Einleitung der Beschwörungen. Ich führe deshalb nur noch eine gegen die grossen Utuks gerichtete Beschwörung an, um den Charakter dieser Zauberformeln zu erläutern.

„Sieben sind's, sieben sind's. Sieben sind es in des Ozeans tiefsten Gründen. Sieben sind es, Zerstörer des Himmels; sie wuchsen empor aus des Ozeans tiefsten Gründen, aus den verborgenen Schlupfwinkeln. Sie sind nicht männlich, sie sind nicht weiblich, sie sind die Gewitterschwangeren. Sie haben kein Weib, sie zeugen nicht Kinder; Mitleid und Barmherzigkeit kennen sie nicht; Gebet und Flehen hören sie nicht. Ungeziefer, das dem Gebirge entsprossen, Feinde des Ea, sind sie die Werkzeuge des Zorns der Götter. Um die Landstrasse zu beunruhigen, lassen sie sich auf dem Wege nieder. Sie sind boshaft, sie sind boshaft. Sieben sind sie, sieben sind sie, sieben zweimal sind sie. Geist des Himmels, dass sie beschworen seien! Geist der Erde, dass sie beschworen seien!"

Da die Krankheiten, wie gesagt, böse Geister waren, die mit Hilfe der Götter vertrieben werden sollten, mussten die Aerzte natürlich auch vor allem Beschwörer sein. Die diesbezüglichen Beschwörungen schildern die Natur und den Verlauf der Krankheit; sie sind aber zugleich sehr interessant durch ihre dramatische Form, indem die Götter redend auftreten und anordnen, was mit dem Patienten geschehen soll. Dieses wurde vermutlich dann ausgeführt, während die Beschwörung hergesagt wurde. Wir führen ein paar Beispiele hiervon an:

„Die Krankheit der Stirn ist der Hölle entstiegen, sie ist dem Wohnsitz des Gebieters der Hölle entstiegen. Der verzehrende Dämon lässt den Menschen nicht schlafen, er lässt ihn den wohltuenden Schlaf nicht finden; es ist eine Krankheit des Tages und der Nacht. Er zerknickt den Greis wie das Schilf, er schlachtet den Jüngling wie ein Rind; ... Marduk sieht es und leiht dem Kranken Beistand. Er ist in seines Vaters Ea Behausung getreten und hat zu ihm gesprochen: ‚Mein Vater, die Krankheit des Hauptes ist der Hölle entstiegen.' Ein andermal hat er zu ihm gesprochen: ‚Was er dagegen tun soll, das weiss dieser Mann nicht; wie wird er dieselbe überwinden?' Ea hat seinem Sohne Marduk erwidert: ‚Mein Sohn, weshalb weisst du das nicht? Warum soll ich's dich erst lehren? Was ich weiss, das weisst du doch auch. Gehe, mein Sohn Marduk. Nimm einen Eimer, schöpfe Wasser von der Mündung der beiden Flüsse; teile diesem Wasser deine hehre Zauberkraft mit; verleihe ihm durch deinen Zauber den Glanz der Reinheit. Benetze mit ihm den Mann, den Sohn seines Gottes; umhülle sein Haupt. Dass der Irrsinn vergehe! Dass die Krankheit seines Hauptes sich auflöse wie flüchtiger Nachtregen! — Dass Eas Vorschrift ihn heile! Dass Damkina ihn heile! Dass Marduk, des Ozeans Erstgeborener, ihn reinige!"

Aus einer anderen Beschwörung, in der ebenfalls von Heilung einer Krankheit des Kopfes die Rede ist, scheint hervorzugehen, dass auch Frauen derartige Handlungen vollziehen können. Nachdem Marduk, genau wie oben, Ea um Rat gefragt hat, teilt Ea ihm folgende Vorschrift mit:

„Nimm das Fell einer Geiss, die nie geboren hat. Eine Frau, die ihre Tage hat, schneide aus der rechten Hälfte einen Riemen und füge die linke Hälfte hinzu; mache daran zweimal sieben Knoten; teile ihnen den

Zauber mit, der da kommt von Eridhu[1]). Binde das Haupt des Kranken, binde den Hals des Kranken, binde seinen Körper, binde seine Hände und Füsse. Umschlinge mit dem Band sein Bett, und benetze ihn mit dem zauberkräftigen Wasser. Dass die Krankheit seines Hauptes in den Himmelsraum entführt werde, gleich dem ruhig aufsteigenden Rauche! Dass sie von der Erde verschlungen werde, wie das Wasser der Beschwörung! Dass Eas Vorschrift ihn heile! Dass Damkina ihn heile! Dass Marduk, des Ozeans Erstgeborener, der Reinigung die heilende Kraft leihe!"

Die Wirkung dieser verschiedenen Handlungen, die mit dem Kranken vorgenommen wurden, ist uns in vielen Fällen rätselhaft. Wenn das Zauberwasser nur dazu verwendet wird, den Kranken von der Krankheit zu reinigen, so ist die zugrunde liegende Symbolik leicht verständlich. Wie man sich aber die Wirkung des Riemens und der darin gemachten Knoten gedacht hat, lässt sich jetzt wohl kaum entscheiden; ebenso unverständlich sind uns viele andere Massnahmen, die in den magischen Schriften erwähnt werden. Es kann aber kaum einem Zweifel unterliegen, dass man jedenfalls ursprünglich ganz bestimmte Wirkungen von diesen Handlungen erwartet hat; zuweilen gelingt es uns nämlich, den Sinn zu enträtseln, wenn wir anderswoher den Schlüssel dazu erhalten. Dies gilt z. B. von der folgenden Beschwörung:

„Der böse Namtar, die Pest, verbrennt das Land wie Feuer; der Namtar fällt den Menschen an wie der Asak, das Fieber; der Namtar breitet sich aus über die Ebene wie eine Kette; der Namtar nimmt die Menschen gefangen wie ein Feind; der Namtar entzündet den Menschen wie eine Flamme; der Namtar hat keine Hand, keinen Fuss; er überfällt den Menschen wie eine Schlinge; der Namtar schnürt den Siechenden gleich einem Bündel." Die Schilderung von Namtars furchtbaren Eigenschaften wird so einige Zeit fortgesetzt, und es wird dann erzählt, wie er nun jenen Kranken befallen hat, dessen Schutzgöttin den Körper hat verlassen müssen. Aber dann treten die hohen Götter hinzu, Marduk eilt ihm zu Hilfe, fragt seinen Vater Ea um Rat und erhält folgende Vorschrift: „Knete den Schlamm des Ozeans und forme daraus das ihm, dem Namtar, ähnliche Bild. Lege den Menschen nieder, nachdem du ihn einer Reinigung unterzogen hast; lege das Bild auf seinen entblössten Unterleib; teile ihm den Zauber mit, der von Eridhu kommt. Wende sein Antlitz nach der sinkenden Sonne. Dass der böse Namtar, der in seinem Körper haust, sich anderswo niederlasse!"

Diese Heilmethode wird noch heutigen Tages auf Ceylon gebraucht, wo man glaubt, die Dämonen mittels ihrer eigenen schreckhaften Bildnisse verscheuchen zu können. Bei den Ausgrabungen in Ninive und anderswo hat man eine Anzahl Lehmstatuetten von sehr phantastischem Aussehen gefunden, indem Haupt, Hals, Körper und Glieder nach verschiedenen Tieren geformt sind; sie stellen z. B. Bären mit Hyänenköpfen und Löwentatzen oder Kamele mit Widder-

[1]) Eridhu an der Mündung der grossen Flüsse, die Hauptstätte für die Verehrung Eas, vgl. S. 34.

köpfen und sehr langen Hälsen dar. Diese Lehmfiguren sind unzweifelhaft Bilder verschiedener Krankheitsdämonen und wurden aller Wahrscheinlichkeit nach auf die in obiger Beschwörung beschriebene Weise gebraucht. Die Chaldäer glaubten also wahrscheinlich auch, es genüge, wenn man dem bösen Geist sein eigenes fürchterliches Bildnis zeige; er würde dann schon vor Schrecken sofort die Flucht ergreifen. Als Heilmittel machte man daher ein derartiges Bildnis des betreffenden Dämons und legte es auf die kranke Stelle des Körpers. Unter den gegebenen Voraussetzungen ist die Methode, wie man sieht, ganz rationell. In ähnlicher Weise liessen sich unzweifelhaft auch die übrigen magischen Handlungen erklären, wenn uns die Ansichten der Chaldäer nur genügend bekannt wären.

Während die bisher beschriebenen Beschwörungen dazu dienten, die Menschen aus der Gewalt der Dämonen zu befreien, wenn sie von diesen befallen wurden, haben andere Formeln und Massnahmen die Aufgabe gehabt, die Menschen gegen die Angriffe derselben zu schützen. Sie können also als magisch-hygienische Vorkehrungen betrachtet werden. Indes suchte man natürlich nicht nur die Gesundheit des Menschen, sondern auch seine bewegliche und unbewegliche Habe, kurz, sein ganzes Leben zu sichern. Und es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass diese Sicherheitsmassregeln der allgemeinen Auffassung der Chaldäer von dem Wesen und der Ursache des Bösen ganz entsprachen: sie bestanden eben in der Herstellung von Talismanen und Amuletten, welche die Dämonen fernhalten sollten.

Die Talismane waren Götterbilder, welche ringsum in und vor dem Hause und unter dem Fussboden aufgestellt wurden; viele derartige Statuetten sind bei den Ausgrabungen gefunden worden; ihre Bedeutung geht z. B. aus folgender Beschwörung hervor:

„Ich habe das Bild des Gottes Lulgalgirra, der seinesgleichen nicht hat, an die Umzäunung des Hauses gestellt, und ein Bild des Gottes Sidlamtaea, der seinesgleichen nicht hat, ... Ich habe auf den Boden, unter das Bett ein Bild der Göttin Narudi, der Schwester der grossen Götter, gestellt. Ich habe Gallal und Latarak an die Türe gestellt, um alles drohende Unheil fernzuhalten; ich habe ... vor die Türe gestellt, um alles Uebel abzuweisen. Die schützenden Bilder des Ea und des Marduk habe ich zur Rechten und Linken des Tores gestellt."

Die Amulette waren kleine Lehm- oder Steinplatten, Zeuglappen und ähnliche Gegenstände, auf die eine kräftige Beschwörung geschrieben war. Diese Amulette wurden nun entweder nur unter gewissen Umständen oder beständig getragen. Zwei Beispiele für den Inhalt derselben mögen angeführt werden; das eine ist wahrscheinlich von einem Weibe während der Schwangerschaft getragen worden; es heisst hier:

„O Bitnur, vertreibe die Schmerzen weit in die Ferne; kräftige den Keim, bringe das Haupt des Menschen zu voller Entwicklung."

Das andere hat, wie es scheint, den Rückfall eines Kranken, der von der Pest geheilt ist, verhindern sollen. Die Inschrift desselben lautet:

„Böser Dämon, bösartige Pest, der Geist der Erde verjage dich aus dem Körper. Mögen der holde Genius, der gnädige Koloss, der holde Dämon zusammen mit dem Geiste der Erde einziehen. Beschwörung des mächtigen, mächtigen, mächtigen Gottes."

Die Zauberei.

Bisher haben wir uns ausschliesslich mit der heiligen Magie beschäftigt, die von Priestern ausgeübt wurde und den Menschen vor den Verfolgungen der bösen Geister schützte. Aber auch das Umgekehrte liegt ebenso nahe: wenn der Mensch bei den guten Geistern Hilfe gegen die bösen suchen kann, so muss er sich auch zu letzteren flüchten und ihre Hilfe erkaufen oder erzwingen können. Da es ja ihre Aufgabe ist, möglichst viel Böses auszuüben, so werden sie sicherlich nicht abgeneigt sein, einem Menschen gewisse persönliche Vorteile zu verschaffen, damit er ihnen wiederum helfe, anderen möglichst viel Schaden zuzufügen. Was er zu diesem Zweck zu tun hat, wird ihm natürlich von den Dämonen selbst mitgeteilt. Solche magische Handlungen, die nur auf Böses abzielen, nennen wir im Gegensatz zur heiligen oder weissen Magie Zauberei oder schwarze Magie.

Ihrer Natur und ihrem Ursprunge nach muss die Zauberei in jeder einigermassen geordneten Gesellschaft als Verbrechen betrachtet werden. Wir können daher auch nicht erwarten, in den heiligen Schriften der Chaldäer eine direkte Anweisung zur Ausübung der schwarzen Magie zu finden. Indirekt bekommen wir aber mannigfache Aufklärungen über die Zauberei, weil die Priester natürlich derselben ebensowohl wie allen andern schädlichen Einflüssen entgegentreten mussten. Die Beschwörungen bestehen nämlich grösstenteils aus sehr ausführlichen Beschreibungen sowohl der Wirkungen der Zauberei, als der Mittel, durch welche dieselbe ausgeübt wird. Es heisst z. B.:

„Weil die Zauberin mich bezaubert hat, die Hexe mich gebannt hat, schreit mein Gott und meine Göttin über mich. Wegen meiner Krankheit bin ich schmerzlich geplagt, ich stehe aufrecht, lege mich nicht nieder, weder nachts noch am Tage. Mit Schnüren haben sie meinen Mund gefüllt, mit Upuntukraut haben sie meinen Mund gestopft. Das Wasser meines Getränks haben sie gering gemacht; mein Jubel ist Jammer, meine Freude ist Trauer."

In bezug auf die angewandten Mittel lernen wir, dass der Zauberin sowohl Verwünschungen, als „das böse Auge", als magische Handlungen zur Verfügung stehen:

„Beschwörung. Wer bist du, Zauberin, in deren Herzen das Wort meines Unglücks wohnt, auf deren Zunge mein Verderben gezeugt wird, auf deren Lippen meine Vergiftung erspriesst, in deren Fussstapfen der Tod ersteht? Zauberin, ich banne deinen Mund, ich banne deine Zunge, ich banne deine unruhig schauenden Augen, ich banne deine lenksamen Hände, ich binde deine Hände hinter dich."

Die magischen Handlungen werden auch manchmal näher beschrieben. Die wichtigste und häufigste ist das Verfahren, welches wir schon bei den Naturvölkern kennen gelernt haben: man verfertigte ein Bild von dem, dem man Schaden zufügen wollte, und verletzte dasselbe dann auf die eine oder andere Weise; dann würde, wie man glaubte, der Schaden den Dargestellten selbst treffen. In sehr vielen Beschwörungen heisst es:

„Sie haben Bildnisse gemäss meinen Bildnissen angefertigt und meine Gestalt nachgeahmt;"

darauf folgt dann die Angabe, welches Leid dem Bildnis zugefügt worden ist.

Ebenso wird die Anwendung von Zaubersalben und Hexentränken oft erwähnt:

„Mit einer Salbe unheilbringender Kräuter haben sie mich eingerieben, zu einem Toten haben sie mich ersehen."

Nachdem auf diese Weise das angestiftete Uebel und die dazu angewandten Mittel weitläufig beschrieben sind, folgt schliesslich die eigentliche Beschwörung; dieselbe wird gewöhnlich mit einer Anrufung der Lichtgötter eingeleitet, weil besonders diese Götter gegen die in der Finsternis ausgeübte Zauberei kämpfen. Die Anrufungen haben fast immer den Charakter des Lobliedes; unmittelbar daran schliessen sich dann die gegen die Zauberer getroffenen Vorkehrungen, die einfach eine Nachahmung derjenigen sind, durch welche die Zauberei hervorgerufen ist. Dass die Schutzmassregeln tatsächlich während des Hersagens der Beschwörung oder nach derselben ausgeführt sind, kann keinem Zweifel unterliegen, denn in den Schriften steht manchmal parenthetisch, als Anweisung für den Priester:

„Sage die Beschwörung mit flüsternder Stimme her. Ein Bild von Ton (Erdpech, Wachs u. s. f.) sei dabei."

Um den erhabenen Charakter dieser magisch-religiösen Zeremonie zu zeigen, gebe ich hier den Schluss einer Beschwörung vollständig wieder:

„Beschwörung. Nusku, grosser Gott, Sprössling Anus, Ebenbild des Vaters, Erstgeborener Bels, Spross des Meeres, Erzeugnis Eas, ich erhebe die Fackel um dich, ja dich zu erleuchten."

„Der Zauberer hat mich bezaubert; durch den Zauber, durch welchen er mich bezauberte, bezaubere du ihn! Die Zauberin hat mich bezaubert; durch den Zauber, durch welchen sie mich bezauberte, bezaubere du sie! Die Beschwörung derjenigen, welche Bildnisse gemäss meinen Bildnissen angefertigt haben, meine Gestalt nachahmend, welche den Atem mir benommen, meine Haare zerrupft, meine Kleider zerrissen, durch Staub meine Füsse am Gehen gehindert haben, ihre Beschwörung möge der Feuergott lösen! Sage die Beschwörung her!"

„Beschwörung. Ich erhebe die Fackel, ihre Bilder verbrenne ich, die Bilder des Unholds, des Genius', des Alps, des Gespenstes, der Bedrängerin, des Spuks, des Vampyrs, des Nachtmännchens, des Nachtweibchens, des Nachtfräuleins und alles Uebel, das den Menschen erfasst. Bebet, verschmelzet und verschwindet!"

Die Kultur der Chaldäer steht bedeutend höher als die irgend eines der am meisten vorgeschrittenen, uns bekannten Naturvölker. Ihre Religion war erhabener, die Götterlehre viel systematischer, ihre Gebete und Hymnen hatten einen wahrhaft feierlichen Charakter, und ihre Priester waren eben Priester und keine Schamanen, die sich ja durch künstliche Mittel in ekstatische Zustände versetzten. Ebenso verhält es sich mit ihren wissenschaftlichen und technischen Kenntnissen. Von ihren astronomischen Beobachtungen und den daran geknüpften mathematischen Berechnungen wird weiter unten die Rede sein. Ihr literarischer Nachlass, der nicht nur die eben besprochenen magischen Werke, sondern auch eine grosse Anzahl historischer und philologischer Aufzeichnungen, Gesetzbücher, diplomatischer Sendschreiben und Dokumente des täglichen Lebens umfasst, ermöglicht es, die Geschichte der Menschheit etwa ein Jahrtausend vor der Zeit, von der uns die ägyptischen Urkunden berichten, zu studieren. Ihre grossartigen architektonischen Werke, deren Ruinen noch keineswegs vollständig ans Licht gebracht sind; die polychromen Ziegelarbeiten, die die Wände der Paläste schmückten; die ausgedehnten Kanalanlagen, durch welche Ueberschwemmungen verhindert und die regelmässige Bewässerung der Felder ermöglicht wurden; ihre ausgezeichneten Metall- und Textilarbeiten, die im Altertume sehr geschätzt waren: dies alles zeugt von mannigfachen technischen Kenntnissen, die von keinem Naturvolk der Jetztzeit erreicht worden sind.

Nichtsdestoweniger sehen wir, dass die Magie bei ihnen eine keineswegs geringere Rolle als bei den uns bekannten Naturvölkern spielte. Die Ursache dieser Erscheinung liegt auf der Hand. Aus der vorgeschichtlichen Zeit hatten sie als Erbschaft die animistische Naturauffassung übernommen, die für ihre weitere Entwicklung verhängnisvoll wurde, weil sie letzterer eine Grenze zog. Indem die Chaldäer diese primitive Naturauffassung konsequent durchführten und in ein System brachten, wurde die Entstehung einer wirklichen Naturwissenschaft,

die die Kräfte und Gesetze der Natur untersuchte, unmöglich gemacht. Auf den Gebieten, die der unmittelbaren praktischen Erfahrung zugänglich waren, konnten sie sich zwar zu immer höherer technischer Vollkommenheit erheben; ausserhalb dieser Grenzen dagegen waren und blieben ihnen die Naturereignisse ein Spiel launenhafter Dämonen. Da sie nur diese geistigen und keine physischen Ursachen annahmen, gab es auch keinen bestimmten Unterschied zwischen Religion und Wissenschaft; und somit flossen Kultus und Technik in vielen Fällen zu einem gemeinsamen Gebilde, der Magie, zusammen.

Die Auguralwissenschaften.

Der Geisterglaube, den wir bisher betrachtet haben, hielt sich mehrere Jahrtausende hindurch wesentlich unverändert in Chaldäa. Ursprünglich von den ältesten Bewohnern des Landes, den Akkadern, herstammend, ging er zu den assyrisch-babylonischen Völkern über, die später miteinander um die Herrschaft in den Ländern am Euphrat und Tigris kämpften. Mit den religiösen und abergläubischen Vorstellungen erhielt sich natürlich auch die aus denselben entspringende Beschwörungskunst. Wenn diese nicht zu König Assurbanipals Zeit noch existiert hätte, würde für ihn wohl kaum ein Grund vorgelegen haben, die Abschrift der alten magischen Werke anfertigen und zugleich eine Uebersetzung in das Assyrische hinzufügen zu lassen. Dieses Faktum weist darauf hin, dass die Schriften nach ihrer ursprünglichen Bestimmung gebraucht worden sind, und solches wird weiter auch durch verschiedene andere Tatsachen, die wir später besprechen werden, bestätigt.

Ganz unverändert hat sich allerdings die Religion, die uns in den alten magischen Schriften entgegentritt, im Lauf der Zeiten nicht erhalten. Schon sehr früh, nämlich zu König Sargons I Zeiten, ungefähr 3800 Jahre vor unserer Zeitrechnung, fand eine höchst eigentümliche Reformation statt, die etwas Neues hineinbrachte, obwohl sie die alte Religion im wesentlichen unverändert liess. Die Chaldäer hatten damals durch astronomische Studien und geschichtliche Aufzeichnungen die Grundlage für eine völlig neue Auffassung von dem, was eigentlich das Leitende in der Welt sei, gewonnen. Auf dieser Grundlage wurde, wahrscheinlich auf König Sargons Befehl, eine ganze Reiche von Schriften ausgearbeitet, die wir noch zum Teil in Abschriften besitzen, und aus denen unsere Kenntnis hierüber herstammt. Diese Abschriften sind auf König Sargons II Befehl (722—705 vor unserer Zeitrechnung) angefertigt worden, nicht nach den alten Originalen, sondern nach einer Abschrift derselben

aus dem 12. Jahrhundert. Letztere muss ziemlich abgenutzt und an verschiedenen Stellen unleserlich gewesen sein, als Sargon II es für notwendig erachtete, sie durch eine neue, die jetzt existierende, zu ersetzen, denn in letzterer steht an verschiedenen Stellen mitten im Text das Wort „ausgewischt"; der Abschreiber hat hier also sein Original nicht lesen können. Die bedeutendsten dieser Schriften sind ein grosses astrologisches Werk auf 70—80 Tafeln und ein grosses Auguralwerk über irdische Phänomene auf ungefähr 100 Tafeln. Ausserdem findet sich auf 25 Tafeln das Inhaltsverzeichnis eines kleineren astrologischen Werkes; es ist ebenfalls in 25 Kapitel eingeteilt; vom Text scheint aber nichts mehr zu existieren.

Der religiöse Grundgedanke, der in den astrologischen Schriften hervortritt, ist der Glaube, dass die Himmelskörper die eigentliche Ursache alles dessen sind, was in der Welt geschieht. Auf Grund astronomischer Beobachtungen hatten die Chaldäer früh gelernt, dass der Wechsel der Jahreszeiten sowie deren Einfluss auf alles Lebende durch die Stellung der Sonne zu den anderen Himmelskörpern bedingt ist. Daraus zogen sie den allerdings übereilten Schluss, dass alle Begebenheiten, sowohl im Menschenleben als in der Natur, durch die Stellung der Sterne zu einander bestimmt seien. Da sie nun ebenfalls beobachtet hatten, dass diese Konstellationen der Himmelskörper regelmässig und periodisch wiederkehrten, so folgte nach ihrer Ansicht hieraus, dass alle Begebenheiten in der Natur und im Menschenleben nach Verlauf einer kürzeren oder längeren Zeit sich ebenfalls beständig wiederholen müssten. Zeichnete man die Ereignisse unter einer bestimmten Konstellation, bei einer bestimmten Stellung der verschiedenen Himmelskörper auf, so musste man voraussagen können, wann diese Ereignisse wieder eintreffen würden, nämlich dann, wenn dieselbe Konstellation sich am Himmel zeigte. Und so kam es nur darauf an, das Eintreten der Konstellationen im voraus berechnen zu können. Die astronomischen Studien gaben also nach dieser Auffassung die Mittel an die Hand, alle Begebenheiten vorauszusagen, wenn man nur einmal das aufgezeichnet hatte, was sich gleichzeitig mit einer bestimmten Erscheinung am Himmel auch auf der Erde ereignete. Es war also dazu nur eine durch genügend lange Zeiten hindurch fortgesetzte Zusammenstellung von astronomischen und historischen Aufzeichnungen erforderlich. Eine solche Arbeit ist wahrscheinlich schon unter Sargon I ausgeführt worden, und die auf diese Weise entstandenen astrologischen Tafeln sind dann in allen vorkommenden Fällen um Rat gefragt worden. So können wir uns leicht die starke Abnutzung derselben erklären, die in gewissen Zwischenräumen neue Abschriften erforderte.

Die Astrologie, die Lehre von der Bestimmung zukünftiger Ereignisse mit Hilfe der Sterne, war für die Chaldäer nun eine Wissenschaft, die sie stets zu neuen astronomischen Beobachtungen und Aufzeichnungen antrieb, um dadurch mit immer grösserer Genauigkeit berechnen zu können, wann bestimmte Phänomene am Himmel eintreten würden. Jedoch hatten diese Weisen noch andere Mittel zu Gebote, um den Verlauf der Dinge vorauszusagen. Wenn alles, was in der Welt geschieht, durch die Bewegungen der Himmelskörper verursacht wird, so müssen auch alle gleichzeitigen irdischen Begebenheiten in einem bestimmten Verhältnis zu einander stehen, weil sie aus derselben Ursache entspringen. Zeichnet man also in genügend langen Abschnitten alle wichtigen oder ungewöhnlichen Ereignisse auf, die gleichzeitig auf Erden stattgefunden haben, so wird man auch mit Hilfe dieser Aufzeichnungen zukünftige Dinge voraussagen können. Wenn nämlich eine gewisse Gruppe von früher gleichzeitigen Begebenheiten aufs neue zusammentrifft, so müssen sie dieselben Begebenheiten nach sich ziehen, die früher eingetreten sind. Denn nichts ist zufällig, weil alles von den Himmelskörpern verursacht wird, und alles ist periodisch und wiederholt sich, weil die Bewegungen der Himmelskörper sich wiederholen. Aus dieser Betrachtung entspringt die Mantik, die Lehre, zukünftige Begebenheiten mit Hilfe von irdischen Ereignissen vorauszusagen. Die Mantik und Astrologie bilden zusammen die Wissenschaft von den Weissagungen, die Auguralwissenschaft. Das zweite von den oben erwähnten Auguralwerken, welches wir aus der Zeit des alten Königs Sargon besitzen, ist eben ein solches mantisches Werk, das die tellurischen Phänomene behandelt. — Wir werden im folgenden nun den Inhalt dieser beiden Werke betrachten.

Die Astrologie. Die astronomischen Beobachtungen, auf welche die Chaldäer die Astrologie gründeten, reichen ausserordentlich weit zurück. Wann dieselben angefangen haben, wissen wir nicht; die Angaben der alten Verfasser sind zu abenteuerlich, als dass sie wörtlich genommen werden könnten. So sagt Hipparch, dass die Chaldäer den Sternenhimmel 270000 Jahre beobachtet hätten, bevor Alexander der Grosse in Persien einrückte. Plinius redet sogar von 720000 Jahren. Selbst die kleinere dieser Zahlen ist offenbar viel zu gross; aber dass ihre Observationen ein sehr beträchtliches Alter haben, geht daraus hervor, dass sich in dem grossen astrologischen Werk, das, wie gesagt, etwa 3800 Jahre vor unserer Zeit abgefasst ist, eine Tafel über Sonnen- und Mondfinsternisse für jeden Tag im Jahre findet. Schon damals müssen die Beobachtungen sich also über mehrere Jahrhunderte erstreckt haben. Auch in bezug auf die

Genauigkeit sind die Beobachtungen der Chaldäer bewundernswert. So wussten sie, dass das Sonnenjahr 365,25 Tage hat, und dass die synodische Umlaufszeit des Mondes (die Zeit von einem Neumond zum anderen) 30 Tage beträgt. Die Umlaufszeit des Mondes legten sie nun der Einteilung der Zeit zu Grunde; das Jahr wurde so in 12 Monate, jeder zu 30 Tagen, eingeteilt; aber da das Sonnenjahr 5 Tage länger ist, ergab sich in 12 Jahren ein Unterschied von 2 ganzen Monaten. Dabei ist jedoch der Vierteltag nicht berücksichtigt, mit dem das Sonnenjahr 365 Tage überschreitet; im Laufe von 124 Jahren wächst dieser Ueberschuss zu 30 Tagen, also einem ganzen Monat an, welcher dann eingeschoben wurde.

Als ein anderes Beispiel für die Genauigkeit ihrer Beobachtungen kann angeführt werden, dass sie die Sarosperiode kannten, den Zeitraum von 18 Sonnenjahren oder 223 Mondumläufen, nach welchem die Sonnen- und Mondfinsternisse sich wiederholen. Sie waren dadurch imstande, den Eintritt einer Finsternis zu berechnen; aber ganz genau können ihre Bestimmungen doch nicht gewesen sein, denn einmal spottete die Sonne ihrer Berechnungen, und die Finsternis blieb vollständig aus. So existiert ein höchst interessantes Aktenstück, das dem König Assurbanipal von seinem Oberastrologen Abil-Istar eingesandt worden ist; der Anfang desselben lautet:

„An den König, meinen Herrn, dein Diener Abil-Istar. Möge Friede beim König, meinem Herrn, sein; mögen Nebo und Marduk dem König, meinem Herrn, gnädig sein. Ein langes Leben, Gesundheit des Leibes und Freude des Herzens mögen die hohen Götter dem König, meinem Herrn, geben. — Am 27. Tage verschwindet der Mond. Am 28. 29. und 30. Tag hielten wir Wache wegen einer Sonnenfinsternis. Aber die Sonne trat nicht in die Finsternis. Am 1. Tage wurde der Mond in der Tagesstunde gesehen.“

Der Sinn dieses Schreibens ist deutlich genug. Die Astronomen erwarteten eine Sonnenfinsternis, aber sie traf nicht ein. Wenn dieses sich nun oft ereignet hätte, so würden sie es kaum der Mühe wert gehalten haben, es dem König zu berichten. Wir können daraus also schliessen, dass ihre astronomischen Kenntnisse so genau waren, dass sie mit fast vollkommener Sicherheit Finsternisse berechnen konnten. Wir lernen übrigens weiter aus dem Aktenstück, dass sie die Tage des Monats vom Neumond ab rechneten, so dass der 1. Tag im Monat der Tag nach Neumond ist; eine Sonnenfinsternis muss nämlich stets bei Neumond eintreten, und im Brief wird der 1. Tag ausdrücklich als derjenige bezeichnet, wo der Mond wieder sichtbar wird.

Noch ein Punkt im Schreiben bedarf näherer Beleuchtung. Der Astrolog wünscht dem König den Segen der Götter, besonders nennt

er die Götter Nebo und Marduk. Wir sehen also, dass der Glaube an die Götter noch erhalten ist, und zwar nicht nur beim Volk, sondern auch bei den höchsten Priestern; der Oberastrologe war zu diesen Zeiten vermutlich der oberste im Reiche nach dem König. Dieser Glaube an die Götter und ebenso der Glaube an die Dämonen, der, wie oben besprochen, ebenfalls unverändert fortbestand, scheint in krassem Widerspruch mit der Annahme zu stehen, dass die Sterne alles leiten. Jedoch haben die Chaldäer es verstanden, diese zwei scheinbar unvereinbaren Anschauungen in sinnreicher Weise zu verbinden, indem sie die hohen Götter mit den Sternen identifizierten. Die beweglichen Himmelskörper und die hellsten Fixsterne bekamen die Namen der 12 hohen Götter und wurden eins mit ihnen; so behielten diese ihre Herrschaft unverändert in der Gestalt der Gestirne. Und die Dämonen, welche in der alten Religion den Göttern an Macht unterlegen waren, wurden nun auch abhängig von den mit den Sternen identifizierten Göttern. Ob die Dämonen Erlaubnis erhalten sollten, einem Menschen zu schaden, war jetzt von der Stellung der Gestirne abhängig, stand in den Sternen geschrieben. Die Dämonen blieben wohl Ursache alles Uebels, aber nur mit Einwilligung der hohen Götter, der Gestirne. Auf diese Weise konnte Astrologie und Beschwörungskunst friedlich nebeneinander bestehen, obwohl die Astrologie voraussetzt, dass alles gesetzmässig und daher berechenbar ist, während die Beschwörungskunst voraussetzt, dass alles von der Willkür und den Launen der Götter und Dämonen abhängig ist.

Da eine Darstellung vom ganzen Inhalt des grossen astrologischen Werkes zu umfangreich und wenig interessant ist, beschränke ich mich auf die Mitteilung solcher Bruchstücke, die eine Vorstellung davon geben können, wie sorgfältig die Chaldäer ihre astrologischen Aufzeichnungen in den Einzelheiten ausgeführt haben. Die Tafeln beziehen sich natürlich fast ausschliesslich auf öffentliche Angelegenheiten, Krieg und Frieden, König und Heer, Ernte, Wind und Wetter u. s. f. Aber auf diesen Gebieten sind sie bis ins einzelne durchgeführt und es kann kaum ein Phänomen jemals am Himmel eingetreten sein, das nicht mit bestimmten Folgerungen aufgezeichnet wäre.

Die Nacht wurde in 3 Wachen eingeteilt. Ueber die Abhängigkeit der Kriegsunternehmungen von diesen Wachen gibt folgendes Bruchstück Aufschluss:

„Soldaten aufbrechen zu lassen: 1. Nachtwache ungünstig, Mitternachtswache günstig, Morgenwache ungünstig. Eine Stadt zu stürmen: 1. Nachtwache günstig, Mitternachtswache ungünstig, Morgenwache günstig."

Die Sterne, die gleichzeitig mit der Sonne am Himmel stehen, können wir natürlich nicht sehen. Jedoch wegen der Bewegung der Sonne werden

die Sterne, die zu einer Jahreszeit unsichtbar sind, zu einer anderen sichtbar sein. Diese Rückkehr der Sterne hatte eine bestimmte Bedeutung. Ein Bruchstück einer Tafel gibt uns Aufschluss über dieselbe; zugleich lernen wir daraus, dass jedenfalls die helleren Sterne schon damals einen Namen hatten. Es heisst nämlich:

„Wenn der Schicksalsstern zurückkehrt, ist Pest im Lande. Wenn der Stern Irbie, ist Segen im Lande. Wenn der Stern des leuchtenden Körpers, ist Kraft und Leben im Lande. Wenn der Stern des grauenden Tages, drohen Unglücksfälle dem Lande. Wenn der Stern Dilme, kommt Glück übers Land. Wenn der Stern des Steins Absia, sind Wahrzeichen im Lande. Wenn der Alabasterstern, ist Segen im Lande“ u. s. f.

So geht es weiter in der Tafel, indem etwa 30 Sterne unter Hinzufügung der Umstände, die sie bei ihrer Rückkehr fürs Land herbeiführen, aufgerechnet werden; das angeführte Bruchstück dürfte jedoch genügend sein, um einen Begriff von den Voraussagungen zu geben.

Etwas genauer sind die Angaben der Erscheinungen, welche Folgen die Finsternisse haben. Aus der grossen Tafel hierüber wähle ich ein Stück aus dem Monat Tammuz aus, in dem die Sonne im Zeichen des Krebses stand, d. h. dem 4. nach chaldäischer Zeitrechnung:

„Am 1. Tage, wenn Finsternis ist und sie im Süden beginnt und es hell ist[1]): ein grosser König wird sterben. — Im Monat Tammuz, am 2 Tage, wenn eine Finsternis eintritt und sie im Norden beginnt und es hell ist: König wird kämpfen mit König. — Im Tammuz, am 3. Tage, wenn eine Finsternis eintritt und sie im Osten beginnt und es hell ist: Regen und Flüsse werden strömen. — Im Tammuz, am 4. Tage, wenn eine Finsternis eintritt und sie im Westen beginnt und es hell ist: in Phönizien gedeiht das Korn. — Im Tammuz, am 5. Tag, tritt Finsternis ein und geht der grosse Stern auf: Hungersnot ist im Lande“ u. s. f.

Es ist, wie gesagt, kein Phänomen am Himmel, das nicht seine bestimmte Bedeutung hat. Weitläufige Tafeln geben so die Folgen der Stellungen von Sonne und Mond zueinander an: „die Sonne und der Mond sind gleich (sind in Konjunktion). Das Land ist zu Wohlstand gebracht; tägliche Nahrung ist im Munde des Volkes. Der König des Landes behauptet seinen Thron“ u. s. w.

Aber nicht bloss alles das, was das öffentliche Wohl betraf, sondern auch das Geschick des einzelnen Menschen konnten die chaldäischen Astrologen voraussagen. Ein jeder stand von Geburt an unter dem Einfluss eines bestimmten Sternes, der entweder ein Planet war oder ein Fixstern im Tierkreise. Von der Stellung dieses Sternes zu Mond, Sonne und Planeten im Augenblicke der Geburt war das Leben des Betreffenden abhängig, und eine zahlreiche Schar von Astrologen hat wahrscheinlich beständige Arbeit mit der Aufzeichnung solcher Stellungen (Horoskope) bei der Geburt eines jeden Individuums gehabt. Nach welchen Regeln sie indes die Horoskope auslegten, also das Schicksal der Individuen auf Grund der Konstellation bei der Geburt voraussagten, ist zur Zeit noch unbekannt. Im Mittelalter

[1]) = wenn es Tag ist, die Finsternis also am Tage eintritt.

erreichte diese Kunst eine hohe Entwicklung in Europa, und wir kommen deshalb später auf diesen interessanten Zweig der Auguralwissenschaft zurück.

Die Mantik, die Lehre von der warnenden Bedeutung der irdischen Phänomene, hatte, wie oben besprochen, ihre Wurzel in der Astrologie und stand deshalb in der engsten Verbindung mit derselben. Vom grossen mantischen Werk des Königs Sargon ist bisher jedoch nur sehr wenig übersetzt, so dass man nur einen ziemlich oberflächlichen Begriff davon hat, nach welchen Regeln die tellurischen Phänomene ausgelegt wurden. Das Werk scheint in 14 Kapitel eingeteilt gewesen zu sein, die von der Beobachtung des Vogelfluges, den Eingeweiden der Opfertiere, der Auslegung verschiedener Naturphänomene und der Traumdeutung handeln. Damit ist die Mantik jedoch nicht erschöpft; aus anderen Quellen wissen wir, dass die Chaldäer auch Geomantie trieben, d. h. Wahrsagerei mit Hilfe von geometrischen Figuren; ausserdem haben sie sehr häufig die Entscheidung durchs Los angewandt, um den Willen der Götter in gewissen Fällen zu erfahren.

Von der Auslegung des Vogelflugs weiss man vorläufig nichts anderes, als dass derselbe eine sehr wesentliche Rolle bei den Chaldäern spielte. Von den 14 Kapiteln des grossen mantischen Werkes handeln 3 davon, aber von diesen ist so gut wie nichts erforscht. Etwas besser unterrichtet ist man dagegen über ihre Auslegungen von dem, was in den Eingeweiden der Opfertiere beobachtet wurde. Einige Fragmente, die dieses zum Inhalt haben, sind übersetzt; sie enthalten eine Reihe phantastischer Auslegungen in ganz derselben Art wie die astrologischen.

„Finden sich in den Eingeweiden eines Esels auf der rechten Seite Eindrücke, so erfolgt Ueberschwemmung. Sind die Eingeweide eines Esels auf der rechten Seite gewunden und schwarz, so wird der Gott im Lande des Herrn Wachstum erzeugen. Sind die Eingeweide eines Esels auf der linken Seite gewunden und schwarz, so wird der Gott im Lande des Herrn nicht Wachstum erzeugen. Sind die Eingeweide eines Esels auf der rechten Seite gewunden und bläulich, so wird Trauer einkehren in das Land des Herrn. Sind die Eingeweide eines Esels auf der linken Seite gewunden und bläulich, so wird nicht Trauer einkehren in das Land des Herrn."

Man sieht hieraus, dass das, was auf der einen Körperseite als günstiges Zeichen galt, auf der anderen als verderblich angesehen wurde; Glück und Unglück ist rechts und links gleichmässig verteilt. Aehnlich dienten Wind und Wetter, Regen, Wolken, Blitz und andere Naturerscheinungen, z. B. das Sausen der Bäume, als Wahrzeichen. Von den wilden Tieren hatte besonders die Schlange grosse Bedeutung für die Chaldäer — wie für die meisten Naturvölker unserer Tage.

Die Schlange war das Symbol für alles übernatürliche Wissen; sie war das Attribut Ea's, der göttlichen Weisheit. Möglicherweise sind Schlangen sogar in einigen babylonischen Tempeln gehalten und dort als Orakel benutzt worden. Auch die Edelsteine haben Bedeutung in der Mantik. In einem historischen Aktenstück aus der Bibliothek in Ninive wird erzählt, dass man ein Zeichen wünschte, ob ein beabsichtigter Kriegszug glücken würde oder nicht; aus diesem Grunde prüfte man die funkelnden Strahlen, welche „der Diamant am Finger" nach rechts und links warf, nach oben und unten. Wahrscheinlich hat der besprochene Diamant im Ring am Finger eines Götzenbildes gesessen und ist so ein besonderes Orakel gewesen.

Grosse Bedeutung hatten die Hunde und das Verhalten derselben. Eine Tafel bespricht die Ereignisse, die eintreten würden, wenn ein fremder Hund sich in einen Tempel oder in den Palast des Königs einschleiche:

„Betritt ein grauer Hund den Palast, so wird dieser in Flammen aufgehen. Betritt ein gelblicher Hund den Palast, so wird dieser ein gewaltsames Ende nehmen. Betritt ein rötlicher Hund den Palast, so wird dieser Friede mit dem Feinde schliessen" u. s. w.

Die Tafel geht dann weiter und wirkt beinahe komisch durch die Gründlichkeit, mit der sie nicht bloss alle möglichen Farben von Hunden, sondern auch alle mehr oder weniger sauberen Verrichtungen angibt, welche Hunde ausführen können. Namentlich die weniger reinlichen Seiten des Hundelebens werden in einem anderen Fragment betont:

„Erbricht sich ein Hund im Hause, so wird der Herr des Hauses sterben. Benässt ein Hund im Palaste den Thron, so wird der König sterben, und die Feinde werden sein Land teilen. Lässt ein Hund im Tempel sein Wasser, so wird Regen vom Himmel strömen, Ueberschwemmung in den Strassen, Hungersnot und Sterblichkeit herrschen" u. s. w.

Man hat die Hunde wahrscheinlich gut überwacht, wenn die natürlichen Bedürfnisse derselben derartige Unglücksfälle über das Land bringen konnten.

Alle ungewöhnlichen Begebenheiten, z. B. die Geburt von Missbildungen, waren zugleich mit ihrer Bedeutung aufs genaueste aufgezeichnet. Es finden sich im magischen Werk mehrere Tafeln über dieses interessante Thema; eine behandelt die Missgeburten von königlicher Abstammung, eine andere solche von gewöhnlichen Menschen und endlich eine dritte die Missgeburten bei Tieren.

Höher als alles andere scheinen die Chaldäer aber die Träume gestellt zu haben. Wir wissen, dass die Traumdeuter in hohem Ansehen standen; im Heldengedicht der Babylonier, dem Nimrod- oder

Gilgamish-Epos, spielen die Träume und deren Deutung die grösste Rolle; der Held Gilgamish und sein Freund Eabani ahnen durch Träume alle entscheidenden Begebenheiten ihres Lebens voraus, und verstehen sie sich gegenseitig zu deuten. Es ist auch bekannt, wie der Prophet Daniel zu einem mächtigen Mann gemacht wurde, weil er dem König Nabukudurussur einen Traum mitteilte und auslegte, den dieser gehabt hatte. Im Buche Daniel 2, 48 wird berichtet: „Und der König erhöhete Daniel und gab ihm grosse und viele Geschenke und machte ihn zum Fürsten über das ganze Land zu Babel und setzte ihn zum Obersten über alle Weisen zu Babel." Eine so grosse Rolle spielten die Träume nach der Auffassung der Chaldäer, dass sie sogar ausführlich in ihren historischen Jahrbüchern aufgezeichnet wurden. In den Annalen des Königs Assurbanibal findet sich so eine ganze Reihe Träume, die der König kurz vor bestimmten bevorstehenden Ereignissen, Schlachten u. s. w., gehabt hat, und in diesen Träumen ist der Ausgang jedesmal vorhergesagt, welchen die nachfolgenden Begebenheiten wirklich nahmen. Die Regeln jedoch, nach denen die Traumauslegung erfolgte, kennen wir nicht, da die betreffenden Tafeln des magischen Werkes nicht gelesen sind.

Aus einigen wenigen in Ninive gefundenen Fragmenten scheint, wie oben berührt, hervorzugehen, dass die Chaldäer auch die Geomantie, die Auslegung geometrischer Figuren, getrieben haben. Da ihre astronomischen Berechnungen nicht unbedeutende mathematische Kenntnisse voraussetzten, liegt auch die Annahme nahe, dass sie sich weitergehenden Spekulationen über geometrische Figuren hingegeben haben. Dies geschah wahrscheinlich in der Weise, dass eine Handvoll Sand über eine Fläche hingeworfen wurde; man beobachtete dann die entstandenen Figuren und legte sie nach gewissen Regeln aus. Das ist also der alte Ursprung zum Weissagen unserer Zauberweiber aus dem Kaffeesatz. — Endlich haben sie sich auch des Loswerfens, am häufigsten mit Hilfe von Pfeilen, bedient. Dieses wurde z. B. angewandt, wenn man entscheiden wollte, welchen Weg das Heer einschlagen sollte, um den Feind am erfolgreichsten anzugreifen. Wir haben keine schriftlichen Berichte von den Chaldäern selbst über diese Methode, aber im Buch Hesekiel 21, 21 wird von Nabukudurussur erzählt: „Denn der König zu Babel wird sich an die Wegscheide stellen, vorne an den zween Wegen, dass er sich wahrsagen lasse, mit den Pfeilen um das Los schiesse, seinen Abgott frage und schaue die Leber an." An den assyrischen und babylonischen Denkmälern sind diese mantischen Pfeile, meist 8 an der Zahl, häufig dargestellt. Sie sind federlos und stumpf und wurden wahrscheinlich entweder in der Weise angewandt, dass ein Pfeil in die Luft geschossen

wurde, um die Richtung anzugeben, die man einschlagen sollte. Oder sie wurden mit bestimmten Angaben versehen; dann zog man einen beliebigen Pfeil aus dem Köcher heraus und richtete sich nach den Angaben desselben.

Die Verbreitung der chaldäischen Magie.

Obige ausführliche Darstellung der chaldäischen Magie hat einen doppelten Grund und eine zwiefache Berechtigung, teils weil das chaldäische System eines der ältesten und am besten entwickelten ist, die je existiert haben, besonders aber weil der Aberglaube und die Zauberei in Europa ganz besonders durch die chaldäischen Anschauungen beeinflusst worden sind. Die chaldäischen Vorstellungen breiteten sich zunächst nach dem nordöstlichen Nachbarlande, Medien, aus; die Priester desselben, „die Magier", nahmen jene Lehren teils an, teils entwickelten sie ein ähnliches System. Dagegen fand die chaldäische Magie in Persien keinen Eingang, da die Zoroasterlehre alle Zauberei streng verbot. Erst als die Perser unter Cyrus Babylon im Jahre 539 erobert hatten, vermischten sich die Völker, und die medischen Magier und die babylonischen Priester, „die Chaldäer", wie sie genannt wurden, erreichten am persischen Hofe bald ein ähnliches Ansehen wie in ihrer Heimat. Die Juden, welche von Cyrus die Erlaubnis erhielten, in ihr Land zurückzukehren, brachten natürlich eine genaue Kenntnis der ganzen chaldäischen Magie aus der babylonischen Gefangenschaft mit, und diese Kenntnis verbreitete sich dann weiter durch Henochs Buch und ähnliche pseudoepigraphische Schriften [1]). Zugleich wurde sie in der Kabbala zu einem heimlichen System entwickelt, das wohl zuerst auf Umwegen, durch die Mauren, nach Europa kam und danach eine bedeutende Rolle im Mittelalter, ja bis zu unseren Zeiten gespielt hat.

In direkte Berührung mit der chaldäischen Magie kam Europa durch die Kämpfe der Griechen mit den Persern im 5. Jahrhundert vor Chr. Die griechischen Geschichtsschreiber bezeichnen daher den Stifter der persischen Religion, Zoroaster, als den Erfinder aller Magie; wir wissen jetzt, dass dieses verkehrt ist. Die sogen. persische Magie ist chaldäischen und medischen Ursprungs. Nach Eroberung des persischen Reiches durch Alexander den Grossen wurde Griechenland mit Magiern überschwemmt. Ungefähr gleichzeitig begann auch die ägyptische Magie ihren Einfluss in grösserem Masse geltend zu machen;

[1]) Pseudoepigrapha sind anonyme Schriften, die als Aufzeichnungen der hervorragendsten Persönlichkeiten des alten Testamentes, Noah, Abraham, Joseph, Salomo etc., ausgegeben wurden, um dadurch grösseres Ansehen zu gewinnen.

aber die asiatische Magie hatte sich in Griechenland schon so eingenistet, dass das Neue, was die Aegypter brachten, bedeutungslos war. Die ägyptische Magie bekam ihre grösste Bedeutung für Europa wahrscheinlich erst später, als die Araber viele Jahrhunderte nachher das Land eroberten und sich die spärlichen Reste von der Weisheit der alten Aegypter, ihre Astrologie und Alchemie, aneigneten. Diese brachten sie dann in Verbindung mit der jüdischen Kabbala nach Spanien und verbreiteten sie dann weiter in Europa. Die genauere Schilderung dieser Entwicklung müssen wir deshalb auf einen späteren Zeitpunkt verschieben; im folgenden halten wir uns ausschliesslich an den ersten Einfluss des Orients auf Europa.

Kapitel 4.

Die Griechen und Römer.

Die ursprüngliche griechische Magie.

Ueber die Magie der Griechen, mit der wir uns zuerst beschäftigen, herrschen die widersprechendsten Ansichten. Einige meinen, die Griechen hätten in den ältesten Zeiten überhaupt nichts von Zauberei gewusst; andere Forscher dagegen betrachten die ganze griechische Zivilisation „als eine lebendige Magie, wie sie kein anderes Volk weder vor noch nach demselben gezeigt hat". (Ennemoser, Geschichte der Magie S. 484.)

Dass dieser Ausspruch seinem Wortlaut nach ungerecht ist, wird jedermann einsehen; jedoch darf niemand sich von seiner Begeisterung für das Griechentum dazu verleiten lassen, die okkulte Seite der griechischen Religion zu übersehen. Wie alle Menschen des Altertums haben auch die Hellenen einen Gespenster- und Dämonenglauben gehabt, haben Kulte der Toten und der Unterirdischen getrieben, haben sich Götter in der Gestalt von Tieren und schreckhaften Ungeheuern gedacht. Der Heros, dessen Name später den stolzen Heldenklang erhalten hat, ist ursprünglich die Seele des Verstorbenen, die im Grabe oder im Hause — unter der Schwelle, im Backofen u. s. f. — weiterlebt; zur Sättigung dieses Heros hat man das Blut der Opfertiere durch Röhren in die Erde hinabfliessen lassen; das Grab des Heros einer Stadt wurde die Orakelstelle der weiteren Umgegend. Diese Heroenverehrung hat sich, mit dem Staats- und Rechtswesen eng verknüpft, bis in die letzten Tage des Griechentums erhalten. An sie und an die verwandte Verehrung der unterirdischen

Götter lehnt sich eine ganze Reihe priesterlicher Verrichtungen an, die den Charakter der Zauberei, der Magie, des Geheimwesens tragen, wie denn die priesterlichen Kreise und Familien in Griechenland von der schnell aufblühenden Kultur überhaupt ziemlich unberührt blieben und sich lieber in den herkömmlichen Vorstellungen der vorgeschichtlichen Griechen als in den neuen Gedanken der jonischen oder attischen Bildung bewegten. Das Volk im weiteren Sinne hat sich selbstverständlich nicht über den Standpunkt seiner Priester erhoben, die Bauern Arkadiens, Messeniens oder Thessaliens haben bis in die römische Kaiserzeit hinein ihre primitiven Kulte mit Bärentanz und Fackellauf, mit rohen Idolen und plumpen Sitten, mit Beschwörungen und Zauberheilungen bewahrt und überhaupt dem naivsten Aberglauben gehuldigt, der oft — wie bei den dionysischen oder asklepiadischen Bewegungen — zu trüben Verirrungen und zügellosen Ausschweifungen führte.

Auch die gebildeten Klassen blieben von dieser niedrigeren Religion nicht unberührt. Nicht nur, dass religiöse Epidemien wie die eben erwähnten auch sie hinrissen: ein abergläubisches Element blieb in dem Leben der allermeisten Griechen bestehen, wie es z. B. aus dem Anthesterienfeste in Athen erhellt. Denn in diesen Tagen, die dem Kulte der Toten geweiht waren, war man immer auf das Erscheinen der Verstorbenen vorbereitet, wehrte sich gegen sie durch Kauen von Weissdornblättern, durch Bestreichen der Türpfosten mit Pech, setzte ihnen Speisen vor zum gefälligen Genuss u.s.f. — mit anderen Worten: man verbrachte die Tage in einer Weise, die von den primitivsten Vorstellungen zeugte. Und dieses war nicht der einzige Fall, wo der gebildete Grieche eine Gesinnung bewies, die sich mit dem aufgeklärten Griechentum nur schlecht vereinigen liess.

Aber diese Disharmonie zwischen Aberglaube und Kultur ist eben das Interessante in Griechenland; sie belehrt uns, wie viel höher das Griechentum über den Kulturen steht, die — wie etwa die babylonische — mit Aberglauben ganz durchtränkt sind und sich mit allerlei Dämonologie vertragen. „Das Griechentum“ aber, das wir als den Anfang unserer Kultur ansehen, hat sich vom Aberglauben immer mehr frei gemacht und in der freien, ausgebildeten Menschlichkeit, die uns in Homer begegnet, seine Grundlage gefunden. Die jonischen Kolonisten an der Küste Kleinasiens, unter denen diese Dichtung entstanden ist, hatten vom Kultus, Aberglauben und von den Vorurteilen der Heimat sehr wenig mitgenommen, und der freie und freidenkende Geist dieser Männer wurde durch das Epos, das sie schufen, ein unvergängliches Moment im hellenischen Leben und ein Typus des eigentlichen Griechentums. Wir können deshalb ganz gut, wenn wir

den Standpunkt der Griechen zum Aberglauben und zur Dämonologie betrachten wollen, von Homer unseren Ausgangspunkt nehmen.

Ausser dem genügend bekannten olympischen Götterkreis umfasste die griechische Religion zu Homers Zeiten eine grosse Menge niedriger stehender geistiger Wesen, die sogen. „Nymphen", welche das ganze Dasein bevölkern. So sagt Odysseus, nachdem er auf der Insel der Phäaken gelandet ist, wo er durch den Schrei der Nausikaa und ihrer Mägde geweckt wird (Odyss. VI, 122 ff.):

„Eben wie Mädchenstimm' umscholl ein helles Gekreisch mich,
Gleich der Nymphen, die rings hochscheitlige Berge bewohnen,
Und Urquellen der Ström' und grün bekräuterte Täler!"

Die Dreistigkeit aber, mit der Odysseus dann aus seinem Versteck herauskommt, zeigt uns, dass der Mensch nach griechischer Anschauung von den Nymphen nichts zu fürchten hat. Wie aus vielen anderen Stellen in den homerischen Gesängen hervorgeht, waren sie gute Geister, die gleich den Göttern erst dann feindlich gegen die Menschen auftreten, wenn sie durch irgend eine Handlung beleidigt werden. Aus obigem Zitat können wir auch den Schluss ziehen, dass die Griechen an böse Geister nicht glaubten. Für Odysseus gibt es nur zwei Möglichkeiten: Nymphen oder Menschen; andere redende Wesen existieren nicht. Ein chaldäischer Verfasser würde in einem solchen Falle sicherlich nicht vergessen haben, als eine dritte Möglichkeit Dämonen zu erwähnen, die auf das Unglück des Mannes bedacht seien.

Bei späteren griechischen Verfassern werden wohl Dämonen erwähnt; aber sie entsprechen mehr Schutzgeistern, die jeden einzelnen Menschen begleiten; sie haben jedenfalls nicht den Charakter von bösen Geistern. Mit Wesen letzterer Art machten die Griechen erst nach Berührung mit den Chaldäern nähere Bekanntschaft. Indes ist ihnen auch in den ältesten Zeiten der Gedanke an schadenbringende Dämonen doch nicht ganz fremd gewesen. In der Beziehung findet man bei Homer doch Aeusserungen, wie Odyss. V, 394 ff:

„Und wie zur Freude den Kindern erscheint des geretteten Vaters
Leben, der lange, gequält von heftigen Schmerzen der Krankheit,
Niederlag und verging; denn ihn plagt' ein feindlicher Dämon;
Doch zur herzlichen Freud' erretten ihn Götter vom Elend."

Jedoch kommt derartiges nur ausnahmsweise vor; eine eigentliche Dämonologie haben die Griechen zu dieser Zeit nicht gehabt.

Alles, was geschieht, ist Fügung der Götter; von ihnen wird alles Gute und Böse geschickt. Sie werfen den Menschen aufs Krankenlager und erretten ihn wieder aus der Not oder senden seine

Seele zum Hades, je nachdem es ihnen gefällt. Alle besonderen Widerwärtigkeiten, die einen Menschen treffen, sind ein Ausdruck des göttlichen Zorns; Odysseus' zehnjährige Irrfahrt und all sein Missgeschick ist nur Poseidons Rache, weil der Held seinem Sohne, dem Cyklopen Polyphem, das Augenlicht geraubt hat (Odyss. I, 19 ff.):

Es jammerte alle die Götter;
Nur Poseidon zürnte dem göttergleichen Odysseus
Unablässig, bevor sein Vatergefild' er erreichet.

Kann man nun den zürnenden Gott nicht durch Opfer versöhnen — und dieses ist höchst zweifelhaft, denn die Götter sind oft unversöhnlich in ihrem Zorn —, so hat der Verfolgte doch noch den Ausweg, bei einem freundlich gesinnten Gott Hilfe zu suchen. So ruft Odysseus beständig Pallas Athene an, die ihm auch hilft, so gut sie es kann, ohne in offenbaren Streit mit ihrem mächtigen Oheim, dem Poseidon, zu geraten (Odyss. VI, 324 ff.):

„Höre, des ägiserschütternden Zeus unbezwungene Tochter!
Höre mich endlich einmal, da zuvor du nimmer mich hörtest,
Als mich Verfolgeten schlug der gewaltige Länderumstürmer!
Gib, dass im Volk der Phäaker ich Lieb' antreff' und Erbarmung!"
Also flehet' er laut; ihn hörete Pallas Athene.
Doch sie erschien noch nicht ihm öffentlich, schauend des Vaters
Bruder im Geist: denn er zürnte dem göttergleichen Odysseus
Unversöhnbaren Sinns, eh' das Vaterland er erreichet.

So ist es überall: wo der Chaldäer wahrscheinlich sofort das Eingreifen eines Dämons vermuten und versuchen würde, ihn durch Zauberei zu beschwören, da wendet der Grieche sich fromm an den Gott, zu dem er am meisten Vertrauen hat. Wir können daher auch nicht erwarten, eine Beschwörungskunst bei den Hellenen anzutreffen.

Dennoch gibt es zahlreiche Stellen bei Homer, die zeigen, dass die Griechen an die Möglichkeit einer Zauberei glaubten und zwar nicht nur an Weissagungskunst, die ja auch bei den Chaldäern nicht auf dem Dämonenglauben beruhte, sondern auch an operative Magie, d. h. an magische Handlungen, durch die man den Lauf der Dinge ändern zu können meinte. Zunächst vollbringen die Götter natürlich beständig Wunder; das liegt ja in ihrer Natur; könnten sie nicht Handlungen vollbringen, die über menschliches Vermögen hinausgehn, so wären sie ja gar nicht Götter. Sodann sehen wir aber auch, dass die niedrigeren gottähnlichen Wesen, Halbgötter, Nymphen und ähnliche, mit grosser Macht ausgerüstet sind. Als Menelaos auf Pharos „den fehllos redenden Meergreis" fängt, „Proteus, göttlicher Macht, welcher des Meeres Tiefen gesamt durchschaut" (Odyss. IV,

384 ff.), so geht dieses nach seinem eigenen Bericht nicht so leicht vor sich (Odyss. IV, 454 ff.):

Schnell mit lautem Geschrei anstürzten wir, rings mit den Händen
Fassend den Greis; doch jener vergass der betrüglichen Kunst nicht;
Siehe, zuerst erschien er ein bärtiger Leu des Gebirges,
Wieder darauf ein Pardel, ein Drach' und ein mächtiges Wildschwein,
Floss dann in Wasser dahin, und sprosst' als Baum in die Lüfte,
Doch unverrückt umschlangen wir stets, ausdauernden Herzens.

Bekannt ist die Geschichte von der Kirke, die Odysseus' Gefährten in Schweine verwandelt; aber Kirke ist auch eine Tochter der Götter und selbst Göttin. An die Möglichkeit, dass Menschen derartige Wundertaten vollbringen können, scheinen die alten Griechen nicht gedacht zu haben. Als Odysseus heimgekehrt ist, wird er von Athene in einen Bettler verwandelt, damit seine Heimkehr nicht zu unrechter Zeit verraten wird. In dieser Gestalt sieht sein Sohn Telemachos ihn zum erstenmal; als sie sich das nächste Mal begegnen, hat Athene dem Odysseus sein männliches, kräftiges Aussehen wiedergegeben, aber Telemach erkennt ihn doch nicht (Odyss. XVI, 194 ff.).

„Nein, nicht bist du mein Vater Odysseus; sondern ein Dämon
Täuscht mich, dass ich noch mehr voll innigen Grames erseufze.
Nie vermöchte ja solches ein sterblicher Mann zu vollenden,
Er durch eignen Verstand, wenn nicht ein himmlischer nahend
Leicht, wie er will, umschafft zum Jünglinge oder zum Greise.
Traun, nur eben ja warst du ein Greis und in hässlicher Kleidung,
Jetzt erscheinst du ein Gott, wie sie hoch obwalten im Himmel!"

Hier ist also die Ansicht bestimmt ausgesprochen, dass der Mensch durch eigene Macht sein Aussehen nicht verändern könne; und wir finden bei Homer auch nichts von derartigen Verwandlungen erzählt, ohne dass die Götter dabei im Spiele sind. Im grossen und ganzen kommt äusserst wenig Zauberei in den homerischen Gesängen vor, es sei denn, dass man es in den Stellen finden will, wo von dieser oder jener wunderlichen Anwendung von Pflanzenstoffen die Rede ist. Eine Stelle ist besonders bekannt und oft als Beispiel für die Vertrautheit der Griechen mit der Magie zitiert worden (Od. IV, 219 ff.): als die Gäste an der Tafel des Menelaos traurig geworden sind über die Erinnerung an Troja, wird von Helena erzählt:

Aber ein andres ersann nun Helena, Tochter Kronions.
Schnell in den Wein warf jene, wovon sie tranken, ein Mittel,
Kummer zu tilgen und Groll und jeglicher Leiden Gedächtnis.
Kostete einer davon, nachdem in den Krug es gemischt ward:
Nicht an dem ganzen Tage benetzt' ihm die Träne das Antlitz.

Nicht ob selbst gestorben ihm wär' auch Mutter und Vater,
Nicht ob den Bruder vor ihm, ob selbst den geliebtesten Sohn ihm
Tötete feindliches Erz, und er mit den Augen es sähe.
Solcherlei Würze der Kunst hatt' Helena, Tochter Kronions,
Heilsamer Kraft, die einst die Gemahlin Thons, Polydamna,
Ihr in Aegypten geschenkt: wo viel die nährende Erde
Trägt der Würze zu guter, und viel zu schädlicher Mischung.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass die Aegypter in der alten Zeit das Haschisch gekannt haben, einen harzartigen Stoff, der vom indischen Hanf (Cannabis indica) ausgeschwitzt und noch heutigen Tages überall im Orient als berauschendes Mittel gebraucht wird. Es hat, jedenfalls bei einigen Menschen, genau die hier beschriebenen Wirkungen, und die Anwendung, die Helena mit dem Saft macht, ist also eine ganz natürliche und hat mit Zauberei nicht mehr zu tun, als wenn sie die Gäste sich mit Wein hätte berauschen lassen, um ihre Sorgen zu vergessen. Aber an anderen Stellen ist es unzweifelhaft, dass Zauberei mit im Spiel ist; von den Schiffen der Phäaken heisst es (Odyss. VIII, 557):

Nicht der Phäaker Schiffe ja sind der Piloten bedürftig,
Noch der Steuer einmal, wie sie anderen Schiffen gebaut sind;
Nein, sie wissen von selbst den Sinn und Gedanken der Männer.

Das ist derselbe Gedanke, den wir bei den nordischen Völkern finden: sie sahen es als eine Eigentümlichkeit gewisser Familien an, dass, wenn diese nur die Segel aufzögen, sofort günstiger Wind käme, welcher das Schiff dorthin führte, wohin man wünschte.

Aus vielen Stellen in der Ilias geht hervor, dass die Griechen bei Troja Aerzte mithatten, die jedenfalls bei der Wundbehandlung ganz rationell zu Werke gingen, indem sie die Wunden auswuschen und mit heilenden Wurzeln verbanden. Nur an einer Stelle findet sich medizinische Zauberei. Als Odysseus auf der Jagd von einem Eber verwundet ist, wird von seinen Vettern erzählt (Od. XIX, 457):

Aber Odysseus' Wunde, des götterähnlichen Jünglings,
Banden sie wohl und hemmten das schwarze Blut mit Beschwörung[1]).

Ueber den Inhalt der Zaubergesänge wissen wir nichts, auch nicht, wie man sich deren Wirkung dachte; wir können nur Vermutungen darüber aussprechen. Böse Geister haben sie wohl kaum beschworen, einmal, weil die Griechen, wie wir oben gesehen, nicht an derartige Wesen glaubten und sodann, weil sie, selbst wenn sie an dieselben geglaubt hätten, ihre Mithilfe wohl kaum bei einer so natürlichen Sache, wie beim Verbinden einer Wunde angenommen hätten,

[1]) ἐπαοιδῇ (Zaubergesang, Zauberspruch) δ' αἷμα κελαινὸν ἔσχεθον.



wo doch die Ursache, der Eber, tot vor ihnen lag. Eine Anrufung der Götter ist wohl auch nicht gemeint, dafür wäre das Wort „Zaubergesang" sicherlich nicht gebraucht worden. Es bleibt demnach nur die Möglichkeit, dass die Griechen glaubten, die gesprochene mystische Formel wirke direkt auf die Natur der Dinge ein, das gesprochene Wort an sich habe schon die Macht und Eigenschaft, den natürlichen Verlauf der Ereignisse zu beeinflussen. Diese Anschauung ist offenbar die Grundlage der ältesten griechischen Zauberei. Derselbe Gedanke scheint überhaupt der Magie aller europäischen Völker in den heidnischen Zeiten zu Grunde gelegen zu haben; jedenfalls ist er, wie wir weiter unten (Kap. 7) sehen werden, bei den Nordländern bestimmt nachzuweisen; und dasselbe gilt, wie wir wohl annehmen dürfen, auch für die anderen europäischen Völker, welche Zauberei trieben, ohne eigentlich an Dämonen zu glauben.

Um nun zu den Aerzten der Griechen zurückzukehren, so sehen wir, dass man selbst bei Behandlung von Wunden seine Zuflucht zu Beschwörungen nehmen konnte. Die Vermutung liegt also nahe, dass dieses auch bei inneren Krankheiten geschah, deren richtige Behandlung natürlich eine viel tiefere Einsicht erfordert, als man bei einem primitiven Volke voraussetzen darf. Wir wissen auch wirklich, dass die eigentliche ärztliche Tätigkeit von den ältesten Zeiten her an die Tempel, namentlich Apollo- und Aeskulaptempel, gebunden war. Was hier geschah, ist uns nicht genau bekannt, da diese Tätigkeit bis zu Hippokrates (ca. 400 v. u. Z.) ein Geheimnis war, das in gewissen Priesterfamilien aufbewahrt wurde; aber das wenige, was wir wissen, genügt, um zu zeigen, dass die ganze Behandlung eine Art religiöser Magie gewesen ist. Die Kranken, die zur Behandlung in die Tempel aufgenommen zu werden wünschten, mussten zunächt geloben, sich in allem nach den ihnen gegebenen Vorschriften zu richten. Mehrere Tage lang mussten sie dann fasten oder sich jedenfalls einer strengen Diät unterwerfen, wobei der Weingenuss so gut wie verboten war. Die Priester führten sie dann im Tempel umher und zeigten ihnen die Bilder und geweihten Tafeln, die zur Erinnerung an Wunder, welche die göttliche Gnade verrichtet hatte, aufgehängt waren. Gebete wurden gesprochen und heilige Lieder gesungen, welche die Kranken dem Priester nachsprechen mussten. Diese Lieder waren oft von Musik begleitet. Dann opferte man den Göttern meistens einen Widder, jedoch auch andere Tiere, namentlich Geflügel. Bäder, Salbungen und Streichungen mit den Händen wurden gewöhnlich vollzogen, bevor die Kranken würdig erachtet wurden, die Botschaft des Gottes zu empfangen. Stand dies bevor, so liess man sie den Rauch verschiedener Wurzeln einatmen und sich an geweihten Stellen

im Innern des Tempels niederlegen. Hier schliefen sie ein und empfingen dann im Schlaf Offenbarungen des Gottes, der ihnen ihren Tod oder ihre Heilung verkündete und ihnen die Mittel angab, mit denen diese erreicht würde; darnach richtete sich dann die spätere Behandlung. Verschiedene gleichzeitige Verfasser berichten jedoch, dass die Leute sich nicht immer erholt hätten, auch wenn der Gott es ihnen versprochen hatte.

Wenden wir uns nun zur Weissagungskunst der Griechen, so sehen wir, dass sie auf einer rein religiösen Grundlage beruhte. Stets waren es die Götter, welche Mitteilungen von zukünftigen Dingen machten, entweder direkt oder durch Zeichen, welche die Menschen deuten mussten. Die direkten Mitteilungen wurden in den Tempeln der Götter durch Orakel gegeben. Derartige Orakel gab es verschiedene in Griechenland; am bekanntesten und angesehensten war Apollos Orakel in Delphi in Böotien und das Zeusorakel bei Dodona in Epirus. An beiden Stellen beantwortete der Gott die Fragen durch Priesterinnen; die des Apollo hiess Pythia, die des Zeus Pelias. Dieselben konnten jedoch nicht zu jeder Zeit und unter gewöhnlichen Verhältnissen die Göttersprüche verkünden; es war stets eine besondere Vorbereitung dazu nötig, indem sie zunächst in einen eigentümlichen ekstatischen Zustand kommen mussten, ehe sie die Offenbarungen des Gottes empfangen konnten. Als Mittel hierzu dienten in Delphi die Dämpfe, welche aus einem Felsspalt, über dem der Tempel gebaut war, aufstiegen. Pythia stieg auf einen Dreifuss, der über dem Spalt stand, und wenn sie durch Einatmung der Dämpfe mit dem Geiste des Gottes erfüllt war, verkündete sie seine Antwort. Dieselbe war allerdings meist so dunkel, dass die Priester sie erst auslegen mussten. In Dodona trank Pelias aus einer berauschenden Quelle, die dort floss, und wurde dadurch befähigt, ebenso wie Pythia die göttlichen Mitteilungen zu empfangen. Die Methode war also dieselbe, nur die Mittel waren verschieden. Es ist bekannt, dass viele dieser Orakel ein so hohes Ansehen genossen, dass nicht nur die griechischen Staaten, sondern auch viele asiatische Fürsten sie um Rat fragten, wenn ernste Unternehmungen bevorstanden.

Ausser diesen an den Tempeldienst geknüpften Weissagungskünsten gab es noch andere Mittel, durch die zukünftige Ereignisse vorher bestimmt wurden. Einzelne Menschen hatten, oft als Begünstigung, mitunter auch als Strafe, von den Göttern die Gabe erhalten, weissagend die Zukunft zu künden; solche Wahrsager, die ohne besondere Mittel die Zukunft vorauszusagen vermochten, werden verschiedentlich bei Homer erwähnt (Od. X, 492. Ilias VI, 75; XI, 329). Doch waren auch andere Sterbliche, welche diese Gabe nicht besassen,

imstande, Künftiges vorherzusagen, wenn sie nur die Zeichen zu erklären verstanden, durch welche die Götter ihren Willen kundtaten. Namentlich wurde wie bei den Chaldäern auch der Vogelflug beachtet; er wird wiederholt bei Homer besprochen (Od. I, 200; II, 158. Ilias II. 858; X, 274; XII, 199). Ein einzelnes Beispiel genügt, um diese Seite der griechischen Mantik zu beleuchten. Diomedes und Odysseus gehen im Dunkel der Nacht aus, um nach einem Zeichen zu spähen (Ilias X, 274 ff.):

Ihnen nahte ein Reiher, gesandt von Pallas Athene,
Rechtsher fliegend am Weg; ihn sahn sie nicht mit den Augen
Durch die finstere Nacht, nur ward sein Tönen gehöret.
Freudig vernahm Odysseus den Flug und rief zu Athene.

Es war stets ein gutes Zeichen, wenn die Vögel von rechts nach links flogen, und beide Helden dankten deshalb Athene dafür. Zu den Naturerscheinungen, die als Vorbedeutung gelten, gehört der Blitz, der vom Zeus sowohl als gutes wie als böses Zeichen gesandt wird; Blutregen wird einmal (Il. XI, 53) als Verkündigung drohenden Unheils erwähnt.

Endlich haben die Griechen eine Form der Weissagungskunst ausgeübt, die bei den Chaldäern verboten war, nämlich die Nekromantie, die Beschwörung der Toten, um von diesen etwas über die Zukunft zu erfahren. Es ist dieses auch die einzige magische Handlung, die einigermassen ausführlich bei Homer beschrieben ist; sie wird von Odysseus vollbracht, der nach Kirkes Anweisung über den Okeanos zum Eingang in den Hades gesegelt ist (Od. XI, 23 ff.):

Doch das geschliffene Schwert von der nervigen Hüfte mir reissend,
Eilt' ich die Gruft zu graben, von einer Ell' in die Vierung.
Ueber sie goss ich sodann Weihguss für die sämtlichen Toten.
Erst von Honig und Milch und dann von lieblichem Weine,
Drauf von Wasser zuletzt, mit weissem Mehl es bestreuend.
Viel dann fleht' und gelobt' ich den Luftgebilden der Toten:
Wenn ich gen Ithaka käm', ein Rind, unfruchtbar und fehllos,
Darzubringen im Haus, und die Scheiter mit Gut zu umhäufen.
Auch für Teiresias noch den stattlichsten Widder zu opfern,
Schwarz ringsum, der stolz aus unseren Herden hervorragt.
Als ich jetzt mit Gelübd' und Flehn die Scharen der Toten
Angefleht, da nahm und zerschnitt ich den Schafen die Gurgeln
Ueber der Gruft; schwarz strömte das Blut; und es kamen versammelt
Tief aus den Erebos Seelen der abgeschiedenen Toten:
Bräut' und Jünglinge kamen und langausdauernde Greise
Und noch kindliche Mädchen, in jungem Grame sich härmend;
Viele zugleich, verwundet von ehernen Kriegeslanzen,
Männer, im Streit gefallen, mit blutbesudelter Rüstung:
Welche die Gruft scharweis umwandelten, anderswo andre,
Mit graunvollem Geschrei, und es fasste mich bleiches Entsetzen.

Um sie zum Reden zu bringen, lässt Odysseus nun den einen nach dem andern vom Blut in der Grube trinken; Blut ist Lebenssaft, es gibt den Toten das Leben auf kurze Zeit zurück.

Von anderen abergläubischen Vorstellungen, die mit Sicherheit auf die ältesten Zeiten zurückgeführt werden können, kann noch das „Tagewählen", der Glaube an glückliche oder unglückliche Tage, genannt werden, das wir bei Hesiod erwähnt finden.

Die griechische Magie nach den Perserkriegen.

Auf dem eben geschilderten Standpunkt blieben die Griechen bis zur Zeit der Perserkriege, d. h. bis ca. 500 v. u. Z., stehen. Schon etwas früher hatten die griechischen Philosophen in ihrem Bestreben, den Ursprung und die Natur des Daseins vernunftgemäss zu erklären, angefangen, am alten Götterglauben zu rütteln. Die Spekulation über die Natur und Bestimmung der Seele führte Pythagoras und Empedokles dazu, den Glauben an den Aufenthalt der Seelen im Hades zu verwerfen; sie nahmen statt dessen eine Seelenwanderung an, durch welche die Seele allmählich vollkommener wird. So drang die Vorstellung von Geistern, Dämonen, in den griechischen Gedankenkreis ein; diese Vorstellung fand bald eine Stütze in der Dämonenlehre und der damit zusammenhängenden Magie, welche die Griechen nach ihrem Zusammenstoss mit den Persern kennen lernten. Namentlich die Bevölkerung in Thessalien, wo die Perser verhältnissmässig lange festen Fuss gefasst hatten, stand von der Zeit an im Ruf der Zauberkraft. Die thessalischen Weiber konnten durch Salben Menschen in Tiere oder Steine verwandeln, und in der Nacht zogen sie durch die Luft auf Liebesabenteuer aus. Hier haben wir also den Ursprung des Glaubens an die Hexenfahrten des Mittelalters. Die Mondgöttin Hekate, ursprünglich eine wohltätige, das Unglück fernhaltende Göttin, wurde allmählich die Beschützerin der Hexen und die Beherrscherin alles Zauberwesens.

Von dieser Hekate haben die späteren griechischen Verfasser eine Menge Mythen und Sagen erzählt und uns eine vollständige Beschreibung der Zeremonien und Beschwörungen hinterlassen; die Wirkung derselben sollte sein, dass sie denen, die sie anriefen, erschien. Die Vorkehrungen sind angeblich von der Hekate selbst vorgeschrieben; sie sagt:

„Machet eine Statue von wohl geglättetem Holz, so wie ich es jetzt näher beschreiben werde. Machet den Körper dieser Statue aus der Wurzel der wilden Raute (Ruta graveolens) und schmücket ihn mit kleinen Hauseidechsen; knetet dann Myrrha, Storax und Weihrauch zusammen mit den-

selben Tieren und lasst die Mischung bei zunehmendem Mond an der Luft stehen; sprechet eure Wünsche dann in folgenden Sätzen aus: „Komm, unterirdische, irdische und himmlische Bombo, Göttin der Land- und Kreuzwege, die das Licht bringt, die in der Nacht umherschweift, Feindin des Lichtes, Freundin und Begleiterin der Nacht, die du dich des Bellens der Hunde und des vergossenen Bluts erfreust, die du im Schatten zwischen den Gräbern umherflackerst, die du Blut wünschest und den Toten Schrecken bringst, Gorgo, Mormo, Mond in 1000 Gestalten, leihe unserem Opfer ein günstiges Ohr." Ihr sollt ebenso viele Eidechsen nehmen, wie ich verschiedene Formen habe; machet es sorgfältig; machet mir eine Wohnung von abgefallenen Lorbeerzweigen, und wenn ihr innige Gebete an das Bild gerichtet habt, werdet ihr mich im Schlaf zu sehen bekommen."

Hekates Begleiterinnen heissen Empusen oder Lamien. Einige Autoren schildern sie als menschliche Wesen, Hexen, die die Göttin auf ihren nächtlichen Ausflügen begleiten und selbst die Gelegenheit benutzen, sich auf Liebesabenteuer einzulassen. Andere fassen sie mehr als Dämonen auf, die sich zwar auch mit Männern einlassen, aber nur um ihnen die Lebenskraft auszusaugen, wodurch sie sich selbst nähren. Da die Phantasie bei solchen Abenteuerlichkeiten natürlich freien Spielraum hat und durch kein Gesetz an bestimmte Vorstellungen gebunden ist, kann die grosse Mannigfaltigkeit der Darstellungen uns auch nicht wundern.

Nach Plinius' Angaben rührt die Einführung der Magie in Griechenland wesentlich von einer Person her, Ostanes, der als königlicher Hofwahrsager dem Xerxes auf dem Zuge nach Griechenland folgte, und der ein sehr ausführliches Werk über die Magie schrieb. Der Aberglaube nahm aber erst mächtig zu, nachdem Alexander d. Gr. das persische Reich und Aegypten erobert hatte. Nicht nur wurden jetzt viele Griechen in die chaldäischen und ägyptischen Geheimwissenschaften eingeweiht; es kamen auch viele Bewohner der unterjochten Länder nach Griechenland, das in der Folgezeit geradezu überschwemmt gewesen sein soll von persischen und ägyptischen Wahrsagern, welche den Namen „Chaldäer, Magier und Mathematiker" führten. Von ihnen lernten die Griechen die fremden Religionen mit den vielen barbarischen Götternamen; und da Homer und Hesiod all diesen Göttern im Olymp keinen Platz eingeräumt hatten, so rangierten die Griechen sie unter die Dämonen. Vor diesen zahlreichen neuen Scharen von Dämonen empfand das Volk nun die Furcht, die man vor den alten olympischen Göttern nicht mehr hatte, die durch ihre oft besungenen, allzu menschlichen Leidenschaften allmählich lächerlich geworden waren. Von den neuen Göttern kannte man derartige Geschichten nicht; man nahm sie auf und verehrte sie in rein orientalischer Weise durch Anrufungen und Beschwörungen in persischer, assyrischer und ägyptischer Sprache, welche die Griechen nicht ver-

standen und deshalb verdrehten, bis ganz sinnlose Formeln daraus entstanden. Aber der Glaube an die Macht dieser Götter und Dämonen wurde beständig von den umherreisenden fremden Zauberern und Wahrsagern unterhalten.

Aus verschiedenen alten Berichten geht hervor, dass diese Zauberer sich keineswegs scheuten, ihre Zuflucht zu Taschenspielerkunststücken und anderen Betrügereien zu nehmen, um ihr Ansehen beim Volk zu behaupten. Besonders beliebt war es, die leuchtende Gestalt Hekates hervorzuzaubern. Man hatte mehrere Methoden dazu. Zunächst war ein völlig dunkles Zimmer erforderlich. Hier zeichnete der Zauberer im voraus eine menschenähnliche Figur mit Asphalt oder anderen brennbaren Stoffen an die Wand, und wenn der, welcher die Göttin befragen wollte, durch Beschwörungen und andere Zeremonien genügend vorbereitet war, brachte der Zauberer eine Flamme in die Nähe der gezeichneten Figur, die sofort aufleuchtete. Oder es wurde auch ein Vogel losgelassen, an dessen Füssen man einen leicht brennbaren Stoff befestigt hatte. Der erschreckte Vogel flog natürlich im Raum umher, während der nicht weniger erschreckte Besucher sich auf die Erde warf, sein Haupt verhüllte und die Göttin anrief.

Die Römer.

Unsere Kenntnis von der Entwicklung des Aberglaubens in Rom in den ältesten Zeiten ist verhältnismässig gering; jedoch haben die Römer, soweit man sehen kann, in allem wesentlich auf derselben Stufe gestanden wie die Griechen zu Homers Zeit. In der alten römischen Religion findet sich keine eigentliche Dämonenlehre; dagegen glaubten die Römer wohl an Gespenster, Seelen böser Menschen, die zur Strafe für ihre Schlechtigkeit nach ihrem Tode auf der Erde umherwandern mussten. Ebenso erwähnen die römischen Verfasser strigae, alte Weiber, Hexen, die den Empusen oder Lamien der Griechen entsprechen; sie fliegen gewöhnlich in der Gestalt eines Vogels umher, um den Menschen zu verzehren. Es ist jedoch ungewiss, ob alle diese Vorstellungen wirklich römischen Ursprungs sind, oder ob nicht wenigstens die Idee dazu von den Griechen entlehnt ist, mit deren Kolonien in Süditalien die Römer schon sehr früh in Berührung kamen.

Sicher ist jedoch, dass die Römer in den ältesten Zeiten verschiedene magische Handlungen gekannt haben. Von Numa Pompilius, dem Nachfolger des Romulus, wird berichtet, dass er theurgische Künste trieb, durch die er die Götter zwang, sich in sichtbarer

Gestalt zu zeigen. Sein Nachfolger, Tullus Hostilius, wurde der Sage nach vom Blitze getroffen, weil er bei einer solchen Gelegenheit nicht vorschriftsmässig handelte. Die Römer glaubten auch, dass man durch magische Künste das Korn von fremden Feldern auf den eigenen Boden hinüberlocken könne, und die ältesten römischen Gesetze, die Zwölftafelgesetze (etwa 450 v. Chr.), enthielten ausdrücklich Verbote hiergegen. Ueber diese wenigen Nachrichten reicht unsere Kenntnis von der Zauberei der Römer in den ältesten Zeiten nicht hinaus, ehe sie in direkte oder indirekte Berührung mit den orientalischen Völkern kamen.

Besser unterrichtet dagegen sind wir über die Weissagungskunst, die Mantik oder Divination der Römer. Sie war wie bei den Griechen rein religiöser Natur; durch gewisse Zeichen gaben die Götter ihren Willen zu erkennen, und die Menschen brauchten dieselben nur zu deuten. Die älteste Augurallehre der Römer beruhte wahrscheinlich ausschliesslich auf Beobachtung des Vogelflugs; auf diese Zeichen achtete man bei allen wichtigen öffentlichen und bei zahlreichen privaten Angelegenheiten. Jeder gebildete Römer musste mit der Deutung derselben Bescheid wissen; jedoch waren für die Zwecke des Staates eigene Beamte angestellt, Auguren, die bei allen Gelegenheiten den Willen der Götter mit Hilfe des Vogelflugs zu erforschen hatten; Augur bedeutet eben Vogeldeuter (avi—gur; gur kelt. = vir). Der Augur umgrenzte mit seinem Stabe (lituus) ein Stück Land; innerhalb dieser Grenze erwartete er nach einem Gebet an die Götter das Zeichen; dasselbe wurde entweder bejahend oder verneinend gedeutet; man betrachtete es also geradezu als eine Antwort der Götter auf die Anfrage, ob ein Vorhaben ausgeführt werden solle oder nicht. Indessen dienten nicht alle Vögel diesem Zweck; auch gaben sie nicht jedem Zeichen. Die Tauben galten nur für Könige, weil die Tauben nie alleine ausfliegen, wie die Könige nie alleine ausgehen. Einige Vögel, z. B. Raben, Krähen, Nachteulen und Hähne, gaben durch ihr Geschrei Zeichen, andere dagegen, wie der Adler und Geier, durch den Flug. Bei einigen war der Flug von rechts, bei anderen von links günstig.

Späterhin, als der Glaube an diese alten Weissagungskünste sich zum Teil verloren hatte, während der Staat das Auguralwesen der Tradition halber beibehielt, erfand man eine andere Methode: man wandte fressende Hühner an. Man hielt junge Hühner im Bauer; wenn man nun ein Zeichen wünschte, liess man sie heraus und beobachtete, wie sie das vorgeworfene Futter frassen. Stürzten sie sich so gierig darüber, dass sie etwas aus dem Schnabel verloren, so war das ein treffliches Zeichen; kümmerten sie sich dagegen nicht

um das Futter, so drohete eine Gefahr. Diese Methode war natürlich sehr bequem, da man sich das gewünschte Zeichen leicht sichern konnte, indem man die Hühner hungern liess oder sie kurz vorher fütterte.

Bei ihren nächsten Nachbarn, den Etruskern, lernten die Römer schon sehr früh eine Menge anderer Formen der Weissagungskunst. Die Etrusker sind ein altes italisches Volk, das nach Herodot aus Lydien stammt. Die Uebereinstimmung zwischen den etruskischen und chaldäischen Kunstwerken ist auch so gross, dass die nahe Verwandschaft dieser Völker unzweifelhaft ist: ausserdem haben die neuesten Untersuchungen es wahrscheinlich gemacht, dass auch die Sprachen verwandt sind. Ferner herrscht zwischen der etruskischen und chaldäischen Weissagungskunst in allen Einzelheiten eine so vollständige Gleichheit, dass ein reiner Zufall bei dieser Uebereinstimmung höchst unwahrscheinlich ist. Fast alle die Formen der Mantik, die wir bei den Chaldäern als üblich kennen gelernt haben, fanden sich nach den alten Verfassern auch bei den Etruskern. Die Deutung von wunderbaren Ereignissen, die Beobachtung von Blitz, Eingeweiden der Opfertiere, Vogelflug und Vogelstimmen, Missgeburten etc. bildeten Zweige der Mantik bei den Etruskern wie bei den Chaldäern. Dies alles wurde den Römern bald bekannt. Anfangs verschrieb man etruskische Haruspices, d. i. Opferbeschauer; später reisten vornehme Jünglinge gewöhnlich nach Etrurien und liessen sich dort in den verschiedenen Zweigen der Mantik unterweisen. Von den verschiedenen Formen scheint indes jedenfalls für Staatsangelegenheiten nur die Beobachtung der Eingeweide der Opfertiere und der Blitze Anerkennung in Rom gefunden zu haben.

Endlich besass der römische Staat ein höchst merkwürdiges magisches Werk, die sibyllinischen Bücher, die in besonders schwierigen und kritischen Fällen um Rat gefragt wurden.

Die Sage erzählt, dass ursprünglich 9 Bücher dem König Tarquinius Superbus zum Kauf angeboten waren; aber er fand den Preis zu hoch, woraufhin der Verkäufer zuerst 3 und danach nochmals 3 von den Büchern verbrannte; endlich kaufte der König die letzten 3 Bücher für denselben Preis, der ursprünglich für die 9 verlangt war. Diese Werke sollen in griechischen Hexametern auf Palmblättern geschrieben sein; sie wurden im Tempel des Jupiter auf dem Kapitol aufbewahrt. Zu ihrer Auslegung war ein Kollegium von 15 Männern angestellt, die verpflichtet waren, ihre Kenntnis vom Inhalt der Bücher als tiefstes Geheimnis zu bewahren. Man meint, der Inhalt der Bücher sei eine Sammlung alter griechischer Orakelsprüche gewesen, und zwar so abgefasst, dass sie für alle Zeiten gelten konnten. Cicero sagt von ihnen: „Ihr Verfasser hat sie schlauerweise so eingerichtet, dass alles, was geschieht, den Schein haben kann, es sei in ihnen vorausgesagt, weil jede bestimmte Angabe von Menschen und Zeiten fehlt. Zugleich hat er

sich durch dunkle Rede gedeckt, so dass dieselben Verse zu verschiedenen Zeiten für ganz verschiedene Verhältnisse passen können. Dass aber die Verse nicht das Werk eines Verrückten sind, zeigen sie durch ihren Bau; sie sind mehr das Resultat von Kunst und Fleiss, als von innerer Erregung und Bewegung.“ Diese Werke, die, wie gesagt, nur vom Staat in ungewöhnlichen Fällen um Rat gefragt wurden, wo die Kunst der Auguren und Haruspicer nicht ausreichte, gingen bei einem Brande zirka 400 n. Chr. zugrunde.

Als die Römer ihre Herrschaft über Italien ausdehnten und dadurch mit fremden Völkern in Berührung kamen, nahmen sie, ähnlich wie die Griechen, die religiösen und abergläubigen Vorstellungen derselben an. Der Zustand in Rom wurde daher frühzeitig dem gleichartig, der oben in Bezug auf Griechenland geschildert ist.

Kapitel 5.

Die Hebräer.

Unter allen Völkern der alten Zeit hat wohl keines sich so frei von Aberglauben und jeder daraus entspringenden Zauberei gehalten, wie die Juden. Die jüdische Religion, der ausgeprägteste Monotheismus, der jemals existiert hat, erkannte kein geistiges Wesen, weder gutes, noch böses, neben Jehova, dem Schöpfer und Erhalter der Welt, an. Daraus folgt nun keineswegs, dass die Juden von magischen Handlungen nichts gewusst und solche nicht ausgeführt hätten; denn wir haben im vorhergehenden gesehen, dass die Zauberei, die operative Magie, eine doppelte Wurzel haben kann. Entweder beruht sie, wie in der chaldäischen und der mit derselben wesentlich übereinstimmenden ägyptischen Magie, auf der Vorstellung von einem Kampfe zwischen den Göttern und Dämonen und bezweckt dann die Beschwörung der letzteren durch bestimmte Formeln; oder sie beruht, wie bei der ganzen europäischen Magie, auf der Vorstellung von der Einwirkung des gesprochenen Wortes oder eines geschriebenen Zeichens auf die Natur der Dinge. Letztere Form ist mit einem reinen Monotheismus wie dem jüdischen wohl vereinbar, da sie den Glauben an niedrigere geistige Wesen nicht voraussetzt. Jedoch sind die Juden niemals mit einer derartigen Zauberei in Berührung gekommen, und dass sie eine solche nicht selbst haben erfinden können, ist leicht begreiflich.

Schon von den ältesten Zeiten her waren die Juden mit der Magie der Aegypter und der benachbarten heidnischen Völker be-

kannt. Dieselbe stand ja im engsten Zusammenhang mit den Religionen und den zahlreichen Göttern der Heiden. Zauberei zu treiben war daher für die Juden gleichbedeutend mit Götzendienst und somit ein Abfall von Jehova. Götzendienst und Zauberei werden im Gesetze Mosis auch stets zusammengestellt; beides ist streng verboten.

So lesen wir 5 Mos. 18, 10—12: „Dass nicht unter dir gefunden werde, der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen lasse, oder ein Weissager, oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeschrei achte, oder ein Zauberer, oder Beschwörer, oder Wahrsager, oder Zeichendeuter, oder der die Toten frage. Denn wer solches tut, der ist dem Herrn ein Greuel, und um solcher Greuel willen vertreibt sie der Herr, dein Gott, vor dir her."

Hier sind, wie man sieht, alle möglichen Arten von Zauberei auf dieselbe Stufe mit der Sitte gestellt, seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen zu lassen; letzteres ist aber nur eine Umschreibung für Götzendienst, wie aus 5 Mos. 12, 31 hervorgeht:

„Du sollst nicht also an dem Herrn, deinem Gott, tun; denn sie (die Heiden) haben ihren Göttern getan alles, was dem Herrn ein Greuel ist und was er hasset; denn sie haben auch ihre Söhne und Töchter verbrannt ihren Göttern."

Götzendienst und Zauberei werden nach alttestamentlicher Lehre einander also gleichgestellt. Und ganz natürlich: denn die heidnische Religion führte, wie wir bei den Chaldäern sahen, fast mit Notwendigkeit zur Magie; die Zauberei aber, die die Juden kennen lernten, setzte den Glauben an eine Menge guter und böser Wesen, d. h. also „Götzendienst", voraus. Für die Juden mussten demnach die Begriffe „Götzendienst" und „Zauberei" zusammenfallen. Darum ist auch die Strafe, die nach dem Gesetze Mosis auf beiden steht, dieselbe, nämlich der Tod durch Steinigung; vrgl. 3 Mos. 20, 1 f. und 27. „Und der Herr redete mit Mose und sprach: Sage den Kindern Israel: Welcher unter den Kindern Israel, oder ein Fremdling, der in Israel wohnet, seines Samens dem Moloch gibt, der soll des Todes sterben, das Volk im Lande soll ihn steinigen." — „Wenn ein Mann oder Weib ein Wahrsager oder Zeichendeuter sein wird, die sollen des Todes sterben, man soll sie steinigen, ihr Blut sei auf ihnen." Wir sehen also: während die Magie aus den heidnischen Religionen als eine natürliche Folge hervorgeht und darum auch von den Priestern derselben ausgeübt wird, so ist sie im Judentum streng verboten. Jede Magie ist bei den Juden ein Abfall vom wahren Gott. Ihre Religion gab ihnen also nicht die geringste Veranlassung, magische Handlungen selbst zu erfinden. Sie trieben nur Zauberei, wenn sie der Versuchung, ihren heidnischen Nachbarn nachzuahmen, unterlagen. Da diese alle aber ägyptische oder chaldäische Magie trieben, so trafen die Juden nie mit den europäischen Formen

der Magie zusammen, die sich leichter mit dem reinen Monotheismus hätten vereinigen lassen.

Es ist hinlänglich bekannt, dass viele jüdische Könige, und mit ihnen wahrscheinlich auch das Volk, obige Verbote des Gesetzes häufig übertraten. Saul vertrieb wohl die Wahrsagerinnen, jedoch nicht so gründlich, dass nicht eine wenigstens übrig geblieben wäre, zu der er selbst seine Zuflucht nehmen konnte, die Hexe in Endor (1 Sam. 28, 3—15). Viele der späteren Könige waren ausgesprochene Götzendiener: Achas opferte Menschen (2 Chron. 28, 3), und von Manasse wird erzählt (2 Chron. 33, 6): „Und er liess seine Söhne durchs Feuer gehen im Tal des Sohnes Hinnoms, und wählte Tage, und achtete auf Vogelgeschrei, und zauberte, und stiftete Wahrsager und Zeichendeuter, und tat viel, das dem Herrn übel gefiel, ihn zu erzürnen." Die Juden haben also tatsächlich die Zauberei auch ausgeübt: nicht nur das Gesetz kennt und verbietet dieselbe. Aber ihre Zauberei ist stets von Fremden entlehnt; sie ist eine Uebertretung und Verachtung, nicht aber eine natürliche Folge ihrer eigenen Religion.

Ganz korrekt ist dieses indessen doch nicht; denn die Juden hatten wirklich eine religiöse Mantik, aber dieselbe war sehr beschränkt. Nur wenigen Menschen, wie Moses, war es ja vergönnt, von Angesicht zu Angesicht mit Jehova zu reden; und trotzdem musste man doch in allen wichtigen Angelegenheiten den Willen des Herrn wissen. Es musste darum bestimmte Wege geben, auf denen Gott, wie man annahm, seinen Willen kundtat; man verschaffte sich deshalb Zeichen in der Weise, die im Gesetz vorgeschrieben oder doch erlaubt war. Bei dieser Mantik waren die Methoden dieselben wie bei den Heiden; doch scheinen nur wenige für gewöhnlich gebräuchlich gewesen zu sein. 1 Sam. 28, 6 lesen wir: „Und er (Saul) ratfragte den Herrn; aber der Herr antwortete ihm nicht, weder durch Träume noch durchs Licht (Urim) noch durch Propheten." Die Traumdeutung war also wohl erlaubt; sie ist auch nicht unter den verbotenen Formen der Zauberei aufgeführt. Was das Wort „Licht" (hebr. Urim) betrifft, so wissen wir von 2 Mos. 28, 30, dass damit ein Stein im Brustschilde des Hohenpriesters gemeint ist. Wenn es also heisst, dass Saul durch Urim fragte, so scheint daraus eine ähnliche Benutzung des Steines hervorzugehen, wie die der Edelsteine an den chaldäischen Götzenbildern (s. das S. 52 zitierte Fragment aus den magischen Schriften der Chaldäer). Unzweifelhaft aber hat der Hohepriester selber diese Handlung vollzogen, so dass wir es hier mit einer Form rein religiöser Mantik zu tun haben. Ausnahmsweise wurden auch andere mantische Operationen angewandt; so wird das Rauschen der Bäume 2 Sam. 5, 24 als Zeichen erwähnt; ferner das Loswerfen

1 Sam. 14, 42 und eine wunderliche Operation mit Wasser und Staub 4 Mos. 5, 12 ff.

Während und nach der babylonischen Gefangenschaft änderte sich indes das Verhältnis der Juden zur heidnischen Magie ganz bedeutend. In Aegypten hatte das Volk in einem besonderen Gebiet ohne Verkehr mit den Aegyptern für sich gelebt, und sicherlich waren ausser Moses nur wenige in die ägyptische Magie eingeweiht. Letztere war ein Geheimnis der ägyptischen Priester und blieb daher der grossen Masse des jüdischen Volkes unbekannt. In Judäa selber kamen die Juden wohl so viel in Berührung mit den benachbarten heidnischen Völkern, dass sie deren Religion und Aberglauben kennen lernten; von der Ausübung der Zauberei jedoch hielt das Gesetz sie beständig ab. In Babylon aber änderte dieses sich völlig. Die Juden lebten mitten unter den Babyloniern; aus dem Buch Dan. wissen wir, dass hebräische Knaben am Hofe des Nabukudurussur erzogen wurden, und aus dem Buch Esra 2, 69 sehen wir, dass die Juden grosse Reichtümer besassen, als sie von Cyrus die Erlaubnis zur Heimkehr erhielten. Die Juden haben also unter dem herrschenden Volk frei gelebt, und da die alte akkadische Magie nicht das Geheimnis einer bestimmten Klasse, sondern dem ganzen Volk bekannt war, so ist das Judenvolk in seiner Gesamtheit mit diesen magischen Künsten vertraut geworden. In Babylon und nach dem Exil entwickelte sich daher eine jüdische Spekulation und Literatur, die die chaldäische Dämonologie mit der jüdischen Religion zu vereinigen suchte. Man fand im 1 B. Mos. 6, 1—4 eine Stelle, die hierfür einen Anhaltspunkt gab:

„Da sich aber die Menschen beginneten zu mehren auf Erden, und zeugeten ihnen Töchter, da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten. Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschliefen, und ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der Welt, und berühmte Leute." Das wurde nun so erklärt, dass die „Kinder Gottes" Engel waren, die sich mit den Menschen vermischt hatten und deshalb gefallen und von Gott verstossen waren; so wurden sie Dämonen und zeugten Dämonen. Dieses war auf Anstiften des Teufels mit göttlicher Erlaubnis geschehen, wodurch dieser Herr über ein grosses Dämonenreich geworden war.

So gelang es den jüdischen Theologen, die heidnische Dämonenlehre mit der Religion, die von Anfang an dieser Teufelslehre ganz ferngestanden hatte, zu vereinigen; und nun blühte die chaldäische Magie in all ihren Formen bei den Juden ebenso wie in allen andern Ländern, die mit derselben in Berührung gekommen waren. Die Juden scheinen sich besonders auf die Beschwörungskunst ver-

legt zu haben; die gleichzeitigen griechischen und römischen Verfasser erwähnen häufig jüdische Beschwörer unter all den Zauberern und Wahrsagern, die im römischen Reich umherstreiften. (Weiteres vergl. unten Kapitel 16, die praktische Kabbala.)

Kapitel 6.

Die ersten christlichen Jahrhunderte.

Abergläubische, von der alten Kirche aufgenommene Vorstellungen.

Wir stehen nun bei dem Zeitabschnitt, wo das Christentum anfing, die Umwälzung aller Verhältnisse herbeizuführen. Zu dieser Zeit war, wie wir gesehen haben, die ganze zivilisierte Welt, Juden und Griechen ebensowohl wie Chaldäer und Aegypter, in den Ketten des Aberglaubens gefesselt und von einer Dämonenfurcht geknechtet, welche die verschiedenen griechischen philosophischen Systeme nicht aufzuheben vermochten, sondern nur vernunftgemäss zu begründen suchten. Das Christentum brachte eine wahre Befreiung von dieser Furcht. Die Christen konnten sich zwar nicht ganz freimachen vom Aberglauben ihrer Zeit; sie hielten fest am Glauben an die Dämonen; aber es lag in der Natur des Christentums selbst, im Glauben an den allmächtigen Gott, dass alle niederen Geister dem gegenüber ohnmächtig sein müssten, der seine Zuflucht zu dem Einen wahren Gott nahm. Die Macht der Hölle war vorläufig dadurch gebrochen, dass die Macht der Dämonen überwunden war. Indes war das Uebel nicht mit der Wurzel ausgerottet; der Glaube an die Existenz der Dämonen bestand unverändert fort. Die Kirchenväter der ersten christlichen Kirche, Justinus der Märtyrer, Tatian, Origines, Tertullian u. a. entwickelten eine Dämonenlehre, die sich genau an die im vorigen Abschnitt besprochenen Anschauungen der jüdischen Theologen anschloss; die meisten, der damaligen Zeit geläufigen Vorstellungen von den bösen Geistern wurden unverändert aufgenommen.

Unter den jüdischen Theologen hatte lange Streit darüber geherrscht, ob die Götter der Heiden reine Phantasiegebilde, also menschliche Erfindungen, oder wirklich existierende Wesen, Dämonen, seien, die nur aus mangelnder Erkenntnis des wahren Gottes verehrt würden; die letztere Ansicht errang allmählich den Sieg, und in Uebereinstimmung hiermit erhielt Ps. 96, 5 in der alexandrinischen Bibelübersetzung die Fassung: „denn alle Götter der Völker sind

Dämonen, aber der Herr hat den Himmel gemacht." Die fremden Götternamen wurden so für die Juden Namen für verschiedene Dämonen; von diesen waren der Bel oder Baal-Sebub der Chaldäer und ihr Morgenstern Istar (= Lucifer der Römer) die mächtigsten. Baal-Sebub wurde zum Fürsten der Dämonen gemacht und Lucifer als das Haupt der aufrührerischen Engel angesehen, weil Jes. 14, 12 steht: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! wie bist du zur Erde gefället, der du die Heiden schwächtest!" Morgenstern ist hier, wie der Zusammenhang zeigt, nur ein bildlicher Ausdruck für das mächtige Babylon, das die anderen Völker bezwang; dieses jedoch hinderte die jüdischen Kabbalisten nicht an der Erklärung, dass die Bezeichnung einen gefallenen Engel bedeute.

Den jüdischen Theologen schlossen sich nun die christlichen Kirchenväter an. Sie betrachteten die Götter der Heiden als wirklich existierende Dämonen. Man dachte sich ihren Aufenthalt in den dichteren Teilen der Atmosphäre. Da sie einen Leib haben, bedürfen sie der Nahrung, und diese erhalten sie vom Rauch der heidnischen Opfer. Jedoch ist ihr Leib viel leichter und feiner als der menschliche; dadurch wird es ihnen möglich, in die Menschen einzudringen, so dass diese „besessen" werden. Ihre Bewegungen sind so ausserordentlich schnell, dass sie jeden Augenblick an jeder beliebigen Stelle sein können. Das ist auch der Grund, weshalb die Heiden sie als göttliche Wesen auffassten. Ihr Beruf besteht wesentlich darin, die Menschen zum Abfall vom wahren Glauben zu bringen und sie über zukünftige Dinge zu unterrichten; dieses geschieht namentlich durch die Orakel. Die Kenntnis von der Zukunft erhalten sie von den Sternen und Wolken.

Lactantius, der im Anfang des 4. Jahrhunderts starb, hat dem ganzen Dämonenglauben seiner Zeit einen kurzen und klaren Ausdruck verliehen: „Das Streben der Dämonen und unreinen Geister zielt darauf ab, das Reich Gottes zu vernichten und den Menschen zu schaden. Zu dem Zweck haben sie durch scheinbare Wunder und durch die Orakel den Menschen den Wahnsinn eingegeben, sie seien Götter; so haben sie das Heidentum mit seiner Mythologie und seinem Kultus geschaffen. Sie sind ebenfalls die Ursache der Magie, Nekromantie, Haruspicien, Auguralkunst und Astrologie. Ausserdem richten sie in jeder möglichen Weise Verderben an, doch braucht ein Christ sich nicht vor ihnen zu fürchten, da vielmehr der Teufel und seine Dämonen in beständiger Furcht vor dem Christen leben müssen. Denn ein Christ kann sie nicht nur überall austreiben, sondern sie auch zwingen, ihre Namen zu nennen und einzugestehen, dass sie keine Götter seien, ob sie gleich in Tempeln (als heidnische Götter) verehrt werden." Aehnlich sprechen sich auch die Kirchenväter der folgenden Zeiten aus, u. a. auch Aurelius Augustinus, dessen Ansichten viele Jahrhunderte hindurch die grösste Bedeutung für die christliche Kirche hatten.

Wir sehen also: man glaubte an die Magie als Teufelskunst. Die christliche Kirche trat daher auch gegen jede Ausübung von Zauberei bestimmt auf, nicht so sehr wegen des Schadens, der dadurch angerichtet werden könne, als vielmehr deshalb, weil man dieselbe nicht ohne Götzendienst, ohne Hilfen der Dämonen, auszuüben vermöge. Dieses sprachen kirchliche Synoden wiederholt aus, so in Elvira 305 und 306 und in Ankyra 314. Die alte heidnische Magie wurde dadurch von einer religiösen Magie zu einer schwarzen teuflischen Magie herabgesetzt; an ihrer Wirklichkeit aber zweifelte man nicht.

Wie stellte sich nun die Wissenschaft zu diesen Fragen? Die Wissenschaft, von der alleine die Rede sein kann, ist die Philosophie; denn die Naturwissenschaften waren noch nicht so entwickelt, dass sie bei derartigen Problemen irgend welchen Ausschlag geben konnten. Am alexandrinischen Museum hatte die Naturwissenschaft unter dem Schutze der Ptolemäer wohl eine hohe Stufe erreicht, indem teils Heilkunde, teils angewandte Mathematik (Astronomie, mathematische Optik) und Chemie in Form von Alchemie getrieben wurde: aber alle diese Wissenschaften steckten noch in den Kinderschuhen und konnten keinen Beitrag zur Frage über die Wirklichkeit der Dämonen liefern. Dagegen behandelten die Philosophen die Frage, und sie kamen zu demselben Resultat wie die christlichen Kirchenväter — eine ganz natürliche Uebereinstimmung, da viele der Kirchenväter, so Clemens Alexandrinus, Origines und Athanasius, Schüler hervorragender alexandrinischer Philosophen waren. Diese entwickelten aber die Lehren eines Pythagoras und Plato weiter.

Plato hatte den entscheidenden Schritt getan; er hatte die vielen Götter der alten griechischen Religion verworfen, indem er sie als reine Phantasiegebilde ansah; statt dessen nahm er an, dass der Ursprung der Welt von einem Weltschöpfer, einem Baumeister, herrühre, der alles leite und lenke. Dieser Gedanke wurde, wenn auch mit verschiedenen Modifikationen, von den meisten späteren philosophischen Schulen festgehalten; die höchste Entwicklung aber erreichte der philosophische Monotheismus doch erst bei Philo von Alexandrien, der zu Christi Zeit lebte. Philo war Jude; er führte die höheren Vorstellungen von Jehova in die griechische Philosophie ein. Gott ist nach ihm so erhaben über alles Endliche, dass man ihm gar nicht Eigenschaften beilegen kann, die irdischen Wesen entlehnt sind: „Wir können nicht sagen, was Gott ist, nur dass Er ist.“ Da von einem so erhabenen Gott ein direktes Eingreifen in die Welt nicht angenommen werden kann, so muss es gewisse Vermittler geben,

Engel und Dämonen, die Gottes Gebote ausführen. Dieser Gedanke wurde in der sogenannten neuplatonischen Schule dann weiter ausgebildet, deren hervorragendsten Repräsentanten Plotin, Porphyrius und Jamblicus sind. Besonders der letzte bildete ein System über die Engels- und Teufelslehre aus, indem er eine ganze Rangordnung von Göttern und Dämonen aufstellte, die alle unter dem obersten Gott stehen. Sein System scheint den Chaldäern fast entlehnt zu sein; wie diese nahm er 12 hohe und 72 niedrigere Götter an; danach kamen Engel, Dämonen und Heroen. Nach dieser Auffassung hatten Mantik und Beschwörungskunst wieder eine feste Grundlage, und die Furcht vor den Dämonen ist bei den Philosophen kaum geringer gewesen als bei den ungebildeten Heiden. Die Neuplatoniker schrieben darum ihren Schülern eine Menge von Zeremonien vor, Reinigung, Enthaltung von Fleischspeisen, Zölibat und ähnliches; dadurch glaubten sie ein sittlich höheres Leben zu führen und sich gegen die Nachstellungen der Dämonen sichern zu können, indem sie durch Freiwerden von irdischen Bedürfnissen eine höhere, gottähnliche Natur erlangten.

Entwicklung der christlichen Magie.

Religion und Wissenschaft, Christentum und Philosophie waren sich also darin einig, dass man die Dämonen als existierende Wesen annahm und der mit Hilfe von Dämonen ausgeübten Zauberei wirkliche Bedeutung beilegte. Mit der Wissenschaft werden wir im folgenden nun nichts weiter zu tun haben. 416 wurde Hypatia, die Tochter des Mathematikers Theon, die letzte hervorragende Vertreterin der griechischen Philosophie, auf Anstiften des Bischofs Cyrill ermordet, und ein Jahrhundert später, 529, wurden sämtliche griechische Philosophenschulen durch ein kaiserliches Edikt geschlossen. In den nächsten fünfhundert Jahren war die christliche Kirche daher die einzige, die die Entwicklung der europäischen Völker weiterführte. Den Gang dieser Entwicklung werden wir später näher ins Auge fassen; hier müssen wir zuerst die Konsequenzen von dem Dämonenglauben betrachten, in den die alten heidnischen Religionen umgewandelt worden waren.

Jede Dämonologie führt mit Notwendigkeit zur Magie: auch die Dämonenlehre der christlichen Kirche macht keine Ausnahme von dieser Regel. Die Kirchenväter behaupteten, wie wir oben gesehen, dass die Dämonen mit göttlicher Erlaubnis Macht hätten, dem Menschen zu schaden, namentlich ihn zum Abfall vom wahren Glauben zu bringen. Sicherlich glaubten sie auch, dass der Christ die Dämonen

nicht zu fürchten brauche; aber der blosse Glaube schützte doch nicht gegen die Angriffe der Dämonen. Im Gegenteil: der Glaube setzte den Menschen sogar leichter den Angriffen der bösen Geister aus, weil diese gerade durch den Abfall eines Christen die höchste Freude und den grössten Vorteil haben würden; denn dadurch würde ihr eigenes Reich gestärkt und Gottes Reich geschwächt. Ein Christ war deshalb beständig der Verfolgung der Dämonen ausgesetzt und musste kräftige Waffen im Kampf gegen sie haben. Solche Waffen musste die Kirche dem Gläubigen zur Verfügung stellen, und zu diesem Zweck wurde nun die alte verbotene Magie nach und nach von der Kirche wieder aufgenommen und in christliche Formen umgegossen.

An Stelle der alten Zauberformeln traten Schriftstellen. Origines (am Anfang des 3. Jahrhunderts) sprach es schon aus, dass eine wunderbare Kraft in gewissen göttlichen Worten läge. So hebt er besonders den Anfang von 1. Mos., mehrere Stellen aus Ev. Joh., die 7 Worte am Kreuz, das Vaterunser u. s. w. hervor. Vor allem hat der Name Jesu eine magische Wirkung auf alles Teufelswesen. „Der, welcher sich davon überzeugen will," schreibt Athanasius, „braucht nur mitten unter den Gaukeleien der Dämonen, dem Betrug der Orakel und den Wundern der Magier das Kreuzeszeichen zu schlagen oder Jesu Namen auszusprechen, so wird er sehen, wie der Teufel gleich flieht, das Orakel schweigt und jede Magie und Zauberei stockt." Wie das Kreuzeszeichen war auch Besprengung mit geweihtem Wasser, „Weihwasser," ein äusserst kräftiges Schutzmittel, das einen vernichtenden Einfluss auf das Unwesen der Dämonen ausübte. Man hatte auch Talismane; der, welcher ein „agnus dei", ein „Gotteslamm", besass, war gegen die meisten Widerwärtigkeiten, die einem Menschen zustossen können, gesichert. Papst Urban sandte dem griechischen Kaiser ein „Gotteslamm" mit folgendem Vers in lateinischen Hexametern:

„Balsam, zugleich vereint mit der reinen Welle des Salböls,
Bildet das Lamm, das ich dir als edle Gabe verleihe,
Wie aus der Quelle geboren, durch mystische Weihe geheiligt.
Blitze von oben vertreibt es, und jede verdammliche Sünde
Hebet es auf, wie das Blut unser's Heilandes selbst und erstickt sie.
Schwangere werden bewahrt, ja glücklich verläuft die Geburt auch.
Würdigen bringt es Geschenke. Die Stärke des Feuers zerstört es;
Reines Herzens bewahrt, entreisst es den Träger den Fluten."

Eine solche Zauberkraft hat kaum eins der kräftigsten Talismane der alten Chaldäer besessen.

Die Kirche verfertigte auch Amulette; dazu dienten die Reliquien der Heiligen, die in Ringe oder andere Schmuckgegenstände gefasst wurden und ihre Träger gegen alle möglichen Unglücksfälle sicherten.

In den heidnischen Zeiten pflegte man Prozessionen rings um die Aecker und Weinberge zu veranstalten, und die Priester segneten diese, um eine glückliche Ernte zu sichern. Diese Sitte wurde aufgenommen und natürlich mit rein christlichem Gepräge ausgeführt. Ja, die Nachbildung oder Abänderung der heidnischen Zeremonien ging so weit, dass man sogar die Abzeichen der Würde für die christlichen Beamten aus dem Heidentum aufnahm. Der Krummstab der römischen Bischöfe ist aus dem Amtszeichen der heidnischen Auguren hervorgegangen.

Traurig erscheint diese ganze christliche Magie auf dem Gebiete der Heilkunde. Während es seit Hippokrates' Tagen wirkliche Aerzte gab, die den krankhaften Zustand als eine natürliche Störung des Organismus ansahen und deshalb mit natürlichen Mitteln zu heben suchten, so drang jetzt allmählich die Ansicht durch, dass alle Krankheit eine Wirkung von bösen Geistern sei. Damit war man auf den chaldäischen Standpunkt zurückgekommen. Die Heilmittel, welche man anwandte, entsprachen denn auch ganz der theoretischen Auffassung von der Natur der Krankheit. Man behandelte die Kranken mit Salböl, Handauflegung, Besprengung mit Weihwasser, religiösen Formeln und ähnlichem. Die Reliquien der Heiligen, ja sogar die Vorhänge von den Gräbern der Heiligen waren äusserst kräftige Mittel gegen die verschiedensten Krankheiten; schlug aber die Behandlung fehl, so war das Mittel und der als Arzt fungierende Priester oder Mönch natürlich unschuldig: der Patient hatte keinen genügend starken Glauben gehabt. Unter solchen Verhältnissen war jede wirkliche Heilkunst unmöglich; ja, es war geradezu gefährlich, seine Zuflucht zu dieser zu nehmen. Ein einzelnes Beispiel beleuchtet diese Auffassung vortrefflich:

Bischof Gregor von Tours († 594) hat ein Buch über die Wunder des heiligen Martin geschrieben. Er erzählt nun in demselben, dass er 99 Wunder geschildert und sich nach No. 100 umgesehen hätte, als er plötzlich einen heftigen Schmerz an der linken Seite des Kopfes bekam, so dass er nicht weiter arbeiten konnte. 24 Stunden hielt er diese Schmerzen aus; da es jedoch nicht besser wurde, begab er sich nach der Domkirche, zum Grabe des Heiligen; er verrichtete hier sein Gebet und berührte die kranke Stelle mit dem Vorhang des Grabes; augenblicklich trat Linderung ein. 3 Tage später traten die Schmerzen wieder auf; dasselbe Mittel half wieder. Einige Zeit später wurde er zu Ader gelassen; nun gab der Böse ihm den Gedanken ein, dass der Kopfschmerz nur vom Blut gekommen sei und bei sofortigem Aderlass hätte weggehen können. Aber während er noch so dachte, kam der alte Schmerz in furchtbarer Stärke wieder. Voll Reue eilte er nun zur Kirche, bat um Vergebung für seine sündigen Gedanken und wurde jetzt vollständig durch den Vorhang geheilt. Gregor schliesst seinen Bericht mit folgenden Worten: „Jeder Mensch kann aus dieser Begebenheit die Lehre

ziehen, dass man nicht zu irdischen Künsten seine Zuflucht nehmen darf, wenn man einmal die Wohltat genossen hat, die himmlischen Heilmittel zu schmecken."

Auch die alten Wahrsagerkünste wurden aufgenommen und in christlichen Formen angewandt. Eine sehr beliebte Methode war es, die Bibel mit geschlossenen Augen aufzuschlagen und den Finger auf die aufgeschlagene Seite zu legen. Von dem Schriftwort, das man so antraf, liess man sich dann in seinen Handlungen leiten. Die hohen kirchlichen Obrigkeiten warnten jedoch vor Anwendung dieser Handlungsweise in unbedeutenden irdischen Angelegenheiten.

Die Kirche hatte also schon in den ersten 4—5 Jahrhunderten die alte heidnische Zauberei als schwarze Magie, als teuflische Kunst nicht bloss verurteilt, sondern zu gleicher Zeit selbst einen grossen Teil derselben aufgenommen und in christliche Formen umgewandelt. Diese Entwicklung schritt nun in der Folgezeit zum Teil durch Umbildung von Gebräuchen und magischen Handlungen, die sich bei den allmählich zum Christentum übertretenden nordeuropäischen Völkern fanden, fort. Wir müssen daher zuerst den Aberglauben und die Zauberei bei den nordeuropäischen Völkern kennen lernen; und um uns nicht mit zu vielen gleichartigen Einzelheiten aufzuhalten, betrachten wir hier vorwiegend die Nordländer, deren Anschauungen uns am besten bekannt sind.

Kapitel 7.

Die Nordländer und Finnen.

Die Berührung der Nordländer mit anderen Völkern.

Unsere Kenntnis über die religiösen und abergläubischen Vorstellungen der Nordländer stammt fast ausschliesslich von den „Eddas" und den isländischen „Sagas" her. Diese sind ganz gewiss erst nach Einführung des Christentums auf Island niedergeschrieben, nämlich im 12. und in den folgenden Jahrhunderten; man könnte deshalb erwarten, dass der Verfasser an manchen Punkten seine eigenen christlichen Anschauungen in den heidnischen Gedankenkreis, den die Sagen schildern, habe einschleichen lassen. Indes scheint dieses doch in sehr geringem Umfang stattgefunden zu haben. Die spezifisch christlichen Anschauungen treten wenig in den Sagen hervor

und zwar wesentlich nur dann, wenn es sich um Begebenheiten nach Einführung des Christentums handelt. So ist z. B. in der Auffassung, wie weit es erlaubt ist, Zauberkünste zu treiben, ein grosser Unterschied vor und nach der Einführung des Christentums wahrzunehmen. Wenn Begebenheiten vor diesem Zeitpunkt besprochen werden, wird niemandem der Gebrauch von Runen und Zaubersprüchen übel genommen, es sei denn, dass er sie anwendet, um Böses zu stiften. Aber nur ein halbes Jahrhundert später wurde Oengul, der Mörder Grette des Starken, vom Althing für friedlos erklärt, weil er Grette „durch Zauber“ überwältigt hatte, und es wurde bei der Gelegenheit beschlossen, dass jeder, der solche verbotene Künste treibe, friedlos sein solle. Hier hat der Verfasser also der Tradition gegenüber grosse Treue bewiesen, obwohl es für ihn als Christ sehr nahe lag, die heidnische Zauberei überall zu verdammen, wo er sie antraf. Wir können daher ziemlich sicher sein, dass die Sagen auch an anderen Stellen uns ein im allgemeinen richtiges Bild von den Verhältnissen in den heidnischen Zeiten geben.

Es ist eine oft erörterte Frage, ob die religiösen und abergläubischen Vorstellungen in den Sagen ihre Heimat auch im Norden haben, oder ob sie von anderen Völkern entlehnt und von den Nordländern nur weiter entwickelt sind. Indes brauchen wir uns auf die Frage hier nicht einzulassen, da uns ja nur an einem Bilde von den Verhältnissen im Norden liegt und zwar zu der Zeit, als das Christentum sich dort ausbreitete und die nordischen Länder anfingen, südeuropäische Kultur anzunehmen. Die Entwicklung der alten Asalehre und der abergläubischen Vorstellungen, die wir in den Sagen antreffen, liegt natürlich weit vor diesem Zeitpunkt; ihr Ursprung reicht bis ins Dunkel der Vorzeit zurück, und wir beschäftigen uns nicht mit den daran geknüpften Problemen. Indessen dürfen wir — das leuchtet wohl ein — auch nicht erwarten, in so spät entstandenen Werken, wie die Sagen sind, nur die ursprünglichsten primitiven Vorstellungen zu finden. Die Nordländer kamen nicht nur als Vikinger, sondern auch als friedliche Kaufleute weit umher und viele nahmen als Wäringer[1]) lange Zeit hindurch festen Aufenthalt in den Kulturstaaten der damaligen Zeit. Es unterliegt deshalb keinem Zweifel, dass viele von den in den Sagen dargelegten Vorstellungen keineswegs ursprünglich nordisch, sondern von anderen Völkern entlehnt sind. Namentlich ist manches unzweifelhaft den Finnen entnommen; dieses Volk hatte im ganzen Norden den Ruf der Magie; die mächtigsten und gefürchtetsten Zauberer und Zauberinnen, die in den Sagen vorkommen, sind fast

[1]) Wäringer oder Waräger, d. h. Gefährten, Name der im byzantinischen Solde stehenden Vikinger.

immer Finnen. Dieses ist nun deswegen besonders interessant, weil die Finnen in manchen Beziehungen den alten chaldäischen Völkern nahe verwandt sind; speziell ihre Religion, Dämonologie und Magie steht, wie wir später sehen werden, der chaldäischen nahe. Die nördlichen Länder sind also schon sehr früh von der chaldäischen Magie beeinflusst worden. Nichtsdestoweniger stimmt, soweit ich sehen kann, die Magie der Sagen weit mehr mit der der Griechen zu Homers Zeit überein, einer Periode, von der sie doch durch einen Zeitraum von etwa zwei Jahrtausenden getrennt ist, als mit der gleichzeitigen Nachlese der chaldäischen Magie in Südeuropa.

Die Uebereinstimmung zwischen der Magie in den Sagen und in den Gedichten Homers zeigt sich in 3 entscheidenden Punkten. 1) Weder die Sagen noch Homer kennen eigentliche Dämonen. 2) Die operative Magie, die Zauberei, beruht darum bei beiden auch auf der direkten Einwirkung des Wortes (und im Norden auch des geschriebenen Zeichens) auf die Natur der Dinge und hat nichts zu tun mit der Beschwörung böser Geister. 3) Die Wahrsagekunst beruht bei beiden auf einer Deutung von Zeichen, durch welche die Götter oder wohlwollenden Geister den Menschen in bezug auf kommende Dinge warnen, und hat durchaus nicht das astrologisch-wissenschaftliche Gepräge der chaldäischen Mantik. Diese Uebereinstimmung ist offenbar von der grössten Bedeutung, weil wir dann die wichtigen Aufklärungen der Sagen benützen können, um ein Bild von der eigentümlichen europäischen Magie zu entwerfen, die sich in vielen wesentlichen Punkten von der morgenländischen, chaldäischen und ägyptischen unterscheidet. Im folgenden betrachten wir nun genauer das, was wir in den Eddas und Sagen finden.

Die Vorstellungen der Nordländer von Geistern.

Ausser den eigentlichen Göttern, den Asen, erwähnen die Sagen eine Menge niedrigerer geistiger Wesen, u. a. Vättir[1]) und Fylgjur[2]). Die ersteren waren S c h u t z g e i s t e r eines ganzen Landes oder Distriktes, die letzteren die Schutzgeister einzelner Personen. Jeder hatte seinen Schutzgeist, der, wie man annahm, sich anderen zuweilen im

[1]) Vättr, plur. Vättir (Vätt = Wicht), Wesen, die den Elfen nahe verwandt sind und zumeist als mit diesen identisch aufgefasst werden.

[2]) Fylgja (plur. Fylgjur) = der dem Menschen folgt, der ihm angeborene Schutzgeist. Da das Wort Fylgja im Isländischen auch „die Nachgeburt" bedeutet, hat man vielleicht damals angenommen, dass ein Teil der Seele des Kindes in derselben seinen Sitz hätte und später dem Menschen folgte. Unwahrscheinlich ist eine solche Auffassung wohl nicht; andererseits wird sie durch nichts als durch den doppelten Sinn des Wortes gestützt.

Traume zeigte; eine solche Erscheinung kündete dann stets bevorstehende Ereignisse an. In Oervar-Odds Saga wird berichtet, wie ein Verwandter von Oervar im Traume einen mächtigen Eisbären sah, der in einem Kreise rings um die Insel, auf der man sich aufhielt, lag; dieser Traum wurde so gedeutet, dass der Eisbär Oervars Schutzgeist sei.

Aehnliche Berichte über Traumbilder finden sich häufig; einer der interessantesten, auf den wir im folgenden öfters hinweisen werden, findet sich in der Gunlaug-Ormstunge Saga. Thorsten, ein Sohn des mächtigen Häuptlings Egil Skallegrimsön, erzählt seinem Gastfreund Baard folgenden Traum: „Es schien mir, dass ich zu Hause auf Borg war; ich sass vor der Tür der Männer und sah hinauf zu den Häusern; auf der First sah ich einen holden, schönen Schwan, der, wie mir schien, mir gehörte, und den ich sehr lieb hatte. Aber von den Felsen kam ein grosser Adler im Fluge herab, der dorthin flog, sich neben den Schwan setzte und mit ihm liebkoste; diesem gefiel das, wie mir schien; ich beobachtete, wie der Adler schwarzäugig war und eiserne Krallen hatte; er schien mir ein flinker Vogel zu sein. Danach sah ich einen zweiten im Fluge von Süden kommen. Der flog hinab nach Borg, setzte sich auf die Dachfirst zum Schwan und wollte ebenfalls mit ihm kosen; auch das war ein grosser Adler. Aber gleich darauf, so däuchte mir, begann der Adler, der zuerst gekommen war, seine Fittiche gegen den zweiten zu erheben, und sie kämpften scharf und lange, und ich sah, wie beide bluteten; jedoch das Ende ihres Kampfes war, dass sie beide vom Hause hinabfielen, jeder nach seiner Seite, und beide waren tot; aber der Schwan blieb alleine übrig und war sehr traurig. Und danach sah ich einen anderen Vogel von Westen her im Fluge kommen; er setzte sich neben den Schwan und tat sehr freundlich gegen ihn; darauf flogen beide fort nach derselben Richtung, von der er gekommen war; da wachte ich auf. Dieser Traum ist unbedeutend und hat wohl Bezug auf die Winde, dass sie von den Weltgegenden kommen, von denen ich die Adler kommen sah.“ Aber Baard sprach: „Das ist nicht meine Meinung; diese Vögel müssen die Schutzgeister grosser Männer sein.“ Er legte den Traum dann aus, wie er nach seiner Meinung zu deuten sei (s. unt. S. 98).

Von den Vättir und Fylgjur nahm man weiter an, dass man sie durch Köpfe mit offenem Mund schrecken könne, und es wurde natürlich als ein grosses Unglück angesehen, wenn die Schutzgeister eines Landes so verscheucht wurden. Auf dem ersten Althing (d. h. Reichs- und Gerichtstag), im Jahre 928 wurde deshalb gesetzlich bestimmt, dass keiner, wenn er irgendwo lande, auf seinem Schiffe am Vordersteven ein Bild mit aufgesperrtem Maule oder gähnendem Haupt haben dürfe, sondern es vorher abnehmen solle. Daher war es die schlimmste Verhöhnung und Kränkung, die man einem Manne zufügte, wenn man die „Neidstange“ gegen ihn aufrichtete, d. h. wenn man einen Pferdekopf mit aufgesperrtem Maul nach seinem Hofe hingewandt aufsteckte.

Wie man dabei verfuhr, wird in mehreren Sagen (Vatnsdäla Saga, Egil Skallegrimsöns Saga) berichtet, besonders ausführlich aber an der Stelle, wo

Egil Skallegrimsön die „Neidstange“ gegen Erich Blutaxt und Königin Gunhilde aufrichtet: „Als alles bereitet war, schritt Egil hinauf auf die Insel, nahm eine Haselstange in die Hand und ging auf einen Bergrücken, der sich ins Land hineinerstreckte. Hier nahm er einen Pferdekopf und setzte ihn auf die Stange, wandte die übliche Einleitung an und sprach: „Hier errichte ich die Neidstange und wende den Neid gegen König Erich und Königin Gunhilde“ (hierbei drehte er den Pferdekopf nach dem Lande hin), „ich wende ihn gegen alle Vättir des Landes, welche hier bauen und hausen im Lande, dass sie verwirrt umherfahren und keine bleibende Statt finden, bevor sie König Erich und Gunhilde aus dem Lande getrieben haben.“ Und nun schob er die Stange hinab in einen Felsspalt und liess sie da stehen, und Runen ritzte er ein, welche jenen Spruch enthielten.“

Von „bösen Wesen“ unterschied man mehrere Arten; indes scheinen doch keine als eigentliche Dämonen aufgefasst werden zu können, welche die Menschen aufsuchen, um ihnen Schaden zuzufügen. Sie scheinen nicht einmal richtige Geister zu sein; sie können im Kampfe überwunden und von Menschen getötet werden. Dieses gilt von jeglichem Spuk, von Riesen, Trollen und Gespenstern. Der Kampf der Riesen mit den Asen ist von den Eddas her wohl bekannt; in den Sagas spielen sie kaum eine Rolle. Nur von einzelnen bemerkenswerten Figuren der Sagas, z. B. Stärkodder, wird erzählt, sie wären von Riesenart, aber wenn sie auch grösser und stärker sind als gewöhnliche Menschen, so sind sie doch sterblich; sie können durchs Schwert gefällt werden. Dasselbe gilt von den Trollen, welche häufig in den Sagas, allerdings nur in den abenteuerlichsten, hervortreten, so in der Oervar-Odds Saga. Diese Trolle oder Riesen, wie sie auch mitunter genannt werden, wohnen in einem eigenen Lande gen Norden und mischen sich nicht unter die Menschen; nur ausnahmsweise, wie in Grettes Saga, werden sie als Bewohner von Höhlen in öden Gegenden Islands genannt. Aber Geister sind sie eigentlich nicht; so wird genau geschildert, wie Grette in seinem Kampf mit dem Troll diesem den Bauch aufschneidet; die Eingeweide fallen heraus und fliessen mit dem Bergstrom hinab, so dass der, welcher unten auf Grette wartet, glaubt, dieser sei tot. Auch das ist beachtenswert, dass alle diese Trolle und Riesen stets als zauberkundig[1]) geschildert werden. Die Zauberei ist also eine grössere Macht als die, welche die Trolle selber haben. Diese werden darum auch nicht leicht ohne Zauber gefällt; Oervar Odd konnte das Zauberweib Gneip nur mit Hilfe der Gusepfeile, d. h. der vom Finnenkönig Guse verzauberten Pfeile, die von selbst zur Sehne zurückkehrten, blenden.

---

[1]) In den nordischen Sprachen ist der Begriff Trold (ursprünglich = Riese) geradezu in den des „Zauberers“ übergegangen und mit ihm identisch geworden. Trold heisst jetzt stets „Zauberer“.

„Wiedergänger“[1]) und Gespenster spielen eine sehr grosse Rolle; die verschiedensten Beweggründe veranlassen einen Menschen zum „Umgehen“. Will man die Gespenster nach den Ursachen ihres Erscheinens einteilen, so kann man wenigstens 5, wahrscheinlich noch mehr Gruppen aufstellen. Einige zeigen sich nur, weil die Nachlebenden sie in irgend einer Weise belästigen; wenn dieses aufhört, verschwinden sie. So wird in Laxdälernes Saga berichtet:

„In einer Nacht träumte die Maid Herdis, es käme ein Weib in gewebtem Mantel und von unheimlichem Aussehen zu ihr; dasselbe sprach also: „Sage deiner Grossmutter, dass ich es nicht leiden kann, dass sie sich jede Nacht so auf mich stürzt und so heisse Tränen über mich vergiesst, dass ich ganz davon zu brennen anfange. Dir sage ich das, weil ich dich besser leiden mag, obwohl auch an dir etwas Wunderliches ist; aber von dir könnte ich doch etwas halten, wenn Gudrun mir nicht im Wege wäre.“ Danach wachte Herdis auf und erzählte Gudrun ihren Traum; diese sah es als ein gutes Zeichen an. Am nächsten Morgen liess sie einige Bretter vom Fussboden der Kirche, dort, wo sie beim Beten zu knieen pflegte, aufnehmen und darunter graben; da fand man denn in der Erde einige blaue, hässliche Knochen, auch Haken und einen grossen Zauberstab, so dass man schliessen durfte, es sei eine Vala oder heidnische Wahrsagerin dort begraben worden. Die Knochen wurden weit weggebracht, wo man am wenigsten erwarten durfte, dass ein Mensch dorthin kommen würde.“ Damit scheint die Vala Frieden gefunden zu haben.

In anderen Fällen zeigen die Wiedergänger sich nur als Vorzeichen, um den Lebenden ein trauriges Ereignis, ihren Tod oder ähnliches zu verkünden.

Als Gudruns Gatte Thorkel mit seinen Mannen ertrunken war, ging Gudrun, die nichts davon wusste, wie gewöhnlich abends in die Kirche. „Da schien ihr, dass sie Thorkel und die anderen Männer vor der Kirche stehen sah; sie konnte sehen, wie das Wasser von den Gewändern herabfloss. Sie sprach nicht mit ihnen, sondern ging in die Kirche und blieb dort, solange es ihr behagte; dann kehrte sie ins Wohnhaus zurück; denn sie dachte, Thorkel wäre mit seinen Mannen dorthin gegangen; als sie aber hineinkam, befand niemand sich dort. Da wurde sie sehr ängstlich bei diesem ganzen Ereignis.“ Erst am folgenden Tage erhielt sie die Gewissheit, dass sie ertrunken waren. Eine ähnliche Begebenheit, wo die Toten auch den Hinterbliebenen ihren Tod anzeigen, findet sich in Thorfin Karlsämnes Saga.

Auch solche Leute zeigten sich wieder, die versäumt hatten, eine besondere Pflicht, z. B. die Ausführung des letzten Willens eines Verstorbenen, zu erfüllen. Sie bekamen keine Ruhe, bevor sie die Nachlebenden durch wiederholtes Unglück gezwungen hatten, das auszuführen, was sie selber versäumt hatten.

---

[1]) Vergl. S. 17 Anm.

Einen bemerkenswerten Bericht hierüber finden wir in Eyrbyggernes Saga. Derselbe ist auch interessant durch die Schilderung, wie man die Wiedergänger vertrieb; wir wollen ihn daher etwas näher betrachten.

Thorgunne, ein reiches Weib von den „Südinseln", hatte eine Zeitlang bei Thorod Bonde auf Frodaa gewohnt. Sie wurde krank und starb, nachdem sie ihr Hab und Gut verteilt hatte. Unter anderem bestimmte sie, dass ihr Bett nebst Zubehör verbrannt werden sollte. Dieses geschah jedoch nicht, da ihr Bett sehr kostbar war. Da begann es zu spuken; von den Leuten des Hofes verlor der eine nach dem anderen den Verstand und starb. Ausserdem trat Krankheit ein, die mehreren das Leben raubte; aber nach jedem Verstorbenen wurde der Spuk ärger, denn sie alle gingen um. Von 30 Hausgenossen starben 18, und zuletzt kam es so weit, dass die Lebenden das Wohnhaus räumen mussten, wo die Wiedergänger jeden Abend am Feuer Platz nahmen. Thorods Sohn Kjartan zog nun zu seinem Oheim Snorre Gode[1]), um ihn um Rat zu fragen, was man bei all diesen wunderbaren Dingen tun solle. Er riet, Thorgunnes Bett zu verbrennen und die Wiedergänger durch ein Türgericht (eine Gerichtssitzung, die an der Tür abgehalten wurde) zu belangen. Ausserdem schickte er einen Priester mit, der Gottesdienst dort abhalten sollte. Kjartan und der Priester nahmen mehrere Leute mit sich und kamen abends zu der Zeit nach Frodaa, wo das Feuer angezündet wurde. Es heisst jetzt weiter in der Saga: „Die Hausfrau Thuride war an derselben Krankheit erkrankt, an der die anderen gestorben waren. Kjartan ging gleich hinein und sah, dass Thorod mit den anderen Gespenstern am Feuer sass, wie sie es zu tun pflegten. Er nahm Thorgunnes Bett herab, ging zum Feuer, nahm eine Kohle, ging mit derselben hinaus, und das ganze Bett, das Thorgunne gehört hatte, wurde verbrannt. Danach lud Kjartan den Thorer Widleg (einen der Wiedergänger) vor Gericht, und Thord Kause den Thorod Bonde, weil sie ohne Erlaubnis sich im Hause aufhielten und den Leuten Gesundheit und Leben raubten. Alle, die am Feuer sassen, wurden vorgeladen. Dann wurde ein Türgericht eingesetzt und die Sache verhandelt ganz wie auf dem Thing; Zeugen wurden vorgeführt, und das Urteil wurde gesprochen. Als das Urteil über Thorer Widleg gefällt war, stand er auf und sagte: „Gesessen habe ich hier, so lange ich hier sitzen durfte;" danach ging er zur anderen Tür hinaus, wo das Gericht nicht sass. Nun wurde das Urteil über den Schäfer gefällt; als er es hörte, stand er auf und sagte: „Fort muss ich, obwohl es hätte früher geschehen müssen." Als Thorgunne ihr Urteil hörte, stand sie auf und sagte: „Nun bin ich hier gewesen, solange ich konnte." So wurde über den einen nach dem anderen verhandelt, und der, der verurteilt wurde, stand auf, und alle sagten sie etwas, als sie fortgingen, das darauf hinauslief, dass sie ungerne fortwollten. Endlich kam die Reihe an Thorod Bonde; er stand auf und sagte: „Hier ist jetzt kein Friede länger; lasst uns nun alle fliehen!" und damit ging er hinaus. Danach ging Kjartan mit allen anderen hinein; der Priester trug Weihwasser und Heiligtümer (Reliquien) durchs Haus und hielt sodann Messe mit aller Feierlichkeit. Von da an hörte jeder Spuk auf Frodaa auf." —

Dieser Bericht ist dadurch bemerkenswert, dass die Wiedergänger die Achtung vor dem Gesetz wie zu ihren Lebzeiten bewahrt haben; sie

[1]) Gode = Opferpriester.

weichen, weil das Gesetz es fordert, jedoch ungern, da sie sich sehr wohl am Feuer fühlen; sie sind also in jeder Beziehung menschlich. Dass die Vertreibung der Wiedergänger durchs Türgericht eine rein heidnische Sitte ist, unterliegt keinem Zweifel. Es heisst ausdrücklich in der Saga, dass „das Heidentum nur wenig abgenommen hatte, obwohl die Leute getauft und dem Namen nach Christen waren". Es ist auch der heidnische Opferpriester Snorre, der obigen Rat gibt, und der Priester, der mitgeht, spielt offenbar gar keine Rolle, bevor der Spuk vertrieben ist. Es ist deshalb wohl wahrscheinlich, dass wir hier den Ursprung zu den eigentümlichen Prozessen haben, die man später in der christlichen Kirche gegen Feldmäuse, Maikäfer und ähnliches Ungeziefer führte.

Während die bisher betrachteten Gespenster als gutartig bezeichnet werden müssen, da sie eigentlich nicht darauf ausgehen, Unglück anzurichten, so finden sich auch böse Wesen unter den Gespenstern. Diese gehen teilweise frei umher, teilweise sitzen sie an bestimmten Orten fest. Die ersteren sind die Seelen böser Menschen, die im Grabe keine Ruhe finden können und darum stets zurückkehren, um neuen Aerger zu bereiten. Die anderen sind geizige Seelen, die ihren Reichtum mit ins Grab genommen haben und über denselben wachen, damit niemand ihn raube; sie heissen Draugar[1]). Beide Arten von Gespenstern haben mit den früher besprochenen das gemeinsam, dass sie äusserst zähe sind: sie können noch einmal getötet werden; und dann muss man noch besondere Anstalten treffen, wenn man sicher sein will, sie für immer unschädlich zu machen. Berichte hierüber finden sich häufig in den Sagas; denn siegreiche Kämpfe gegen die Gespenster erfordern Mut, Kraft und Mannesstärke, und derartige Kämpfe werden daher zur Ausschmückung des Lebens der grössten und gewaltigsten Helden angeführt. Namentlich Grette des Starken Saga ist reich an derartigen Taten, da gerade er als einer der bravsten Männer angesehen wurde, die je auf Island gelebt hatten; aus dieser Saga nehmen wir ein Beispiel zur Beleuchtung dieses Aberglaubens.

Auf dem Hofe Thorhalsstad spukte es, und der Spuk erstreckte sich besonders aufs Vieh. Der Bauer suchte deshalb einen Hirten, der es mit dem Gespenst aufnehmen könne, und er bekam endlich auch einen Mann, Glaam, der glaubte, mit dem Spuk schon fertig werden zu können. Glaam wird als ein vierschrötiger Mann geschildert, wunderlich anzusehn, mit grossen blauen Augen und wolfsgrauem Haar. Der Bauer war froh über ihn, aber den übrigen Leuten gefiel er schlecht. Er kam nie in die Kirche, er sang niemals und glaubte nicht an Gott; halsstarrig und wenig umgänglich war

[1]) Draugr (Plur. draugar, altdeutsch gitroc, mitteld. getroc = Trugbild): Bewohner der bei den Nordländern üblichen Grabhügel.

er und von allen gehasst. Weihnachtsabend blieb er fort; den folgenden Tag fand man seine Leiche, und es war deutlich zu sehen, dass ein heftiger Kampf zwischen ihm und dem Spuk stattgefunden hatte; aber Glaam musste gesiegt haben, denn das alte Gespenst kam nie wieder. Aber jetzt wurde die Sache erst recht schlimm, denn nun fing Glaam an, umzugehen und vernichtete nicht nur das Vieh, sondern auch Menschen. „Einige, die ihn sahen, wurden geistesschwach. Andere verloren ganz den Verstand." Er begann auch den Hof zu zerstören, die Häuser niederzureissen und grossen Schaden anzurichten. Als Grette dieses erfuhr, zog er nach Thorhalsstad, um den Kampf mit dem Spuk aufzunehmen. Glaam kam auch nachts richtig in die Stube, wo Grette schlief, und begann, ihn zu zerren. Es entstand nun ein Ringkampf zwischen ihnen, in dem es hart herging. „Balken lösten sich, und alles zerbrach, was ihnen in den Weg kam." Zuletzt ging das ganze Haus entzwei; nun kämpften sie draussen; Grette fiel auf das Gespenst. Als Glaam fiel, zogen Wolken am Mond vorüber; Glaam sah ihn fest an, und Grette hat es selbst gesagt, dass das der einzige Anblick gewesen sei, der ihm jemals Schrecken eingeflösst habe; sowohl von der Müdigkeit als auch davon, dass er Glaam so schrecklich die Augen rollen sah, wurde er so überwältigt, dass er das Schwert nicht herausziehen konnte und beinahe wie zwischen Himmel und Hölle dalag. Aber Glaams Bosheit war viel grösser als die der anderen Gespenster, so dass er also sprach: „Viel Mühe hast du dir gegeben, Grette, um mit mir zusammenzutreffen; aber es wird nicht wunderlich erscheinen, wenn ich dir nur von geringem Gewinn bin . . . Bisher hast du Ruhm erworben durch deine Taten; aber jetzt sollst du nur Unfrieden und Totschlag aus ihnen gewinnen; das meiste, was du tust, soll dir zum Unheil werden. Friedlos sollst du bleiben und fast immer alleine leben; den Fluch lege ich auf dich, dass diese meine Augen stets vor dir stehn sollen; dann wird es dir unleidlich erscheinen, allein zu sein, und es wird das dein Tod werden." Als das Gespenst dieses gesagt hatte, kam Grette wieder zu Kräften, konnte das Messer herausziehen, schnitt ihm den Kopf ab und legte diesen an dessen (Glaams) Gesäss. Dann verbrannten sie Glaams Leiche ganz, taten die Asche in einen ledernen Sack und vergruben ihn weit weg von Weide und Landstrasse.

Um dem Spuk das Leben wirklich zu nehmen, muss man, wie hier erzählt ist, den Kopf abhauen, ihn hinten an das Gesäss legen und dann die Leiche ganz verbrennen. So werden auch die Draugar behandelt, mit denen einzelne kühne Männer mitunter den Kampf aufnehmen, um in den Besitz der in den Grabkammern befindlichen Schätze zu gelangen. So wird in Romund Greipsöns Saga ein Kampf mit dem Draugr Thrain geschildert, der dem Kampfe Grettes mit Glaam sehr ähnlich ist und ebenfalls damit endet, dass Romund dem Spuk den Kopf abschlägt und ihn verbrennt.

Wir haben hiermit die wichtigsten Gruppen übernatürlicher Wesen, an die die heidnischen Nordländer glaubten, kennen gelernt. Abgesehen von den Fylgjur, die wohl wirkliche Geister waren, scheinen die übrigen sich nur durch ihre Stärke und grosse Zauberkunst von den Menschen zu unterscheiden. Sie können durch Waffen besiegt

werden; sie weichen vor dem Gesetz; ihre Macht ist also nicht viel grösser als die der gewöhnlichen Menschen. — Vergleicht man die Schilderungen der Sagas über Trolle, Riesen und Spuk mit der Beschreibung der Dämonen bei den Chaldäern, so tritt der Unterschied zwischen diesen Wesen deutlich hervor, selbst wenn viel vom furchtbaren Charakter der chaldäischen Dämonen der lebhafteren morgenländischen Phantasie zuzuschreiben ist. Die nordischen Spukgestalten können keineswegs als Dämonen bezeichnet werden; sie kommen nur ausnahmsweise, bei besonderen Gelegenheiten zu den Menschen und werden wiederum schnell in der einen oder anderen Weise vertrieben. Die magischen Handlungen, welche zu ihrer Vertreibung gebraucht werden, sind, wie wir gesehen haben, sehr beschränkt in der Zahl. Im folgenden werden wir jedoch zeigen, dass die Nordländer verschiedene magische Handlungen gekannt und gebraucht haben, die man in den mannigfachsten Lagen des Lebens anwandte. Diese Zauberei steht indes in keiner Verbindung mit den Gespenstern. Da letztere keine Dämonen und somit auch nicht der Ursprung zu allem bösen waren, kann die Magie auch keine Dämonenbeschwörung zu ihrer eigentlichen Aufgabe gehabt haben. Wir wollen nun untersuchen, welchen Sinn die nordische Magie eigentlich hatte, und wie man sich ihre Wirksamkeit dachte.

Runen und Zaubersprüche.

Zur Ausübung der Zauberei kannten die Nordländer vier verschiedene Methoden: Runen, d. h. eingeritzte Zauberzeichen; Zaubersprüche, d. h. Sprüche oder Zauberformeln, die gesprochen wurden; Zaubertränke und ähnliche Mischungen; und endlich die kräftigste und gefürchtetste, aber am wenigsten geachtete Methode: der „Seid", eine magische Handlung, bestehend in Zaubergesängen wahrscheinlich in Verbindung mit anderen unbekannten Handlungen. Die gebräuchlichsten und bekanntesten Methoden waren die zwei ersten: an denselben wollen wir zunächst zu erforschen suchen, wie der Zauber wirkte.

Die Runen und Zaubersprüche (im Nordischen Galdr, plur. Galdrar genannt) sind von Odin erfunden. In Hávamál (aus der älteren Edda) heisst es:

> Runen wirst du finden, geratene Stäbe
> Stäbe voll Stärke, Stäbe voll Heilkraft,
> Von dem Fürsten der Sänger gefärbt,
> Von mächtigen Göttern gemacht![1])

[1]) Nach Gering.

Wozu diese Runen benutzt werden können, wird an einer anderen Stelle in der Edda, in Sigrdrifumál, erklärt, wo Sigrdrifa den Sigurd Fafnersbane den Gebrauch derselben lehrt:

Siegrunen lerne, willst du Sieg erlangen;
ritze sie auf des Hiebers Heft,
in die Blutrinne auch und die blanke Spitze;
wenn du's tust, sprich zweimal: Tyr.
Bierrunen lerne, dass dein blindes Vertrauen
nicht täusche des Fremden Frau;
ritz sie ins Horn und den Rücken der Hand
und bezeichne den Nagel mit „Not“[1]);
den Becher segne, zu bannen das Unheil
wirf in den Labetrunk Lauch;
dann fürchte ich nicht, dass gefährliche Dinge
ein Feind in den Met dir mischt.
Schutzrunen lerne, wenn du schwangere Frauen
von der Leibesfrucht lösen willst:
auf Hände und Gliedbinden male die Heilzeichen
und den Beistand der Disen erbitt'!
Lern' Brandungsrunen, wenn bergen du willst
die Segelrosse auf See:
den Rudern brenne die Runen ein,
schneid' sie in Stern und Steu'r,
mag schäumen die Brandung, schwarz dräuen die Woge
du kommst gesund von der See.
Astrunen lerne, willst Arzt du werden
und wissen, wie Wunden man heilt:
in die Borke schneid' sie dem Baum des Waldes,
der die Aeste nach Osten neigt.
Lern' Rederunen, dass ein rasches Wort nicht
der Gegner vergelte mit Blut;
die werden verflochten und fest verwoben
und alle zusammengesetzt
auf der Stätte des Things, wenn die Stammgenossen
sich vereinen zu rechtem Gericht.
Denkrunen lern', wenn die Degen alle
du durch Witz überwinden willst.

Es bleiben also wenig Lebenslagen übrig, in denen man nicht sich oder anderen durch Anwendung dieses Zaubers helfen könnte. Dasselbe gilt von den Zaubersprüchen, die ebenfalls von Odin herstammen. Von der sehr ausführlichen Schilderung derselben in Hávamál wähle ich die interessantesten und verständlichsten Verse aus:

Ich weiss die Sprüche, die kein Weib des Königs
und kein Menschenkind kennt:
Der erste heisst Hilfe, zu helfen vermag er
wider Kummer und Krankung und jegliche Not.

[1]) Not = der Buchstabe N.

Einen zweiten kenn' ich, zuträglich den Menschen,
die üben des Arztes Amt.

Einen dritten kenn' ich, ist dringend der Anlass
zu fesseln durch Zauber den Feind:
stumpf mach' ich den Stahl meiner Gegner,
es schneidet nimmer ihr Schwert.

Einen vierten kenn' ich wenn der Feind mir legt
an die biegsamen Glieder ein Band:
ich murmle den Zauber, vermag zu schreiten,
es springt mir die Fessel vom Fuss,
und von den Händen der Haft.

Einen siebenten kenn' ich, wenn ich seh', dass der Hochsaal
Ueber den Bankgenossen brennt:
Wie breit er auch lohe, ich berge ihn dennoch,
Zu sprechen versteh' ich den Spruch.

Einen neunten kenn' ich, wenn Not mir dräut,
Im Meere zu schirmen mein Schiff.
Den Wind beschwör' ich auf wogender Flut
Und singe in Schlummer die See.

Einen zehnten kenn' ich, wenn Zauberweiber
Im Fluge durchfahren die Luft[1]):
Bewirken kann ichs, dass sie wenden den Pfad
Nach Hause, der Hüllen beraubt.

Einen sechszehnten kenn' ich, wenn von kluger Maid
Liebeslust ich erlangen will:
Ich wandle den Sinn weissarmiger Jungfrau
Und ändere all ihr Gemüt.

Wir sehen also, was durch die magischen Zeichen und Sprüche ausgerichtet werden kann. Betrachten wir nun, was die Sagas uns in in bezug auf ihre praktische Ausübung lehren. Das ist leider nicht viel. Es ist in den Sagas oft genug die Rede von Zauberei, aber sehr selten davon, wie sie ausgeübt wird und welche Methode gebraucht wird; noch seltener erhält man einen genauen Bericht über die Einzelheiten. Indessen finden wir doch genug, um uns eine mutmassliche Ansicht bilden zu können.

Die Anwendung von Runen allein ist selten.

In Thorstein Vikingsöns Saga wird erzählt, wie die Königstochter Olöf dadurch zu einer Aenderung eines Beschlusses veranlasst wird, dass ein Stück Holz, mit Runen beschrieben, im entscheidenden Augenblick ihr in den Schoss geworfen wird. Von der Inschrift selber wird aber nichts gesagt. Mehr lernen wir auch nicht aus Egil Skallegrimsöns Saga, wo die Anwendung von Runen an mehreren Stellen besprochen wird. Auf seinen Fahrten kommt Egil zu einem Bauer, dessen Tochter krank ist. Runen waren gegen die Krankheit angewandt worden; ein Bauernsohn aus der

[1]) Vrgl. S. 96: Seidweib.

Nachbarschaft hatte sie eingeritzt; aber danach war es schlimmer mit ihr geworden. Egil untersuchte ihr Lager und fand einen Fischknochen mit Runen, die er las. Er schabte dieselben ab, verbrannte sie und ritzte neue Runen ein, die er ihr unter das Kopfkissen legte. Da erwachte sie wie aus dem Schlaf und sagte, dass es ihr jetzt gut ginge, obwohl sie noch schwach sei. Egil sagte, dass falsche Runen eingeritzt wären, die die Ursache ihrer Krankheit seien. Es war also eine gefährliche Sache, sich damit abzugeben, wenn man die Kunst nicht zum Vorteil des anderen anzuwenden verstand.

Indessen ist es wahrscheinlich, dass die Zauberrunen nur die gewöhnlichen Runen waren, die in sehr verschlungenen und verwickelten Formen gebraucht wurden. In Völsunga Saga heisst es nämlich von einem Zaubertrank:

Im Innern des Horns waren allerlei Stäbe
Rot eingeritzt — ich erriet nicht den Sinn;
Ein langer Giftwurm vom Lande Haddings,
Ungeschnittene Aehrenhalme,
Das Geschlinge auch von verschiedenem Getier.

Häufig wandte man die Runen in Verbindung mit den Zaubersprüchen an. In Egil Skallegrimsöns Saga gibt ein Bericht sehr guten Aufschluss hierüber. Während des Gelages bei Baard, wo König Erich und Königin Gunhilde anwesend waren, mischten die Königin und Baard „Unding“ in den Trank und liessen das Horn Egil bringen. „Da ergriff Egil sein Messer, stach sich in die Hand, nahm dann das Horn, ritzte Runen darauf und beschmierte sie mit seinem Blut; dabei sang er:

Runen ritz ich aufs Horn, in Blut gerötete Runen.
Für das Horn des rasenden Tiers[1] dies Wort ich wähle:
Von dem Gebräu, das sie brauten, ich trinke, so viel mich gelüstet zu trinken,
Nur um zu sehn, ob solch Bier wohl bekömmlich mir sei[2]).

Das Horn zerbrach, und der Trank ergoss sich aufs Stroh.“

Aus diesem Bericht geht hervor, dass die Runen allein die gewünschte Wirkung nicht hervorbringen können. Egil fügt darum noch ein „Wort“ hinzu, das offenbar der Zauberspruch selber ist: eine deutliche Aufforderung an das Getränk, seine wahre Natur zu verraten. Sobald er den Spruch beendet hat, geschieht auch das, was er erwartet: das Horn zerbricht und der Trunk erweist sich dadurch als eine dem Egil schädliche Mischung. Wir dürfen daraus schliessen, dass die Zaubersprüche in solcher poetischen Anrede an die leblosen Dinge, als ob diese lebende Wesen wären, bestanden haben. Erwidert man darauf, dass in solchen Worten doch keine Zauberkraft liegt, so ist darauf zu entgegnen, dass die Zauberkraft des Spruches jedenfalls

---

[1]) wohl des Auerochsen, aus dessen Horn er trinkt.
[2]) Aus dem Dänischen vom Uebersetzer übertragen.

ebenso gross ist, wie die rein erzählenden Schilderungen von den Dämonen und Krankheiten bei den Chaldäern; und diese Schilderungen wurden doch tatsächlich als Zaubersprüche gebraucht.

Dass die Zaubersprüche der Nordländer wirklich in einer solchen dichterischen Anrede an leblose Gegenstände bestanden, zeigt sich noch deutlicher an einer Stelle in Ketil Hängs Saga. Ketil ist zum Zweikampf herausgefordert vom Vikingerkönig Framar, den Odin selber unverletzlich gegen jeden Stahl gemacht hat. Das Schwert, dessen Ketil sich bedient, heisst Dragvendil. Die Saga erzählt nun weiter:

„Dem Geforderten stand der erste Hieb zu. Ketil schlug Framar auf die Schulter; dieser hielt den Hieb aus; das Schwert biss nicht; aber er schwankte doch: so mächtig war der Schlag. Ketil hieb Framar auf die andere Schulter; aber das Schwert biss noch nicht. Da sang Ketil:

Du träges Dragvendil! Am Körper triffst du
Sprüche von böser Kraft, die dich machtlos machen zu beissen;
Nimmer glaubt' ich, die Waffe würde
Weichen an wuchtigen Schultern, ob auch Odin sie abgestumpft.

Und weiter sang er:
Was ist dir, Dragvendil! Wie bist du weichlich worden!
Gehauen habe ich, doch du bist bang zu beissen;
Versagst du jetzt im Streit, da sonst du nicht gezittert
Im Schwertgeklirr, wenn Recken stritten?

Framar sang:
Des Greises Bart erbebt, das Schwert versagt dem Alten;
Zur Schlacht reizt er den Stahl, doch schaudert's den Vater der Maid;
Die Waffen waren gewetzt, dass sie beissen konnten
Hehre Helden; doch dir mangelt's an Mut.

Ketil sang:
Nicht brauchst du uns zu reizen; kampfesträge Kerle
Sollen zu starkem Streit nie und nimmer mich stacheln.
Beiss du nun, Dragvendil, oder brich in Stücke!
Das Glück glänzte uns nicht, doch dreimal verlässt es uns nimmer.

Und ferner sang er:
Nicht verzagt der Erzeuger der Maid, wenn heil ist Dragvendil,
Gewiss weiss und wähn' ichs, dreimal versagt es nimmer[1]).

Da drehte er das Schwert in der Hand um und wandte die andere Schneide hervor. Framar stand ruhig, als das Schwert seine Schulter traf und erst an der Hüfte stockte und so die Seite vom Körper trennte. Da starb Framar."

Es bedarf keines näheren Hinweises, dass Ketil in seinem Sang das Schwert direkt auffordert zu beissen, und Framar sagt ja auch ausdrücklich von Ketil, dass er seinen Stahl zum Kampfe reize. Da

[1]) Aus dem Dänischen vom Uebers. übertragen.

nun diese Anrede an das Schwert tatsächlich zum gewünschten Resultat führt, dass es den verzauberten Framar beisst, so muss Ketils Sang wirklich als Zauberspruch aufgefasst werden, wenn der ganze Bericht nicht völlig unverständlich bleiben soll. Es scheint demnach unzweifelhaft zu sein, dass die Zaubersprüche, die Galdrar, im allgemeinen nicht in bestimmten Zauberformeln bestanden, sondern meist dichterische, durch die Situation eingegebene Anreden an leblose Gegenstände waren. Und selbst in den Fällen, wo Zaubersprüche vorliegen, die mehr das Gepräge feststehender Formeln haben, sind diese deutlich an die Dinge selbst gerichtet; jedenfalls fehlt jedes Anzeichen, dass sie Beschwörungen von Geistern sind. In der Nials Saga kommt solch ein Zauberspruch vor.

Svan auf Björnsfjord will einen Mann gegen seine Feinde, die ihn suchen, beschützen. Zu dem Zweck geht er mit ihm vor das Haus, hüllt ein Ziegenfell um seinen Kopf und sagt: „Es werde Nebel, es werde Schrecken und Wunder viele für alle die, so dich suchen!“ Damit kam ein so starker Nebel und eine Finsternis, dass die Angreifer sich verirrten und unverrichteter Sache wieder abziehen mussten.

Besonders interessant sind die 2 altdeutschen Merseburger Zaubersprüche aus dem 9. Jahrhundert, weil sie durchaus nicht das Gepräge von Anrufungen und Beschwörungen haben, obwohl sie mehrere Götter bei Namen nennen. Der erste wurde zur Befreiung eines Gefangenen aus den Fesseln gebraucht:

Einst sassen Schlachtmaide, sassen nieder hier und dort,
Einige Haft[1]) hefteten, andre Heer hemmten,
Andre befreiten die Glieder von Fesseln:
Entspringe den Banden, entrinn den Feinden!

Der andere ist offenbar zur Heilung beim Beinbruch eines Pferdes gebraucht worden:

Phol und Wodan fuhren zu Holze;
Da ward Balders Pferde der Fuss verrenkt.
Da besprach ihn Sinthqunt (und) Sonne ihre Schwester,
Da besprach ihn Volla (und) Frija, ihre Schwester.
Da besprach ihn Wodan, wie er es wohl konnte,
So Beinverrenkung, so Blutverrenkung, so Gliedverrenkung:
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Gliedern, als ob sie geleimet wären!

Der direkte Befehl, mit dem diese beiden Formeln schliessen, lässt es ausser Zweifel, dass man Runen und Zaubersprüche nicht

[1]) Haft = Fesseln.

an Geister, sondern an die Natur der Dinge selbst gerichtet sich dachte.

Einen weiteren Beweis dafür kann man daraus entnehmen, dass eine Trennung schwarzer und weisser Magie im Norden nicht zu existieren scheint. Die Zauberei ist gut, wenn sie zum Nutzen, ist schlecht, wenn sie zum Schaden angewandt wird; es lässt sich aber nicht nachweisen, dass eine bestimmte Art von Zauberei an und für sich als gut beziehungsweise schlecht angesehen wurde. Solche Trennung muss aber notwendig eintreten, wenn ein Teil der Zauberei als mit Hilfe von guten Geistern, von Göttern, ein anderer aber als mit Hilfe von Dämonen ausgeübt gedacht ist. Vielmehr ist jede Zauberei an sich gleichberechtigt; ihre Anwendung schadet dem Ansehen eines Mannes nicht, wenn er sie nicht zu schlechten Handlungen benutzt. Und auch in diesem Fall ist es nur das Resultat, nicht das Mittel, welches die Handlung zu einer ehrlosen macht. Da es also keine an sich gute oder böse Magie gibt, so hat man auch nicht annehmen können, dass die magische Kraft auf einer Beschwörung von Geistern beruhte. Hierdurch erklärt sich auch die eigentümliche Erscheinung, dass die Nordländer sich vor der Zauberei nicht gefürchtet haben. Obwohl Ketil wusste, dass Framar unverletzlich war, ging er ruhig auf ihn los. Man könnte dieses damit erklären, dass Ketil selbst der Zauberei nicht ganz unkundig war; indes wird an zahlreichen Stellen Aehnliches von Männern berichtet, die nicht die geringste Kenntnis von derartigen Künsten haben. In der Vatnsdäla Saga überwinden Ingemund und seine Söhne eine Menge Zauberer durch ihre Klugheit, und Romund Greipsöns Saga berichtet, wie Zauberei durch Mut besiegt werden kann. Alles dieses wäre undenkbar, wenn der Zauberer im Bunde mit Geistern, die dem Menschen überlegen sind, gestanden hätte; denn die Geister könnten ihn doch beschützen. Dagegen wird es uns völlig verständlich, wenn die Magie nach nordischer Auffassung nur in der Einwirkung des Wortes auf die Dinge besteht; denn dann erfordert jede neue Situation auch neue Zauberei. Wenn der Zauberkundige einen Angriff mit einem Schwert erwartet, so macht er es stumpf; aber schlägt sein Gegner jetzt mit einem anderen Schwert oder mit einer Keule los, so beisst er ins Gras, wenn er nicht Zeit genug hat, seine Verhaltungsmassregeln gegen die neue Waffe zu treffen. Und das tut er nach dem Berichte der Sagas nur selten.

Magische Handlungen und der Seid.

Ausser Runen und Zaubersprüchen wandten die Nordländer, wie erwähnt, auch verschiedene magische Handlungen und den Seid an. Zauberspeisen und Zaubertränke werden in der Völsunga Saga besprochen. Guttorm wird zum Morde Sigurds durch eine Speise aufgehetzt, deren Zubereitung nicht gerade einladend ist.

Sie backten den Fisch des Baumes[1]), nahmen das Aas des Wurmes,
An Guttorm gaben einige Gold,
Warfen ins Bier das Fleisch vom Wolf
Und sonst noch viele verzauberte Sachen[2]).

Und Gudrun vergass ihre Sorge und Bitterkeit über Sigurds Mord durch einen Trank nach folgendem Rezept:

Viel schädliches war geschüttet ins Bier,
Vieler Bäume Laub, verbrannte Eckern,
Der Küche Russ, gekochte Därme,
Des Hausschweins Leber, die Hass beschwichtigt.

Eine wunderbare magische Handlung wird in der Erzählung von Kormak berichtet. Diesen grossen Skalden und seine Geliebte Stengerde trennte ein Seid, so dass sie sich nicht heiraten konnten. Stengerde heiratete darauf Thorwald Tinten; dieses führte zu grossem Unfrieden zwischen Kormak und Thorwald und dessen Bruder Thorward. Es endete damit, dass Kormak und Thorward sich zum Zweikampf forderten; da wurde nun Kormak erzählt, dass es kaum ganz ehrlich zugehen werde, denn Thorward werde Zauberkünste anwenden, und wenn Kormak nicht unterliegen wolle, müsse er dasselbe tun. Deshalb begab er sich zur Wahrsagerin Thordis, die versprach, sich seiner anzunehmen und ihn die Nacht dort bleiben liess. Es heisst nun in der Saga: „Als er erwachte, merkte er, dass irgend etwas auf dem Lager an seinem Kopfe herumtastete. Er fragte, wer da wäre. Es ging hin zur Aussentür; Kormak ging nach; er sah, dass es Thordis war; sie war nun zu der Stelle gekommen, wo sie streiten sollten und hatte eine Gans unter ihrem Mantel. Kormak fragte, was das zu bedeuten hätte. Sie setzte die Gans nieder und sprach: „Weshalb kannst du doch nicht stille sein?“ Da legte Kormak sich wieder nieder, blieb aber wach, um sie zu beobachten; sie kam 3mal und jedesmal beobachtete er ihr Handeln. Das dritte Mal, da Kormak herauskam, hatte sie 2 Gänse gestochen und das Blut in eine Schale zusammenfliessen lassen; sie hatte schon die dritte ergriffen und wollte diese auch gerade stechen. Da sagte Kormak: „Was machst du da, Mütterchen?“ „Es scheint fast,“ erwiderte sie, „dass es unmöglich ist, dir zu helfen; jetzt war ich im Begriff, den Zauber zu vernichten, der auf dir und Stengerde lag, so dass ihr euch hättet heiraten können, wenn ich diese dritte Gans gestochen hätte, ohne dass jemand es

[1]) = Natter, von der bestimmte Arten sich auch auf Bäumen aufhalten.
[2]) Vom Uebersetzer aus dem Dänischen übersetzt.

wüsste.“ Kormak aber sagte, „er hätte keinen Glauben an solche Künste.“ Ob diese Antwort Kormaks wirkliche Ueberzeugung ist, erscheint zweifelhaft, wenn man bedenkt, weswegen er sich bei der Wahrsagerin aufhält. Die Schilderung hat für uns indes hauptsächlich insofern Interesse, als sie uns eine mystische magische Handlung zeigt, in der einen Sinn zu finden schwierig sein dürfte.

Die vierte Art der Zauberei, der Seid, war die kräftigste von allen. Worin derselbe bestand, weiss man nicht; zu seiner Ausübung war Gesang erforderlich, ein Seidstab, welchen das Seidweib in der Hand hielt, und ein vierbeiniger Seidstuhl, auf den es sich setzte. Hauptsächlich beschäftigten Weiber sich mit demselben, da er, wie man annahm, „eine hässliche Schwäche“ hervorrief, weshalb Männer es als unwürdig ansahen, sich mit ihm abzugeben. Daraus lässt sich wohl schliessen, dass er auch mit verschiedenen Operationen und Zeremonien verbunden war. Dieses scheint auch daraus hervorzugehen, dass die Vorbereitungen am Abend beginnen, während der Seidstuhl erst den nächsten Tag bestiegen wird. Durch den Seid werden die stärksten Wirkungen erreicht, es wird Unwetter erregt und anderes Unheil angestiftet; so berichtet Laxdäla Saga, wie Hruts Sohn Kaare durch den Seid getötet wurde, der besonders gegen ihn gerichtet war. Oft konnte sich mit dem Seid ein „Doppelgehen“ verbinden, d. h. das Seidweib vermochte, während der Leib auf dem Stuhl blieb, sich in einer anderen Gestalt, oft in der eines Tieres, nach entfernten Stätten zu begeben und sich über die Vorgänge daselbst zu unterrichten. Wurde die Doppelgängerin bei diesem Ausflug verwundet oder getötet, so zeigte sich dieses sofort am Leibe. So wird in Fridthjof Fräknes Saga berichtet, wie zwei Seidweiber in dem Augenblick tot vom Stuhl fallen, als Fridthjof ihre Doppelgänger tötet. Demnach ist die Vorstellung von Hexen und Hexenausflügen in den heidnischen Zeiten auch dem Norden nicht unbekannt gewesen. Wenn sie aber zu viel Böses anrichteten, so bediente man sich derselben Methode, die im Gesetze Mosis befohlen ist: man steinigte sie.

Die Wahrsagekunst.

Die Wahrsagekunst der Nordländer war ebenso reich an verschiedenen Methoden wie ihre Zauberei. Bei einigen derselben lässt sich leicht nachweisen, dass sie mit dem Gottesdienst in Verbindung standen, also eine Art religiöse Mantik waren; andere erscheinen dagegen mehr oder weniger unabhängig von der Religion. So ist in den Sagas vielfach von „Blotfret“ die Rede; von Thorolf Mostrarskäg heisst es in Eyrbyggernes Saga, dass er ein grosses Opfer (Blot) an-

richtete und zum Wahrsagen (Fret) zu seinem Freunde Thor ging, dessen Oberpriester er war. Der Sinn hiervon ist offenbar der, dass Thorolf dem Thor geopfert und bei der Gelegenheit sein Schicksal wahrscheinlich durch die Eingeweide der Opfertiere zu bestimmen gesucht hat. Es ist bekannt, dass Nordländer, welche sich in fremden Ländern niederlassen wollten, ihre in Holz geschnitzten Hausgötter über Bord warfen und sich dort ansiedelten, wo diese ans Land trieben. Diese Handlungsweise war offenbar eine Erforschung des Willens der Götter, ist also religiöser Natur gewesen.

In anderen Fällen ist es zweifelhaft, wie weit man eine Mitwirkung der Götter annahm. In der Erzählung von Kormak wird berichtet, wie man beim Abmessen eines Platzes für eine neue Wohnung erfahren könnte, ob man glücklich in derselben sein würde. „Wenn das Mass nach wiederholter Prüfung stimmte, so würde es dem Manne wohl gehen; war es aber falsch, so würde es ihm schlecht gehen; sein Geschick richtete sich also nach dem Messen." Für die Nordländer, deren geometrische Kenntnisse gewiss nicht sehr gross gewesen sind, war es wohl eine schwierige Kunst, einen rechtwinkeligen Platz genau abzumessen, so dass die beiden Diagonalen des Vierecks genau gleich lang wurden. Man musste Seiten und Diagonalen wiederholte Male ausmessen; passte nun das Mass, so sah man darin ein Zeichen dafür, dass der Erbauer Glück hatte, wenn eine so schwierige Handlung ihm sofort gelang; man schloss daraus auf ferneres Glück.

Einige Menschen hatten von Natur die Gabe, kommende Ereignisse voraussagen zu können; sie hiessen Hellseher. So wird in der Erzählung von Kormak von einer Hellseherin berichtet, dass sie diejenigen, welche in den Streit zogen, zuvor befühlte; wenn dann „keine grossen Knoten im Wege waren", so würde es ihnen gut gehen.

Eine hervorragende Rolle spielte die Traumdeutung. Es gibt kaum eine Sage, in der nicht wiederholt von Träumen und deren Auslegung die Rede ist. Ein jeder, Mann oder Weib, schien Träume deuten zu können, aber von einzelnen heisst es, dass sie es besonders gut verstanden; so wird in Laxdälernes Saga Gest Odleifsen „als ein sehr grosser und weiser Häuptling, hellsehend in vielen Teilen" bezeichnet. Hieraus lernen wir, dass die Traumdeutung nicht nach bestimmten Regeln erfolgte, also kein wissenschaftliches Gepräge hatte, sondern Sache einer augenblicklichen Inspiration war. Das geht auch daraus hervor, dass der Träumende selten mit der Auslegung zufrieden ist, sondern geradezu sagt, dass wohl eine bessere Erklärung hätte gefunden werden können. Solche Aeusserungen würden unmög-

lich sein, wenn die Deutung nach bestimmten Regeln erfolgt wäre. Ein einzelnes Beispiel gibt genügenden Aufschluss.

Im Anfang dieses Kapitels (Seite 82) wurde der Traum Thorstein Egilsöns von den Adlern und dem Schwan erzählt. Hören wir jetzt Baards Erklärung des Traumes: „Diese Vögel müssen die Schutzgeister grosser Männer sein; dein Weib muss schwanger sein und wird ein hübsches, anmutiges Mädchen gebären, das ihr beide sehr lieb haben werdet; um diese deine Tochter werden brave Männer werben, die dort zu Hause sind, woher die Adler kamen; sie werden grosse Liebe zu ihr hegen und danach um sie kämpfen und das Leben darüber verlieren. Danach wird ein dritter um sie werben, der dorther kommt, woher der Falke kam, und den wird sie heiraten. Nun habe ich dir den Traum gedeutet, wie es nach meiner Meinung kommen wird.“ Thorstein erwiderte: „Das ist eine schlechte und unfreundliche Auslegung meines Traumes, und das muss ich rundweg erklären, du verstehst nicht, Träume zu deuten.“

Man kann also Träume mehr oder weniger freundlich deuten, und macht man das nicht so, wie der Träumende es haben will, so versteht man die Kunst nicht.

Endlich fanden sich auch Frauen bei den Nordländern, welche sich damit beschäftigten, zukünftige Ereignisse vorauszusagen; sie hiessen Völva (plur. Völur). Auf Island scheinen sie recht selten gewesen zu sein, dagegen kommen sie häufig in Norwegen und in Grönland vor, wohin sie vermutlich direkt von Norwegen aus gelangt sind. So findet sich in Thorfinn Karlsämnes Saga, die gerade auf Grönland spielt, eine der vollständigsten Schilderungen von den Operationen der Völva.

Diese Völva hiess Thorbjörg; sie pflegte im Winter von Gelage zu Gelage zu wandern; „namentlich diejenigen, welche gerne ihr Schicksal erfahren oder wissen wollten, wie das Jahr sich gestalten werde, luden sie zu sich ein.“ Indes war das nicht etwas Besonderes; denn alle Völur pflegten so auf Gastmähler zu ziehen. Thorbjörg wurde nun von Thorkel, dem angesehensten Bauern der dortigen Gegend, eingeladen; und sie kam. „Sie hatte einen blauen Mantel an mit Bändern, um ihn vorne zu binden, mit Steinen ganz bis zum Schoss hinab besetzt, Glasperlen um den Hals, auf dem Kopfe eine schwarze Kappe von Lammsfell, gefüttert mit weissem Katzenfell; in der Hand führte sie einen Stab mit einem Knopf von Messing und mit Steinen besetzt; um den Leib hatte sie einen Gürtel nebst einem Beutel mit Zunder und anderem Feuerzeug; daneben hing eine Tasche aus Fell, in der sie ihre Zaubermittel zur Ausübung ihrer Kunst aufbewahrte; an den Füssen trug sie Schuhe von Kalbsfell mit langen Riemen, an deren Enden grosse Zinnknöpfe sassen; an den Händen hatte sie weisse Pelzhandschuhe von Katzenfell. Als sie eintrat, sahen alle es als ihre Pflicht an, sie mit Ehrfurcht zu grüssen, sie nahm den Gruss von einem jeden an, wie letzterer ihr gefiel.“ Sie wurde nun gut bewirtet; dann frug Thorkel, wann sie etwas über das sagen könne, worüber alle am liebsten Auskunft hätten. Sie erwiderte, das könnte sie nur sagen, wenn sie nachts dort geschlafen hätte.

Im Verlauf des folgenden Tages wurden die Vorbereitungen getroffen, die nach ihrer Angabe notwendig waren, um den Zauber auszuführen. Sie bat auch, einige Weiber herbeizuschaffen, die den Spruch kannten, der zum Zauber gehöre; derselbe hiess Vardlokka. Niemand kannte ihn, bis man, auf dem Hofe umhersuchend, zu Gudrid kam; diese sagte: „Ich habe weder Kenntnis von Zauberei, noch bin ich eine Wahrsagerin; indes lehrte meine Pflegemutter Haldis auf Island mich einen Spruch, den sie Vardlokka nannte.“ „Du bist glücklich, dass du so weise bist,“ sprach Thorkel. „Das ist etwas, das, wie ich denke, keinen Gewinn bringt,“ sagte Gudrid, „denn ich bin eine Christin.“ Thorbjörg erwiderte: „Vielleicht, dass du in dieser Sache den Leuten helfen könntest, ohne Schaden zu haben; ich halte mich an Thorkel, um das zu bekommen, was ich nötig habe.“ Thorkel drang nun in Gudrid; endlich versprach sie zu tun, was er wünschte. Die Weiber bildeten einen Kreis um den Seidstuhl, wo Thorbjörg sass, und Gudrid sang den Spruch so lieblich und schön, dass jeder der Anwesenden meinte, noch nie eine lieblichere Stimme vernommen zu haben. Das Zauberweib dankte ihr für den Spruch und sagte, nun seien viele von den Geistern, die ihr nicht hätten gehorchen, sich vielmehr von ihr hätten trennen wollen, zu ihr gekommen; denn sie meinten, es wäre lieblich, anzuhören, wie schön der Spruch gesungen sei; „jetzt sehe ich deutlich viele Dinge, die vorher mir und vielen anderen verborgen waren.“

In dieser Schilderung sind verschiedene Punkte von Interesse. Die Völva wendet Zauberei an, um wahrsagen zu können, aber diese Zauberei erfordert einen besonderen Spruch, „Vardlokka“, den die Völva selbst nicht zu kennen scheint. Derselbe kann aber nicht alles, was zu dieser Zauberei gehört, umfassen; denn sonst wäre die Völva, die den Spruch selber nicht kennt, überflüssig. Ausserdem erfahren wir, dass Thorbjörg einen Lederbeutel mit Zaubermitteln, also einen „Medizinsack“ mit sich führt. Ferner kann sie nichts vor dem nächsten Tage aussagen; sie bedarf also der Nacht zu ihren Operationen. Endlich wird erwähnt, dass sie ihre Kenntnis von den Geistern erhält. Welcher Art diese Geister sind, ist schwer zu sagen. Da die Begebenheit in die christliche Zeit fällt, ist es nicht unmöglich, dass sich hier eine dunkle Spur von christlicher Dämonologie findet[1]); wahrscheinlicher ist es jedoch, dass dieser Geisterglaube finnischen Ursprungs ist. Die meisten Völur waren Finnen; und die, welche es nicht waren, sind wohl immer bei den Finnen in die Lehre gegangen. Aber die finnische Magie war, wie wir jetzt sehen werden, zum grossen Teil Geisterbeschwörung.

---

[1]) In Sagas, deren Handlungen viel später in der christlichen Zeit spielten, wird der Teufel geradezu als Mithelfer beim Wahrsagen erwähnt (Flateyjarbok II, 452); das ist aber natürlich ohne Bedeutung für die Auffassung der älteren Zeiten.



Die Magie der Finnen.

Unsere Kenntnis von dem Aberglauben und der Zauberei der Finnen in den heidnischen Zeiten stammt aus dem grossen Heldengedicht „Kalevala“, das sicherlich zwar wohl erst im vorigen Jahrhundert gesammelt und niedergeschrieben ist, aber trotzdem ein solch heidnisches Gepräge hat, dass seine Lieder ohne Zweifel trotz der mündlichen Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht Jahrhunderte hindurch sehr treu erhalten sind. Die religiösen und abergläubischen Vorstellungen, die uns hier entgegentreten, verraten, wie oben S. 81 angedeutet, an vielen Punkten eine Verwandtschaft mit den alten chaldäischen Vorstellungen, zeigen aber doch eine höhere Entwicklungsstufe: der chaldäische Grundgedanke ist weiter ausgeführt, so dass die Macht des finnischen Zauberers eine völlig unbegrenzte geworden ist. Die wesentlichsten magischen Operationen bestehen in der Beschwörung von Geistern, und zwar nicht bloss von bösen, sondern auch von guten; ja selbst der oberste Gott, Ukko oder Jumala, scheint nicht mächtiger als der Zauberer selber zu sein; denn er muss sofort den von diesem ausgesprochenen Wunsch erfüllen. Alles wird als beseelt gedacht; hinter allem steckt ein Geist, gegen den die Beschwörungen sich richten. Leidet ein Mensch an Kälte, so werden die Geister der Kälte durch Panu, den Geist des Feuers, beschworen; hat sich dagegen jemand verbrannt, so wird Panu durch die Geister der Kälte beschworen.

Ein solches Rezept gegen Brandschaden findet sich im 48sten Gesang des Kalevala, V. 301 bis 372. Hier sei ein Bruchstück daraus angeführt:

„Feuer, von Jumala stammend,
Panu, du der Sohn der Sonne,
Sag mir, wer hat dich erzürnet,
Dass du angriffst meine Wangen,
Mir sogar den Leib verbranntest
Und mir beide Seiten sengtest?

Wie soll ich das Feuer dämpfen
Und die helle Glut ersticken,
Wie die Macht der Flamme nehmen,
Oder ihre Kraft vermindern,
Dass sie mir nicht mehr kann schaden
Und nicht länger mich hier quälet?

Komm doch, Jungfrau, fern von Turja,
Komm von Lappland her mit Eisschuh'n,
Und mit reifbedeckten Strümpfen
Und von Kälte starren Kleidern,
Die du stets trägst Reifgewänder,

In der Hand den eis'gen Eimer:
Giess' vom Eimer kühles Wasser,
Schütte kaltes Eis darunter
Ueber die gebrannten Stellen,
Die vom Feuer Schaden litten."

So wird das Feuer viele Verse hindurch mit allen Geistern der Kälte beschworen. Zum Schluss heisst es dann:

„So gelang es Ilmarinen,
Dem verbrannten Schmied, zu löschen
Seiner Wunden wildes Feuer;
Denn er ward gesund wie vordem,
Frisch und fröhlich statt des Bösen,
Das das Feuer ihm verursacht'."

Aber nicht nur solch untergeordnete Geister, wie die der Kälte und des Feuers, fügen sich den Beschwörungen, sondern Ukko selbst steht sofort mit allem, was der Zauberer wünscht, zu Diensten.

Als „der muntere Lemminkäinen" auf einem Ausfluge von einem Feuerstrom, der über glühende Steinplatten fliesst, aufgehalten wird, singt er:

„Ukko, höchster aller Götter,
Vater in dem Himmelsraume,
Send' von Nordwest eine Wolke,
Eine zweite send' von Westen,
Es entsteh' im Ost die dritte
Und erhebe sich von Nordost!
Blas' zusammen diese Wolken,
Dass mit Donner sie sich treffen!
Lass dann tiefen Schnee sich senken,
Und so hoch wie Speerschaft fallen
Ueber diese heissen Steine,
Diese gluterfüllten Platten!"

Ukko, höchster aller Götter,
Alter Vater in dem Himmel,
Sandte eine Wolk' von Nordwest,
Eine zweite dann von Westen,
Es entstand im Ost' die dritte
Und erhob sich auch von Nordost;
Blies zusammen diese Wolken,
Dass mit Donner sie sich trafen;
Liess dann tiefen Schnee sich senken
Und so hoch wie Speerschaft fallen
Auf die Felsen in der Tiefe,
Auf die gluterfüllten Platten;
Und vom Schnee, der schmolz, entstand ein
Teich, gefüllt von schmutz'gem Wasser.

Die Finnen gehen bei ihren Beschwörungen oft sehr gründlich zu Werke. Sie begnügen sich nicht, wie die Chaldäer, damit, die Dämonen nur zu beschreiben, sondern sie geben gewöhnlich auch ihre ganze Entstehung an; dadurch werden solche Beschwörungen sehr weitläufig. Es führt uns aber zu weit ab, einen auch nur kurzen Auszug davon zu geben.

Der finnische Zauberer vermag jedoch mehr, als bloss Geister zu beschwören; seine Worte haben geradezu Schöpferkraft. Dieses beweisen zahlreiche Stellen; doch genügt ein Beispiel.

Als Lemminkäinen nach Pohja kommt und nicht gastfreundlich aufgenommen wird, bittet er um Bier gegen Bezahlung. Nun heisst es im Liede:

„Und der Wirt im Pohjahofe
Wird erregt von wildem Zorne,
Bringt durch Zauberspruch hervor dann
Einen See mitt' auf der Diele
Grad' vor Lemminkäinens Füssen
Und ruft aus in seinem Grimme:
„Wasser hast du hier zum Trinken,
Lösch' den Durst aus diesem Teiche!"
Lemmingkäinen aber war nicht
Furchtsam, sondern sprach erwidernd:
„Ich bin doch kein Kalb des Hofes,
Auch kein Stier, mit Schwanz versehen,
Die aus einem Bache trinken,
Und aus einem Teiche saufen."
Er begann darauf zu sprechen
Und die Zauberkunst zu üben,
Zauberte hervor durch Sprüche
Einen Stier mit gold'nen Hörnern;
Dieser trank den Teich der Diele,
Schlürft' den Bach mit grosser Gier aus."

Das übertrifft gewiss alles, was ein anderes Volk hat ausüben können; der Ruf der finnischen Zauberer im Norden wird uns dadurch leicht erklärlich. Im Vergleich mit solchen Schöpfungen sind die zahlreichen magischen Verwandlungen, welche im Kalevala vorkommen, nur Kleinigkeiten.

Als Lemmingkäinen z. B. einiger Schafe bedarf, geht er folgendermassen zu Werke:

„Schnell griff er in seine Tasche,
Suchte in dem kleinen Beutel
Und nahm Wolle aus der Tasche,
Bildete daraus dann Büschel,
Alle in den Händen reibend,
Ein Gebilde seiner Finger.

Auf die Hand dann blies er einmal
Und schuf eine Schar von Schafen,
Liess hervorgehen eine Herde
Lämmer in sehr grosser Menge.“

Kapitel 8.

Das Mittelalter bis zum Beginn der Hexenprozesse.

Wie mächtig das Christentum auch in den Geist des Altertums eingriff, so konnte es doch nicht mit einem Schlage die Kulturwelt umformen und die Resultate einer Jahrhunderte alten Entwicklung vernichten. Nur allmählich drangen die religiösen Grundgedanken in das Bewusstsein der Völker ein und führten dadurch eine Umwandlung der bestehenden Verhältnisse herbei. Viele alte Vorstellungen, Sitten und Gebräuche, die sich mit dem Christentum einigermassen vereinigen liessen, blieben bestehen und erhielten nur eine neue, christliche Begründung. Wir haben schon in einem früheren Abschnitte (S. 73 ff.) gesehen, wie die alte Kirche den Aberglauben der damaligen Zeit aufnahm und zur Bekämpfung der Dämonen entwickelte. Aber auch Sitten und Gebräuche, welche sich nach den Anschauungen des Christentums rechtfertigen liessen, wurden beibehalten und bei passenden Gelegenheiten angewandt. So wurden namentlich alte Gerichtsgebräuche aufgenommen und erhielten ein gewisses magisches Gepräge durch die Auslegung, die man ihnen jetzt gab. Auf solche Weise entstanden die sogenannten Gottesurteile, die Ordalien.

Einer der üblichsten und daher bekanntesten Gebräuche war die Eisenprobe, unzweifelhaft eine alte heidnische Sitte, da sie schon in Sophokles' Tragödien erwähnt wird. Im Mittelalter wandte man sie ganz allgemein an, um sich von einer Anklage, wie z. B. von der der Hexerei, zu reinigen.

Bekker beschreibt diesen Gebrauch in seinem berühmten Werke: „Die bezauberte Welt“. „Der Priester in vollem Ornate legte einen eisernen Bolzen, welcher wiederholt mit Weihwasser besprengt war, auf den Altar auf glühende Kohlen, sang darauf den Gesang der drei Männer im feurigen Ofen, steckte dem Angeklagten die Hostie in den Mund, beschwor ihn und bat, dass Gott seine Schuld dadurch offenbaren möge, dass der glühende Bolzen, welcher in seine Hand gelegt werde, ihn verbrenne, oder seine Unschuld dadurch, dass er nicht verletzt werde. Der Angeklagte musste den glühenden Bolzen neun Schritte weit tragen; dann verband der Priester die verletzte Hand und versiegelte den Verband. Drei Tage nachher besah man die Hand, ob sie gesund und unbeschädigt sei. War dies nicht der Fall, so war der Angeklagte seiner Schuld überführt.“

Man nahm also ein direktes Eingreifen Gottes zugunsten des Unschuldigen an. Derselbe Gedanke lag auch den anderen Ordalien zu Grunde. Bei den kriegerischen nordeuropäischen Völkern der heidnischen Zeit war der Zweikampf bekanntlich das gewöhnliche Mittel, einen Streit zu entscheiden. Das Recht des Stärkeren galt unbedingt: Wer seinen Gegner im Waffengang erlegte, hatte recht. Diese Art, manchen Rechtsstreit zu schlichten, wurde auch während der Ritterzeit für alle Adelige beibehalten, nur mit einer anderen Begründung der Sitte: man ging jetzt von der Annahme aus, dass Gott dem Schwachen den Sieg verleihen würde, falls er recht hätte.

Eine dritte Form des Gottesgerichtes war die Wasserprobe, welche jedoch, wie es scheint, nur bei den Hexenprozessen angewandt wurde. Die alten Kelten pflegten, um zu entscheiden, ob ein Kind ehelich oder unehelich war, es nackend auf einen Schild in den Rhein zu setzen. Blieb es auf der Oberfläche, so war es ehelich; ging es aber unter, so sah man seine Mutter als ein leichtfertiges Weib an. Dies Verfahren wurde nun zur Zeit der Hexenprozesse so umgestaltet: der wegen Hexerei angeklagten Person wurden Hände und Füsse kreuzweise gebunden, so dass der rechte Daumen die linke grosse Zehe und der linke Daumen die rechte grosse Zehe berührte; dann wurde sie nackt ins Wasser geworfen. Ging sie nun unter, so wurde sie für unschuldig erklärt, weil man annahm, dass das Wasser, das vorher durch heilige Zeremonien geweiht war, eine schuldige nicht aufnehmen würde. — Es ist schon oben erwähnt worden (S. 86), dass die Türgerichte gegen die Wiedergänger im heidnischen Island wohl ein Vorbild sind von den Prozessen des christlichen Mittelalters gegen schädliche Tiere, die man durch Exorzismus und Exkommunikation zu bannen glaubte. (Vergl. S. 119.) Aus diesen Beispielen, die genügen mögen, ersehen wir, dass die kirchlichen Autoritäten kein Bedenken trugen, alte heidnische Sitten in christliche Formen umzuprägen. Und es kann uns nicht wundern, wenn die breite Schicht des Volkes dieses Verfahren denn auch fleissig ausnutzte. Die heidnischen Zauberformeln erhielten einen christlichen Anstrich und wurden dann ganz wie früher angewandt. Aus Norwegen stammt z. B. folgender alter Zauberspruch gegen Beinbruch der Pferde:

Jesus ritt sich einst sehr heiss
Und zerbrach das Bein des Füllens.
Jesus stieg ab und heilte es:
Jesus legte Mark zu Mark,
Bein zu Bein, Fleisch zu Fleisch,
Jesus legte darauf ein Blatt.
So kam alles dann in Ordnung.

Derselbe ist aber offenbar nur eine christliche Umformung und Anwendung des oben (S. 93) erwähnten alten heidnischen Merseburger Zauberspruches. In ähnlicher Weise haben sich manche alte Zauberkünste, sowohl europäischen als asiatischen Ursprungs, das ganze Mittelalter hindurch in den niederen Volksklassen bis heute erhalten. Eine solche Umhüllung derselben mit einem christlichen Gewand war auch die einzige Möglichkeit, sie ins Christentum mit hinüber zu führen: denn die Kirche hatte, wie wir früher sahen, die heidnische Magie schon längst als Teufelsmagie bezeichnet und verfolgte sie als Ketzerei und Götzendienst.

Während der Glaube an die Macht der Zauberei sich im Volke und bei der niederen unwissenden Geistlichkeit erhielt, kamen die kirchlichen Behörden im Laufe der Zeit zu einem anderen Resultate. Auf der Synode zu Paderborn 785 stellte man folgenden Satz auf: „Derjenige, welcher, durch den Teufel verblendet, nach Art der Heiden glaubt, dass jemand eine Hexe sein kann und deshalb dieselbe verbrennt, wird mit dem Tode bestraft.“ Zu dieser Zeit wird also nicht die Hexe, sondern der Glaube an dieselbe verfolgt und bestraft. Diese Bestimmung wurde von Karl dem Grossen bestätigt und war in den folgenden Jahrhunderten die Richtschnur für die Stellung der Kirche gegenüber allen Anklagen wegen Hexerei. Noch deutlicher tritt die Auffassung der Kirche von Hexerei im sogenannten Ancyranischen Kanon Episcopi hervor, welcher um das Jahr 900 entstand. Hier wird den Bischöfen befohlen, „in ihren Gemeinden den Glauben an die Möglichkeit dämonischer Zauberei und nächtlicher Fahrten zu und mit Dämonen als reine Illusion energisch zu bekämpfen und alle diejenigen, welche einem solchen Glauben huldigen, aus der kirchlichen Gemeinschaft auszustossen.“ Diese Bestimmung blieb bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts in Kraft; solange sie existierte, konnte eine Anklage wegen Hexerei natürlich nicht leicht erhoben werden, jedenfalls wurde sie am gefährlichsten für den, welcher sie vorbrachte. Dass das Volk jedoch seinen Glauben an Zauberei auf Grund solcher Bestimmungen nicht aufgab, das beweisen die zahlreichen volkstümlichen Zauberformeln, welche hauptsächlich auf dem Wege der mündlichen Ueberlieferung bis in die Gegenwart erhalten geblieben sind. Indes mussten doch die Kenntnis von der alten heidnischen Zauberei und der Glaube an dieselbe im Laufe der Zeit immer mehr verschwinden, da das Christentum sie als teuflisch verfolgte. Wenn die Kirche nun trotzdem es später, im 13. Jahrhundert, für notwendig hielt, mit der grössten Energie, ja mit der Strafe des Feuertodes gegen die Zauberei anzukämpfen, so hat das seinen Grund nicht etwa darin, dass die schwarze Magie zu dieser Zeit besonders

üppig blühte; man hat im Gegenteil eine Reihe von Anzeichen dafür, dass sie so gut wie ausgestorben war; es lag vielmehr eine andere Ursache vor. Um diese nachzuweisen, blicken wir auf eine frühere Epoche zurück.

In den ersten christlichen Zeiten, als die Gemeinden noch klein waren und ihre Andachten und Liebesmahle im verborgenen abhalten mussten, wurden seitens der Heiden immer wieder Anklagen gegen sie erhoben. Die Christen wurden als ein lichtscheues Volk geschildert, das aus dem niedrigsten Pöbel und leichtgläubigen Weibern bestehe, das Heilige verspotte und sich gegen seine Mitmenschen verschwöre. Man behauptete, dass sie bei ihren nächtlichen Zusammenkünften unmenschliche Nahrung zu sich nähmen, alle heiligen Sitten verachteten, und dass ihr Gottesdienst kein Kultus, sondern geradezu Ruchlosigkeit sei. Sie nannten sich Brüder und Schwestern, schändeten aber diese heiligen Namen durch die widerlichste Unzucht. Sie beteten einen Eselskopf und noch schlechtere Dinge an. Als besonders grauenhaft schilderte man die Zeremonien, bei denen ein neues Mitglied aufgenommen wurde. Dasselbe stand vor einem Gefäss, in dem ein mit Mehl bedecktes Kind lag; es musste dann mit einer scharfen Waffe wiederholt ins Mehl stossen und so das Kind töten; das Blut wurde getrunken und die Leiche vernichtet. Durch solche Menschenopfer, deren jedes neue Mitglied sich schuldig machte, waren alle zur Verschwiegenheit gezwungen.

Alle diese Beschuldigungen waren allerdings völlig aus der Luft gegriffen. Das wussten die Christen ganz genau selber. Trotzdem begannen sie, nachdem das Christentum erst durchgedrungen und allgemein angenommen war, alsbald ähnliche Beschuldigungen gegen andere Christen zu erheben. Wenn sich eine Sekte bildete, die von der allgemeinen Lehre der Kirche vielleicht in einem ganz unwesentlichen Punkte abwich, ja, vielleicht nur darin, dass sie eine strengere Kirchenzucht beobachtete und von ihren Mitgliedern einen reineren Wandel forderte, als unter den Christen sonst üblich war, so verketzerte man diese Sekte und schleuderte die erwähnten Anklagen gegen dieselbe. In der ältesten Zeit fügte man dann noch die Beschuldigung hinzu, dass teuflische Magie daselbst getrieben werde. Verschiedene Sekten, die Markosier, Montanisten, Manichäer und Priscillianisten tauchten allmählich auf und verschwanden wieder, aber jedesmal wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Indes scheinen diese Anklagen doch nur einmal ernstere Folgen nach sich gezogen zu haben, nämlich die Hinrichtung Priscillians im Jahre 385 in Trier. Im grossen und ganzen traten die sektiererischen Bestrebungen im ersten Jahrtausend so selten auf und fanden so geringe Verbreitung, dass

die Kirche ihrer leicht Herr wurde, ohne zu ernsten Massregeln greifen zu müssen.

Anders dagegen gestaltete sich die Sache in der folgenden Zeit. Man nahm allgemein in der Christenheit an, dass dasjenige, was in der Offenbarung des Johannes vom tausendjährigen Reiche Christi geschrieben steht, sich auf die bestehende Kirche beziehe. Man erwartete daher den Untergang der Welt ungefähr ums Jahr 1000, und da derselbe nicht eintraf, wurde der Glaube an die Autorität der Kirche mächtig erschüttert. Da man nicht blind war für mancherlei Missbräuche in derselben, so entstanden am Anfange des elften Jahrhunderts in verschiedenen Gegenden Sekten, die mit der Kirche und ihrer unreinen Lehre nichts zu tun haben wollten, und die sich deshalb selbst „die Reinen", Katharer, nannten. Diese Sekten gewannen überall in Italien, Frankreich und Deutschland grossen Anhang; sie hatten ihre eigenen Bischöfe und drohten so der katholischen Kirche gefährlich zu werden. Da die Katharer dem Teufel grosse Macht beilegten und glaubten, dass die reine christliche Lehre durch seinen Einfluss gefälscht sei, so beschuldigte man sie der Anbetung des Teufels und erhob natürlich auch gegen sie die alten Anklagen. Es begann daher in mehreren Ländern ungefähr zur selbigen Zeit eine heftige Verfolgung der Katharer, und viele derselben fanden ihren Tod auf dem Scheiterhaufen („Ketzer" = Katharer).

Nicht besser erging es den Albigensern und Waldensern im zwölften Jahrhundert. Diese Sekten, welche man als die Vorläufer des Protestantismus ansehen muss, da sie die heilige Schrift über die Autorität der Kirche stellten, fanden in Frankreich und Deutschland nicht allein beim Volke, sondern auch bei den Fürsten, dem Adel und den Bischöfen der katholischen Kirche solchen Anhang, dass man in diesen Gegenden die Kirche als eine veraltete und lächerliche Institution betrachtete. Die Päpste Innocens III und Gregor IX predigten daher den Kreuzzug gegen diese Sekten und errichteten ein Inquisitionstribunal, vor welches ein jeder geladen wurde, der nur im Verdachte einer Verbindung mit den Ketzern stand. Die päpstliche Bulle, welche 1323 gegen die Ketzer in Deutschland erlassen wurde, zeigt uns, worauf die Ankläger eigentlich hinaus wollten. Die Ketzer werden darin der Verehrung des Teufels beschuldigt, welcher sich ihnen persönlich in Gestalt eines Frosches, einer schwarzen Katze oder eines sehr bleichen Mannes zeige. Er gibt dem Novizen, der aufgenommen werden soll, einen eiskalten Kuss, und damit verschwindet bei demselben jede Erinnerung an den katholischen Glauben. Es wird ihm dann auferlegt, die Sakramente auf jede Weise zu verhöhnen und zu verspotten, und alles das zu tun, was man nach der

Lehre der Kirche gerade nicht tun darf. Auf solchen Verbrechen stand natürlich der Tod; diese Sekten wurden deshalb durch eine zum Teil äusserst blutige, mehr als zwanzigjährige Verfolgung ausgerottet.

Bei allen diesen Ketzerverfolgungen ist von kirchlicher Seite die Anklage wegen Hexerei niemals offiziell erhoben worden; dies konnte auch nicht geschehen, so lange die Kirche den Glauben an die Möglichkeit der Zauberei verurteilte und der Kanon Episcopi in Kraft stand. In der Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgte jedoch ein völliger Umschwung in der Stellung der Kirche zu dieser Frage, indem Thomas von Aquino, der hervorragendste Kirchenlehrer seiner Zeit (ca. 1225—1274), eine Anschauung vertrat, die im scharfen Gegensatze zu der in den früheren Jahrhunderten und von der Kirche bis dahin befolgten Praxis stand.

Diese neue Auffassung der Sache ist kurz und bündig in folgenden Sätzen gegeben: „Von den Hexen wissen wir, dass einige glauben, Hexerei existiere gar nicht, und dass sie aus Unglauben entspringe; sie glauben auch, dass die Dämonen nur in der menschlichen Einbildung existieren, indem die Menschen sie sozusagen aus ihrem Innern hervorbringen und durch den Schrecken bei diesen Einbildungen niedergeschlagen werden. Aber der katholische Glaube behauptet, dass die Dämonen existieren, dass sie durch ihre Handlungen schaden und die Fruchtbarkeit in der Ehe hindern können." Und weiter heisst es: „Es ist zu bedenken, dass man notwendig einräumen muss, dass die Dämonen mit Gottes Erlaubnis Störungen in der Luft hervorrufen, Winde erregen und bewirken können, dass Feuer vom Himmel falle. Denn wenn auch der leibliche Stoff in bezug auf die Annahme einer Form weder den guten noch den bösen Engeln, sondern allein dem schaffenden Gott gehorcht, so ist die leibliche Natur doch dazu geschaffen, in bezug auf eine örtliche Bewegung der geistigen zu gehorchen. Als Beispiel hierfür dient der Mensch, dessen Glieder sich nur nach der Herrschaft des Willens bewegen. Also alles, was nur durch örtliche Bewegungen bewirkt werden kann, können nicht nur die guten, sondern auch die bösen Geister durch eigene Macht erreichen, falls Gott es nicht verhindert. So können sie Wind und Regen und ähnliche Störungen in der Luft allein durch die Bewegung der Dämpfe, die der Erde und dem Meere entsteigen, bewirken."

Wenn Thomas von Aquino sich so in einen Gegensatz zu der bis dahin geltenden Lehre der Kirche stellen und mit seiner Meinung durchdringen konnte, so lag der Grund natürlich darin, dass er in Wirklichkeit nicht nur seine eigenen Anschauungen aussprach, sondern die der damaligen Zeit. Es ist also ein vollständiger Umschwung in der allgemeinen Auffassung von der Möglichkeit der Zauberei eingetreten. Dieses ist hauptsächlich dem Einfluss der maurischen Magie auf Europa zuzuschreiben. Durch die Kreuzzüge und durch die maurischen Universitäten in Spanien

waren die Europäer mit den Arabern in Berührung gekommen, hatten das Studium der Naturwissenschaften und der magischen Wissenschaften, welche die Mauren eifrig kultivierten, aufgenommen und weiter entwickelt. Albert von Bollstädt (Albertus Magnus genannt, 1193—1280), Roger Bacon (1214—1292) und Arnold von Villanova (ca. 1240—1313) standen in ganz Europa durch ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse, welche sie befähigten, manches dem Volke unerklärliche Kunststück auszuführen, im Rufe der Zauberei. Thomas von Aquino war selbst ein Schüler von Albertus Magnus, aber er hat wohl wenig von der Kunst seines Meisters gelernt.

Die Sage erzählt, dass er eines Tages in der geheimen Werkstatt des Albertus eine wunderbar schöne weibliche Gestalt getroffen habe, die ihn mit menschlicher Stimme bewillkommte. Um sich gegen diese teuflische Versuchung zu wehren, schlug er mit einem Stocke auf sie los, worauf die Figur unter Rasseln und eigentümlichen Lauten zusammenfiel. Albert kam gerade darüber hinzu und rief zornig: „Thomas, Thomas, was hast du getan? Eine Arbeit von 30 Jahren hast du mir zerstört." Mag dieser Bericht auch etwas ausgeschmückt sein, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, dass Albert einen künstlichen Automaten verfertigt hatte, eine Arbeit, mit der die alten Magier sich oft beschäftigten. Und liegt der Erzählung auch nur etwas Wahrheit zugrunde, so ist es sehr natürlich, dass Thomas, welcher den rechten Zusammenhang der Sache kaum verstanden hat, der eifrigste Vorkämpfer seiner Zeit für den Glauben an die Zauberei wurde.

Mag es zuerst auch mit Schwierigkeiten verbunden gewesen sein, so gelang es der Kirche doch bald, den Kanon Episcopi aus der Welt zu schaffen. Schon 1264 fand der erste Hexenprozess in Languedoc statt. Bei dieser Gelegenheit, sowie in der nächsten Zeit konnte sich die Anklage wegen Hexerei natürlich nicht gegen mehr als eine oder einige Personen richten. Als man jedoch erst mit dieser Beschuldigung angefangen hatte, lag es nahe, dieselbe mit den Anklagen, welche man gegen die Ketzersekten richtete, zu verbinden. So entstand im Lauf eines halben Jahrhunderts der Begriff „Ketzer- und Hexensekten", und damit war im wesentlichen der Grund gelegt zu den Vorstellungen von der schwarzen oder teuflischen Magie, welche von nun an sowohl das Volk als auch die gebildeten Kreise Europas bis zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts beherrschten. Diese wilden Phantasien kosteten Europa mehr unschuldiges Blut als alle gleichzeitigen Kriege. Im folgenden Abschnitt werden wir genaueres über diese Hexengesellschaften kennen lernen.

Kapitel 9.

Das Teufelsbündnis und die Hexensabbate.

Efficiens primaria, d. h. die erste und eigentliche Ursache, dass der Mensch eine Hexe wird und dem Teufel huldigt, ist der Teufel selbst. Dieser kann jedoch nichts ausrichten, wenn der Mensch nicht durch seine Laster ihm Veranlassung gibt. Der Ungläubige oder Schwachgläubige, der, welcher leichtsinnig schwört, rachsüchtig oder unversöhnlich ist, der, welcher unzüchtige Gelüste hat, unmässig isst und trinkt, endlich der Neugierige, welcher mehr zu wissen wünscht, als andere wissen, wird immer der Versuchung ausgesetzt sein, beim Teufel Hilfe zu suchen. Dieses Verlangen nach Hilfe wird ihm entweder vom Teufel selbst oder von dessen Gehilfen, den Hexen, eingegeben. Wenn ein Mensch sich nun vorgenommen hat, Hilfe beim Teufel zu suchen, was muss er dann behufs Aufnahme in die Hexengesellschaft tun?

Hierauf antwortet der ehrwürdige Pastor David Mederus in seiner dritten Hexenpredigt, wie folgt:

„Es bekennen die verblendeten Menschen alle selbst, dass sie ernstlich müssen der H. Dreyfaltigkeit, Christo, dem Christl. Glauben und der H. Tauff absagen, dieselben verleugnen, verschweren, und sonderlich in den Kirchen, wann der Pfarherr den Text des Evangelii lieset, alle Wort bey sich selbst lügen straffen, und sich also zu GOttes und Christi Feinden erklären: Denn so lang sie noch bey dem Christl. Glauben verharren, so lang kann sie der Teuffel zu Werkzeugen, allen seinen letzten Willen zu tun, nicht gebrauchen; der Christliche Glaub tut ihme alles Hertzeleid an. Zum Andern müssen sie auch zusagen, dass sie allen H. GOttes, wie auch allen Creaturen, so den Kindern GOttes zu gute kommen sollen, feind seyn, und sie beschedigen, und verderben wollen, wie sie mögen. Drittens müssen sie zusagen, allein den Teuffel für ihren GOtt, Herren und König zu erkennen, und verehren, und in allen Dingen ihme gehorsam zu seyn. Viertens werden sie anders, und nemlich in dess Teuffels, etliche in aller Teuffel Namen getaufft, darbey die andern Hexen siedend Wasser und Becken zutragen; und verrichtet solche Tauff entweder der Satan selbst, oder eine Hexe; geschieht auch nicht allezeit mit besondern Gepreng, sondern nur offt auss einer Fahrgleise oder Mistpfützen, da dann der newgetaufften Hexin ein anderer Name gegeben wird. Fünfftens wird einer solchen, des Teuffels Reich einverleibten Person, alsobald ein eigener und besonderer Huren- oder Buhl-Teuffel gegeben; der helt mit ihr Hochzeit und Beylager, und sind die andern Hexen darbey fröhlich. Sechstens, solcher ihr Teuffel führet sie hernach hin und wieder, kömt offt zu ihr, treibet Unzucht mit ihr, befiehlet ihr auch dieses oder jenes Uebel zu thun, samt andern die davon auch Befehl haben. Siebendes, und dann thut er ihnen grosse Verheissung, sie nit allein zu versorgen, sondern auch, da sie schon dess Hexenwercks halber

sollten eingezogen werden, auss der Gefängnis davon zu helfen; doch dass sie fest halte, nicht bekenne, oder da sie schon etwas bekennet, doch bald wieder verläugne." [1])

Wenn eine Person auf solche Weise mit allen Formalitäten in den Hexenbund aufgenommen ist, besitzt sie eine grosse Macht, den Leuten zu schaden. Sie kann allerlei unverdauliche Sachen, wie Haare, Bürsten, Glas, Nadeln, Messer, Nägel, Holzstücke, Fischgräten, Würmer, Skorpione und dergleichen in den Menschen hineinzaubern. Ausserdem kann sie den Leuten schaden und sie verzaubern, wenn sie sie ansieht oder anhaucht.

„Doch ist zu merken, dass sie gleichwohl nicht alle Leute und Creaturen verletzen können, ob sie schon gerne wolten. Frey sind von denselben die Frommen und Gottesfürchtigen, Prediger und Geistliche Personen, Obrigkeiten und Scharfrichter und Hencker, Stock- und Kerckermeister, Büttel und Hescher, Schergen und Stadtknechte, und alle diejenigen, welche solche Hexen und Zauberer gefänglich halten und verwahren, dieselben verurtheilen und die Gerichtliche execution an ihnen vollführen."

Durch vielfache Erfahrungen ist zugleich bewiesen, dass die Hexen den Menschen allerlei Gut, hauptsächlich Lebensmittel und Korn, rauben können.

„Selbig darff nicht weitläufftig aussgeführet, oder viel Historien und Exempel beygebracht werden," sagt Prätorius [2]), „sintemal die tägliche Erfahrung leider mit manches seinem grossen Schaden es überflüssig bezeuget."

Durch Hinlegen von Kräutern unter das Bett oder durch Knoten eines Riemens oder einer Binde konnten die Hexen eine Ehe unfruchtbar machen; aus der Zahl der Knoten kann man dann sehen, wie viele Kinder die Eheleute hätten bekommen können. Die Hexen vermögen durch ihre Künste auch das Geschlecht eines Menschen zu verändern, ein Mädchen zu einem Mann zu machen und umgekehrt, um dadurch grossen Verdruss zu erregen. Dass sie Unwetter, Wind, Regen, Kälte, Donner, Blitz, Schnee und Eis hervorrufen können, ist schon früher erwähnt. Bisweilen wird auch erzählt, dass die Hexen imstande seien, sich grosse Schönheit, Ehre und Reichtum beizulegen; indes sind die meisten Autoren sich doch darin einig, dass man nur selten gehört hat, eine Hexe habe durch ihre Künste irgend einen Gewinn gehabt.

Eine viel verhandelte Frage ist die, ob die Hexe überhaupt etwas Gutes auszurichten vermag, ob sie z. B. gefährliche Krankheiten heilen

---

[1]) Zum Trost für die erschreckte Gemeinde fügt der Pastor hinzu: „Ist aber alles erlogen, und GOtt selbst stehet der Obrigkeit in ihrem Ampt bey, dass die Hexen, so gefangen werden, vom Teuffel nit können wieder ledig gemacht werden, ungeacht dass er sie vertröstet, ein solches zu tun, biss man das Feuer unter ihnen anzündet."

[2]) Blockes-Berges Verrichtung. Leipzig 1669.



kann. Die meisten meinen, sie könne es wohl, wenn der Teufel es gestatte, dieser gebe aber selten die Erlaubnis dazu.

Mit Hilfe ihres Privatteufels konnten die Hexen äusserst rasch durch die Luft getragen werden und in unglaublich kurzer Zeit lange Reisen machen.

Vom Prediger Johannes Teutonicus in Halberstadt, seiner Zeit einer der bekanntesten Zauberer, wird berichtet, dass er im Jahre 1221 in einer Nacht gleichzeitig drei Messen gesungen habe, die eine in Halberstadt, die andere in Mainz und die dritte in Köln. Indem die Hexen sich mit einer Salbe einreiben, welche aus dem Fette neugeborener Kinder und aus verschiedenen Kräutern, wie Mohn, Nachtschatten, Sonnenblume, Schierling und Bilsenkraut bereitet wird, können sie auch durch die Luft fahren und zwar auf allerlei Gerätschaften, Bürsten, Feuerzangen und Heugabeln. Diese Beförderungsmittel wenden sie im allgemeinen bei dem grossen Jahresfeste, dem Hexensabbat, an, das gewöhnlich auf einem hohen Berge, in einigen Ländern auch in einem grossen Walde auf einem freien Platze abgehalten wird. Die dänischen und deutschen Hexen reiten bekanntlich nach dem Blocksberg (die dänischen bisweilen auch nach Hekkenfeldt, Hekla auf Island), die schwedischen ziehen Blaakulla auf Oeland, die norwegischen Lyderhorn bei Bergen vor; so haben die Hexen eines jeden Landes ihren besonderen Platz. Das Fest wird entweder in der Walpurgisnacht, am ersten Mai[1]), oder in der Johannisnacht abgehalten. An diesen Festen müssen alle Hexen teilnehmen; diejenige, welche ohne triftigen Grund fortbleibt, wird die ganze Nacht so von ihrem Teufel gepeinigt, dass sie nicht schlafen kann.

Wenn die Zeit der Abreise gekommen ist, salbt die Hexe sich, nimmt den Gegenstand, worauf sie reiten will, und spricht leise die Worte: „Oben auss und nirgends an.“ So fährt sie gewöhnlich durch den Schornstein hinaus. Andere reiten auf ihrem Teufel, welcher in Gestalt eines Bockes vor der Tür steht. Während der Reise müssen sie sich hüten, ängstlich zu sein oder sich umzusehen; denn dann fallen sie herab und können sich schwer beschädigen, da sie oft hoch in der Luft fliegen. Einige sind ganz nackend, andere haben Kleider an.

Nachdem sie am Festplatze angelangt sind, wird alles zum Schmause fertig gemacht, Tische und Bänke werden herangerückt und kostbare Silber- und Goldsachen aufgesetzt. Das Essen ist oft vorzüglich, aber ab und zu hat der Teufel sein Vergnügen daran, seine Gäste anzuführen, und traktiert sie mit Aas und andern unreinen Dingen; dem Essen fehlt jedoch stets Salz. Nach dem Essen erzählen die Hexen ihre Neuigkeiten, jede berichtet, was in ihrer Gegend passiert ist; denn sie achten auf alles, was sich bei den Menschen ereignet. „Welches dann den Hexenmeistern und Zauberern für ein Mittel dient, dass sie muss solchen neuen Zeitungen offtmals vorsagen können.“ Darauf gibt der Teufel seinen Dienern neues Gift, um neues Unheil anzurichten. Dieses Gift wird, wie mehrere Autoren erzählen, dadurch gewonnen, dass der Teufel sich in Gestalt eines Bockes verbrennen lässt, worauf die Hexen sorgfältig die Asche sammeln; letztere ist für

[1]) Die heilige Walpurgis war Aebtissin des Klosters Heidenheim bei Eichstädt und starb 780; sie galt als Beschützerin vor den Zauberkünsten der Hexen. Der 1. Mai war der Tag ihrer Heiligsprechung. — Der Uebers.



Menschen und Vieh sehr gefährlich. Bald darauf ist der Bock jedoch wieder mitten unter ihnen und ruft mit furchtbarer Stimme: „Rächet euch, oder ihr müsst sterben.“

Darauf erweist man dem Teufel die gebührende Huldigung; dieselbe besteht darin, dass der Bock sein Gesäss der Versammlung zukehrt, und



Fig. 3.

jedes Mitglied ihn nun an dieser Stelle küsst. Er zeigt sich jedoch nicht allen in dieser Gestalt; die Neuangekommenen, auf die man sich noch nicht recht verlassen kann, werden zunächst geblendet und meinen einen grossen Fürsten zu sehen, dessen Hände sie küssen; doch ist dies bloss Einbildung. Danach beginnt die Lustbarkeit, die Hexen stellen sich im Kreise auf mit

dem Rücken nach innen, damit die eine die andere nicht sehe, und beim Schall der Pfeifen wird dann ein Rundtanz aufgeführt. Während des Tanzens singen die Hexen und Teufel im Chor: „Herr, Herr, Teuffel, Teuffel, spring hie, spring da, hupffe hier, hupffe dort, spiel hie, spiel da." Zum Schlusse ergreift jeder Teufel seine Hexe, und wenn sie ihre Gelüste befriedigt haben[1]), wird die Zeit damit zugebracht, dass jede Hexe erzählt, welches Unheil sie seit der letzten Zusammenkunft angerichtet hat. Diejenige, welche nicht hinreichend boshafte Schurkenstreiche zu erzählen weiss, erhält von den ältesten Teufeln Peitschenhiebe.

Wenn die neuen Mitglieder auf solche Weise alles gesehen haben, was ihnen Gutes und Böses bevorsteht, werden sie feierlich in den Bund aufgenommen, indem sie ihren Namen mit ihrem eigenen Blute in ein grosses Buch schreiben. Bisweilen wird ein förmlicher Kontrakt zwischen dem Teufel und dem Betreffenden gemacht, worin letzterer sich gewisse irdische Vorteile ausbedingt und sich dafür nach Verlauf einer bestimmten Frist dem Teufel zu eigen gibt. Ein solcher Kontrakt wird jedoch nicht allein beim Feste ausgefertigt, sondern kann wahrscheinlich zu jeder Zeit zustandekommen. Dies scheint aus folgendem alten Aktenstück hervorzugehen: „Ich Endesunterzeichnete Magdalene de la Palud u. s. w. beurkunde und bezeuge hiermit, dass ich in Gegenwart der allhier Gegenwärtigen, nämlich des Herrn Louis Godfridy und des Teufels Beelzebub meinem Teile an Gott und den himmlischen Heerscharen entsage. Ich entsage gänzlich und von ganzem Herzen und mit aller Kraft und Macht, Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, der allerhöchsten Mutter Gottes, allen Heiligen und Engeln und insonderheit meinem guten Engel" u. s. w.

Nachdem die Namen ins Buch eingetragen und der Kontrakt abgeschlossen ist, findet die Taufe der neuen Mitglieder statt. „Welches dann die Ursach ist, warum die Zauberer und Hexenmeister gemeiniglich zween Namen haben." Schliesslich drückt ihnen der Teufel sein Mal auf, damit er sie wieder erkennen kann, und zwar am liebsten an einer verborgenen Stelle des Körpers, wo es von anderen nicht leicht entdeckt wird. Denn wo der Teufel seine Finger hingelegt hat, fühlt man keinen Schmerz mehr; an solchen gefühllosen Körperstellen sind deshalb die richtigen Zauberhexen zu erkennen.

Es bedarf wohl kaum des Beweises, dass alles, was mit dem Hexenwesen in Verbindung steht: die Taufe der Hexen, die jährlichen grossen Feste, das Verbrennen des Teufels und sein Wiederaufleben u. s. w. Parodien auf die heiligen Handlungen der christlichen Kirche bezw. auf Begebenheiten aus ihrer Geschichte sind. Was sollte der Teufelskult auch wohl anderes sein als eine Karikatur der Gottesverehrung?

---

[1]) Es war eine viel umstrittene Frage der alten Autoren, ob aus dem geschlechtlichen Verkehre der Hexen mit den Teufeln lebende Wesen entstehen könnten. Bodinus schreibt hierüber: „Haec quaestio, an isti coitus fieri possint, coram Sigismundo caesare fuit agitata et an ex iis aliquid nasci: tandemque fuit constitutum posse copulationem istam et generationem existere . . . Sed neque hac in re inter doctores convenit: ex quibus nonnulli putant daemonas hyphialtas sive succubos virorum semen accipere et ephialtas sive incubos eodem in mulieres abuti. De hac autem copulatione Hieronymus et Augustinus asserunt nihil ex ea procreati; si fiat, diabolum in carne, non hominem fore." Die Verfasser sind sich jedoch alle darin einig, dass dasjenige, was geboren wird, niemals menschliche Gestalt hat, sondern nur kleine hässliche tierähnliche Wesen sind.

Kapitel 10.

Die Blüte und der Verfall der Magie.

Die Blüteperiode.

Der Mensch ist schwerlich weder früher noch später jemals dem Glauben an dämonische Mächte in einem so hohen Grade anheimgefallen gewesen als während der Blütezeit des Hexenwesens. Nicht nur waren nach damaliger Anschauung zahlreiche Scharen von Dämonen darauf bedacht, Schaden an Gesundheit, Leben und Gut anzurichten, sondern dieselben hatten auch unter den Menschen viele willige Diener, deren Hauptaufgabe es war, ihre Mitmenschen zu plagen. Und diesen zerstörenden und verderbenbringenden Mächten gegenüber war der Mensch kraftlos, weil die Dämonen und ihre Werkzeuge, die Hexen, etwas vermochten, was kein Mensch zu verhindern oder auszuführen imstande war. Wenn die Menschen aber so ganz hilflos dastanden, soweit sie auf ihre jedenfalls natürlichen Kräfte angewiesen waren, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie zu übernatürlichen Mitteln griffen, um überhaupt nur auf der Welt existieren zu können. Und da die Zahl und die Wirkung dieser Mittel selbstverständlich in einem entsprechenden Verhältnis zu den Gefahren, die sie abwehren sollten, stehen mussten, so ist es leicht begreiflich, dass auch die Magie nie zuvor eine solche Rolle in allen menschlichen Verhältnissen gespielt hat, als zur Blütezeit des Hexenwesens. In erster Linie war natürlich die Kirche dazu berufen, sich der Frommen anzunehmen und ihnen gegen den Teufel und seine Diener beizustehen. Daher entwickelte die kirchliche Magie sich jetzt zu einer bis dahin unbekannten Höhe. Indes genügte dies offenbar nicht. Der Mensch konnte ja jeden Augenblick einem hinterlistigen Angriffe einer Hexe ausgesetzt sein; der Priester oder ein anderer Diener der Kirche war jedoch nicht immer bei der Hand, um den Angriff abzuwehren; folglich musste das Volk selbst über magische Mittel verfügen können, sich vor dem Bösen zu schützen. So erreichte auch die Magie des Volkes zu jener Zeit eine schwindelnde Höhe. Wir wollen nun die Magie des Volkes und die der Kirche nacheinander betrachten und mit der ersteren beginnen.

Die Magie des Volkes hatte der Natur der Sache nach eine dreifache Aufgabe: die Hexen zu entdecken, um sie dem Gerichte zu überliefern, ferner einem etwaigen Unheil ihrerseits vorzubeugen, und

endlich die angerichteten Schäden zu heilen. Dazu gab es nun zahlreiche Mittel; es ist uns indes nicht möglich, den Ursprung all dieser verschiedenen magischen Handlungen nachweisen zu können. Dieselben sind der Mehrzahl nach auch so sinnlos, dass sie vielmehr ein zufälliges Produkt eines kranken Gehirns, als das Resultat einer geschichtlichen Entwicklung zu sein scheinen. Ich beschränke mich deshalb darauf, nur charakteristische Beispiele anzuführen; eine erschöpfende Darstellung würde Foliobände erfordern.

Woran erkennt man eine Hexe? Wirft man ein Messer, über dem ein Kreuz geschlagen wird, über sie, so wird sie offenbar. Derjenige, welcher den Zahn einer Egge, den er gefunden hat, oder Korn, das ins Brot gekommen war, bei sich trägt, sieht die Hexen mit Milcheimern auf dem Kopfe in der Kirche. Nimmt man am Ostersonntagmorgen ein Ei mit sich in die Kirche, dann kann man alle Weiber, welche dem Teufel angehören, erkennen; indes wissen diese es und suchen das Ei in der Tasche zu zerdrücken; glückt ihnen dies, dann bricht auch das Herz dessen, dem das Ei gehört. Wenn man die Schuhe der Kinder mit Schweineschmalz bestreicht, so können die Hexen nicht aus der Kirche hinauskommen, solange die Kinder darinnen sind. Wer sich bei der Weihnachtsmesse auf einen Schemel, aus neunerlei Holz gefertigt, stellt, kann alle Hexen der Gemeinde erkennen, denn sie kehren dem Hochaltar den Rücken zu; aber die Hexen sehen ihn, und er ist des Todes, wenn sie ihn nach dem Gottesdienste ergreifen können, bevor er nach Hause gekommen ist. Eine Hexe erkennt man auch daran, dass das Bild, das man in ihrem Auge sieht, umgekehrt steht (sieht man einem anderen Menschen ins Auge, erkennt man sein eigenes aufrechtes Bild). Kocht man verschiedene Dinge in einem Topfe, so kann man einer Hexe solche Schmerzen verursachen, dass sie von selbst kommt und bittet, das Kochen möge aufhören u. s. w.

Um das Unheil, welches die Hexen anrichten konnten, zu verhüten, gab es ebenfalls zahlreiche Mittel.

Mehrere derselben scheinen geradezu Nachbildungen von Handlungen zu sein, welche die Heilige Schrift bei besonderen Gelegenheiten erwähnt und welche man deswegen wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen als zweckmässig ansah. Hierhin gehören die Zeremonien, welche den Juden beim Osterfest verordnet waren: sie sollten die Türpfosten und den obersten Balken mit dem Blut des Lammes bestreichen und nichts von dem Fleische bis zum nächsten Tage aufbewahren; was übrig blieb, musste verbrannt werden. Da das Bestreichen der Türpfosten hauptsächlich dazu dienen sollte, den Todesengel am Eintreten zu hindern, so ist es ganz natürlich, dass man sich dachte, diese Zeremonie könnte auch anderes Unheil abhalten; man zeichnete deshalb mit Kreide oder Kohle Kreuze auf den Türrahmen. Ausserdem bestrebte man sich, täglich das, was an Esswaren im Hause war, zu verzehren, und was an Wasser oder Milch übrig blieb, wurde fortgeschüttet. Für andere Gebräuche liegen offenbar andere Gesichtspunkte vor. So war es natürlich besonders gefährlich, einer Hexe etwas zu leihen, da sie dadurch leicht Unheil ins Haus bringen konnte, wenn sie das Geliehene wiedergab. Namentlich an den Tagen, an welchen, wie man annahm, die Hexenfahrten

stattfanden, vermied man es, etwas fortzuleihen. Im Laufe der Zeit entwickelte sich daraus — so gibt Prätorius an — die Ansicht, dass man des Morgens überhaupt nichts borgen sollte. Für Handelsleute war es daher wichtig, in der Frühe so bald als möglich etwas zu verkaufen: der erste Käufer erhielt darum die Ware etwas billiger, damit der Kauf desto leichter zustandekomme und der Verkäufer bald „Handgeld" habe. Die Entstehung anderer Sitten ist kaum mehr nachweisbar. Man steckte Holunder und wilde Kirschen in alle Ecken der Zimmer und oft auch an die Aussenwände des Hauses, dann konnten die Hexen nicht ins Haus kommen. Wenn eine Person, die im Verdacht der Hexerei stand, aus dem Hause ging, nahm die Hausmutter heisse Asche vom Ofen und warf sie ihr nach. Zu Johanni sammelte man gewöhnlich neunerlei Kräuter, bewahrte sie sorgfältig im Hause auf und benutzte sie zum räuchern, wenn die Gefahr, behext zu werden, vorlag. In einigen Gegenden sah man es auch für gefährlich an, des Abends zu spinnen, und jedenfalls durfte man das Gesponnene nicht die Nacht über auf der Spindel sitzen lassen, denn sonst würden die Hexen kommen und es nebst anderem verderben. Auch fehlte es nicht an Volksbeschwörungen, um der Hexerei vorzubeugen: in Westfalen pflegten die Bauernknechte am 22. Februar vor Sonnenaufgang mit einem Beile an die Türe zu klopfen und zu singen:

„Heraus, heraus, du Schwellenvogel!
St. Peters Stulfeir ist kommen,
Verbaut dir Haus und Hof und Stall,
Haurschoppen, Scheuren und anders all
Bis auf diesen Tag übers Jahr,
Dass hie kein Schade widerfahr."

„Schwellenvogel" bedeutet alles, was sich unter der Schwelle aufhält: Unrat, Ungeziefer, Hexerei u. s. w. Nach dieser Beschwörung blieb das Haus ein Jahr lang frei von Schaden, und man beschenkte deshalb denjenigen, der diese Handlung verrichtete.

Natürlich existierten zahlreiche Mittel, um dem Schaden abzuhelfen, der durch Hexerei verursacht war. Sie bezweckten fast alle, durch diese oder jene mystische Handlung die Hexe so lange zu foltern, bis diese sich gezwungen sah, den Zauber wieder aufzuheben.

Eine Methode bestand darin, dass man sich Sonntags vor Sonnenaufgang einen Haselstock im Namen des Teufels schnitt; dann fegte man den Staub aus allen vier Ecken des Hauses oder Stalles, tat ihn in einen Sack, band diesen zu und legte ihn auf die Türschwelle, wo man dann in des Teufels Namen mit dem Stock auf den Sack loshieb. Jeder Schlag auf den Sack wurde von der Hexe gefühlt, und diese wurde so gezwungen, die Hexerei aufzuheben. War ein Mensch durch Hexerei krank geworden, so machte man ein Bild von Wachs und liess einen Priester an einem Feiertage drei Messen darüber lesen. Man stach dann an der Stelle in das Bild[1]), wo der Kranke sein Leiden hatte; die Hexe war dann gezwungen, die Krankheit fortzunehmen. Gaben die Kühe nicht genug Milch, so war selbstverständlich eine Hexe schuld daran; man sammelte daher die geringe Menge

[1]) Erinnert an das Verfahren der Naturvölker S. 29—30 und der Chaldäer S. 43.



Milch, die man bekommen konnte, kochte sie und stach während des Kochens mit Messern hinein; das tat der Hexe so weh, dass sie gezwungen war, die Milch wieder kommen zu lassen u. s. f.

Die Magie der Kirche stand ungefähr auf derselben Höhe wie die des Volkes; auch sie war reich an Sinnlosigkeiten. Priester und Mönche verschafften sich bedeutende Einnahmen durch allerlei magische Handlungen, sie lasen Messen über allem Möglichen und Unmöglichen, fertigten Amulette an, so z. B. Agnus Dei, Konzeptionszettel u. s. w.

Hierfür gibt es eine Menge von Beispielen; folgende mögen genügen. Wenn der Priester zwischen der Messe die Worte spricht: „Ihr sollt ihm kein Bein zerbrechen“ und dabei die Zähne eines Kranken berührt, so ist das ein Mittel gegen Zahnweh. — Beim Fieber wäscht der Priester die Hände des Fieberkranken mit Weihwasser und murmelt dabei den 144. Psalm, oder aber er fasst den Kranken bei der Hand und sagt: „Es sei dir das Fieber so leicht wie der Jungfrau Maria unseres Herrn Jesu Christi Geburt.“ Hilft das nicht, so nimmt er drei Hostien, darüber Messe gelesen ist, schreibt auf die eine: „Wie der Vater, also ist auch das Leben“; auf die zweite: „Wie da ist der Sohn, also ist auch der heilige Geist“; auf die dritte: „Wie der Geist ist, also ist auch die Arzenei“; gibt sie dem Kranken drei Tage hintereinander zu essen, doch so, dass er den Tag nichts mehr geniesst und abends 15 Vaterunser und 15 Ave Marias spricht.

Besonders reich an Geschmacklosigkeiten sind die Beschwörungen.

Folgende Beispiele sind dem Benedictionale der Kapuziner entnommen: Ein Haus wird durch folgende Ueberschrift vor Feuer bewahrt: „Heli, Heloim, Sothar, Emanuel, Sabaoth, Agla, Tetragrammaton, Hagios, Othnos, Ischyros, Athanatos, Jehova, Adonai, Saday, Messias. Der unerschaffene Vater †, der unerschaffene Sohn †, der unerschaffene heil. Geist †, Jesus Christus der König der Herrlichkeit kömmt im Frieden. Das Wort ist Fleisch geworden, † und Gott Mensch. Christus † überwindet. Christus † herrscht. Christus † befiehlt. Christus behüte und bewahre dieses Haus vor Blitz und Feuer.“ Der Zettel wurde mit Weihwasser besprengt und über der Haus- oder Stalltüre festgenagelt.

Um sich gegen die Verfolgungen der Teufel und Hexen zu schützen, pflegte man geweihte Münzen, „Benedictionsgeld“, und geweihte Zettel, „Konzeptionszettel“, bei sich zu tragen, gewöhnlich an einem Bande am Halse. Es waren also Amulette, die unter grosser Feierlichkeit meistens am Altare nach der Messe geweiht wurden. Die Weihe bestand in einem Gebete und einer Beschwörung; die Beschwörung, welche über die Münzen gelesen wurde, lautete so: „Ihr verfluchten und verdammten Teufel, in Kraft der Worte: Messias, Emanuel, Sabaoth, Adonai, Athanatos, Ischyros und Tetragrammaton fesseln, entkräftigen und vertreiben wir euch von jedem Platze und Hause, wo dieser Pfenning hingelegt wird. Und ferners befehlen wir euch, dass ihr keine Macht habet, den Leibern der Einwohner durch die Pest zu schaden. Geht, ihr Verfluchten, in den Pfuhl des Feuers; weichet in euern bestimmten Abgrund, und erfrechet euch nicht mehr, hieher zu kommen. So befiehlt euch Gott der Vater †, Gott der Sohn † und

Gott der heil. Geist †. Weichet also, ihr verdammten Teufel, im Namen unseres Herrn Jesu Christi, der da kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten und die Welt durch Feuer. Amen.“

Darauf wurde die Benedictionsmünze mit Weihwasser besprengt. In gleicher Weise wurden die Konzeptionszettel geweiht.

Aber so sinnwidrig diese Verwünschungen auch sind, so ist doch soweit Sinn darin, dass man hier geistige Wesen, die Teúfel, mit geistigen Mitteln bekämpft. Der Gipfel der Absurdität wird jedoch erreicht, wenn man diese Beschwörungen nun gegen Mäuse, Heuschrecken und ähnliche „stumme Bestien“ richtete; selbst hiervor schreckte man nicht zurück.

In dem alten Benedictionale, aus dem diese Beispiele entnommen sind, werden folgende angeführt: „Benediction gegen Mäuse, Heuschrecken, Maikäfer, Würmer, Schlangen, Käfer, Larven und andere schädliche Tiere, welche approbieret von den Päpsten und häufig von den Kapuzinern benutzt.“ Die Behandlung der Mäuse ist ungefähr dieselbe wie die der Teufel; der Mönch spricht erst ein langes Gebet und dann beschwört er sie:

„Ich beschwöre euch, ihr schädlichen Mäuse (oder Heuschrecken oder Würmer u. s. w.) durch Gott den allmächtigen Vater † und Jesus Christus seinen einzigen Sohn † und durch den heiligen Geist, der von Beiden ausgeht †, damit ihr sogleich von den Feldern und unseren Aeckern zurückweichet und nicht mehr in ihnen wohnet, sondern in jene Plätze euch verfüget, wo ihr niemanden schaden könnet“ u. s. w.

Am gefährlichsten und schwierigsten war die Sache, wenn ein Mensch von einem Teufel besessen war. Dieser konnte wohl ausgetrieben werden, aber nur durch eine sehr weitläufige Zeremonie, bei welcher Gebet, Beschwörungen, Besprengung mit Weihwasser und andere heilige Handlungen abwechselten. Natürlich wurde dieser Exorzismus immer von einem Diener der Kirche ausgeführt; jeder Priester war jedoch nicht dazu geeignet, denn das alte Benedictionale sagt ausdrücklich:

„Wer den Teufel austreiben soll, muss ein sehr reines Herz haben und höchst klug und vorsichtig zu Werke gehen. Wenn es die Umstände erlauben, soll er vorher das heilige Abendmahl empfangen“ u. s. w.

Es folgt dann eine lange Beschreibung, wie er sich im Ornate dem Besessenen nähern und ihm einen Zipfel des Ornats um seinen Hals schlingen soll; dann folgen Gebete u. s. f. Der Geist aller dieser Beschwörungen ist immer derselbe, wie wir ihn schon oben kennen gelernt haben.

Ausser diesen übernatürlichen, geistigen Mitteln zur Bekämpfung der Teufel und Hexen besass die Kirche ein anderes, mehr irdisches und materielles Mittel, welches nicht allein dazu dienen sollte, dem Schaden vorzubeugen, sondern auch das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Dieses Mittel war der Hexenprozess. Jeder, welcher in dem Verdachte stand, Hexerei zu treiben, wurde gewöhnlich vor ein Inquisitionsgericht geladen, und wenn der Verdächtige nicht unter

den Qualen starb, die man ihn erleiden liess, um ihn zum Bekenntnis zu zwingen, so endete er unzweifelhaft auf dem Scheiterhaufen. Ein anderer Ausgang eines Hexenprozesses war selten. Man sollte nun erwarten, dass solch ein kräftiges und radikales Verfahren dem Hexenwesen ein Ende gemacht habe; das Resultat war jedoch gerade das entgegengesetzte. Je heller die Scheiterhaufen brannten, desto zahlreicher wurden die Hexen. Wäre es eine wirkliche Ketzersekte gewesen, die man so verfolgte, so wäre sie wahrscheinlich bald untergegangen; selbst die zahlreichen Albigenser und Waldenser wurden ja, wie wir gesehen haben, in kurzer Zeit ausgerottet. Da die Hexerei jedoch nur ein eingebildetes Verbrechen war, von dem keiner etwas Wirkliches wusste, so hatte die Verfolgung nur die Wirkung, dass ein Schrecken sich aller Volksklassen bemächtigte; um sich selbst zu schützen, klagte man seinen Nachbar an. Je mehr verurteilt wurden, desto grösser wurde die Angst, und desto mehr wurden angeklagt. So wurde der Glauben des Volkes an Hexerei gerade durch die Hexenprozesse selber nur bestärkt und befestigt.

Ein kurzer historischer Ueberblick über die Entwicklung der Hexenprozesse wird genügen, um die Richtigkeit dieser Behauptung zu beweisen. Wir haben oben (S. 108) gesehen, dass der grosse Kirchenlehrer, Thomas von Aquino, in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Möglichkeit und Wirklichkeit der teuflischen Magie lehrte. Die Inquisition in Frankreich, die eben im Begriff war, die letzten Reste der Ketzersekten auszurotten, nahm diesen Gedanken auf, und nun lauteten die Anklagen gegen die Ketzer sowohl auf Hexerei als auf Ketzerei. Als man dann mit den Ketzern fertig geworden war, setzte man die Verfolgung der Hexen allein fort, so dass die Hexenprozesse in Frankreich bis 1390 kräftig blühten. In diesem Jahre beschloss das französische Parlament, dass die Anklagen wegen Hexerei vor dem weltlichen und nicht, wie bisher, vor dem geistlichen Richterstuhl verhandelt werden sollten. Da nun die weltlichen Richter sich nicht viel um die Hexerei an und für sich kümmerten und vielmehr den dadurch angerichteten Schaden berücksichtigten, so wurden die Hinrichtungen immer seltener und hörten schliesslich ganz auf. Dieses war den Inquisitoren nun recht unbequem, da sie bedeutende Einnahmen durch die konfiszierten Güter der Verurteilten gehabt hatten. Sie sahen sich deshalb nach einem neuen Wirkungskreise um. Solange die Hexenprozesse in Frankreich blühten, waren die angrenzenden Länder verschont geblieben; nur ausnahmsweise hatten hier ähnliche Prozesse stattgefunden.

In Deutschland fingen ernstliche Verfolgungen der Hexen erst nach dem Jahre 1448 an, wo die beiden Dominikaner Jakob Sprenger und Heinrich Institor durch die bekannte Bulle „summis desiderantes" von Innocens VIII die Vollmacht erhielten, die Hexen zu verfolgen und auszurotten. Dieses päpstliche Aktenstück nimmt die Hexen- und Teufelsbündnisse und alle schauerlichen Erzählungen über die Hexen als Tatsachen einfach an und fordert die ganze Geistlichkeit auf, den Inquisitoren beizustehen. Trotzdem konnten die Hexenprozesse nicht recht in Fluss kommen, weil man den Fabeln nicht glaubte, welche das Oberhaupt der Kirche nun zum Dogma

erhob. In den vielen Jahrhunderten, in denen die Kirche die Möglichkeit der teuflischen Magie verdammt hatte, war der Glaube daran doch allmählich eingeschlafen; er musste also erst aufs neue wieder geweckt werden. Diese Arbeit übernahm Jakob Sprenger; er verfasste zu diesem Zweck 1487 sein berüchtigtes Werk: Malleus maleficarum (der Hexenhammer), so genannt, weil er dazu dienen sollte, die Hexen zu zermalmen. Hierin werden die Hexen, der Bund mit dem Teufel und die übrigen Verbrechen ausführlich beschrieben. Im letzten Abschnitt erfolgt eine Anweisung, wie der Prozess zu führen ist. Hierbei sind besonders zwei Punkte wichtig. Damit eine Hexe belangt werden konnte, wurde keine etwa auf Beweisen beruhende Anklage gefordert, sondern nur eine einfache Anzeige (Denunziation). Dadurch war der Kläger also sicher, nicht verantwortlich gemacht werden zu können, falls die Anklage sich als falsch erwies. Letzteres trat aber fast nie ein; denn man erhielt den Beweis des Verbrechens direkt durch das Geständnis der Hexe selbst, und dies wurde einfach durch die Tortur erzwungen. Bekannte aber andererseits eine Hexe trotz aller Tortur einmal nicht, so war ihre Schuld jetzt erst recht einleuchtend: denn sie konnte sich natürlich nur mit Hilfe des Teufels so verstockt zeigen. Bei einer derartigen Beweisführung entgingen selbstverständlich nur wenige Angeklagte dem Tode. Nachdem der Hexenhammer das Volk erst einmal gelehrt hatte, was es glauben sollte, und die Prozesse die nötige Furcht hervorgerufen hatten, wurden die Anklagen immer zahlreicher. Wie viele im Laufe der Jahrhunderte als Hexen ihr Leben eingebüsst haben, ist unmöglich zu sagen, aber man hat es während eines Jahres in einer einzelnen Stadt so weit getrieben, dass man tausend Menschen mordete. Als man die Verfolgungen einstellte, gab es in Deutschland Landstriche, in denen nur noch zwei Weiber am Leben waren; dabei aber sind die Männer lange nicht immer frei ausgegangen. Alle Sachverständigen sind sich deshalb darin einig, dass die Anzahl der verbrannten Hexen Millionen betragen hat.

Eine Schilderung der Hexenprozesse liegt ausserhalb des Rahmens dieses Buches. Hier sollte nur ihre Bedeutung als Mittel, den Glauben an Hexerei hervorzurufen, betont werden. Dieses geht auch wohl aus den angeführten historischen Tatsachen mit genügender Deutlichkeit hervor. Die psychologische Untersuchung, wie der Glaube unter den gegebenen Verhältnissen allmählich Boden gewann, verschieben wir auf einen späteren Zeitpunkt. Aber als Beweis dafür, dass nicht allein die breiten Schichten des Volkes, sondern auch die gebildeteren Stände, die Geistlichkeit und die Richter in den Prozessen, von der Wahrhaftigkeit der Ankläger überzeugt waren, möge nur hier ein Ereignis aus einem Hexenprozess erwähnt werden. Sechs Weiber in der Stadt Lindheim (Oberhessen) wurden durch die Tortur zu dem Bekenntnis gezwungen, dass sie auf dem Kirchhofe die Leiche eines neugeborenen Kindes ausgegraben hätten, um sie zu ihren Hexensalben zu gebrauchen. Sie räumten es ein. Der Mann des einen Weibes jedoch setzte es durch, dass das Grab im Beisein aller Behörden geöffnet wurde; da fand man das Kind unberührt im Sarge. Jetzt behauptete der Inquisitor aber, dass das Vorhandensein der

Kindesleiche eine teuflische Sinnestäuschung sei; denn da die Weiber alle die Tat eingestanden hätten, müsste man auf deren Geständnis mehr Gewicht legen als auf seine eigenen Sinne. Und so wurden die Weiber alle verbrannt. Von dergleichen Ereignissen strotzen die Aktenstücke der Hexenprozesse; und man bekommt wahrlich den Eindruck, dass wenn eine der Parteien in den Banden des Teufels gewesen ist, es jedenfalls nicht die armen angeklagten Hexen, sondern die hohen Inquisitoren gewesen sind.

Die Verfallsperiode der Magie.

Die Reformatoren Luther und Calvin versetzten der Magie den ersten Stoss. Jedoch traten sie nicht gegen die Zauberei als Ganzes, auch nicht speziell gegen die Möglichkeit der teuflischen Magie auf; ihr Kampf gegen dieselbe war überhaupt mehr ein indirekter als ein direkter. Da sie die Religion in genauere Uebereinstimmung mit der Schrift zu bringen und alles auszumerzen suchten, was nicht in der Bibel stand, so kamen sie auch von selbst dazu, den ganzen magischen Apparat mit Bibelstellen und Beschwörungen, geweihten Bildern, Weihwasser, Brot, Salz, Oel, Zetteln und Münzen zu bekämpfen, wie er sich im Laufe der Zeit entwickelt hatte und stillschweigend vom Oberhaupte der Kirche sanktioniert worden war. Es war also speziell die kirchliche Magie, gegen welche sie Protest erhoben. Bezüglich der Frage nach der Möglichkeit der Zauberei standen sie — Luther jedenfalls — wohl auf dem allgemeinen Standpunkt ihrer Zeit. Luther hat sich zwar nirgends ausführlich über Zauberei ausgesprochen, aber aus gelegentlichen Bemerkungen geht doch hervor, dass er die Möglichkeit, der Teufel könne menschliche Gestalt annehmen und so fleischlichen Umgang mit Menschen pflegen, nicht leugnete. Dass Luther an das persönliche Auftreten des Teufels glaubte, zeigt sich ja deutlich in der bekannten Geschichte, welche mit dem Tintenfleck an der Wand auf der Wartburg endete. Aber sonst ist nach Luthers Anschauung das Verhältnis des Teufels zum Menschen nicht so äusserlich, als man es bisher aufgefasst hatte. Er legt dem Teufel als Werkzeug des göttlichen Zornes entschieden eine grosse Macht bei, aber er verlegt den Kampf gegen den Teufel, den die katholische Kirche äusserlich mit magischen Mitteln führte, in das Innere des Menschen. Der Christ wird vom Teufel versucht, kann ihn aber nur bekämpfen, wenn er beständig im Glauben steht.

Da die Reformation so keinen wesentlichen Eingriff in die Macht des Teufels tat, bestand der Glaube an die schwarze Magie fort, und die Hexenprozesse blühten wie vordem. Zunächst schien dies Uebel

noch schlimmer zu werden, denn die Hexenprozesse wurden in Länder eingeführt, welche bis dahin verschont geblieben waren; so z. B. in Dänemark, wo vor Einführung der Reformation keine Hexenverfolgungen bekannt sind. Der Grund, warum das Hexenwesen hier und anderswo erst mit der Reformation begann, liegt wahrscheinlich teils im wachsenden Glaubenseifer, welcher mit dem neuen kirchlichen Leben erwachte, teils in der näheren Berührung mit Deutschland, dem Hauptsitze der Reformation. Dass der letzte Punkt nicht unwesentlich war, erhellt daraus, dass die Hexenprozesse in dem entlegeneren Schweden erst ein Jahrhundert später anfingen, wie es bei seiner Teilnahme am dreissigjährigen Kriege die Mannigfaltigkeit des Hexenwesens kennen lernte. Solche äusseren Verhältnisse haben offenbar eine grosse Rolle mitgespielt, da die Auffassung der Reformatoren von der Macht des Teufels als einer mehr geistigen doch zunächst lähmend auf den Glauben an die schwarze Magie einwirken musste. Im Laufe der Zeit geschah dies auch; spätere katholische Verfasser, welche gegen die Hexenverfolgungen auftraten, wie z. B. der Jesuit Friedrich Spee, beklagten, dass die Verfolgungen in den katholischen Ländern viel häufiger und grausamer wären als in den protestantischen.

Während also der Glaube an Hexen und deren Treiben in den protestantischen Ländern wohl fortbestand, bekämpfte man nur die Anwendung der magischen Mittel gegen die Hexerei. Protestantische Verfasser, welche die Hexerei schilderten, zogen mit allen Waffen der Vernunft und der Ironie zu Felde gegen die Magie der Kirche und des Volkes, die sich auf die Hexen bezog.

In seinem oben zitierten Werke sagt Prätorius, nachdem er die verschiedenen Schutzmittel gegen die Hexen erwähnt hat: „Wunder ist's, dass sie auch nicht Harffenschläger halten, weil David mit der Harffen den bösen Geist von Saul getrieben." Und später heisst es: „Gott hat Creutz und Zeichen nicht befohlen zur Artzney, Saltz und Brod hat er gegeben, zu essen, sein Wort zu hören, und ins Hertz zu fassen, nicht am Halsz zu hengen. Und was sol solches dem Vieh, das keinen Verstand hat? Hat ihnen Gott sein Wort auch gegeben? Und wenn gleich diese Mittel noch besser weren, so ist doch darum nicht alle Handlungen gut, dazu sie genommen, oder dabey getrieben wird. Ist nicht der Mensch eine edle Creatur Gottes? Ist nicht der Mann nach Gottes Bilde geschaffen? Und ein Weib, das schweigen kan, eine Gabe Gottes? Wenn sie nun Hurerey zusammen treiben, und verschweigen, ist das auch ein edel Ding und Gabe Gottes?... Also ist auch das Wort Gottes gut und ein Mittel zum Leben. Aber allen denen, die es miszbrauchen, ist's zum Tod."

Der Standpunkt ist also wesentlich der der alten Kirche, nämlich: die Dämonen existieren und haben die Macht zu schaden; aber der Christ ist durch seinen Glauben und nur durch diesen gegen ihren Angriff geschützt.

Die kirchliche Reformation bekämpfte also hauptsächlich die religiöse Magie, wie sie sich in der katholischen Kirche entwickelt hatte; und in den Ländern, welche sich der Reformation anschlossen, verschwand diese Form der Magie denn auch nach und nach. Aber der eigentliche Hauptangriff gegen die Zauberei als Ganzes wurde doch von der Wissenschaft ausgeführt. Die Wissenschaft des Mittelalters war, wie früher erwähnt, eine wunderliche Mischung von naturwissenschaftlichen Studien und magischen Künsten, welche sich auf der von den Mauren erhaltenen Grundlage aufgebaut hatte. Die Entwicklung dieser „heimlichen Wissenschaft" oder „okkulten Philosophie" hat so grosses Interesse und so grosse Bedeutung, dass sie in einem speziellen Abschnitt behandelt werden muss; wir wollen uns deshalb hier auf einige der Hauptpunkte beschränken. Wie wir schon früher gesehen haben, wurden die Anhänger derselben, wenn auch unfreiwillig, die Ursache dazu, dass der Glaube an Zauberei und damit auch an die schwarze Magie einen so mächtigen Aufschwung in Europa nahm, dass die Hexenprozesse die natürliche Folge waren. Hatte aber die gelehrte Magie diese entsetzliche Landplage so (wenn auch nur indirekt) auf dem Gewissen, so machte sie diesen Fehler später dadurch wieder gut, dass sie offen dagegen auftrat und den Wahnsinn bekämpfte. Die europäischen Schüler der Mauren blieben nämlich nicht kritiklos auf der gegebenen Grundlage stehen; im Laufe der Zeit erkannten sie, dass von allen magischen Künsten nur das brauchbar war, was auf der Anwendung der Naturkräfte, der natürlichen Einwirkung der Dinge aufeinander, beruhte.

Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (1486—1535) war wohl der erste, welcher öffentlich eingestand, dass manche Lehren der okkulten Philosophie Irrtümer seien. In seiner Jugend schrieb er selbst ein Werk „De occulta philosophia" 1510 (in Köln gedruckt 1533), in welchem er die ganze magische Weisheit der damaligen Zeit sammelte; 1529 gab er aber ein Buch heraus: „De vanitate scientiarum", worin er erklärte, dass vieles von dem, was er früher dargelegt habe, „Nichtigkeiten seien, an denen er allzuviel Geld und Zeit verloren habe". 1553 gab der Italiener Giambettista della Porta eine kleine Arbeit heraus: „Magia naturalis", welche grosses Aufsehen erregte und viele Ausgaben in verschiedenen Sprachen erlebte. Das Buch war zunächst eine Art praktische Physik, die zeigte, wie man durch natürliche Mittel eine Menge merkwürdiger Kunststücke zu machen imstande sei. Ausser einigen wirklich guten Abschnitten enthält es auch eine Anzahl Versuche, die gar nicht ausführbar sind; die gute Wirkung des Buches bestand aber darin, dass es zeigte, wie scheinbare Zauberkünste sich bei genügender Kenntnis der Natur-

gesetze von selbst erklären. Danach folgten nun direkte Angriffe auf den Hexenglauben Schlag auf Schlag. Agrippas Schüler, der Arzt Johann Weier, schrieb 1564: „De praestigiis daemonum"; in diesem Buch leugnet er die Möglichkeit der Hexerei zwar nicht vollständig, aber behauptet doch, dass das meiste von dem, was man den Hexen zuschreibe, reine Einbildung sei, dass es niemals vorgekommen sei und auch nicht stattfinden könne. Noch bestimmter trat Reginald Scott in England 1584 in seinem Werke: „Discovery of witchcraft" auf. — Die Angriffe blieben natürlich nicht unbeantwortet; Bodinus und Delrio verteidigten mit grosser Gelehrsamkeit und grossem Scharfsinne den alten Hexenglauben, und die Prozesse wurden wie bisher fortgesetzt; indes hatte doch die Gärung, welche den Aberglauben schliesslich sprengen sollte, ihr Zersetzungswerk begonnen.

Gleichzeitig mit diesen Streitigkeiten, bezw. in den nächsten Jahren danach, wurden die grossen astronomischen und physikalischen Entdeckungen von Galilei, Kepler, Otto von Guericke und Huygens gemacht. Diese übten in doppelter Weise einen heilsamen Einfluss auf den Aberglauben ihrer Zeit aus. Erstens trugen sie sehr dazu bei, den Gebildeten die Augen darüber zu öffnen, dass alles, was in der Welt geschieht, nach bestimmten Gesetzen und nicht nach den Launen der Dämonen und Hexen erfolgt. Sodann bereicherten sie ihre Zeit mit neuen Kenntnissen von den Naturgesetzen, so dass man jetzt in weit grösserem Umfange als früher die merkwürdigsten Kunststücke, die man früher für Zauberkünste gehalten haben würde, auf natürliche Weise erklären konnte. In verschiedenen Büchern (aus den Jahren 1631—60) gab Athanius Kircher ausführliche und zum Teil sehr gute Beschreibungen von Kunststücken mit Magneten, Blasinstrumenten und der Laterna magica heraus. Das grosse dreibändige Werk von Caspar Schott: „Magia universalis naturae et artis", von 1657 enthält ferner ausser den rein physikalischen Untersuchungen zahlreiche Anweisungen für die praktische Anwendung derselben. Alle diese Darstellungen untergruben immer mehr den Glauben an die Möglichkeit der Zauberei in den gebildeten Kreisen.

Wie sehr eine neue Auffassung von der Sache sich allmählich Bahn brach, sieht man weiter daraus, dass drei Jesuiten, Tanner, Spee und Leymann, die Willkür bei den Hexenprozessen in den Jahren 1625—31 in verschiedenen Werken angriffen und so mehr oder weniger offen an dem Hexenglauben rüttelten. Man begann sogar auf diesem Gebiete experimentell vorzugehen, indem man die Hexen sich in Gegenwart von Zeugen salben liess, um zu sehen, ob sie wirklich fortfliegen könnten. Durch wiederholte derartige Versuche

kam man zu der Erkenntnis, dass die Hexenausflüge überhaupt nicht stattfanden. Es ereignete sich im allgemeinen nichts anderes, als dass die Hexe in einen tiefen Schlaf fiel und dann von all den Begebenheiten träumte, welche ihr nach der Annahme des Volksglaubens auf den nächtlichen Ausflügen passierten. Derartige Beobachtungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Im 17. Jahrhundert finden wir die gelehrte Welt voll Streit über die Wirklichkeit der Hexerei. Derselbe dreht sich aber bis zum Schluss dieses Jahrhunderts hauptsächlich um die Wirklichkeit der einzelnen Phänomene: an der Grundlage, dem Glauben an Dämonen und deren Macht überhaupt, hat man noch nicht zu rütteln gewagt. Indes nähert sich der Zeitpunkt, wo das Uebel an der Wurzel gefasst werden konnte. Der Mann, welcher den letzten entscheidenden Kampf einleitete, war der reformierte Prediger in Amsterdam, Dr. theol. Balthasar Bekker. In den Jahren 1691—93 erschien sein grosses Werk: „De betoverde Wereld" in vier Bänden und 1693 auf Deutsch unter dem Titel „Die bezauberte Welt".

Es ist ein äusserst gründliches und ausführliches Werk, vielleicht das grösste, das jemals über Magie geschrieben worden ist. Die deutsche Originalausgabe umfasst nicht weniger als 1000 dichtgedruckte Quartseiten. Bekker geht dem Glauben an den Teufel mit allen Waffen der Theologie und der Vernunft zu Leibe. Im ersten Teile behandelt er die Vorstellungen der Heiden und noch lebender wilder Völker von bösen Geistern; im besonderen weist er nach, dass die Juden zu Christi Zeit auch diesen Glauben hatten, und dass derselbe beibehalten und weiter entwickelt wurde, als das Christentum allmählich Verbreitung fand. Der zweite und der dritte Teil sind die eigentlichen polemischen Abschnitte des Werkes. Im zweiten Teile greift er den Glauben an ein Dämonenreich an, indem er zunächst nachweist, dass dieser Glaube, ganz abgesehen von allen religiösen Voraussetzungen, für den gesunden Menschenverstand dem Glauben an einen allmächtigen Gott widerstreitet; darauf weist er nach, dass der Glaube an das Dämonenreich keine biblische Begründung weder nach dem alten, noch nach dem neuen Testamente hat. Im dritten Teile, der den Verkehr der Menschen mit den Teufeln behandelt, geht er denselben Weg und führt aus, dass eine solche Annahme gegen die Vernunft streitet und keine Stütze in der Heiligen Schrift hat. Endlich nimmt er im vierten Teile die bekanntesten Hexengeschichten vor und zeigt, dass diese bei näherer Betrachtung alle auf reiner Einbildung beruhen; bei keiner einzigen lässt sich nachweisen, dass ein wirklicher Verkehr zwischen Menschen und Teufeln stattgefunden hat.

Bekkers Buch erregte gewaltiges Aufsehen und erschien in vielen Auflagen und in verschiedenen Sprachen. Es wurde natürlich von zahlreichen Gegnern angegriffen; ganz unanfechtbar ist es auch nicht, besonders da, wo der Verfasser bestimmte Stellen der Schrift durch eine eigene Auslegung fortzuschaffen sucht. Aber es hatte doch die beabsichtigte Wirkung; es brachte die Leute allmählich zur Vernunft.

Unter anderen wurde der hervorragende deutsche Jurist Thomasius durch Bekkers Werk dahin gebracht, seine Auffassung vom Hexenwesen vollständig zu ändern; und seiner Wirksamkeit, die sowohl eine theoretische als praktische war, hat man es wiederum hauptsächlich zu verdanken, dass die Weiber, wie Friedrich der Grosse sagte, in Zukunft alt werden und in Sicherheit sterben konnten. Die Hexenprozesse hörten allmählich ganz auf. In Deutschland fand der letzte 1711 statt, in Dänemark etwa 1700, in Oestereich 1740; in den weniger aufgeklärten Gegenden Europas kamen sie noch vereinzelt bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts vor. Mit den Hexenprozessen starb auch der Glaube an Hexerei allmählich ab; er verschwand endgültig in den gebildeten Kreisen, je mehr die naturwissenschaftliche Erkenntnis zunahm.

In unserer Zeit führt die Zauberei nur noch in abseits gelegenen und deshalb weniger aufgeklärten Gegenden der verschiedenen Länder ein lichtscheues Dasein. Aber sie ist nur zum Teil der Rest von der mittelalterlichen Magie des Volkes. Der grösste Teil stammt von der gelehrten Magie, der okkulten Philosophie her, welche im 16. und 17. Jahrhundert populär wurde und sich im Volke ausbreitete, als die Gelehrten selbst nicht länger daran glaubten. Der Volksaberglaube unserer Zeit ist deshalb erst nach einer Darlegung der gelehrten Magie verständlich: wir verschieben daher die nähere Betrachtung desselben auf den folgenden Abschnitt unserer Untersuchung.

II. Abschnitt.

Die Geheimwissenschaften.

Kapitel 11.

Das Verhältnis der gelehrten Magie zur Zauberei des Volkes.

Die gelehrte Magie ruht im wesentlichen auf derselben Grundlage wie die Zauberei des Volkes. Als letztere zur Zeit des Mittelalters die höchste Entwicklung in Europa erreicht hatte, bestand sie aus einem bunten Gemisch von ursprünglich europäischer und morgenländischer (besonders chaldäischer und ägyptischer) Magie. Dieselben Elemente können aber auch in den Geheimwissenschaften nachgewiesen werden; nur tritt der Einfluss des Morgenlandes hier stärker hervor. Von neuen Elementen, die sich in der europäischen volkstümlichen Magie nicht finden, lässt sich eigentlich nur ein einziges nachweisen, die Alchimie; diese hat aber als Glied im Systeme niemals eine grössere Bedeutung gehabt. Sie ist vielmehr nur als architektonischer Schmuck am stolzen Gebäude der Geheimwissenschaften anzusehen; als Grundstein oder als Stütze des Gebäudes hat sie nie gedient. Da so keine wesentliche Verschiedenheit zwischen der gelehrten und der volkstümlichen Magie hinsichtlich des Baumaterials vorhanden ist, kann der Unterschied zwischen ihnen nur in der Art liegen, wie das Material benutzt ist, d. h. in der Form des Gebäudes. Das ist auch wirklich der Fall.

Während die volkstümliche Magie, um im Bilde zu bleiben, wie eine rohe Mauer erscheint, wo die einzelnen Steine ohne weitere Bearbeitung ungeordnet aufeinander gehäuft sind, zeigen die Geheim-

wissenschaften sich wie ein architektonisches Prachtwerk, wo jedes einzelne Element mit Kunst bearbeitet und am richtigen Orte eingefügt ist. Das ist auch ganz natürlich. Das Material der volkstümlichen Magie ist aus zufälligen Berührungen der Völker und durch jahrhundertelange mündliche Ueberlieferung zusammengetragen. Bei einer solchen Entstehung kommt es von selber, dass die oft widerstreitenden Elemente sich nur roh aneinander fügen. Ganz anders verhält es sich dagegen mit den Geheimwissenschaften. Diese sind am Schlusse des Altertums und bei den Arabern von den grössten Denkern der damaligen Zeit entwickelt worden, von Männern, die nicht nur mit den bedeutendsten griechischen, sondern auch mit den tiefsinnigsten morgenländischen Systemen vertraut waren. Auf Grund von diesen verschiedenen Lehren wurde dann die Fähigkeit des Menschen, magische Wirkungen auszuüben, in zahlreichen Schriften dargelegt. Jeder Forscher konnte demnach weiterbauen auf den Resultaten, die seine Vorgänger gefunden und in ihren Schriften ausgeführt hatten. Kein Wunder daher, dass die magischen Wissenschaften im 13. Jahrhundert bei den Mauren eine Vollkommenheit erreichten, die den Europäern, welche sich etwa ein Jahrtausend lang an der Entwicklung der Wissenschaften nicht beteiligt hatten, imponieren musste. Die Begeisterung aber, mit der die Europäer die Arbeit nun aufnahmen, setzte letzterer gerade die Krone auf.

In Alexandrien, dem Mittelpunkte für das geistige Leben der zivilisierten Welt am Schlusse des Altertums, begann die Entwicklung der Geheimwissenschaften. Mehr als ein halbes Jahrtausend hindurch strömten die bedeutendsten Geister von allen Seiten dorthin zusammen. Griechische Philosophen trafen im alexandrinischen Museum mit morgenländischen Mystikern zusammen; hier fand ein Austausch aller geistigen Schätze in solchem Umfange statt, dass sich in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechts kein ähnliches Beispiel hiervon weder in früherer noch späterer Zeit findet. Manche von den Gedanken, um die sich das geistige Leben Europas bis in die neuere Zeit gedreht hat, haben in Alexandrien ihre Form gefunden. Hier entnahmen, um nur ein Beispiel anzuführen, die christlichen Kirchenväter der griechischen Philosophie und dem morgenländischen Gnostizismus viele von den Elementen, aus denen die Dogmatik der christlichen Kirche sich entwickelte. (Vergl. oben S. 73—76.)

Da Europa in den letzten Jahrhunderten der alten Zeit durch seine unaufhörlichen Kriege und religiösen Streitigkeiten fortwährend in Anspruch genommen war, hörten die Beziehungen zu Alexandrien allmählich auf. Wie die Magie sich dann in Europa teils im Volke, teils unter dem Schutze der Kirche weiter ausbildete, ist im ersten

Abschnitt dieses Werkes (S. 103 ff.) geschildert. In Alexandrien dagegen, das noch lange Zeit hindurch der Mittelpunkt des geistigen Lebens blieb, ging die Entwicklung in mehr wissenschaftlicher Weise ihre eigenen Wege. Zuletzt nahmen die Araber nach der Eroberung Aegyptens (641 n. Chr.) die Resultate dieser Forschung auf und wurden so die Träger der Wissenschaft, bis Europa am Schlusse des 12. Jahrhunderts ruhiger und nunmehr reif geworden war, das Erbe des Altertums anzutreten. Dem kritischen europäischen Geiste war es vorbehalten, das Werk zunächst zu vollenden, danach aber es niederzureissen, um ein grösseres und bedeutenderes Gebäude auf den Ruinen zu errichten: die moderne Naturwissenschaft.

Diese Entwicklung wollen wir nun im folgenden näher nachweisen. Der Gang der Untersuchung ist nach den bisherigen Andeutungen in den Grundzügen gegeben. Wir beginnen mit einer Darstellung der Form, welche die wichtigsten magischen Wissenschaften in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in Alexandrien erhalten hatten. Dabei kommt vor allem die ägyptische Magie in Betracht. Diese spielt zwar auch eine grosse Rolle als Glied in der europäischen volkstümlichen Magie und hätte deshalb eigentlich früher behandelt werden sollen. Aber da es sehr schwierig und fast unmöglich ist, die ägyptischen Elemente in der volkstümlichen Magie von den chaldäischen zu trennen, so haben wir die Behandlung der ägyptischen Magie bis jetzt aufgespart, weil sie auf die Entwicklung der Geheimwissenschaften von wesentlich grösserem Einfluss ist: ganz begreiflich, da die gelehrte Magie auf ägyptischem Boden aufgewachsen ist. Danach müssen wir die Astrologie betrachten, die unter dem Einflusse der Griechen in Aegypten eine ganz andere Form erhielt als die alte chaldäische. Endlich kommt die Alchimie hinzu als ein völlig neues, spezifisch ägyptisches Element.

Es lohnt sich, auf den Ursprung dieser Wissenschaften näher einzugehen und besonders bei ihren Quellen, den ältesten ägyptisch-griechischen Schriften, zu verweilen. In den europäischen Schriften vom 15. und 16. Jahrhundert findet man nämlich wohl eine genauere und vollständigere Darstellung der Wissenschaften als in den Werken des Altertums, aber man forscht vergebens nach irgend welcher Begründung der vielen wunderlichen Regeln und Vorschriften. Die Magier des Mittelalters berufen sich einfach auf die Autorität der Alten. Jede neue Behauptung wird gerne mit der Bemerkung eingeleitet: „Die Alten berichten übereinstimmend“, oder „Ptolemäus schreibt“ u. s. w. Aber man erfährt nicht, woher „die Alten“ ihre Weisheit haben; die Antwort hierauf geben uns nur die eigenen Werke der alexandrinischen Magier. Und da wir hauptsächlich die Ursachen zu den verschiedenen

Formen des Aberglaubens und der Zauberei aufsuchen wollen, so halten wir uns natürlich vorzugsweise an die Schriften, in denen diese Ursachen hervortreten. Im Vergleich mit diesen haben die europäischen Schriften mit ihrem Reichtum an Einzelheiten nur untergeordnete Bedeutung für uns.

Ausser den drei erwähnten Wissenschaften müssen wir notwendig noch auf eine vierte näher eingehen, obwohl sie ihrem Ursprung und ihrer Natur nach ausserhalb des Rahmens unserer Arbeit liegt; denn sie ist ursprünglich weder Aberglaube noch Zauberei, weder theoretische noch praktische Magie; wohl aber enthält sie die Keime zu beidem. Das ist die mystische Religionsphilosophie, die in den jüdischen, kabbalistischen Schriften niedergelegt ist, in der „heiligen Kabbala", wie man sie gern in unseren Tagen nennt. Und zwar müssen wir dieselbe ziemlich ausführlich behandeln, weil sie mehr als irgend eine andere Geistesrichtung den europäischen magischen Wissenschaften des 16. Jahrhunderts ihr Gepräge gegeben hat. Dass sie das konnte, liegt wahrlich nicht an ihrem Gedankenreichtum oder an ihrer Klarheit. Es ist mit ihr gegangen, wie es so oft auch in der modernen Wissenschaft geht: nicht die klaren und gedankenreichen Schriften finden die ihnen gebührende Bedeutung und Verbreitung, sondern die dunklen und unverständlichen, in die ein jeder den Sinn hineinlegen kann, der ihm am besten passt. Den Europäern imponierten geradezu die grenzenlose Unklarheit und die mystischen Methoden der kabbalistischen Werke. Dazu kommt noch, dass diese sehr alten Schriften, die im 13. Jahrhundert plötzlich in Europa auftauchten, sich genau an das Alte Testament anlehnen, hinter dessen Buchstaben sie eine verborgene und tiefere Bedeutung suchen. Diese verschiedenen Momente machen es verständlich, wie die dunkle Rede der Kabbala ein Grundstein in den Phantasiegebäuden der europäischen Magier werden konnte. Daher ist eine richtige Auffassung von der gelehrten Magie des Mittelalters ohne Kenntnis der Kabbala nicht möglich. Wegen ihres hohen Alters behandeln wir sie zuerst.

Kapitel 12.

Die heilige Kabbala.

Die Kabbalisten und ihre Werke.

Ueber allem, was die Kabbala betrifft, d. h. über Ursprung, Alter und Bedeutung, ruht ein dichter, geheimnisvoller Schleier. Wohl ist es der modernen Kritik gelungen, denselben an verschiedenen Stellen zu lüften; aber noch sind nur wenige Rätsel gelöst, und es herrscht darum auch nur über wenige Punkte völlige Einigkeit unter den Forschern. Für uns hat es natürlich nur Wert, die wahrscheinlichsten und sichersten Resultate der Kabbalaforschung kennen zu lernen. Indes sind die eigenen Anschauungen der Kabbalisten über den Ursprung ihrer Wissenschaft auch von hohem Interesse, und wir betrachten dieselben darum zuerst. Im Buche Henoch, einer der inhaltsreichsten und bedeutendsten pseudoepigraphischen Schriften des Alten Testamentes, findet sich im 7. und 8. Kapitel eine ausführliche Darstellung vom Fall der Engel, wie er 1. Mos. Kapitel 6, 1—4 kurz berührt ist. Ueber diese wunderliche Begebenheit berichtet das Buch Henoch folgendes:

„Es begab sich in diesen Tagen, als die Menschen sich vermehrt hatten, dass herrliche und schöne Töchter ihnen geboren wurden. Und da die Engel, die Söhne des Himmels, diese sahen, entbrannten sie in Liebe zu ihnen und sagten: „Kommt, lasst uns Weiber wählen unter den Nachkommen der Menschen und mit ihnen Kinder zeugen.“ Da sprach Samjaza, ihr Anführer: „Ich befürchte, dass ihr euch von diesem Plane abschrecken lasset und ich alleine für ein so schweres Verbrechen leiden muss.“ Aber sie erwiderten und sprachen: „Wir schwören alle und verpflichten uns durch gegenseitige Eide, unseren Vorsatz nicht zu ändern, sondern unser Vorhaben auszuführen.“ Da schworen sie alle untereinander und verpflichteten sich durch gegenseitige Eide. Ihre Zahl betrug 200, die hinabstiegen auf Ardis, dem Gipfel des Berges Armon . . . Da nahmen sie Weiber, ein jeder wählte für sich; sie näherten sich ihnen und wohnten mit ihnen und lehrten sie Zauberei, Beschwörungen und Anwendung von Wurzeln und Bäumen. . . . Ausserdem lehrte Azaziel[1]) die Menschen, Schwerter und Messer, Schilde und Brustharnische zu machen, die Anfertigung von Spiegeln, Armbändern und Schmuck, den Gebrauch von Schminke, die Verschönerung der Augenbrauen, den Gebrauch von Steinen jeder kostbaren und auserwählten Art und Farbe, so dass die Welt ganz verändert wurde. Gottlosigkeit nahm zu, Hurerei breitete sich aus, und sie sündigten und verdarben alle auf ihrem

[1]) Dieser und die folgenden sind die Namen von den Anführern der gefallenen Engel. Der Text gibt ein vollständiges Verzeichnis der 18 Anführer. Sie sind ohne Interesse für uns und deshalb fortgelassen.



Wege. Amazarak lehrte alle Zauberei und den Gebrauch von Wurzeln; Armers lehrte das Lösen des Zaubers; Barkajal die Beobachtung der Sterne; Akibeel die Zeichen; Tamiel lehrte Astronomie und Asaradel lehrte die Bewegung des Mondes."

Nach diesem alten Bericht stammen also alle Geheimwissenschaften von den Engeln. Als geistige Wesen von höherer Art wie die Menschen besassen sie Kenntnisse, die ihnen ursprünglich vorbehalten und darum an und für sich gut waren. Als aber die Menschen durch den Fall der Engel derselben teilhaftig wurden, führte ihr Missbrauch zur Gottlosigkeit und zum Untergang des Menschengeschlechts. Nach der Anschauung verschiedener Kabbalisten stammt nun die Kabbala auch von den gefallenen Engeln her; sie enthält gerade die Kenntnisse von den göttlichen Dingen, welche die Engel ihren Nachkommen mitgeteilt haben. Aber diese Kenntnisse sind im Alten Testament nur in verblümter, verborgener Weise niedergelegt und deshalb geht das Bestreben der Kabbalisten darauf aus, Mittel zu finden, um jene Kenntnisse aus dem Alten Testament wieder herauszusuchen.

Eine andere Mythe über den Ursprung der Kabbala findet sich im babylonischen Talmud. Es wird hier erzählt, dass der Herr am Sinai ausser den Gesetzen dem Moses viel mitgeteilt habe, das nur wenigen Eingeweihten bekannt sein durfte. Zu letzteren gehörten die 70 Aeltesten, die an der Spitze des Volkes stehen sollten. Durch mündliche Tradition wurden die göttlichen Worte innerhalb dieses engen Kreises aufbewahrt. Jene von Gott geoffenbarte Lehre über die göttlichen Dinge liegt aber in den fünf Büchern Mose verborgen.

Beide Berichte muss man natürlich in das Gebiet der Sage verweisen. Sie sind in einer sehr späten Zeit erfunden, um den kabbalistischen Lehren den Nimbus des hohen Alters und der übernatürlichen Abstammung zu geben. Was namentlich die zweite Darstellung betrifft, so findet sich im ganzen Alten Testament kein einziges Wort davon, dass es eine von Gott geoffenbarte Lehre gebe, die nur für einzelne Eingeweihte vorbehalten sei. Ausserdem würde es nur wenig der Würde einer göttlichen Offenbarung entsprechen, wenn sie durch derartige willkürliche Wortverdrehungen und Erklärungen erst herausgesucht werden muss, wie „die Eingeweihten" (Mekubalin) es taten. Wir werden uns deshalb nach zuverlässigeren Anhaltspunkten für den geschichtlichen Ursprung der Kabbala umsehen müssen.

Bei dieser Frage muss man nun genau zwischen den kabbalistischen Lehren selbst und den Schriften, in denen sie aufgezeichnet sind, unterscheiden. Kabbala bedeutet nämlich „das Ueberlieferte", und es unterliegt keinem Zweifel, dass der eigentümliche Gedanken-

gang der ältesten kabbalistischen Schriften lange Zeit hindurch von Geschlecht zu Geschlecht mündlich überliefert und innerhalb eines kleinen Kreises von Eingeweihten weiter entwickelt ist, bis die ganze Lehre schliesslich gesammelt und von wenigen Männern niedergeschrieben wurde. Von diesen ältesten Schriften existieren aber nur noch zwei, Sepher Jezirah, d. h. „das Buch von der Schöpfung" oder dem „Ursprung", und Sohar, d. h. „Licht" oder „Glanz". Ausser diesen hat es noch viele andere gegeben, von denen man nur die Namen oder auch Bruchstücke als Zitate bei späteren kabbalistischen Verfassern kennt. Für unsere Kenntnis von der Kabbala sind jene zwei Werke unbedingt die wichtigsten; es wird darum im folgenden nur von ihnen die Rede sein.

Die Bestimmung des Zeitpunktes, wann Sepher Jezirah und Sohar aufgezeichnet sind, ist recht schwierig. Aus Jezirah geht hervor, dass die arabische Philosophie dem Verfasser bekannt war; das Buch kann daher kaum vor der Mitte des 9. Jahrhunderts n. Chr. geschrieben sein. Andererseits weiss man, dass Rabbi Sadia im 10. Jahrhundert einen Kommentar über das Buch verfasst hat; innerhalb dieser beiden Zeitgrenzen muss das Werk also entstanden sein. Der Ort der Abfassung ist unbestimmt; man vermutet Mesopotamien. Ueber die Entstehungszeit des Sohar hat lange Streit geherrscht. Die Gedanken desselben sind so dunkel und unklar, dass man leicht eine Uebereinstimmung zwischen ihnen und allen möglichen griechischen und morgenländischen, philosophischen und religiösen Systemen finden kann. Ausserdem ist so wenig Ordnung in der Darstellung, dass es fast unglaublich erscheint, ein solches Werk sollte dazu verfasst sein, um späteren Geschlechtern bestimmte Lehren zu überliefern. Sohar ist erst im 13. Jahrhundert in Europa bekannt geworden, wo der gelehrte spanische Jude, Moses von Leon, Abschriften desselben verkaufte. Die Sprache, in der das Buch geschrieben ist, zeigt deutlich, dass es in der uns vorliegenden Form wohl kaum viel älter ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Moses von Leon selber das Werk verfasst, um die verschiedenen Richtungen der kabbalistischen Spekulationen mit einander in Uebereinstimmung zu bringen. Aber selbst wenn man dieses annimmt, so ist damit eigentlich nichts über die Abfassung der einzelnen Teile festgestellt. Abschnitte des Werkes können ganz gut im wesentlichen schon so, wie sie später niedergeschrieben wurden, bestanden haben und in dieser Gestalt lange mündlich überliefert worden sein. Hierfür spricht besonders der Umstand, dass die Lehren der Sohar, wie wir später sehen werden, in der Mischna, dem ältesten Teil des Talmuds, der die alten jüdischen Traditionen enthält, besprochen werden. Mischna

ist ungefähr 189 n. Chr. von Judas dem Heiligen gesammelt, und wenn Sohar hier erwähnt wird, so erscheint es ja zunächst unzweifelhaft, dass das Werk damals in irgend einer Form existiert hat.

Der Zweck oder die Aufgabe der kabbalistischen Spekulation bestand darin, den verborgenen Sinn in den heiligen Schriften des Alten Testaments, namentlich in den 5 Büchern Mose, zu suchen. Das ist im Sohar sehr klar ausgesprochen; das Werk kommt in vielen sinnreichen Bildern oft darauf zurück:

„Wehe dem Menschen, der im Gesetze nicht anderes sieht als einfache Erzählungen und gewöhnliche Worte! Wenn es wirklich weiter nichts enthielte, so könnten wir auch in unsern Tagen ebenso gut ein Gesetz schreiben, das der Bewunderung würdig wäre. Um gewöhnliche Worte zu finden, brauchen wir uns nur an die irdischen Gesetzgeber zu wenden, bei denen man oft mehr findet. Es würde dann genügen, ihnen nachzuahmen und ein Gesetz nach ihren Worten und ihrem Beispiel zu machen. Aber so ist es nicht: Jedes Wort im Gesetz enthält einen tieferen Sinn und ein verborgenes Mysterium. Die Erzählungen des Gesetzes sind nur das Gewand des Gesetzes. Wehe dem, der das Gewand des Gesetzes für das Gesetz selber hält! In dieser Beziehung sagt David: „Herr, öffne mir die Augen, dass ich sehe die Wunder an deinem Gesetz!“ David redet hier von dem, was unter dem Gewande des Gesetzes verborgen ist. Es gibt Toren, welche, wenn sie einen Menschen in einem schönen Kleide sehen, ihn nach diesem beurteilen, und doch gibt der Leib dem Kleide erst den Wert; noch wertvoller aber ist die Seele. Das Gesetz hat auch seinen Leib. Das sind die Vorschriften, die man den Leib des Gesetzes nennen könnte. Die einfachen Erzählungen, welche dazwischen eingemischt sind, sind das Kleid, mit denen der Leib bedeckt ist. Der grosse Haufen achtet nur auf das Kleid oder auf die Erzählungen des Gesetzes; sie kennen nichts anderes; sie sehen nicht, was unter dem Kleide verborgen ist. Die Aufgeklärteren dagegen beachten das Gewand nicht weiter, sondern sehen auf den Leib, den es verhüllt. Die Weisen endlich, die Diener des höchsten Königs, die, welche die Höhen Sinais bewohnen, beschäftigen sich nur mit der Seele, die die Grundlage für alles übrige und das Gesetz selber ist; in zukünftigen Zeiten werden diese Weisen vorbereitet sein, die Seele der Seele, welche im Gesetze atmet, zu schauen.“

Im folgenden betrachten wir nun die wunderlichen Methoden, mit deren Hilfe die Kabbalisten diesen verborgenen Sinn, „die Seele“, aus den einfachen Worten des Gesetzes herauszufinden suchten und legen die Hauptpunkte der kabbalistischen Lehre dar, die für unsere Untersuchungen von Bedeutung sind. Die Gedanken, welche die Kabbalisten nun unter den Worten der Schrift verborgen fanden, waren aber keineswegs neu, sondern Ideen, welche in den verschiedenen heidnischen Religionen, besonders in der chaldäischen und persischen, eine hervorragende Rolle spielten. Dieses ist deshalb interessant, weil es uns zeigt, dass die Heimat der kabbalistischen Lehren offenbar Babylon ist. Die Juden hatten während der babylonischen

Gefangenschaft reichlich Gelegenheit, mit der Weisheit der Chaldäer vertraut zu werden. Während der Herrschaft des Cyrus aber, d. h. in den letzten Jahren der Gefangenschaft, konnten sie es nicht vermeiden, die religiösen Vorstellungen auch der Perser kennen zu lernen. Und was sie so gelernt hatten, suchten die Kabbalisten so weit als möglich mit der Jehovalehre zu vereinigen. Freilich muss man sagen, dass sie dabei nicht sehr strenge waren; denn vieles von dem, was sie aus den Worten der Heiligen Schrift herauslasen, steht bei einer kritischen Betrachtung doch in deutlichem Widerspruch mit der reinen Jehovalehre.

Indes würde es unrichtig sein, hieraus den Schluss zu ziehen, dass die Kabbalisten absichtlich die Jehovalehre verdreht hätten. Die Kabbala ist eine Religionsphilosophie. Die Kabbalisten suchen in ihrer Weise eine Antwort auf die grossen Fragen, welche zu allen Zeiten die Menschen interessiert haben: die Probleme über das Wesen der Gottheit und ihr Verhältnis zur Welt, über die Natur des Menschen, die Bestimmung der Menschenseele und ähnliches. Hierüber findet man nur sehr wenig in den heiligen Schriften der Juden, und das Wenige, was man findet, stimmt nicht immer ganz überein. Es scheint, als ob das Interesse der Juden für diese Fragen erst dadurch erwacht wäre, dass sie während der babylonischen Gefangenschaft andere Religionen kennen lernten, bei denen die philosophischen Spekulationen eine hervorragende Rolle spielten. Als aber die jüdischen Denker selber anfingen, sich mit diesen Problemen zu beschäftigen, gingen sie den ganz natürlichen Weg: sie entnahmen den ihnen bekannten Religionen dasjenige, was ihnen brauchbar schien. Ihre Achtung vor der Autorität der heiligen Schriften war jedoch so gross, dass sie keinen Augenblick sich auf ihre eigene Kraft und Fähigkeit, die Probleme zu lösen, verlassen wollten. Deshalb musste sich alles, was sie von den grossen Rätseln lehrten, in der Schrift finden. Da es nun aber tatsächlich nicht darin stand, erfanden sie eine Reihe mystischer Methoden, welche hauptsächlich darauf ausgingen, durch Verschieben und Umsetzen der Buchstaben in der Schrift ganz neue Sätze zu bilden. So wurde es ihnen offenbar nicht schwer, aus einem Satze einen anderen zu machen, der ungefähr gerade das Entgegengesetzte sagt. Deshalb kamen sie zu Resultaten, die dem wirklichen Sinn der Jehovalehre fast vollständig widersprachen. Jedoch waren diese Verdrehungen keineswegs absichtlich und vorsätzlich, sondern die Folge der sonderbaren Erklärungsart, die man anwandte. Die Kabbalisten meinten selbst, dass sie auf dem Boden des Gesetzes ständen, dass sie sich mit dem „wahren“ Gesetze in Uebereinstimmung befänden, mit „der Seele des Gesetzes, die im

Gesetze atmet". Da die kabbalistischen Spekulationen aber so leicht zum Widerspruch mit dem wahren Glauben führten, mussten sie natürlich geheim gehalten werden. Der grossen Masse des Volkes waren sie vollständig unbekannt; nur weise Männer, auf die man sich verlassen konnte, wurden in den kleinen Kreis der Eingeweihten aufgenommen. Das beweisen uns verschiedene Stellen.

So findet sich in Mischna der merkwürdige Satz: „Es ist verboten, die Geschichte der Schöpfung zwei Personen zu erklären und Merkaba oder der himmlische Wagen darf nicht einmal einer Person erklärt werden, es sei denn ein weiser Mann, der ihn von selbst verstehen wird." Mit der „Geschichte der Schöpfung" kann hier unmöglich die Genesis, das erste Buch Mose, gemeint sein, denn Moses Gesetz befand sich in Händen des ganzen Volkes, und es war die Pflicht eines jeden, dasselbe fleissig zu lesen. Die Worte „Braschit Metzschah", „die Geschichte der Schöpfung", müssen sich deshalb auf Sepher Jezirah, das „Buch des Ursprungs", beziehen und sind also nur eine zweite Bezeichnung für dasselbe Werk, ebenso wie Metzschah Merkaba, „die Geschichte vom Wagen", den Teil der Kabbala bezeichnet, mit welchem sich Sohar beschäftigt. Diese Zeilen des Talmud zeigen uns also, wie streng man darüber wachte, dass nur würdige Leute in die Geheimnisse eingeweiht wurden.

Der Talmud enthält übrigens auch manche andere Berichte, aus denen hervorgeht, dass es als gefährlich angesehen wurde, unter die Eingeweihten aufgenommen zu werden; deshalb verzichteten manche weise Männer auf diese Ehre.

So wird unter anderem erzählt: „Rabbi Jochanan sagte eines Tages zu Rabbi Eliezer: Komm, ich werde dich in Merkaba einweihen. Aber Eliezer antwortete ihm: Ich bin noch nicht alt genug dazu. Als Eliezer alt geworden war, starb Rabbi Jochanan, und einige Zeit darauf kam Rabbi Assi zu Rabbi Eliezer und sagte zu ihm: Nun werde ich dich in Merkaba einweihen. Aber Eliezer antwortete: Falls ich mich für würdig dazu gehalten hätte, würde ich es schon von deinem Meister Jochanan gelernt haben."

Der Talmud berichtet auch, dass verschiedene weise Männer durch die kabbalistischen Spekulationen entweder den Verstand oder den Glauben verloren hätten.

Es ist daher leicht zu verstehen, dass die Kabbalisten zu jeder Zeit einen sehr kleinen Kreis gebildet haben, der seine Sitzungen so abhielt, dass kein Fremder über das Verhandelte etwas erfahren konnte.

Ueber den Hergang in diesen Versammlungen erhalten wir eine klare Vorstellung aus dem 2. und 3. Buche des Sohar, Idra Rabba Qadisha, d. i. „die grosse heilige Versammlung", und Idra Zuta Qadisha, d. i. „die kleinere heilige Versammlung". Hier sind Rabbi Simeon ben Jochais Zusammenkünfte mit seinen Schülern geschildert; bei der grossen Versammlung sind 10, bei der kleinen 7 Personen anwesend. Beide Versammlungen leitete man durch eine Reihe von Zeremonien ein, wobei Rabbi Simeon seine Schüler schwören liess, darüber zu wachen, dass die Mysterien nicht pro-

faniert und missbraucht würden. Wie grosses Gewicht man auf Rabbi Simeons Worte legte, geht aus Idra Rabbas 1. Kapitel hervor; hier folge ein Abschnitt aus demselben:

„Rabbi Simeon redete zu seinen Begleitern und sprach: Versammelt euch, meine Begleiter, an einem offenen Platz; seid fertig mit euren Vorbereitungen, in Rat, in Weisheit, in Verständnis, in Wissen, in Sorgfalt, mit Hand und Fuss. Haltet fest am Herrn über euch, in dessen Macht Leben und Tod steht, auf dass ihr empfangen möget die Worte seiner Wahrheit. Und Rabbi Simeon setzte sich nieder und weinte; danach sprach er: Wehe mir! Ob ich es wohl offenbaren muss? Wehe mir! ob ich es nicht offenbaren muss? Aber alle seine Begleiter schwiegen still." Da erhob sich Rabbi Abba und sprach zu ihm: Durch die Gnade des Herrn steht da geschrieben: „Das Geheimnis des Herrn ist unter denen, die ihn fürchten"[1]. Und sicherlich fürchten diese deine Begleiter den heiligen und gelobten Einen, und jetzt sind sie zusammengekommen zu einer Versammlung gleichwie in Seinem Hause. Dann gaben sie alle Rabbi Simeon die Hand und erhoben die Finger, gingen auf das Feld unter die Bäume und setzten sich nieder. Und Rabbi Simeon erhob sich und sprach ein Gebet; er setzte sich mitten unter sie und sagte: Wer da will, lege seine Hand auf meine Brust. Und alle legten ihre Hände dorthin. Sie schwiegen lange und hörten eine Stimme; die Kniee schlugen zusammen, das eine gegen das andere, aus Furcht. Was war das für eine Stimme? Es war die Stimme der himmlischen Heerscharen, die sich versammelten um zu lauschen. Da sprach Rabbi Simeon voll Freude die Worte: Herr, ich sage nicht, wie einer deiner Propheten, dass ich beim Hören deiner Stimme von Furcht ergriffen sei. Jetzt ist es nicht mehr Zeit zur Furcht, sondern zur Liebe, wie geschrieben stehet: „Du sollst lieben den Ewigen, deinen Gott." Aber wenn Rabbi Simeon seinen Mund auftat zu reden, so erbebte das Feld, und alle seine Zuhörer erzitterten."

Dieser Rabbi Simeon, dessen Worte die Erde zum Erbeben brachten und die Engel bewogen, sich um ihn zu versammeln, ist eine historische Persönlichkeit. Seine Reden bilden den Inhalt von zwei (und zwar den grössten) Büchern des Sohar und sind zum Teil auch in Mischna, dem ältesten Teil des Talmud, aufbewahrt. Man nimmt gewöhnlich an, dass er 100 Jahre n. Chr. gelebt hat. In Idra Zuta Qadisha, der „kleineren heiligen Versammlung", ist sein Tod geschildert. In der Einleitung des Buches wird beschrieben, wie seine Begleiter sich um sein Sterbebett versammeln, und ehe er seine letzte Rede an sie hält, gibt er ausdrücklich Rabbi Abba den Befehl, alles niederzuschreiben, was er ihnen gesagt hat. Diese ausdrückliche Bestimmung, sowie der Umstand, dass er in zwei Büchern des Sohar als zu seinen Begleitern redend dargestellt wird, ist als Beweis dafür angesehen worden, dass wenigstens diese Teile des Sohar kurz nach Rabbi Simeons Tod durch gemeinschaftliche Arbeit seiner Schüler entstanden sind. Nach dem oben angeführten ist es wohl auch recht

[1]) Ps. 25, 14.

wahrscheinlich, dass die darin enthaltenen Lehren in irgend eine Form gebracht und so mündlich überliefert worden sind. Wann aber die schriftliche Feststellung dieser Form und des Inhaltes erfolgt ist, lässt sich nicht entscheiden. Die uns vorliegende Darstellung kann, wie leicht ersichtlich, sehr wohl in einer weit späteren Zeit verfasst, aber unter dem Scheine eines hohen Alters niedergeschrieben sein, um den Büchern ein ehrwürdiges Gepräge zu geben. Diese Methode wurde in früheren Zeiten so häufig angewandt, dass man den geschichtlichen Behauptungen über den Verfasser der Werke kein blindes Vertrauen schenken darf.

Die kabbalistischen Methoden.

Die kabbalistischen Methoden beruhen hauptsächlich auf der Eigentümlichkeit des hebräischen Alphabets; wir beginnen daher mit einigen Bemerkungen über dasselbe. Es enthält 22 Buchstaben, die alle Konsonanten sind; die Vokale werden nur durch Punkte und Striche unter oder über den Buchstaben angedeutet. Dieses Punktationssystem kam aber erst im 7. Jahrhundert n. Chr. auf; in den älteren Schriften fehlen darum auch sämtliche Vokalzeichen; und da nun verschiedene Wörter mit denselben Konsonanten geschrieben wurden, so ergab es sich nur aus dem Zusammenhang und Sinn, welches Wort gemeint war, d. h. welche Vokale eigentlich hinzuzufügen waren. Diese Eigenschaft des hebräischen Alphabets hat das Streben der Kabbalisten, einen neuen Sinn in den Konsonanten zu finden, natürlich sehr erleichtert. Ein anderer wichtiger Umstand ist die Eigentümlichkeit, dass man keine besonderen Zeichen für die Zahlen hatte. Das hat die hebräische Sprache übrigens mit den meisten Sprachen des Altertums gemeinsam; die Zahlen der Römer sind ja auch nur Buchstaben, die zugleich einen bestimmten Zahlenwert darstellen. Auf ähnliche Weise werden die Zahlen in der hebräischen Sprache geschrieben; jeder einzelne Buchstabe hat seinen bestimmten Zahlenwert; und daraus folgt das grosse kabbalistische Hauptgesetz: jedes Wort ist eine Zahl, und jede Zahl ist ein Wort. Dieses spielt bei den kabbalistischen Umsetzungen nun ebenfalls eine grosse Rolle, indem verschiedene Wörter denselben Zahlenwert haben können; setzt man nun das eine von zwei solchen Wörtern anstatt des anderen, so ist eigentlich keine Veränderung geschehen; denn die Zahl ist dieselbe — aber der Sinn ist ein ganz anderer geworden.

Diese Methode ist in der Offenbarung Joh. 13, 18 gebraucht worden, wo es heisst: „Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tiers; denn es ist eines Menschen Zahl und seine Zahl ist 666." Die Zahl 666 steht

also statt eines Namens, der nicht genannt werden darf, aber gefunden werden kann, wenn man andere Buchstaben einsetzt, die addiert denselben Wert geben. Man nimmt an, es sei Kaiser Nero damit gemeint.

Endlich ist noch zu bemerken, dass derselbe Buchstabe nicht immer mit demselben Zeichen geschrieben wird; so werden die Buchstaben, K, M, N, P und Sz am Schluss des Wortes anders geschrieben als am Anfang oder in der Mitte.

Um die Uebersicht zu erleichtern, führe ich hier das hebräische Alphabet nebst Zahlenwert und unseren entsprechenden Buchstaben an. Die Zeichen, die am Schluss der Wörter geschrieben werden, sind mit einem Stern versehen. Ausserdem sind die hebräischen Namen der Buchstaben hinzugefügt.

א	'A	'Aleph [1]	1	י	J	Jod	10	ע	Gh [2]	Ajin	70
ב	B	Beth	2	כ	K	Kaph	20	פ	P	Pe	80
ג	G	Gimel	3	ך*			500	ף			800
ד	D	Daleth	4	ל	L	Lamed	30	צ	Sz	Szade	90
ה	H	He	5	מ	M	Mem	40	ץ			900
ו	V, W	Waw	6	ם*			600	ק	Q	Qoph	100
ז	Z	Zajin	7	נ	N	Nun	50	ר	R	Res	200
ח	Ch	Cheth	8	ן*			700	ש	Sh	Schin	300
ט	T	Teth	9	ס	S	Samech	60	ת	Th	Taw	400

Die kabbalistischen Methoden, welche wir jetzt näher betrachten wollen, werden in drei Teile eingeteilt: GMTRJA, Gematria; NVTRJQVN, Notariqon, und ThMVRH, Temura.

Gematria beruht auf dem schon erwähnten Zahlenwert, den jedes Wort besitzt; sie geht darauf hinaus, ein Wort durch ein anderes von gleichem Zahlenwert zu ersetzen. Dieses Verfahren wird auch auf ganze Sätze ausgedehnt.

So hat z. B. der Buchstabe Schin, Sh, den Wert 300; dieselbe Zahl erhält man, wenn man die Werte der Buchstaben in den Worten RVCh ALHJM, Ruach Elohim, d. i. „der Geist des Herrn", zusammenlegt. Deshalb wird der Buchstabe Sh als Symbol für „den Geist des Herrn" angenommen. Das Rechenexempel lässt sich leicht mit Hilfe der Tabelle ausführen: R = 200, V = 6, Ch = 8, A = 1, L = 30, H = 5, J = 10, M = 40, zusammen = 300. In derselben Weise sind die Worte AChD, Achad, d. i. Einheit, und AHBH, Ahebah, d. i. Liebe, jedes für sich = 13; das eine

[1]) Der leiseste Kehllaut des hebräischen Alphabets, ein kaum hörbarer Hauch, ein dem a, e und i dienender Vokalkonsonant; er wird der Einfachheit halber im folgenden stetig mit A bezeichnet.

[2]) Ein dem א verwandter Kehllaut, bald ein leiser Hauch, wie in עֲמָלֵק Amalek, bald ein schnarrendes g, wie in עַזָּה gaza, עֲמֹרָה Gamorha. Wir deuten ihn im folgenden mit Gh an.

dieser Wörter wird deshalb statt des anderen gebraucht. Als weiteres Beispiel diene der Versuch, durch die Gematria die Namen der drei Engel, welche Abraham im Hain Mamre besuchten, zu finden. Es steht eigentlich im ersten Buch Mosis 18, 2: VHNH ShLShH, Vehenna Shalisha, d. i. „Und siehe, drei Männer". Der Zahlenwert dieser 2 Wörter beträgt 701, aber dieselbe Zahl erhält man durch Addition der Buchstaben ALV MJKAL GBRJAL VRPAL, Elo Mikael Gabriel Ve-Raphael welches bedeutet: „Diese sind Michael, Gabriel und Raphael". Wir haben hier ein Beispiel für die Ansicht der Kabbalisten, dass tiefe Geheimnisse, wie hier die Namen der Engel, unter anscheinend einfachen Wörtern versteckt sein können.

Von der anderen Methode, Notariqon, gibt es zwei Formen. Nach den ersten wird jeder Buchstabe eines Wortes als Anfangsbuchstabe eines neuen Wortes genommen. So entfaltet sich ein einzelnes Wort zu einem ganzen Satze.

Als Beispiel diene eine der vielen Spekulationen, welche über das erste Wort des Alten Testamentes: BRAShJTh, Bereshit, „Im Anfang" gemacht worden sind. Nimmt man die Buchstaben dieses Wortes als Anfangsbuchstaben von neuen Wörtern, so erhält man unter vielen anderen auch folgenden Satz: Bereshit Rahi Elohim Shejequebelo Israel Thorah, d. i. „Am Anfange sah der Herr, dass Israel das Gesetz annehmen würde". So liegt also das Verhältnis Israels zu Jehova als verborgene Weissagung im ersten Wort des alten Bundes. — Die zweite Form von Notariqon ist der ersten gerade entgegengesetzt. Während diese darauf ausging, aus einem einzelnen Worte einen ganzen Satz zu entwickeln, hat die 2. Methode das Ziel, aus gegebenen Sätzen einzelne Wörter abzuleiten. Dies geschieht dadurch, dass man die Anfangs- oder Schlussbuchstaben der einzelnen Wörter des Satzes zu neuen Wörtern zusammenstellt. So wird die Kabbala auch Chokmah Nesethrah, d. h. „heimliche Weisheit", genannt, und aus den Anfangsbuchstaben dieser beiden Wörter wird das Wort ChN, Chen, d. i „Gnade", gebildet. — Im 5. Buch Mos. 30, 12 steht: Mi Ja-aleh Lanu Haschamajenah, „Wer will uns in den Himmel fahren?" Aus den Anfangsbuchstaben entsteht das Wort MJLH, Milah, das „Beschneidung" bedeutet, und aus den Schlussbuchstaben JHVH, Jahve, „Jehova". Die Kabbalisten entnahmen daher aus diesem Satze, dass Gott selbst die Beschneidung als Zeichen für das auserwählte Volk angeordnet habe.

Als eine besondere Form von Notariqon kann das Verfahren bezeichnet werden, durch welches man die Namen der 72 Engel, Schemhamphorasch, „der geteilte Name", benannt, gefunden hat. Jeder der drei Verse 2. Mos. 14, v. 19, 20 und 21 hat im Urtext 72 Buchstaben. Das musste notwendigerweise eine geheimnisvolle Bedeutung haben; umsomehr, da v. 19 von „dem Engel Gottes, welcher dem Heere Israels voranzog", redet; denn überall, wo von einem Engel die Rede ist, kann man vermuten, dass der Name des Engels in den Worten verborgen liegt. Schreibt man nun einen jeden dieser drei Verse in einer geraden Linie, den einen über den anderen, und zwar den ersten Vers von rechts nach links, den zweiten von links nach rechts und den dritten wieder von rechts nach links, so erhält man offenbar 72 senkrechte Reihen von je drei Buchstaben. Jede der 72 Reihen bildet ein Wort von drei Buchstaben, und fügt man dann die Endung AL, JH, EL oder JAH jedem dieser Wörter hinzu, so hat man die Namen der 72 Engel.

Da Schemhamphorasch nun in der sogen. praktischen Kabbala eine grosse Rolle spielt, so werden wir die Tafel später gebrauchen und führen sie deshalb hier an:

Schemhamphorasch.

	M	J	H	L	A	H	K	A	L	M	Gh	S	J	V		Anfang von V. 19.
Letzte Zeile von V. 20.	B	Z	H	A	L	Z	H	K	L	H	L	J	L	H		Ende von V. 20.
	H	L	Gh	V	D	J	Th	A	H	Sh	M	T	J	V		Anfang von V. 21.
	14	13	12	11	10	9	8	7	6	5	4	3	2	1		
	Sh	J	H	N	Ch	M	J	N	P	L	K	L	H	H		Fortsetz. von V. 19.
Fortsetz. von V. 20.	A	R	A	Th	H	L	J	L	H	V	L	A	Q	R		
	H	Th	A	H	V	H	J	K	L	V	J	V	M	J		Fortsetz. von V. 21.
	28	27	26	25	24	23	22	21	20	19	18	17	16	15		
	M	H	J	R	Ch	A	M	K	L	J	V	L	A	R		Fortsetz. von V. 19.
Fortsetz. von V. 20.	J	H	J	H	Gh	N	N	V	H	Ch	Sh	K	V	J		
	K	H	Z	Gh	M	J	D	Q	Ch	V	R	B	M	J		Fortsetz. von V. 21.
	42	41	40	39	38	37	36	35	34	33	32	31	30	29		
	N	P	M	N	N	Gh	H	D	V	M	Gh	Gh	S	J	V	Fortsetz. von V. 19.
Fortsetz. von V. 20.	M	V	B	J	N	M	Ch	N	H	J	Sh	R	A	L	V	
	M	J	H	Th	A	M	Sh	J	V	H	L	J	L	H	L	Fortsetz. von V. 21.
	57	56	55	54	53	52	51	50	49	48	47	46	45	44	43	
Ende von V. 19.	M	H	J	R	Ch	A	M	D	M	Gh	J	V	M	H	J	Fortsetz. von V. 19.
Anfang von V. 20.	V	J	B	A	B	J	N	M	Ch	N	H	M	Sz	R	J	
Ende von V. 21.	M	J	M	H	V	Gh	Q	B	J	V	H	B	R	Ch	L	Fortsetz. von V. 21.
	72	71	70	69	68	67	66	65	64	63	62	61	60	59	58	

Temura, die dritte kabbalistische Methode, beruht auf der Permutation, dem Versetzen der Buchstaben. Für letzteres gibt es eine Menge verschiedener, z. T. sehr verwickelter Regeln.

Eine der einfachsten ist die sogen. Kombinationstafel von Tziruph: Man schreibt die 22 Buchstaben des Alphabets in zwei Reihen untereinander, die erste Reihe von rechts nach links, die zweite von links nach rechts:

K J T Ch Z V H D G B A
L M N S Gh P Sz Q R Sh Th

Hierauf wird jeder Buchstabe der einen Reihe durch den entsprechenden der zweiten Reihe ersetzt, z. B. A durch Th, B durch Sh, und ebenso umgekehrt Th durch A u. s. w. Ersetzt man nun den letzten oder die zwei letzten Buchstaben der untersten Reihe durch andere, lässt aber sonst die Reihenfolge unverändert, so entstehen schon 21 andere Kombinationen. Setzt man z. B. Z und V an die letzten Stellen, so erhält man:

M L K J T Ch H D G B A
N S Gh P Sz Q R Sh Th V Z

Da die Reihenfolge der Buchstaben hier beibehalten ist und nur die beiden letzten Buchstaben der untersten Reihe verändert sind, so ist die ganze Kombination erkenntlich, wenn man nur die beiden letzten Buchstaben ansieht. Die verschiedenen Kombinationen in Tziruphs Tafel werden daher nach den vier letzten Buchstaben rechts genannt; so heisst die zuerst angeführte Kombination A Th B Sh, die letzte A Z B V. Bei Befolgung dieser Regeln kann man sich die übrigen leicht selber bilden. Man sagt, dass die Kabbalisten 22 dieser Kombinationen gebraucht hätten; aber natürlich sind viel mehr möglich.

Ausser diesen Tafeln finden sich noch drei andere, welche „die richtige", „die umgekehrte" und „die unregelmässige" heissen. Um eine von ihnen darzustellen, muss man ein Quadrat mit 22 × 22 Feldern zeichnen, so dass jeder der 22 Buchstaben 22mal vorkommt. Bei der „richtigen" Tafel schreibt man dann die Buchstaben von rechts nach links in der obersten Reihe. In der nächsten Reihe macht man es ebenso, nur beginnt man hier mit B und endet mit A. In der dritten Reihe fängt man mit G an und endet mit B u. s. f. Die „umgekehrte" Tafel wird ebenso gebildet, nur schreibt man hier die Buchstaben in umgekehrter Reihenfolge, von links nach rechts. Die Beschreibung der „unregelmässigen" Tafel ist zu weitläufig.

Dagegen hat noch eine Methode Interesse für uns, weil sie noch in unseren Tagen als ein beliebtes, populäres Zauberalphabet bekannt ist. Das ist Aiq Bekar, „die Kabbala der neun Kammern": Man schreibt alle 27 Buchstaben (also die 5 Schlusszeichen mit) in 3 mal 3 nebeneinander liegende Felder, zunächst die ersten neun Buchstaben und zwar von rechts beginnend, in jeden Raum einen. Dann folgen die nächsten neun an der mittleren Stelle u. s. f.; wenn alle Buchstaben geschrieben sind, befinden sich natürlich in jedem Raume drei. Das Ganze sieht nun so aus:

300	30	3	200	20	2	100	10	1
...	..	.	...	..	.	...	..	.
Sh	L	G	R	K	B	Q	J	A
600	60	6	500	50	5	400	40	4
...	..	.	...	..	.	...	..	.
M*	S	V	K*	N	H	Th	M	D
900	90	9	800	80	8	700	70	7
...	..	.	...	..	.	...	..	.
Sz*	Sz	T	P*	P	Ch	N*	Gh	Z

Ueber jedem Buchstaben ist sein Zahlenwert angegeben, die Schlussbuchstaben sind mit einem * versehen. Die Punkte, die über den einzelnen Buchstaben stehen, haben die besondere Bedeutung, dass man das ganze System mit ihrer Hilfe als heimliches Alphabet benutzen kann. Zeichnet man nur die Form einer Kammer und schreibt einen Punkt in dieselbe, so bedeutet diese Figur den ersten Buchstaben in der Kammer; zwei Punkte bezeichnen den zweiten Buchstaben, drei Punkte den dritten. So bedeutet z. B. ⌊·⌋ A; ⌊· · ·⌋ R und ⌈· ·⌉ P. Auf solche Weise soll die Kabbala der neun Kammern schon von den Kabbalisten des Altertums zu heimlichen Mitteilungen benutzt worden sein. Natürlich kann dieses System auch in mannigfacher Weise zum Versetzen der Buchstaben benutzt werden.

Ausser den hier besprochenen gibt es zahlreiche mehr oder weniger willkürliche Methoden, mit deren Hilfe man von vorliegenden Wörtern oder Sätzen neue ableitete. Die meisten derselben scheinen jedoch einer späteren Zeit anzugehören, da sie vor allem von den christlichen Kabbalisten im Mittelalter benutzt worden sind, um die Hauptsätze der christlichen Dogmatik aus den Worten des Alten Testamentes abzuleiten. Einige Beispiele hiervon werden wir im folgenden erwähnen.

Die Lehren der Kabbala.

Es ist nicht möglich, eine einigermassen kurze und klare Darstellung von dem Inhalte der kabbalistischen Schriften zu geben. Dieselbe müsste ein Referat des Gedankenganges, des leitenden Fadens in den Werken, sein. Aber ein solcher Faden existiert nicht in der Kabbala. Nach unseren Begriffen würden wir von einem Werke, das die grossen Rätsel, mit denen die Kabbala sich beschäftigt, behandeln will, vor allem eine übersichtliche Anordnung des Stoffes und eine strenge Logik verlangen. Aber von Logik findet man nicht die geringste Spur in der Kabbala; man liest diese umfangreichen Werke vergeblich durch, wenn man etwas finden will, was einer modernen Beweisführung auch nur entfernt gleichen könnte. Der Kabbalist kommt nicht auf dem Wege der Schlussfolgerung, sondern auf dem der Phantasie zu seinen Resultaten. Ein jeder Gedanke wird ohne den geringsten Zusammenhang mit dem vorhergehenden einfach hingestellt als eine Behauptung, die überhaupt nicht bezweifelt werden kann; und zur Bekräftigung für die Richtigkeit wird mittelst der mystischen Methoden nur bewiesen, dass er in dieser oder jener Schriftstelle verborgen liegt. In der Kabbala feiert die morgenländische Phantasie ihre wildesten Triumphe; wo aber die Phantasie Alleinherrscherin ist, kann von einer logischen Ordnung nicht die Rede sein. Unter solchen Verhältnissen ist es unmöglich, vom Inhalt der Werke ein klares Bild zu entwerfen. Ich beschränke mich deshalb darauf, kurz darzulegen, um was es sich handelt, und die wichtigsten der Begriffe, die später so hohe Bedeutung gewannen, zu beleuchten. Dabei dürfte aber diese Darstellung vielleicht in manchen Punkten noch recht mangelhaft werden; es ist eben ein zu grosser Unterschied zwischen der freien Phantasie eines Kabbalisten und dem logischen Gedankengange eines modernen Europäers, so dass der eine den andern kaum völlig verstehen dürfte. Mit diesem Vorbehalt werde ich nun versuchen, den Inhalt der Kabbala wiederzugeben.

Wir beginnen mit Sepher Jezirah, welches eine Art Einleitung zum Sohar ist. Sepher Jezirah, „das Buch von dem Ursprung", ist dem Patriarchen Abraham in den Mund gelegt und will uns die Anschauungen desselben über das Dasein lehren. Der Anfang des Werkes ist leicht verständlich; durch Betrachtung der Welt, ihrer Ordnung und der Einheit des Weltalls wird der Patriarch zum Glauben an einen alles schaffenden Gott geführt. Aber nun ist es auch mit dem Verständnis des Buches, jedenfalls für uns, zu Ende. Der Verfasser geht allerdings auf dem eingeschlagenen Wege weiter; er sucht

die Gesetze des Daseins im einzelnen zu erforschen, um dadurch zur Erkenntnis der göttlichen Weisheit zu gelangen; aber dies geschieht in einer uns ganz unverständlichen Weise. Die uns von der Natur gegebenen Mittel für den Gedankenaustausch, die Wörter, die Namen für die Dinge, werden einfach mit den Dingen selbst identifiziert und treten an ihre Stelle. Im Worte liegt alles, aus dem Worte geht alles hervor, „das Wort ist Gott“, sagt Sepher Jezirah. Löst man die Wörter in ihre Bestandteile auf, so zeigt es sich, dass sie aus 22 (hebräischen) Buchstaben und den ersten zehn Zahlen, aus denen alle anderen Zahlen hergeleitet werden können, bestehen. Diese 32 Zeichen werden „die 32 wunderbaren Wege der Weisheit“ genannt. Auf ihnen beruht alle Weisheit, nur durch sie gelangen wir zur Weisheit.

Mit diesen „wunderbaren Wegen der Weisheit“ beschäftigt das Buch sich nun weiter, vor allem mit den zehn Zahlen, den „zehn Sephiroth“. Die einfache Tatsache, dass wir mit zehn Zahlen neue bilden können, dass die Zahlenreihe eine unendliche ist, hat den Kabbalisten sehr imponiert. „Für die zehn Sephiroth gibt es kein Ende, weder in der Zukunft noch in der Vergangenheit.“ Aber die zehn Sephiroth sind nicht bloss Zahlen; da die Zahlen alles umfassen, und da alles in der Welt mit Zahlen gemessen werden kann, so werden die Zahlen für die Kabbalisten das Wesen der Dinge selbst.

Einige Beispiele werden dies klar machen. Da die Vorstellung von einem allmächtigen Gott die Möglichkeit ausschliesst, dass es mehr als einen Gott gibt, so wird die erste Sephira, die Zahl eins, zum Wesen Gottes selbst. „Die erste Sephira, eins, das ist der Geist des lebendigen Gottes, gesegnet sei sein Name.“ Die zweite Sephira, die Zahl zwei, ist das Wort. Das Wort ist ein Hauch und doch der Träger der Gedanken des Menschen; „Hauch“ und „Gedanke“ sind zwei Dinge, und doch eins, weil sie unzertrennlich sind. Obgleich die Wörter nur ein Hauch sind, verlangen sie doch 22 Buchstaben, um ausgedrückt zu werden. Dies grosse Geheimnis liegt in der zweiten Sephira: „Zwei ist ein Hauch, der vom Geiste kommt; in demselben sind die 22 Buchstaben, die doch nur einen Hauch ausmachen, geformt und gebildet.“

Der Kern dieser ganzen Lehre von den zehn Sephiroth besteht, wie die angeführten Beispiele zeigen, in Zahlspekulationen, in Versuchen, das angeblich in den Zahlen ausgedrückte oder durch Zahlen symbolisierte Wesen der Dinge zu finden. Dasselbe gilt für sämtliche 22 Wege zur Weisheit, die 22 Buchstaben. Diese werden in drei Gruppen geteilt, welche „die drei Mütter“, „die sieben doppelten“ und „die zwölf einfachen“ heissen. Diese Einteilung scheint nur gemacht zu sein, um die Bedeutung der Zahlen drei, sieben und zwölf im Dasein zu beweisen. Im Weltbau sind die drei Elemente, Feuer, Wasser und Luft, die drei Mütter. Das Feuer ist die Substanz des Himmels, aus dem Wasser ist die Erde hervorgegangen; zwischen diesen

zwei entgegengesetzten Elementen ist die Luft, die sie trennt. Die Einteilung des Jahres wird auch von den drei Müttern beherrscht, denn es gibt drei Jahreszeiten. (Im Orient folgt dem heissen Sommer die Regenzeit, dieser dann eine mildere Jahreszeit.) Im menschlichen Körper herrschen auch die drei Mütter, denn der Körper besteht aus dem Kopfe, der Brust und dem Bauche. „Die sieben doppelten" entsprechen den Gegensätzen, den Dingen in der Welt, die sowohl zum Guten wie zum Bösen dienen können. So gibt es sieben Planeten, die einen guten oder schlechten Einfluss auf die Erde ausüben. Es gibt sieben Tage und sieben Nächte in der Woche; der menschliche Kopf hat sieben Tore, die sich sowohl für das Gute wie für das Schlechte öffnen. „Die zwölf einzelnen" finden wir endlich in den zwölf Monaten des Jahres, in den zwölf Sternbildern im Tierkreise und den zwölf Betätigungen des Menschen. Diese sind nach Sepher Jezirah: Das Gesicht, das Gehör, der Geruch, die Berührung, das Wort, die Ernährung, die Fortpflanzung, die Bewegung, der Zorn, das Lachen, der Gedanke und der Schlaf.

Fasst man nun alles dieses zusammen, so muss man Sepher Jezirah zunächst als einen äusserst primitiven und unvollkommenen Versuch bezeichnen, unter Zugrundelegung der Natur die göttliche Weisheit, welche sich in der Gesetzmässigkeit des Daseins offenbart, zu erforschen. Sepher Jezirah sucht „den Geist der Natur", wie ein moderner Forscher sagen würde, darzulegen. Da aber eine wirkliche Naturforschung den Kabbalisten völlig fremd war, so versuchten sie die Mittel, welche der menschliche Geist zum Austausch der Gedanken hat, nämlich Buchstaben und Zahlen, in der Natur selbst wiederzufinden; und weil solche willkürlichen Phantasien sich stets bis zu einem gewissen Grade durchführen lassen, so sind Zahlen und Buchstaben mit dem Wesen der Dinge für sie eins geworden.

Sohar scheint schon einen etwas höheren Standpunkt einzunehmen, wesentlich wohl aus dem Grunde, weil es sich mehr mit Gott und der menschlichen Seele als mit der Natur beschäftigt. Das, was ausser uns ist, d. h. die Natur, liegt uns tatsächlich ferner; die Geschichte der Wissenschaft zeigt, dass ein wirkliches Verständnis der Natur erst in einer wesentlich späteren Zeit erreicht worden ist. Dagegen hat der Mensch durch das Bestreben, sich selbst zu erforschen, schon früh einen Einblick in die seelischen Vorgänge bekommen; von dieser Selbstbeobachtung aus pflegte er dann sich die Götter menschenähnlich, nur grösser und mächtiger, vorzustellen. Sohars Betrachtungen über Gott und Menschen müssen uns darum auch weniger kindlich und verfehlt erscheinen, als die Spekulationen Sepher Jezirahs über die Natur.

Sohar fängt da an, wo „das Buch von dem Ursprung" schliesst; es geht von Gott und der göttlichen Weisheit als etwas Gegebenem aus.

Gleich am Anfange von Idra Rabba beschreibt Simeon ben Jochai Gott seinen Begleitern so: „Er ist der Aelteste der Aeltesten, das Geheimnis der Geheimnisse, der Unbekannte unter den Unbekannten. Er hat eine Gestalt, die ihm angehört, sintemal er uns als der sehr ehrwürdige Greis, als der Aelteste unter den Aeltesten erscheint. Aber in dieser Gestalt bleibt er doch unerkannt. Seine Kleidung leuchtet weiss, sein Angesicht ist leuchtend. Er sitzt auf einem Throne von Funken, die seinem Willen unterstellt sind. Das weisse Licht seines Hauptes erhellt 400 000 Welten. 400 000 Welten, von diesem weissen Licht geboren, werden das Erbe der Gerechten im kommenden Leben sein. Jeden Tag gehen von seinem Gehirne 13 000 Myriaden Welten aus, die er erhält und deren Gewicht er alleine trägt. Von seinem Haupte schüttelt er einen Tau, der die Toten zu neuem Leben erweckt; deshalb steht geschrieben: „Dein Tau ist ein Tau des Lichtes." Derselbe ist die Nahrung der Heiligsten, ist das Manna, welches den Heiligen im kommenden Leben bereitet wird. Dieser Tau ist nach seinem Aussehen weiss wie der Diamant, dessen Farbe alle Farben enthält. — Die Länge seines Gesichtes, vom Scheitel bis zum Kinn, ist 370 × 10 000 Welten. Man nennt ihn „das lange Gesicht"; denn so ist der Name des Aeltesten unter den Aeltesten."

Aber in dieser Form ist Gott nicht immer hervorgetreten; es gab eine Zeit, wo er nur „negativ existierte", d. h. wo seine Form nur als Möglichkeit existierte. Damit aber die Welt und die Menschen geschaffen werden konnten, und damit Gott von den Menschen erkannt werden konnte, musste er sich selbst entwickeln und seine verschiedenen Formen annehmen, welche sich gegenseitig ergänzen. Von diesem Vorgange, wie Gott sich entfaltet und dadurch die Welt schafft, handelt der erste Teil des Buches Sohar: „das Buch der verborgenen Geheimnisse". Es beginnt mit dem Bericht, wie Gott zuerst Ain Soph war, der grenzenlose und unendliche Eine, in dem alle göttlichen Formen nur als Möglichkeiten vorhanden waren. Diese Formen, welche sich gegenseitig ergänzen und sich damit das Gleichgewicht halten, ruhten „in der Gegend, die negativ in dem ältesten Einen existierte". Nun aber entfaltet sich die Gottheit, indem sie nach und nach ihre verschiedenen Formen, die zehn Sephiroth, annimmt (vgl. S. 150).

Es erscheint sonderbar, dass die zehn Sephiroth, welche in Sepher Jezirah nur die zehn ersten Zahlen sind und als das Wesen der Dinge aufgefasst werden, hier als Formen Gottes hervortreten. Dieser Unterschied ist jedoch nur scheinbar; er beruht nur auf einer stärkeren Betonung eines Gedankens, welcher schon im „Buch des Ursprungs" angedeutet ist. Es wurde oben bei der Besprechung dieses Werkes erwähnt, wie die erste Sephira, Eins, als Ruach Elohim, der Geist Gottes, bezeichnet wird. Die zweite Sephira, Zwei, ist das Wort; aber „das Wort ist Gott", daher ist die zweite Sephira nur eine neue Form der Gottheit. Aehnlich geht es nun mit den übrigen; sie sind im letzten Grunde alle nur verschiedene Seiten von Gottes Wesen; und als solche treten sie nur im Sohar hervor. Nach dieser kurzen Abschweifung, welche notwendig war, um den Zusammenhang der beiden kabbalistischen Hauptwerke zu verstehen, kehren wir zu Sohar zurück.

Als Gott hervortreten wollte, entfaltete er zuerst die höchste und umfassendste seiner Formen, die erste Sephira, Kether, „die Krone". „Dieselbe ist die Grundlage für das ganze Dasein, die geheimnisvolle Weisheit, die Krone des Erhabensten, das Diadem der Diademe." Er wird auch „Makro-

prosopus", „die sich weit erstreckende Ordnung", genannt und im 2. Buche Moses 3, 14 wird er — nach der Behauptung der Kabbalisten — mit dem Namen AHIH, Eheieh, d. h. „Ich werde sein", bezeichnet. — Aus der ersten Sephira gingen nun die neun anderen der Reihe nach hervor. Aber bei diesen folgenden Sephiroth ist es nun merkwürdig, dass einige männlich, andere weiblich sind. Dieses, so sagen die Kabbalisten, stimmt mit der Schrift überein. Es steht nämlich im I. Buche Moses 1, 26—27: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen; ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meere und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sie ein Männlein und Fräulein." Hier ist es nun zunächst sonderbar, dass Gott von sich selber in der Mehrzahl redet und vom Menschen sagt: „die da herrschen". Sodann schafft er den Menschen nach seinem Bilde, sowohl Mann als Weib. Und zwar gilt dies alleine für Adam, denn die Erschaffung Evas aus Adams Rippe wird erst weit später, nämlich im 2. Kap. v. 21—22, erwähnt. Alles dieses, sagen nun die Kabbalisten, findet erst seine Erklärung, wenn wir uns Gott sowohl männlich als weiblich denken. Adam, der nach Gottes Bild geschaffen wird, ist dann auch ebensowohl männlich als weiblich; so erklärt es sich, wenn der Herr sowohl von sich selbst, als auch vom Menschen in der Mehrzahl spricht, weil ein männlich-weibliches Doppelwesen als zwei Personen betrachtet werden muss. Auf Grund hiervon dachte man sich die neun Sephiroth als die männlichen und weiblichen Seiten im Wesen der Gottheit.

Die zweite Sephira ist Chokmah, „die Weisheit", die männliche, aktive Kraft, welche von Kether ausstrahlt. Sie ist der Vater, während die dritte Sephira, Binah, „das Verständnis", die Mutter ist. Kether, Chokmah und Binah bilden vereint die oberste Dreieinigkeit, nach deren Bild der Mensch als Mann und Weib erschaffen wurde, weshalb Mann und Weib nach der Kabbala auch ganz ebenbürtig sind. Durch Vereinigung von Vater und Mutter entsteht nun die vierte Sephira, Chesed, das „Mitleid" oder die „Liebe". Aus dieser männlichen Kraft entstand die fünfte Sephira, Geburah, „die Stärke", die auch Pachad, die „Furcht", genannt wird und eine weibliche passive Kraft ist. Aus den beiden letzten entsteht dann die sechste Sephira, Tiphereth, „die Schönheit oder die Mildtätigkeit", welche die beiden vorhergehenden verbindet. Sie wird auch Mikroprosopus, „die kleinere Ordnung", genannt, und mit ihr ist die zweite Dreieinigkeit abgeschlossen. Diese sechs ersten Sephiroth bilden vereint Melech, „König"; mit dieser Entwicklung ist auch die Erschaffung der Welt vollendet. Gott schuf nämlich die Welt in sechs Tagen, und das Gesetz Mose beginnt, wie wir wissen, mit dem Worte BRAShJTh, welches „im Anfang" bedeutet. Aber dieses Wort soll eigentlich als BRA ShJTh, Bera Shith d. h. „er schuf sechs" gelesen werden. Hieraus ersieht man, dass die Entwicklung der sechs ersten Sephiroth gleichbedeutend mit der Erschaffung der Welt in sechs Tagen ist.

Die vier nächsten Sephiroth entstehen in derselben Weise wie die ersten. Der siebente ist die männliche Kraft, Netzach, „die Festigkeit oder der Sieg", und der achte eine passive weibliche Macht, Hod, „die Grösse". Aus diesen beiden geht dann Jesod, „der Grund" hervor. Endlich entspringt aus diesem letzten der zehnte, Malkuth, „das Königtum", auch „Königin" genannt. Wenn alle zehn Sephiroth in der Reihenfolge, wie sie entstanden

sind, und in der Ordnung aufgestellt werden, dass ihr wechselseitiges Verhältnis bezeichnet wird, so entsteht „der kabbalistische Baum", die Figur, die S. 150 dargestellt ist. Auf derselben sind auch die übrigen Namen für die einzelnen Sephiroth, die oben nicht mitangeführt sind, angegeben. Die unterstrichenen Namen sind die verschiedenen Namen für Gott, welche die Kabbalisten auf die verschiedenen Sephiroth bezogen.

Der Sinn dieser Lehre von den Sephiroth ist leicht zu verstehen, wenn man den kabbalistischen Baum betrachtet. Die zehn Sephiroth sind nur verschiedene Eigenschaften, die Gott beigelegt werden und als verschiedene Personen dargestellt sind. Aber zusammen bilden sie doch nur eine Person, Adam Auilah, „der erste Existierende", oder auch Adam Qadmon, „das Urbild des Menschen". Mit diesen Namen oder mit dem Namen der einen oder der anderen Sephira bezeichneten die Kabbalisten Gott. Dagegen hatten sie eine so grosse Furcht vor Gottes „höchstem Namen", JHVH, Jahve oder Jehova, der doch oft in den 5 Büchern Mose vorkommt, dass sie ihn nie aussprachen. Wo sie dieses Wort antrafen, nannten sie es „den Namen mit den vier Buchstaben", Tetragrammaton. Gott wird auch AGLA genannt, d. i. ein Notariqon des Satzes: Ateh Gebor Le-olahm Adonai, d. h. „du herrschest ewiglich, Herr".

Da der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, mussten die Kabbalisten konsequenterweise auch das geistige Wesen des Menschen in mehrere Teile zerlegen, ebenso wie das Wesen der Gottheit in zehn Sephiroth gespalten war. So hat nach der Kabbala der Mensch denn auch verschiedene Seelen; wie viele, ist nicht genau zu sagen, wenigstens aber drei, Geist, Seele und Lebenskraft; diese bilden eine Dreieinigkeit; der Geist ist der erhabenste Teil des Menschen; die Seele ist der Sitz für das Gute und Böse; die Lebenskraft steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Körper und bringt die Bewegungen hervor. „In diesen drei, Geist, Seele und Leib, finden wir ein getreues Abbild von dem, was in der Höhe vor sich geht; denn die drei bilden nur ein Wesen, wo alles zur Einheit verbunden ist." Ausser diesen drei finden sich noch Andeutungen von mehreren anderen Seelen im Menschen. Sie gewannen grosse Bedeutung bei den Magiern des Mittelalters.

Ich habe versucht, in aller Kürze eine Darstellung der Punkte zu geben, die für uns am meisten Interesse haben werden und zugleich die Hauptlehren der Kabbala sind. Wie man sieht, zeichnet diese sich nicht durch grossen Gedankenreichtum aus; man könnte das Ganze vielmehr als ein Spielen mit Worten bezeichnen. Aber die Kabbala machte auch nicht durch ihren Gedankenreichtum Eindruck auf die Europäer, sondern es waren teils die mystischen Methoden, teils die grenzenlose Unklarheit, die sie zum Studium der Schriften reizte. Wir haben oben die mystischen Methoden kennen gelernt, weniger aber die Unklarheit; die angeführten Zitate sind nämlich grösstenteils so dargestellt, dass der Sinn hervorgehoben und vom eigentlichen Wortlaut des Originals meist nicht viel übrig geblieben ist. Um jedoch dem Leser eine Probe vom Stile des Sohar zu geben, zitiere ich den Anfang desselben, das 1. Kap. vom „Buche der verborgenen Geheimnisse", hier wörtlich:

„Das Buch der verborgenen Geheimnisse ist das Buch vom Gleichgewicht des Gleichgewichtes. Denn bevor Gleichgewicht da war, konnte die Ordnung die Ordnung nicht aufrecht halten. Und die Könige früherer

Die 10 Sephiroth:

die verschiedenen Formen, in denen die Gottheit sich entfaltet (vgl. S. 147 f.).

AJN SVPH, der grenzenlose Eine.

Gerechtigkeit. Milde. Mitleid.

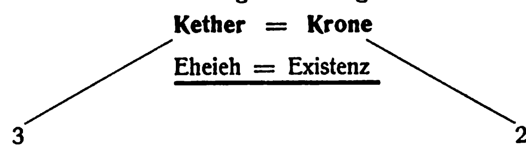
1.

Makroprosopus.

Die weit sich erstreckende Ordnung. Das lange Gesicht. Der älteste Eine.

Kether = Krone

Eheieh = Existenz



3 | 2

Binah = Verständnis | **Chokmah = Weisheit**

1 + 2 + 3:
Erste Dreieinigkeit.

Jehovah
Die öberste Mutter
5

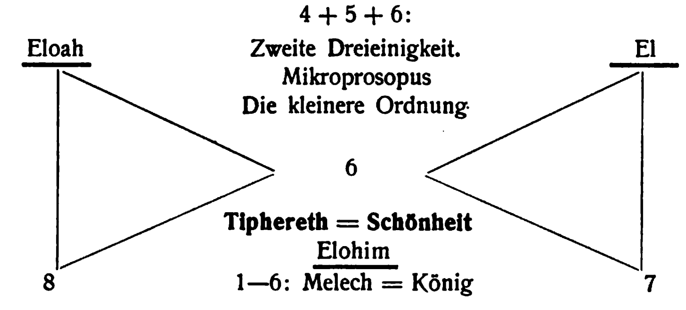
Yah
Der Vater
4

Geburah = Stärke
Pachad = Furcht

Chesed = Mitleid, Liebe
Gedulah = Grösse

4 + 5 + 6:
Zweite Dreieinigkeit.
Mikroprosopus
Die kleinere Ordnung.

Eloah | El



6

Tiphereth = Schönheit
Elohim
1—6: Melech = König

8 | 7

Hod = Klarheit, Grösse | **Netzach = Sieg**

7 + 8 + 9:
Dritte Dreieinigkeit.

Elohim Tzabaoth | Jehovah Tzabaoth

9

Jesod = Grund
El Chai

10

Königin
Malkuth = Königtum
Adonai

Zeiten waren tot, und ihre Kronen fand man nicht mehr; und die Erde war wüste. Bis das Haupt (das unbegreiflich ist), erwünscht durch alle Wünsche (hervorgehend von AJN SVPH, dem unbegrenzten, unendlichen Einen), sich zeigte und das Gewand der Ehre mitteilte. Dieses Gleichgewicht war in der Gegend, die in dem Einen von ehemals negativ existiert. So waren diese Kräfte abgewogen, die noch keine sichtbare Existenz hatten. In seiner Form (in der Form des Einen von ehemals) existierte das Gleichgewicht: das ist unbegreiflich, das ist ungesehen. Darin waren sie aufgegangen und darin gehen sie auf, die, die da nicht sind, die da sind und die da sein werden. Das Haupt, das unbegreiflich ist, ist Geheimnis in Geheimnis. Aber es wurde geformt und gebildet in Aehnlichkeit eines Hirnschädels, und es ist gefüllt mit kristallinischem Tau. Und seine Haut ist von Aether, klar und steif" u. s. w.

Man muss einräumen, dass die Männer, welche die kabbalistischen Grundgedanken erklärt haben, eine vertraute Kenntnis vom Gedankengang und der Ausdrucksweise der alten Kabbalisten gehabt haben müssen. Den meisten Menschen wird es schwierig sein, auch nur eine Spur von Verstand darin zu finden.

Kapitel 13.

Der Ursprung der Geheimwissenschaften.

Die ägyptische Theurgie.

Wie die Chaldäer besassen auch die Aegypter eine Beschwörungskunst, die den Menschen vor den bösen Mächten schützen sollte. Während jedoch die Beschwörungskunst der Chaldäer, soweit uns bekannt, ausschliesslich den Schutz der Lebenden bezweckte, suchte die der Aegypter auch den Verstorbenen nach dem Tode zu helfen. Aber nicht nur hierin, sondern auch in mehreren anderen wichtigen Punkten unterscheiden sich beide; und da die ägyptische nachweisbar einen grossen Einfluss auf die gelehrte Magie des Mittelalters ausgeübt hat, so müssen wir ihre besonderen Eigentümlichkeiten kurz behandeln.

Die Quellen für unsere Kenntnis der ägyptischen Magie sind Papyrusschriften, die in Mumiengräbern gefunden worden sind.

Die Mehrzahl derselben ist in ägyptischer, der kleinere Teil in griechischer Sprache abgefasst. Die ägyptischen sind ohne Frage die ältesten; einzelne stammen sogar aus der fernen Zeit des 24. Jahrh. v. Chr. Diese ägyptischen Schriften kommen wesentlich für uns in Betracht; auf die griechischen, welche kaum weiter zurückreichen als bis in die ersten Jahrhunderte nach Chr., gehen wir später näher ein. Da man die ägyptischen Hieroglyphen bis jetzt noch schwer entziffern kann, so sind verschiedene

der Papyrusrollen, die in den europäischen Museen aufbewahrt werden, überhaupt noch nicht gelesen, andere, die wohl erklärt sind, haben einen so dunklen Inhalt, dass es fast unmöglich ist, ihren Sinn zu verstehen. Man erkennt wohl, dass sie von magischen Operationen handeln, zu denen gewisse Dinge gebraucht werden; aber wie diese Dinge gebraucht werden, und was damit erreicht werden soll, bleibt völlig rätselhaft. Zu den Schriften, die am besten erklärt und am verständlichsten sind, gehören das „Totenbuch" und der sogenannte „magische Papyrus Harris". Wir werden uns im folgendem wesentlich an den Inhalt dieser Schriften halten.

Wie bei allen primitiven Völkern stand die Magie auch bei den alten Aegyptern in engster Verbindung mit der Religion. Diese ist recht verwickelt; es findet sich eine ganze Reihe von Göttern und Göttinnen, und jeder von ihnen hat wieder eine Menge Namen. Ra, die Sonne, die durch ihre Strahlen alles Leben erweckt, wurde als Schöpfer und Erhalter der Welt und des Lebens angesehen. Jede Stellung der Sonne am Himmel aber personifizierte man wieder durch einen besonderen Gott. So ist Ra die Sonne zur Mittagszeit, Osiris die untergehende Sonne. Isis ist der Himmel bei Sonnenuntergang; sie ist Osiris' Gattin und ihr Sohn ist Horus, die aufgehende Sonne. Set oder Typhon ist die Finsternis. Mythologisch wird es so dargestellt, dass Set seinen Bruder Osiris tötete, Isis ihn aber durch ihre Gebete und Beschwörungen ins Leben zurückrief; ihr Sohn Horus durchbohrte dann Set mit seinem Speer und rächte dadurch seinen Vater. Dieser Mythus wiederholt sich nun immer wieder in den magischen Beschwörungen. Unter anderen Göttern wird Ammon oder Phta angeführt, der eigentlich auch die Sonne ist, indes in einer mehr abstrakten, weniger persönlichen Form.

Schon von den ältesten Zeiten an scheinen die Aegypter über das Dasein nach dem Tode viel nachgedacht zu haben. In mannigfachen Naturerscheinungen, namentlich im täglichen Lauf der Sonne am Himmel, sahen sie ein Abbild des Schicksals der Seele im zukünftigen Leben. Ebenso wie Osiris getötet und wieder ins Leben zurückgerufen wird und über die Finsternis siegt; oder ebenso wie die Sonne sinkt, aber am Morgen wieder aufgeht, indem sie die Nebel zerstreut, muss es nach ihrer Meinung auch dem Menschen ergehen. Er steigt nur hinab ins Grab, um wieder aufzuerstehen; die Seele ist unsterblich, wie Ra, und vollendet denselben Lauf. Die Seele des Verstorbenen hiess Khou; sie stieg gleich nach dem Tode zur Unterwelt, Ker-neter, hinab, um hier von Osiris ihr Urteil zu empfangen. Auf dem Wege dorthin war sie jedoch mannigfachen Gefahren ausgesetzt; sie wurde von schrecklichen Ungeheuern und bewaffneten Geistern verfolgt, und der Mensch musste in den göttlichen Dingen gut bewandert sein, um ihnen entrinnen zu können.

Wenn er in Ker-neter angekommen war, wurde sein Leben gewogen; sein Herz wurde auf eine Wagschale gelegt, die Horus hielt; auf der anderen Schale sass die Gerechtigkeit; Thot, der Gott der Weisheit, zeichnete das Resultat der Wägung auf. Davon hing das schliessliche Schicksal der Seele ab. Der Gerechte wurde unter Osiris' Begleiter aufgenommen; aber wer zu leicht erfunden war, wurde mit völliger Vernichtung bestraft, er wurde auf dem Schafott der Unterwelt, Nemma, hingerichtet, wo ein Nilpferd ihm den Kopf abbiss. Die bösen Seelen hiessen deshalb „die zweimal Gestorbenen". Vor Vollziehung der Strafe musste die Seele jedoch viele Prüfungen durchmachen; sie musste auf Erden umherwandern und hatte hier die Macht, jede beliebige Gestalt anzunehmen. Sie konnte so auch in die balsamierten Leiber der Verstorbenen, ja auch in Lebende eindringen. In Theben hat man an einem Tempel eine interessante Inschrift gefunden, ein historisches Aktenstück, das von einer Königstochter erzählt, die von einer bösen Seele „besessen" war. — Eigentliche Teufel scheinen die Aegypter aber nicht gekannt zu haben; die bösen Mächte, gegen die sie kämpften, waren der Gott Set, seine Begleiter und „die zweimal Gestorbenen", solange diese bis zur Hinrichtung auf Erden umherwanderten.

An diese Vorstellungen schliesst die ägyptische Magie sich nun zum grossen Teil an. Damit die Seele, Khou, die mannigfachen Gefahren und Prüfungen einigermassen leicht überstehen konnte, musste sie von vielen Dingen Kenntnis haben und eine Menge von Amuletten und geweihten Gegenständen besitzen. Alles dieses wurde ihr von den Hinterbliebenen bei der Beerdigung mitgegeben.

Das „Totenbuch" enthält ein vollständiges Begräbnisritual, in dem alle notwendigen Gebete und Zeremonien genau aufgezeichnet sind. Das Buch enthält über 150 Kapitel — ein Beweis, mit welchen Umständen eine Beerdigung verbunden war. Noch anschaulicher wird dieses durch die Inhaltsangabe einzelner Kapitel. So wurde ein Gebet über einer Blumenkrone, die man auf das Haupt des Verstorbenen legte, gesprochen, dann verbrannte man Weihrauch, und nun war der Verstorbene gegenüber seinen Feinden sowohl unter den Lebenden als den Toten gerechtfertigt. Auf der Brust der Mumien findet man fast immer ein Steinbild des heiligen Käfers Scarabäus. Von diesem Talisman hatte der Verstorbene grossen Nutzen, wie aus Kap. 31 des „Totenbuches" hervorgeht; nach einem Gebete oder einer Beschwörung schliesst es mit diesen Worten: „Dieses soll gesprochen werden über dem Scarabäus von hartem Stein, der mit Gold bekleidet sein und auf dem Herzen des Menschen liegen soll. Mache daraus einen mit Oel gesalbten Talisman und sprich die Zauberworte darüber: Mein Herz ist von meiner Mutter, mein Herz ist in meinen Verwandlungen."

Auch für die Lebenden hatte der Inhalt des „Totenbuches" grosse Bedeutung. Das 18. Kap., „Thots Litanei", diente dazu, um Khou das Wiedersehen des Lichtes nach dem Tode zu sichern. Wer aber schon

während seines Lebens eine Kopie derselben bei sich trug, sollte dem Feuer und allen Gefahren hier auf Erden entgehen und sich beständiger Gesundheit erfreuen.

Die Gebete und Beschwörungen des Totenbuches sind durchgehends so formuliert, als ob der Tote selbst sie ausspräche. Das ist auch ganz natürlich, da die Seele diese Zauberformeln in den verschiedensten Lagen ja gebrauchen soll. Ferner ist ihnen eigentümlich, dass der Tote als eine göttliche Person auftritt, ja sogar als einer der hohen Götter, die nichts Böses treffen kann. Dasselbe ist auch bei den Beschwörungen der Fall, die zum Schutze der Lebenden dienten und den Hauptinhalt des „magischen Papyrus Harris" bilden.

Man fleht die Hilfe der Götter nicht als eine Gnade an, man fordert sie; man befiehlt ihnen zu helfen, indem man auf die eigene Göttlichkeit hinweist. Zuweilen ruft man nicht einmal die Götter an; man befiehlt einfach den Gefahren sich fernzuhalten, indem man sich selbst als Gott hinstellt. Ein paar Beispiele aus dem magischen Papyrus mögen angeführt sein. Folgende Beschwörung richtet sich gegen wilde Tiere: „Komm zu mir, Herr der Götter! Halte fern von mir die Löwen, die von der Erde kommen, und die Krokodile, die aus dem Flusse emporsteigen, und all das beissende Getier, das aus seinen Winkeln hervorkriecht. Zurück Krokodil Mako, Sets Brut! Schlage nicht mit deinem Schwanze; schüttle deine Arme nicht; sperre deinen Rachen nicht auf! Das Wasser vor dir werde zum flammenden Feuer; die Speere der 77 Götter mögen dein Auge treffen; gefesselt bist du an Ras mächtiges Steuer[1]). Plötzlich bist du gefesselt an die vier Metallhaken im Vorderteil von Ras Boot. Halt' ein, Krokodil Mako, Sets Brut. Denn ich bin Ammon, der seine eigene Mutter befruchtete." — In folgender, gegen die Krokodile gerichteten Zauberformel werden die Götter gar nicht mehr angerufen; der Beschwörer macht sich ohne weiteres zu Gott selbst:

„Sei nicht gegen mich! Ich bin Ammon, ich bin Anhur, der gnädige Hüter. Ich bin der grosse Machthaber, der Herr des Schwertes. Erhebe dich nicht wider mich, ich bin Set! Rühre mich nicht an! Ich bin Horus! Die, so im Wasser sind, dürfen nicht herauskommen, die, so herausgekommen sind, dürfen nicht zurückkehren ins Wasser, die, so darin bleiben, sollen auf dem Wasser treiben, wie Leichen auf den Wogen. Ihr Rachen soll sich schliessen, ebenso wie die sieben Siegel einer ewigen Versiegelung geschlossen sind."

Diese Eigentümlichkeit der ägyptischen Magie tritt in der späteren Zeit noch schärfer hervor. Man beschränkt sich nicht mehr darauf, sich nur auf die eigene Göttlichkeit zu berufen: man droht sogar den Göttern.

In einem griechisch geschriebenen Papyrus findet man verschiedene solche Beschwörungen. Sie stammen offenbar aus einer Zeit, wo die Magie sich mit der anderer Länder schon vermischt hatte; indes ist der Geist dieser Zauberformeln doch noch rein ägyptisch. So wendet man sich bei der Ein-

---

[1]) Man dachte sich, dass der Sonnengott in einem Boote über den Himmel segelte.

weihung eines Zauberringes, des Hermesringes, an die Sonne und spricht folgende Formel: „Ich bin Thot, der Erfinder und Schöpfer der Heilmittel und Schriftzeichen. Komm zu mir, der du unter der Erde bist, erhebe dich vor mir, grosser Geist! So ich nicht alles zu wissen bekomme, was da wohnet in den Seelen aller Aegypter, Griechen, Syrier und Aethiopier, aller Nationen und Rassen; so ich nicht alles zu wissen bekomme, was da geschehen ist und geschehen soll; so ich nicht Aufschluss empfange über ihre Gebräuche, Arbeiten, Leben und Namen, sowie Namen ihrer Väter, Mütter, Schwestern und Freunde, sowie die Namen der Verstorbenen: so werde ich das Blut des Schwarzen in das Ohr eines Hundes, der in einem neuen und unbenutzten Gefässe liegt, giessen; ich werde dieses in einen neuen Kessel tun und darunter Osiris Gebeine verbrennen; mit lauter Stimme werde ich ihn nennen, der drei Tage und drei Nächte im Flusse war, Osiris, der vom Strome des Flusses zum Meere hinabgeführt wurde.“ Diese Formel bezieht sich, wie manche andere, auf den Mythus vom ermordeten Osiris, der vom Fluss ins Meer hinabgetrieben wurde; der Magier droht also den Göttern, seinen Namen nennen zu wollen, d. i. seinen Aufenthaltsort dem Mörder Set zu verraten.

Auf diese Weise glaubte man, die Götter zur Hilfe zwingen zu können. Die göttliche Magie ist also Bezwingung der Götter, Theurgie.

Es liegt in der Natur der Sache, dass man solche Zauberei, die mit Hilfe der Götter selber wirksam ist, nicht zu etwas Schlechtem benutzen kann. Die ägyptische Magie musste daher auch ein Geheimnis sein, das von den Priestern gewahrt wurde, damit sie nicht zur Kenntnis des Volkes gelangte. In einigen Kapiteln des Totenbuches wird es ausdrücklich verboten, die betreffende Zeremonie in Gegenwart von Zeugen auszuführen; nicht einmal der Vater oder der Sohn des Verstorbenen durften zugegen sein. Darum wurde jeder Versuch, in den Besitz der heiligen magischen Bücher zu kommen und sie zu profanen Zwecken zu missbrauchen, streng bestraft.

Es gibt einen alten Papyrus, der eine Anklage wider einen Viehhirten enthält; diesem war es geglückt, eine von den Schriften zu stehlen und verschiedenes Unglück damit anzurichten. Nach Darlegung aller von dem Manne begangenen Verbrechen lautet das Urteil kurz und bündig: „Er soll sterben.“

Als die Griechen in späterer Zeit die Herrschaft über Aegypten erlangt hatten, konnte die ägyptische Magie ihnen nicht verborgen bleiben. Die alexandrinischen Philosophen beschäftigten sich ja wesentlich mit den grossen Rätseln des Daseins, mit den Fragen über das Wesen und Verhältnis der Gottheit zur Welt, namentlich zum Menschen. Sie mussten deshalb auch notwendig das Problem der ägyptischen Theurgie behandeln: ob die Menschen durch bestimmte Mittel so auf die Götter einzuwirken vermögen, dass sie der Erfüllung ihrer Wünsche gewiss sein können. Eine derartige Auf-

fassung streitet jedoch entschieden gegen die Vorstellung von einem Gott, dessen Macht doch grösser ist die des Menschen; so stellte man sich denn auch anfangs zu dieser Frage. Porphyrius, einer der hervorragendsten Vertreter der neuplatonischen Schule, bekämpfte die Theurgie gerade von der Annahme aus, dass die Gottheit zu erhaben sei, um durch irgend ein dem Menschen zu Gebote stehendes Mittel gezwungen werden zu können. Aber sein Schüler Jamblicus erfand eine sehr sinnreiche Theorie, wodurch die Theurgie nicht nur möglich, sondern sogar zur allein wahren und richtigen Gottesverehrung erhoben wurde.

Diese höchst merkwürdige Lehre ist in einem Werke, „von den Mysterien", ausführlich dargelegt; als dessen Verfasser gilt zwar Jamblicus, wahrscheinlich aber ist es von einem seiner Schüler geschrieben. Die Grundgedanken des Buches stimmen freilich vollständig mit den Anschauungen überein, die in Jamblicus' eigenen Werken niedergelegt sind, so dass es von dem Gesichtspunkte aus ganz gut von ihm geschrieben sein könnte.

Der Verfasser der „Mysterien" stellt alle geistigen Wesen in einer bestimmten Rangordnung auf, zu oberst die Götter, dann die Engel, Dämonen, Heroen und zu unterst die Seelen. Alle diese geistigen Wesen sind Zwischenglieder zwischen dem höchsten Gott, „dem Einen", und der Welt. Alle Geister, die niedrigsten wie die höchsten, sind jeder menschlichen Beeinflussung gegenüber unempfänglich; das liegt eben in ihrer Natur. Daraus folgt denn auch, dass die Götter die Gebete der Menschen niemals erhören, denn sie können ja gemäss ihrer Natur durch dieselben gar nicht beeinflusst werden. Durch Gebet, Fasten, Zölibat und ähnliche Mittel wird eben kein Einfluss auf die Götter ausgeübt, wohl aber — auf die Seele, die diese Handlungen vollführt. „Die Götter steigen nicht hinab zu der Seele, die zu ihnen betet und sie anruft, sondern die Seele erhebt sich zu den Göttern." Nur die Seele verändert sich unter dem mächtigen Einfluss solcher Handlungen; das Gebet ist ein Mittel, um sich selbst den Göttern gleich zu machen. Der „Einfluss des Menschen auf die Götter" besteht also nur darin, dass die Menschenseele der höheren Natur und damit auch der Macht der Götter teilhaftig wird. Die Theurgie ist deshalb nicht nur eine magische Methode, sondern die wahre Gottesverehrung, der einzige Weg, auf dem der Mensch sich zu den Göttern emporheben kann. — Namentlich die Divination, die Gabe der Weissagung, wird nur durch theurgische Handlungen erreicht. Aus eigner Kraft gelangt die Seele niemals in den Zustand der Entzückung, in dem sie mit den Göttern eins wird und die zukünftigen Dinge als gegenwärtig sehen kann. Dies geschieht nur unter Anrufung der Götter. „Ganz mit Unrecht hat man angenommen, dass die Entzückung auch durch die Einwirkung der Dämonen erreicht werden kann; wenn der Sinn von letzteren erfüllt ist, so ist er überhaupt unempfänglich für die Entzückung. Die Inspiration, die charakteristisch ist für die Entzückung oder den Enthusiasmus, ist nicht ein Werk der Dämonen, sondern der Götter. Der Enthusiasmus ist aber nicht eine Ekstase, sondern eine Rückkehr und Umkehr zum Guten, während die Ekstase ein Fallen nach dem Bösen hin ist." Ebenso verhält es sich mit den gewöhnlichen magischen Künsten, verglichen mit den theurgischen Handlungen; der gewöhnliche Magier ver-

mag durch seine Künste die Einbildungskraft nur mit leeren Bildern zu erfüllen, er gibt nur Schein statt Wirklichkeit. Der Theurg dagegen, der seine Seele zur Gleichheit mit den Göttern erhebt, erreicht wirklich das, was er will.

Diese eigentümliche Lehre, namentlich der Unterschied zwischen der Theurgie, die mit Hilfe guter Geister wirkt, und der gewöhnlichen Magie, der Goëtie, deren Macht von den Dämonen stammt, gewann im Mittelalter grosse Bedeutung: dadurch entgingen die gelehrten Magier dem Schicksal der Hexen, verfolgt und vernichtet zu werden.

Die Astrologie.

Die alten Aegypter haben zugleich mit der Astronomie, die früh bei ihnen zur Blüte gelangte, auch die Astrologie entwickelt. Von der ältesten ägyptischen Astrologie wissen wir allerdings nicht viel; sie ist wahrscheinlich ähnlichen Charakters gewesen wie die chaldäische.

Aus der 19. oder 20. Dynastie (um 1200 v. Chr.) stammt ein Papyrus, der ein astrologisches Verzeichnis über glückliche und unglückliche Tage und zugleich Vorschriften über das, was man an solchen Tagen tun und nicht tun dürfe, enthält. Das Verzeichnis erstreckt sich über 3 Vierteljahre. Hier folge ein Abschnitt aus den Bestimmungen: „Thot (September): d. 21. keine Ochsen töten; d. 22. keine Fische essen oder salzen. Paophi (Oktober): d. 13. kein Gemüse essen; d. 22. sich nicht baden; d. 26. kein Haus gründen. Athyr (November): d. 5. kein Feuer anzünden und sich auch nicht ums Feuer kümmern; d. 19. nicht auf den Nil hinausfahren. Chojack (Dezember): d. 21. nicht spazieren gehen; d. 28. kein Wassertier essen. Tobi (Januar): d. 7. sich keinem Weibe zeigen; d. 24. ist ein glücklicher Tag, man muss Honigtrank trinken“ u. s. w.

Wie man zu diesen Vorschriften kam, ist schwer zu sagen; wahrscheinlich stehen dieselben in Verbindung mit der Mythologie: aus den vielen Legenden über die Götter zog man Schlüsse, dass es ratsam sei, zu bestimmten Zeiten sich gewisser Handlungen zu enthalten.

Diese alte Astrologie stand also wohl in einem nahen Verhältnis zur Religion; sicherlich haben auch ausschliesslich die Priester sich mit ihr beschäftigt. Im übrigen weiss man nur wenig über diese ältesten Formen der ägyptischen Astrologie.

Ein ganz anderes Gepräge jedoch erhielt die Astrologie, als die Griechen die Herrschaft in Aegypten erlangt hatten und das alexandrinische Museum, der geistige Sammelpunkt der alten Welt, errichtet war. An demselben wirkten zahlreiche berühmte Mathematiker, Physiker und Astronomen. Die bekanntesten unter ihnen waren v. Chr.: Euklid (um 300), Eratosthenes (geb. 275), Hipparch (um 160) und Heron (um das Jahr 100). Der berühmteste von allen Forschern Alexandriens aber war der Astronom Claudius Ptolemäus (um 150

n. Chr.), dessen Lehre vom Bau des Weltalls und der Bewegung der Himmelskörper der alten Zeit und dem Mittelalter bis zu Kopernikus hin als Dogma galt. Ptolemäus nahm an, dass die Erde sich unbeweglich im Mittelpunkte des Weltalls befinde. Um die Erde drehen sich acht Sphären; in den sieben innersten befinden sich die Planeten, an der äussersten sind die Fixsterne angebracht. Zu den Planeten gehören auch die zwei „Himmelslichter", Sonne und Mond. Die Reihenfolge dieser „Wandersterne" ist folgende: Der Erde zunächst dreht sich der Mond in der ersten Sphäre, dann folgt Merkur, Venus, die Sonne, Mars, Jupiter und Saturn. Mehr kannte man nicht.

Die alexandrinischen Astronomen waren vorzügliche Beobachter; sie bereicherten die Astronomie mit einer Reihe genauer Beobachtungen über die Bewegungen der Himmelskörper. Die Resultate dieser ein halbes Jahrtausend lang fortgesetzten Beobachtungen und die darauf fussenden Berechnungen sind niedergelegt in dem grossen Werke des Ptolemäus: „Megale Syntaxis" oder wie es in den arabischen Uebersetzungen heisst: „Tabrir al magesthi" [1]), wovon das jetzt gewöhnliche Wort: „Almagest" eine Abkürzung ist. Aber neben diesen streng wissenschaftlichen Untersuchungen betrieben die alten alexandrinischen Astronomen auch die gelehrte Astrologie, mit der sich fast alle hervorragenden Männer im Altertum und Mittelalter beschäftigt haben, und die auch in unseren Tagen wieder Anhänger findet. Eine eigentliche Geheimwissenschaft aber ist diese Astrologie nie gewesen; denn man besitzt von Ptolemäus' Zeit her, ja vielleicht von seiner eignen Hand, ein Werk, in dem die Hauptlehren der Wissenschaft gesammelt sind. Aber da das Studium der Astrologie bedeutende Vorkenntnisse und verschiedene Instrumente erforderte, die schwerlich jedem zu Gebote standen, so wird sich immer nur eine beschränkte Anzahl von Forschern damit beschäftigt haben.

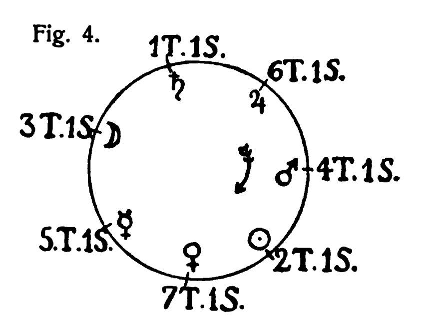
Der Grundgedanke der ägyptischen Astrologie ist derselbe wie der der chaldäischen, nämlich dass die Sterne und namentlich die Planeten, zu denen auch Sonne und Mond gehören, auf alles, was geschieht, einen Einfluss ausüben. Deshalb war es von der grössten Bedeutung zu wissen, welcher Planet in jedem einzelnen Zeitpunkt „die Herrschaft" hatte. In der ältesten Zeit bestimmte man das in der Weise, dass man annahm, ein jeder Planet beherrsche eine Stunde des Tages.

Die erste Stunde des ersten Tages gehörte dem äussersten Planeten, Saturn, die zweite dem zweitäussersten, Jupiter u. s. f. Mit Hilfe nebenstehender Figur kann man bequem den herrschenden Planet in jeder be-

[1]) magesthi = dem griech. megiste syntaxis tes astronomias; al der arab. Artikel.

liebigen Stunde einer ganzen Woche bestimmen. Die Planeten sind hier in einem Kreise aufgezeichnet, und zwar in der Reihenfolge, wie man sie sich um die Erde angebracht dachte. An Stelle der Namen der Planeten sind deren Zeichen gesetzt, alte Hieroglyphen, mit denen die Astrologen bequemlichkeitshalber die Himmelskörper zu bezeichnen pflegten: Saturn ♄, Jupiter ♃, Mars ♂, die Sonne ☉, Venus ♀, Merkur ☿ und den Mond ☽. Stellt man nun den Saturn ♄ zu oberst im Kreise, so beherrscht er die erste Stunde des ersten Tages. Geht man dann von hier aus in der Richtung des Pfeiles weiter wie der Zeiger der Uhr, so bekommt ♃ also die 2. Stunde, ♂ die 3. u. s. w. Die 8. Stunde gehört wieder ♄, desgleichen die 15. und 22., die 23. gehört also wiederum ♃, die 24. ♂, die 25., oder mit anderen Worten: die erste Stunde des zweiten Tages gehört der Sonne ☉. Geht man nun in derselben Weise weiter, so findet man, dass die 1. Stunde des 3. Tages dem ☽ gehört, die des 4. Tages dem ♂, die des 5. Tages dem ☿, die des 6. Tages dem ♃ und endlich die des 7. Tages der ♀. Der Tag wurde nach dem benannt, der die erste Stunde beherrschte; der 1. Tag hiess also Saturnstag, Samstag, auf Englisch Saturday. Der 2. Tag ist der Tag der Sonne, Sonntag (Sunday), der 3. der des Mondes, Montag (dies lunae, franz. lundi), der 4. Tag der des Mars (franz. mardi), der 5. Tag der des Merkur (franz. mercredi), der 6. der des Jupiter (dies Jovis, franz. jeudi) und endlich der 7. der der Venus (dies Veneris, franz. vendredi). Wir finden also in den europäischen Sprachen noch Spuren dieser alten astronomischen Lehre von der Herrschaft der Planeten über die einzelnen Tage und Stunden.

Fig. 4.



Wie weit die alexandrinische Astrologie im 2. Jahrh. n. Chr. entwickelt war, ersehen wir aus einem noch existierenden Werke, das gewöhnlich: „Quadripartitum Cl. Ptolemaei“ (vier Bücher des Ptolemäus) benannt wird.

Ob das Werk von Ptolemäus selber geschrieben ist, erscheint fraglich. Da es aber schon von alten arabischen Autoren als von Ptolemäus verfasst zitiert wird und an vielen Punkten unzweifelhaft auch die Keime zu den astrologischen Lehren enthält, die von Arabern und Europäern im Mittelalter entwickelt wurden, so stammt es jedenfalls aus der griechischen Periode Alexandriens. Dass es in Aegypten verfasst ist, geht aus vielen Einzelheiten des Werkes selbst hervor; wir sind deshalb berechtigt, es als eine authentische Darstellung der gelehrten ägyptischen Astrologie anzusehen, wie sie gegen Schluss des Altertums bestand. Wir wollen im folgenden diese Wissenschaft in kurzen Zügen schildern.

„Zwei Dinge,“ sagt Ptolemäus, „sind namentlich notwendig, um in die astrologischen Vorherbestimmungen einzudringen. Erstens muss man die Stellung der Sonne, des Mondes und der beweglichen Sterne zueinander und zur Erde kennen, desgleichen die Bedeutung und Macht dieser Stellungen. Zweitens muss man wissen, welche Ver-

änderungen in den ihnen untergeordneten Dingen durch die natürlichen Eigenschaften dieser Stellungen der Sterne hervorgerufen werden. Der erste Zweig dieser Wissenschaft ist schon an und für sich der Behandlung wert, selbst wenn man nicht durch Verbindung mit dem zweiten Zweig zu den Vorherbestimmungen selber gelangt. Der zweite Zweig dagegen ist weniger vollkommen und zuverlässig; er soll indes hier so behandelt werden, wie er gewöhnlich dargestellt wird."

Für uns hat „der erste Zweig" natürlich das grösste Interesse, weil er die ganze theoretische Grundlage der Astrologie enthält; aus demselben ersehen wir, wie man sich den Einfluss der Sterne auf die irdischen Dinge dachte. Die Theorie hiervon ist nun keineswegs willkürlich aus der Luft gegriffen, sondern vielmehr eine einfache und natürliche Erweiterung der damaligen Physik. Aristoteles hatte nachgewiesen, dass jedes Ding eine oder mehrere von den 4 Grundeigenschaften: Wärme, Trockenheit, Kälte und Feuchtigkeit besitze. Diese Lehre wandte man nun auch auf die Planeten an, denen man aus mehr oder weniger sonderbaren Gründen diese Eigenschaften in verschiedener Stärke zuschrieb; und da die Wirkungen eines Dinges durch seine Eigenschaften bestimmt sind, so musste man auch annehmen, dass jeder einzelne Planet je nach den Eigenschaften, die man ihm beigelegt hatte, auf die Erde einwirkte.

Ueber die Eigenschaften und die damit verbundenen Wirkungen der Planeten schreibt Ptolemäus so: „Man muss darauf achten, dass die Sonne infolge ihrer Natur die Wirkungen der Wärme und in geringem Grade auch die der Trockenheit hat. Dieses merken wir mit unseren Sinnen an der Sonne viel leichter als an den übrigen Himmelskörpern infolge ihrer Grösse und infolge der Deutlichkeit, mit der die Einwirkung sich im Laufe der Zeit (eines Jahres) verändert. In demselben Grade wie die Sonne sich dem Punkte nähert, der senkrecht über unserem Haupte steht (Zenit), desto mehr treten ihre Wirkungen hervor."

„Der Mond macht feucht, dadurch dass er der Erde, von der feuchte Dämpfe emporsteigen, am nächsten ist. So macht er die ihm unterliegenden Dinge weich und bringt sie zum Faulen. Wegen seiner Aehnlichkeit mit der Sonne, als Abbild der Sonne, hat er auch die Gabe zu erwärmen."

„Saturn ist der Stern, der am meisten Kälte bringt; aber er trocknet auch nur in geringem Grade aus. Dieses ist ganz natürlich, da er am weitesten von der Wärme der Sonne und der Feuchtigkeit der Erde entfernt ist. Seine Kräfte, sowie die der übrigen Sterne, sind übrigens auch abhängig von ihren Stellungen zu Sonne und Mond."

„Jupiter ist der milde Stern. Er steht mitten zwischen dem kalten Saturn und dem heissen, drückenden Mars. Er macht warm und feucht, aber da die wärmebringende Kraft überwiegt, so gehen die fruchtbar machenden Winde von ihm aus."

„Mars trocknet aus und brennt, ebenso wie seine Farbe die des Feuers ist (er ist rot). Er ist in der Nähe der Sonne, deren Kreis innerhalb seiner Sphäre liegt."

„Venus hat in bezug auf Milde Aehnlichkeit mit Jupiter, aber der Grund dazu ist ein anderer. Denn da sie in der Nähe der Sonne ist, wärmt sie etwas, aber viel mächtiger ruft sie Feuchtigkeit hervor, ebenso wie der Mond, weil sie mit Hilfe dieses grossen Lichtes (des Mondes) die Feuchtigkeit aus den nächsten Stellen der Erde anzieht."

„Merkur trocknet aus und nimmt bisweilen in nicht geringem Grade Feuchtigkeit auf, weil er nicht weit von der Sonne ist. Bisweilen macht er jedoch auch feucht, weil er nahe bei der Erde ist, der nächste ausserhalb des Mondkreises."

Aus diesen angenommenen Eigenschaften schloss man nun geradezu, dass einige Planeten glückbringend, andere unheilbringend seien.

„Die Alten berichten alle, dass Jupiter, Venus und der Mond die wohltätigen Sterne sind, weil sie von milder Natur sind und die meiste Wärme und Feuchtigkeit haben. Die unheilbringenden Sterne sind Saturn und Mars, welche entgegengesetzte Natur und Wirkung haben, weil der eine sehr kalt, der andere dagegen brennend heiss ist. Zwischen diesen beiden Gruppen stehen Sonne und Merkur, welche an beiden Naturen teilhaben, da ihre Wirkungen dieselben sind, wie die der Sterne, mit deren Eigenschaften sie übereinstimmen."

Man beschränkte sich übrigens nicht darauf, aus den Grundeigenschaften der Planeten Schlüsse auf deren mehr oder weniger günstige Einwirkung auf die Erde zu ziehen; vielmehr leitete man ihre ganze Natur aus diesen Eigenschaften ab.

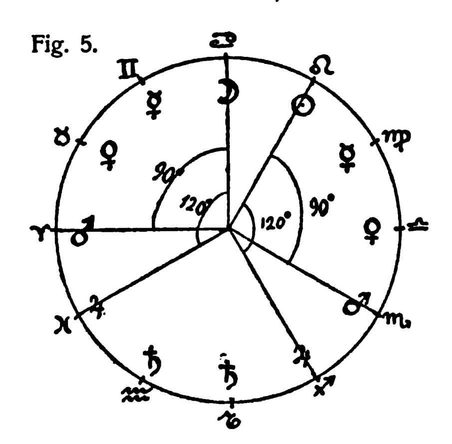
Als ein Beispiel hierfür möge das dienen, was Ptolemäus über das Geschlecht der Planeten schreibt: „Die Sterne werden in männliche und weibliche eingeteilt. Weiblich sind die, bei denen die Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit überwiegt; denn diese tritt bei dem weiblichen Geschlecht am deutlichsten hervor; die übrigen sind männlich. Venus und der Mond werden deshalb weiblich genannt, weil die Feuchtigkeit bei ihnen vorherrschend ist; Saturn, Jupiter und Mars dagegen sind männlich. Merkur gehört zu beiden Gruppen, da derselbe die Wirkungen der Feuchtigkeit und der Trockenheit in gleichem Masse besitzt."

Aus der Natur der Planeten folgt nun die Bedeutung aller anderen astronomischen Bestimmungen, so z. B. der Jahreszeiten. Das Frühjahr ist feucht, der Sommer erwärmend, der Herbst austrocknend, der Winter kältebringend. Auch die vier Himmelsgegenden haben ihre Eigenschaften, welche von der Stellung der Sonne abhängig sind. Der Osten ist austrocknend, weil die Sonne, wenn sie hier steht, die Feuchtigkeit, die sich nachts gebildet hat, auszutrocknen beginnt. Der Süden ist erwärmend, weil die Sonne im Süden am höchsten steht. Der Westen ist feucht; die Sonne beginnt dann die Feuchtigkeit abzugeben, die sich tagsüber gebildet hat. Der Norden ist kalt, weil die Sonne hier am weitesten von der Mitte des Himmels entfernt ist.

Wir kennen so die Natur der Planeten, sowie die Wirkungen, welche sie gemäss derselben hervorrufen. Indes wirkt ein Planet nicht immer gleich stark auf die irdischen Dinge ein. Sein Einfluss ist wesentlich abhängig von seiner jeweiligen Stellung am Himmel. Man hatte schon früh beobachtet, dass alle beweglichen Himmelskörper ungefähr denselben Kreis am Himmel beschreiben. Diesen Kreis, den sogen. Tierkreis, teilte man in 12 gleich grosse Teile, die zwölf Himmelszeichen, ein; diese erhielten ihre Namen nach dem Sternbilde, mit dem sie gerade zusammenfielen. Ihre Namen und die dafür gebräuchlichen Hieroglyphen waren folgende: Widder ♈, Stier ♉, Zwillinge ♊, Krebs ♋, Löwe ♌, Jungfrau ♍, Wage ♎, Skorpion ♏, Schütze ♐, Steinbock ♑, Wassermann ♒ und Fische ♓. Mit der Tag- und Nachtgleiche tritt die Sonne in das Zeichen des Widders und durchläuft dann die Zeichen in obiger Reihenfolge.

Die Astrologen fanden nun aus Gründen, die wir gleich näher kennen lernen werden, dass gewisse besondere Verbindungen zwischen den Planeten und den einzelnen Himmelszeichen bestanden; die grössere oder geringere Bedeutung eines Planeten schien ihnen nun davon abhängig, ob er in einem gegebenen Augenblick sich in dem Zeichen befand, mit dem er in besonderem „Verhältnis" stand. Ptolemäus gibt fünf derartige „Verhältnisse" an: die Häuser, die Dreiecke, das Aufsteigen, die Masse und die Gesichter, welche gemeinschaftlich den „wesentlichen Wert" eines Planeten (dignitates essentiales) in jedem Augenblick bestimmten. Ptolemäus schreibt über diese wunderliche Lehre: „Die Planeten haben ihre besondere Bedeutung durch ihre Oerter oder „Häuser", wie man sie nennt, womit die Teile des Tierkreises, die ihnen zugehören, gemeint sind. Der natürliche Grund hierzu ist folgender.

Fig. 5.



Zwei von den zwölf Zeichen sind unserem vertikalen Punkte, dem Zenit, am nächsten, deshalb rufen sie Hitze hervor; das ist der Krebs ♋ und der Löwe ♌. In diesen beiden wohnen deshalb die beiden grössten und wichtigsten Himmelskörper, die Sonne und der Mond. Namentlich gehört ♌ der Sonne, weil beide männlich sind; ♋ dagegen gehört dem Monde, weil er weiblich ist. Deshalb wird auch der Halbkreis vom Löwen ♌ bis zum Steinbock ♑ als der solare, von ♋ bis zu Wassermann ♒ als der lunare bezeichnet. (Vgl. Fig. 5, in welcher die Himmelszeichen ausserhalb, die

Planeten innerhalb des Kreises durch die betreffenden Zeichen angedeutet sind). Da nun Saturn ♄ der kälteste aller Himmelskörper ist, so erhält er die Plätze, die der Sonne und dem Monde entgegengesetzt sind, nämlich ♑ und ♒, Zeichen, die denn auch infolge ihrer entgegengesetzten Stellung kalt und winterlich sind. Dem Jupiter ♃, der milder Natur ist und in der Reihenfolge der Planeten vor dem Saturn steht, werden zwei Zeichen beigegeben, welche dem Saturn am nächsten sind, nämlich Schütze ♐ und Fische ♓, welche die Fruchtbarkeit bezeichnen. Diese Häuser bilden mit den Plätzen, welche die grossen Himmelslichter ☉ und ☽ innehaben, einen Winkel von 120°, d. h. den 3. Teil eines Kreises; solche Figur ist deshalb eine glückliche. Dem Jupiter folgt Mars ♂, der austrocknende; dieser erhält deshalb die zwei Zeichen, welche dieselbe Natur wie er haben, nämlich Skorpion ♏ und Widder ♈. Sie bilden einen rechten Winkel mit den Himmelslichtern, d. h. den 4. Teil eines Kreises; diese Figur bedeutet deshalb Verderben. Venus ♀, die dem ♂ folgt, erhält dann die nun folgenden Zeichen Wage ♎ und Stier ♉, die den 6. Teil eines Kreises mit ☉ und ☽ bilden; diese Figur ist demnach günstig. Merkur endlich erhält die beiden letzten Zeichen, Zwillinge ♊ und Jungfrau ♍."

Noch sonderbarer als diese Lehre des Ptolemäus von den Häusern ist seine Entwicklung von den Dreiecken der Planeten.

„Das gleichseitige Dreieck ist von allen Figuren diejenige, welche am meisten in sich selber übereinstimmt. Die zwölf Plätze des Tierkreises werden in 4 solche gleichseitige Dreiecke eingeteilt. Die Ecken des ersten sind Widder ♈, Löwe ♌ und Schütze ♐, die 3 männlichen Zeichen, die Häuser für ♂, ☉ und ♃. Dieses Dreieck wird der ☉ und dem ♃ zugelegt, indem ♂ infolge seiner entgegengesetzten Natur ausgeschlossen wird. In bezug auf die Leitung des Dreiecks hat ☉ die Herrschaft am Tage, ♃ die in der Nacht. Dieses Dreieck ist auch das nördlichste infolge der Herrschaft des ♃, da ♃ ebenso wie die nördlichen Winde die Fruchtbarkeit hervorruft[1]). Aber da ♂ auch sein Haus in einem der Zeichen dieses Dreiecks hat, so mischt sich der Südwestwind mit dem Nordwind. Die Ecken des 2. Dreiecks sind Stier ♉, Jungfrau ♍ und Steinbock ♑, die drei weiblichen; es wird dem ☽ und der ♀ beigelegt. Gemäss der Herrschaft der ♀ ist dieses Dreieck das südlichste, da dieser Planet durch die Kraft seiner Wärme und Feuchtigkeit diese Winde beherrscht. Auf Grund von Saturns Herrschaft im ♑ kommen aber auch östliche Winde hinzu. Das 3. Dreieck hat Wage ♎, Wassermann ♒ und Zwillinge ♊ als Ecken und

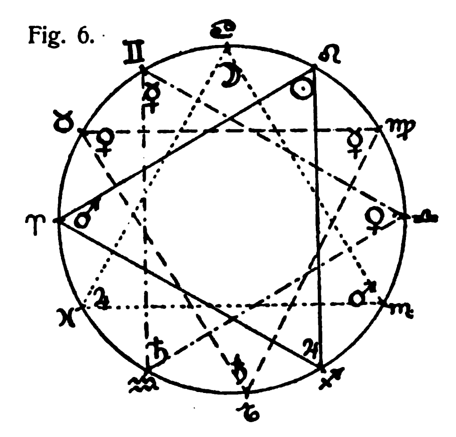


Fig. 6.

[1]) Der Umstand, dass die nördlichen Winde als die fruchtbaren bezeichnet werden, weist deutlich darauf hin, dass diese ganze Wissenschaft sich an der Nordküste von Afrika entwickelt hat, da die südlichen Wüstenwinde die Pflanzenwelt daselbst vernichten. Man sieht daraus auch, wie willkürlich und zufällig alle diese Bestimmungen sind.

wird dem ♄ und ☿ beigelegt. Wegen des ♄ ist es das östlichste. Das 4. Dreieck endlich wird dem ♂ beigelegt und ist deshalb das austrocknende, südwestliche."

Vom „Auf- und Niedersteigen" der Planeten heisst es bei Ptolemäus, dass die Begründung dieses Verhältnisses der Planeten folgender Art sei:

„Wenn die Sonne in das Zeichen des Widders ♈ gekommen ist[1]), steigt sie hinauf auf die nördliche Halbkugel und bleibt da, bis sie sich im Zeichen der Wage ♎ wieder senkt und auf die südliche hinabgeht; deshalb sagt man nicht unpassend, dass die Sonne ihr „Aufsteigen" im Widder hat, wo die Tage lang werden und die lebenbringende Wärme ausströmt. Aus dem entgegengesetzten Grunde hat sie ihr „Niedersteigen", wie man sagt, im Zeichen der Wage. Saturn, der seiner Natur nach der Sonne ebenso wie ihren Häusern entgegengesetzt ist, hat sein Aufsteigen in der Wage ♎ und sein Niedersteigen im Widder ♈. Denn wo die Wärme beginnt, muss die Kälte notwendig verschwinden; und umgekehrt, wo diese zunimmt, muss jene abnehmen. Ferner: Wenn der Mond nach seinem Zusammentreffen mit der Sonne im ♈[2]) erst im Zeichen des Stiers ♉, dem Hauptzeichen seines Dreiecks, sichtbar wird und zunimmt und sich gleichsam wieder erhebt, so hat er, wie man sagt, sein Aufsteigen im ♉ und sein Niedersteigen im entgegengesetzten Zeichen, dem Skorpion ♏. Aber da Jupiters ♃ Macht sich im Hervorrufen der nördlichen Winde zeigt, die vom Krebs ♋ im Norden ausgehen, so erfolgt in diesem Zeichen das Aufsteigen des ♃, und sein Niedersteigen im Steinbock ♑. Mars ist von Natur stets heiss, namentlich aber im ♑, weil er hier der Erde am nächsten ist. Deshalb erfolgt im ♑ sein Aufsteigen und im ♋ sein Niedersteigen, entgegengesetzt dem ♃. Danach folgt Venus, die beim Hervorrufen der Feuchtigkeit besonders wirksam ist; und da sie diese Wirksamkeit besonders im Zeichen der Fische ♓ hat, woher die Feuchtigkeit des Frühjahrs stammt, so wird das Aufsteigen in dieses Zeichen und das Niedersteigen in das der Jungfrau ♍ verlegt. Endlich muss der austrocknende Merkur sein Aufsteigen in der Jungfrau ♍ und sein Niedersteigen in den ♓ haben, im Gegensatz zu Venus."

Auf das 4. wesentliche Verhältnis der Planeten, die M a s s e, brauchen wir nicht näher einzugehen, da sie, wie Ptolemäus selbst sagt, sich eigentlich nicht vollständig begründen lassen. Man verstand darunter die Teile der einzelnen Himmelszeichen, die jeder Planet beherrschte. Da die 12 Zeichen zusammen einen Kreis, d. h. 360°, ausmachen, so bleibt für jedes Zeichen 30°. Man nahm nun an, dass jeder bewegliche Stern — die „Himmelslichter" wurden nicht mitgerechnet — über eine gewisse Anzahl Grade in jedem Zeichen Herr war, und die Anzahl dieser Grade bildete das „Mass" des Planeten in Zeichen. Indes lag kein vernünftiger Grund weder für die Grösse der Masse, noch für ihre Reihenfolge innerhalb der einzelnen Zeichen vor; Ptolemäus führt sogar 2 ziemlich voneinander abweichende

---

[1]) Die Sonne durchläuft im Frühjahr die Zeichen des Widders, Stiers und der Zwillinge, im Sommer die des Krebses, Löwen und der Jungfrau, im Herbst die der Wage, des Skorpions und Schützen, im Winter die des Steinbockes, Wassermannes und der Fische.

[2]) Das Zusammentreffen der Sonne mit dem Mond = Neumond. Ist am Schluss des ♈ Neumond gewesen, so wird der Mond erst im Zeichen des ♉ sichtbar.

Tabellen, die sogen. ägyptische und die chaldäische über dieselben an. So sind z. B. die Masse der Planeten im Zeichen des Stieres

nach den Chaldäern: ♀ 0—8 ☿ 8—15 ♃ 15—22 ♄ 22—26 ♂ 26—30
nach den Aegyptern: ♀ 0—8 ☿ 8—14 ♄ 14—22 ♃ 22—27 ♂ 27—30.

Was endlich die „*Gesichter*“ betrifft, so liegt hier eine ähnliche Einteilung vor, indem jedes Himmelszeichen in 3 gleich grosse Teile geteilt wurde; jeder dieser Teile war seinem Planeten unterworfen. Diese Einteilung spielt indes nur eine unbedeutende Rolle.

Die *astrologischen Vorherbestimmungen*, welche Ptolemäus in den drei letzten Büchern seines Werkes behandelt, sollen hier nur kurz berührt werden. Dieser Zweig der Wissenschaft ist bei ihm noch ziemlich unentwickelt; er wurde später von den Arabern oder Europäern in ein wesentlich besseres System gebracht, weshalb wir ihn dann besprechen wollen. Indes hat die Darstellung des Ptolemäus auch auf diesem Gebiete doch ein besonderes Interesse gegenüber der der späteren Astrologen. Ptolemäus gibt nämlich für seine Annahmen Gründe an, während alle seine Nachfolger sich fast ausnahmslos mit der Darstellung der Methoden begnügen und sich im übrigen auf ihn berufen. Diese Begründung der Vorherbestimmungen ist nun folgender Art.

In der Einleitung geht Ptolemäus von der Tatsache aus, dass die leibliche und seelische Natur der Völker in hohem Grade von der Stellung ihres Landes zur Sonne abhängig ist. „Die, welche weit im Süden wohnen, sind von der Sonne gleichsam schwarz gebrannt, ihr Haar ist schwarz und kraus, und sie sind von Natur sehr heissblütig infolge der Länge des Sommers. Diejenigen dagegen, welche hoch im Norden wohnen, sind weiss, ihr Haar ist hell, und ihre Natur ist sehr kühl infolge der Länge des Winters.“ Daraus lernen wir also, welchen Einfluss die höhere oder niedrigere Stellung der Sonne auf die Bewohner der verschiedenen Länder hat. Aber auch die Eigenschaften der Völker sind abhängig von vielfachen Beziehungen der Sterne unter sich. Man teilt die Erde in 4 Teile ein, einen nördlichen, südlichen, östlichen und westlichen, ebenso wie man den Tierkreis in 4 Dreiecke teilt. Jedes dieser Dreiecke beherrscht einen Teil der Erde. Wir sahen oben, dass das erste Dreieck wegen der Herrschaft des Jupiter und Mars von Natur das nördlichste und westlichste ist; es beherrscht darum den nordwestlichen Teil der Erde, d. h. Europa. In ähnlicher Weise hat ein jedes der anderen Dreiecke einen Teil der Erde unter sich. Ein jedes der drei Zeichen, die ein Dreieck bestimmen, hat nun wiederum seinen Anteil an dem Ländergebiet, das dem Dreieck unterliegt, und dadurch werden die Eigenschaften der Bewohner bestimmt. So stehen die kalten und kriegerischen Germanen unter der Herrschaft des Widders und Mars, die Italiener dagegen unter der des Löwen und der Sonne, weshalb dieselben von Natur hitziger sind. — Auf diese Weise gibt Ptolemäus ein vollständiges Verzeichnis über alle im Altertum bekannten Völker und leitet ihre Natur von den Himmelszeichen und Planeten ab, unter deren Herrschaft sie stehen. Dies Verzeichnis hat jedoch zu geringes Interesse für uns, um näher darauf einzugehen.

Die astrologischen Vorherbestimmungen betrafen teils Länder und Städte, teils einzelne Personen. Für die Länder und Städte waren namentlich die Sonnen- und Mondfinsternisse von Bedeutung. Die Voraussage bezog sich namentlich auf den Punkt der Erde, welcher mitten in der Finsternis lag, und von der Dauer derselben und von dem Himmelszeichen, in dem die Sonne sich im Augenblicke der Finsternis befand, zog man Schlüsse auf zukünftige Begebenheiten. Vor allem kam es darauf an zu bestimmen, welcher Planet während der Finsternis die Herrschaft hatte; dieselbe gehörte dem Planeten an, welcher dem verfinsterten Himmelslichte am nächsten stand und die meisten Beziehungen zu den andern Himmelskörpern hatte. Weil nun jeder Planet, wie oben besprochen, eine bestimmte günstige oder ungünstige Natur hatte, so übte der jeweilig herrschende Planet einen Einfluss darauf aus, ob eine Begebenheit glücklich oder unglücklich für das Land werden würde.

Da die Sterne durch ihre Stellung alles beeinflussen, so sind sie auch für den einzelnen Menschen namentlich in dem Augenblick, wo er das Licht der Welt erblickt, von grösster Bedeutung; man kann nämlich aus ihrer Konstellation in der Geburtsstunde das ganze zukünftige Leben des Menschen vorherbestimmen. Darauf beruht die Lehre vom „aufsteigendem Grad“ oder „Horoskop“. So nannte man diesen Zweig der Astrologie, weil die Wahrsagungen ein vollständiges Bild des Sternenhimmels zur Zeit der Geburt erforderten; aber das Aussehen desselben ist bekannt, wenn man nur den Grad des Tierkreises, der gerade am Horizont aufsteigt, kennt. Weiss man nun genau die Stunde der Geburt, so macht die Bestimmung des aufsteigenden Grades keine Schwierigkeit. Weil man aber damals keine zuverlässigen Uhren hatte, lag die Schwierigkeit eben darin, das „Horoskop“ zu stellen, d. h. den Zeitpunkt zu bestimmen. Davon hat nun die ganze Lehre von der „Nativität“, der Schicksalsbestimmung des Neugeborenen, ihren Namen erhalten.

Die Alchimie.

In den ägyptischen Mumiengräbern hat man auch Papyrusrollen alchimistischen Inhalts gefunden; sie werden in der Bibliothek in Leyden aufbewahrt und sind die ältesten alchimistischen Schriften, die man kennt. Einige sind in ägyptischer, andere in griechischer und nur wenige in beiden Sprachen abgefasst. Ausserdem gibt es in verschiedenen europäischen Museen, namentlich in Paris, eine ganze Reihe griechischer Manuskripte ähnlichen Inhalts. Das älteste derselben, das sogen. „Manuskript des heiligen Markus“, stammt aus

dem elften Jahrhundert n. Chr., die meisten anderen sind Kopien sehr alter Werke. Einige haben einen so ausgesprochen heidnischen Charakter, dass die Originale, von denen sie abgeschrieben sind, spätestens im 2. Jahrhundert n. Chr. verfasst sein können. Dem französischen Chemiker Berthelot gebührt das Verdienst, vor etwa 10 Jahren die wichtigsten dieser alten Dokumente durchgearbeitet und die Hauptlehrsätze veröffentlicht zu haben. Wir geben hier seine Darstellung vom Ursprung und der ersten Entwicklung der Alchimie in kurzen Zügen wieder.

In bezug auf den Ursprung der Alchimie muss man einen Unterschied machen zwischen den Sagen, welche die alten Manuskripte überliefern, und der wirklichen Entstehung, wie man sie nach vorliegenden Tatsachen wohl annehmen darf. Die Alchimisten haben nämlich dasselbe Verfahren angewandt wie die Kabbalisten: um der Wissenschaft einen höheren Wert zu verleihen, und dadurch leichter Eingang zu verschaffen, haben sie ihr göttlichen Ursprung beigelegt und ihre Entstehung in Mythen gehüllt. Da diese Mythen uns aber auch Aufschluss über den wirklichen Ursprung geben, beginnen wir mit denselben.

Alle Quellen, die die Entstehung der Alchimie besprechen, berichten einstimmig, dass Hermes Trimegistos („der dreimal Grosse") ihr Vater sei. Hermes ist der griechische Name für Thot, den Gott der Weisheit bei den Aegyptern. Nach ihm hiess die Wissenschaft deshalb die „hermetische". Er soll 20000, nach anderen sogar 36525 Werke darüber geschrieben haben. Eines der ältesten derselben hatte angeblich den Titel „Chena", woraus der Name Chemie entstanden sein soll. Die Araber setzten den Artikel „al" davor, und so entstand die Bezeichnung „Alchemie" [1]), wie wir sie noch für die Goldmacherkunst gebrauchen.

Die hermetischen Schriften scheinen wirklich existiert zu haben, wenn auch nicht in so grosser Zahl, wie die Sagen berichten. Wie diese Literatur entstanden ist, werden wir später besprechen. Da nichts mehr davon vorhanden ist, kann man nur Vermutungen über ihren Inhalt aufstellen. Wahrscheinlich haben die Schriften nicht bloss die Alchimie, sondern auch die übrige „Weisheit" der Aegypter behandelt; so rechnen einige das oben besprochene „Totenbuch" und „den magischen Papyrus Harris" mit zu den hermetischen Schriften. Man weiss von den alchimistischen Werken, dass sie nicht ausschliesslich Alchimie, d. h. Rezepte für Metallverwandlungen, enthielten, sondern auch Beschwörungen und astrologische Tabellen. Dadurch erklärt es sich zum Teil, dass sie im Laufe der Zeit zugrunde gegangen sind. Mehrere christliche Kaiser aus der Römerzeit verfolgten näm-

[1]) „Alchemie" oder „Alchimie, Alchymie", ist nach anderen abzuleiten vom arab. al-kimia und dieses wieder vom griech. chemeia = chymeia von chymot Saft, Flüssigkeit.

lich mit grossem Eifer die Magie und liessen alle magischen Werke, die sie auftreiben konnten, verbrennen. So verfielen auch die alchimistischen Schriften wegen ihrer magischen Formeln demselben Schicksal.

In mehreren der noch existierenden Papyrusrollen und griechischen Manuskripte kommen verschiedene Sätze vor, die dem Hermes zugeschrieben werden. Einer dieser alchimistischen Hauptlehrsätze lautet so: „Wenn du nicht den Körpern ihren körperlichen Zustand nimmst, und wenn du die körperlosen Substanzen nicht in Körper umbildest, wirst du nicht erreichen, was du erwartest.“ Der Sinn dieser dunklen Rede ist nach Berthelots Erklärung der: Wenn man den Metallen nicht ihren metallischen Zustand (durch Auflösen, Oxydation u. s. w.) nimmt, und wenn man die Metalle nicht aus den nicht metallischen Stoffen gewinnt, so wird die Metallverwandlung nicht gelingen.

Eine andere Formel, welche ebenfalls Hermes zugeschrieben wird, ist die mystische Anrufung, die die Alchimisten gebrauchten: „Weltall, lausche meiner Stimme; die Erde öffne sich; die Menge der Gewässer öffne sich vor mir! Bäume, zittert nicht, ich will den Herrn preisen, Ihn, der alles und der Eine ist. Der Himmel öffne sich, und die Winde schweigen, alle meine Gaben loben ihn, der alles und der Eine ist.“ Eine andere magische Tafel, das sogenannte „Hermes-Instrument“, diente dazu, den Ausgang von Krankheiten vorherzusagen; auch sie soll nach der Aussage der späteren Alchimisten von Hermes stammen. Weiter ist uns aber nichts bekannt über seine Tätigkeit.

Unter den mystischen Begründern der Alchimie werden auch Agathodämon oder Cnouphi, der ägyptische Gott der Heilkunde, und Isis genannt. Danach hat die Wiege der Wissenschaft wohl unzweifelhaft in Aegypten gestanden.

Ausserdem erwähnen unsere Quellen auch eine Reihe wirklicher historischer Personen als Alchimisten und Verfasser auf diesem Gebiete. Die meisten griechischen Philosophen, Thales, Heraklit, Demokrit, Plato und Aristoteles werden so zu Alchimisten gemacht. Indes hat keiner von diesen eine Arbeit über Alchimie hinterlassen, und es ist deshalb wohl wahrscheinlich, dass diese Männer erst später zu Alchimisten gestempelt worden sind, um die Wissenschaft mit ihren Namen zu zieren. Der einzige, der, wie man mit einem gewissen Recht vielleicht annehmen darf, alchimistischen Schriften nahe gestanden hat, ist Demokrit, d. h. derjenige von den griechischen Philosophen, dessen Lehren in mehrfacher Beziehung mit den modernen Anschauungen am meisten verwandt sind.

Er starb im Jahre 357 v. Chr., und man weiss, dass er in Chaldäa und Aegypten umhergereist ist; die Tradition erzählt ausserdem, dass er in die ägyptische Magie eingeweiht wurde. Unsere Quellen berichten nun, dass er ein Werk von vier Büchern über das Färben von Gold, Silber und Steinen und das Färben mit Purpur geschrieben habe. Ein solches Werk existiert wirklich; es ist in lateinischer Uebersetzung 1573 in Padua unter dem Titel „Democritii Abderitae de arte magna“ erschienen. Sein Inhalt ist in den alten griechischen Manuskripten häufig zitiert, so dass das Werk schon im Altertum

vorhanden gewesen sein muss; ausserdem erwähnt der älteste historische Alchimist Zozimes, am Schlusse des 2. Jahrhunderts n. Chr., Demokrit als eine alte Autorität. Es werden ihm noch verschiedene andere alchimistische Schriften zugeschrieben, von denen wir jetzt nichts mehr wissen; es existierte also offenbar schon zu Christi Zeit eine ganze Literatur, die unter Demokrits Namen ging. Ob er aber wirklich etwas davon verfasst hat, ist jetzt natürlich nicht mehr mit Sicherheit zu entscheiden.

Die ältesten Alchimisten, von denen wir unzweifelhaft echte Schriften besitzen, sind ausser dem genannten Zozimes noch Africanus im Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr., ferner Synesius und Olympiodorus im Anfang des 5. Jahrhunderts. Abschriften von den Werken dieser und anderer Männer finden sich in verschiedenen Bibliotheken und sind neben den ägyptischen Papyrusrollen die Quellen für unsere Kenntnis über den Ursprung der Alchimie; sie zeigen uns, welche chemischen Stoffe und Prozesse die Aegypter gekannt haben. Beglaubigt werden diese Zeugnisse dann noch durch die Gegenstände, welche man in den Mumiengräbern findet. Es ist nun nicht schwierig, aus diesem Material festzustellen, was den Glauben an die Goldmacherkunst veranlasste, welche Methoden die Alchimisten gebrauchten und welche Theorien sie aufstellten, um die Methoden zu erklären. Wir wollen jetzt in Kürze diese Fragen zu beantworten suchen.

Der Glaube an die Goldmacherkunst. Die Aegypter kannten schon von alter Zeit her mehrere Metalle, nämlich Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Blei. Während man die beiden edlen Metalle, Gold und Silber, rein in der Erde findet, kommen die anderen gewöhnlich nur als Erze, als Verbindungen mit anderen Metallen und Metalloiden vor, aus denen das Metall durch Schmelzen mit verschiedenen Zusätzen gewonnen wird. Diese Kunst müssen die Aegypter also teilweise verstanden haben. Aber da diese Metalle andererseits von manchen ihrer Verbindungen selbst für unser modernes technisches Verfahren nur sehr schwer zu trennen und rein darzustellen sind, so werden die Alten durch ihr Schmelzen das Metall nur selten rein erhalten haben, sondern meistens noch vermischt mit anderen Stoffen, also Legierungen mit anderen Eigenschaften und Farben als denjenigen der reinen Metalle. Weil Gold und Silber oft zusammen vorkommen, so erhielten sie beim Schmelzen derselben Elektrum oder Asem, mit Silber vermischtes Gold, dessen Farbe zwischen derjenigen der beiden Metalle liegt, und das leichter zu schmelzen und zu bearbeiten ist als das reine Gold. Beim Schmelzen von Kupfer und Zinn bekamen sie Bronze, die man giessen und härten kann, während dieses mit dem ungemischten Kupfer nicht möglich ist. Durch Mischung von Kupfer und Zink erhielten sie das gelbe Messing und das rotgelbe Tombak. Da es zu jener Zeit nun sozusagen unmöglich war, die oft nur geringen Beimischungen nachzuweisen, welche einem Metalle neue und wertvolle Eigenschaften geben, so lag die Annahme nahe, dass eine Verwandlung des Metalles selbst während des Schmelzens eintrete. Dieser Glaube wurde durch verschiedene Tatsachen, die man im Laufe der Zeit kennen lernte, bestärkt. So enthalten z. B. die Bleierze fast immer eine geringe Menge Silber. Wenn nun das gewonnene Blei an der Luft,

erhitzt wird, so verbrennt das Blei zu Bleiglätte und das beigemischte Silber bleibt zurück. Demjenigen nun, der nicht weiss, dass das Silber dort von Anfang an gewesen ist, muss es scheinen, als ob sich ein Teil des Bleies in Silber verwandelt hätte; und die Aegypter nahmen dies um so eher an, als Silber und Blei in Farbe, spez. Gewicht und anderen Eigenschaften einander nahe stehen. Mit Gold verhält es sich ähnlich. In der Natur kommt ein Mineral, eine arsenschwefelige Verbindung vor, das ganz die Farbe des Goldes hat. Die Alten nannten es deshalb „die Farbe des Goldes, Auripigment"; so heisst es noch jetzt. Dies Auripigment enthält mitunter ein wenig Gold, welches bei entsprechender Erhitzung zurückbleibt. Hier meinten sie wiederum eine Metallverwandlung zu sehen: das goldähnliche Auripigment verwandele sich unter dem Einfluss der Wärme teilweise in Gold.

Indessen sind nicht die Metalle alleine solcher Verwandlung fähig. Ein jeder Stoff, der einem anderen ähnlich ist, scheint bei zweckmässiger Behandlung mehrere von den Eigenschaften, die der andere besitzt, annehmen zu können. So erhält man z. B. bei der Herstellung von Glas, wenn man reine Stoffe gebraucht, ganz ungefärbte Glasmassen, die an Glanz Edelsteinen gleichen. Aber durch kleine Zusätze verschiedener Metalle wird die Glasmasse gefärbt, und jetzt unterscheidet sie sich von den natürlichen Edelsteinen nur durch das Fehlen derselben Härte. Auf diese Weise konnten die Aegypter schon in sehr alter Zeit künstliche Edelsteine herstellen, wie die häufigen Funde in den Mumiengräbern beweisen.

Alle diese „Verwandlungen" der Metalle und Edelsteine, welche die Chemiker unserer Zeit mit der grössten Sicherheit ausführen, weil sie wissen, worauf es ankommt, wurden anfangs natürlich rein zufällig von den Aegyptern entdeckt. Was man so fand, zeichneten die Priester, die Inhaber der Weisheit, als grosse Geheimnisse auf. So dürften die hermetischen Schriften wahrscheinlich entstanden sein; sie sind nicht von einem einzelnen, sondern sozusagen von der ganzen Priesterschaft durch zahlreiche Generationen hindurh verfasst worden. Deshalb ist die Zahl der Schriften im Laufe der Jahrhunderte so gross geworden; und da die einzelnen Werke die Namen ihrer Verfasser wohl nicht führten, wurde die ganze Reihe dem Hermes, d. h. der göttlichen Weisheit, zugeschrieben. Dass diese Darstellung von der Entstehung der Alchimie richtig ist, d. h. dass die metallurgischen Prozesse wirklich der Ausgangspunkt dafür waren, das scheint das angeführte Buch des Demokrit zu bezeugen; denn es handelt ja gerade von der Färbung der Metalle und Steine. Als aber erst der Glaube an die Möglichkeit der Metallverwandlungen festen Boden gewonnen hatte, arbeiteten die ägyptischen Priester begreiflicherweise eifrig daran, sichere Methoden für die Veredlung der Metalle zu finden. Je grösser die Zahl der wertvollen Eigenschaften aber ist, die ein Metall mit einem anderen gemeinsam hat, desto grösser ist auch, wie man glaubte, die Möglichkeit einer vollständigen Verwandlung. So sah man das gelbe Messing als „unvollkommenes" Gold an, Zinn als ein Mittelding zwischen Blei und Silber, weil dessen Farbe dem Silber ähnlicher ist. Eine Stange reinen Zinns gibt beim Biegen einen knirschenden Laut von sich, es „schreit". Nach der Meinung der Alten war dies der wesentlichste Unterschied zwischen Zinn und Silber, und das Bestreben ging deshalb hauptsächlich darauf aus, dem

Zinn sein „Geschrei" zu nehmen. Dies gelang auch, als man später das Quecksilber kennen lernte. Eine Verbindung von Quecksilber und Zinn ist schwer, silberglänzend und schreit nicht; hier war die „Verwandlung" des Metalles also durchgeführt. Selbstverständlich ist dies Zinnamalgam ebensowenig Silber, als Messing Gold; die neuen Stoffe haben nur gewisse äussere Eigenschaften mit den reinen Metallen gemeinsam; aber die Alten, welche keine Mittel besassen, um die Unterschiede genauer zu bestimmen, mussten natürlich glauben, dass die Verwandlung erfolgt sei.

Die alchimistischen Methoden. Eine Darlegung der chemischen Prozesse, welche die ägyptischen Alchimisten anwandten, würde zu viele Voraussetzungen erfordern, als dass wir hier näher darauf eingehen können. Im allgemeinen kann man nur sagen: nach den vorliegenden Schriften haben die Alten keine Methoden gekannt, die nicht jeder Chemiker der Jetztzeit auch kennt und anwendet. Infolge ihres Glaubens an Metallverwandlungen bedurften sie auch keiner besonderen Methode. Für sie kam es nur auf den äusseren Schein an; wenn 2 Metalle in Farbe, Härte, spez. Gewicht und anderen physikalischen Eigenschaften übereinstimmten, so betrachteten die alten Alchimisten sie als denselben Stoff; sie verstanden es ja auch gar nicht oder doch nur unvollkommen, die chemischen Eigenschaften der Körper zu untersuchen. Es ist im allgemeinen aber nicht schwer, die physikalischen Eigenschaften eines Metalles durch passende Mischungen verschiedener Metalle nachzuahmen; und es unterliegt deshalb auch kaum einem Zweifel, dass sie nur derartige Mischungen dargestellt haben. Allerdings taten sie das oft auf recht künstlichem Wege oder richtiger Umwege, weil sie sich über die richtige Methode selbst nicht klar waren. Dieses bezeugt auch die oben angegebene „hermetische Formel", das Körperliche unkörperlich und das Unkörperliche körperlich zu machen.

Die alchimistischen Theorien. Wie erklärten die Alchimisten sich nun diese Metallverwandlungen? In den ältesten Zeiten scheinen sie eine natürliche Erklärung für die Phänomene gar nicht gesucht zu haben. Sie standen erstaunt diesen rätselhaften Verwandlungen gegenüber, die nach ihrer Ansicht auf direktes göttliches Eingreifen zurückzuführen waren. Durch eigene Macht vermochte der Mensch derartiges nicht auszuführen, sondern nur durch göttlichen Beistand. Diese Auffassung erklärt auch die Tatsache, dass die ältesten alchimistischen Werke ebensoviele Beschwörungsformeln, Hymnen und Anrufungen als chemische Rezepte enthalten. Die Hilfe der Götter war das wichtigste. Als aber später die Astrologie — vielleicht durch Berührung mit den Chaldäern — weiter entwickelt war, wurden die Planeten das Zwischenglied zwischen den Göttern und den irdischen Ereignissen. Man nahm nun an, dass auch jedes der verschiedenen Metalle sich unter der Herrschaft seines Planeten auf der Erde entwickele. Aus jener Zeit datiert wahrscheinlich auch der Gebrauch, den Metallen das Zeichen eines bestimmten Planeten zu geben. Das Gold wurde der Sonne zugeschrieben und deshalb mit ⊙ bezeichnet, das Silber dem Monde ☽, Elektrum, das mit Silber vermischte Gold dem Jupiter ♃, das Blei dem Saturn ♄, das Eisen dem Mars ♂, das Kupfer der Venus ♀ und das Zinn dem Merkur ☿. Als man später das Quecksilber kennen lernte, fanden einige Aenderungen in diesen Bezeichnungen statt, aber die Anwendung der Zeichen der Planeten behielt man bei. Die astrologischen Tabellen, welche man in vielen alten alchimistischen Werken findet, zeugen

von der ehemaligen engen Verbindung zwischen der Alchimie und Astrologie.

Aus der griechischen Periode rühren unzweifelhaft die ersten Versuche einer natürlichen Erklärung der Metallverwandlungen her. Die Naturlehre der griechischen Philosophen wurde derselben zugrunde gelegt. Empedokles lehrte, dass alles aus den vier Elementen Feuer, Luft, Erde und Wasser zusammengesetzt sei. Plato hielt diese Auffassung mit der Aenderung, dass die vier Elemente durch Umgestaltung eines und desselben zugrunde liegenden Urstoffes entstanden seien, fest. Diese Theorie wurde von den griechischen Alchimisten aufgenommen, welche dadurch die Metallverwandlungen leicht erklären konnten. Nach ihrer Annahme sind die vier Elemente und durch deren verschiedene Verbindungen dann die einzelnen Stoffe aus dem Urstoff, der materia prima, entstanden. Jeder Stoff, besonders jedes Metall, enthält also alle Elemente; will man das eine Metall in das andere verwandeln, so hat man nur einen gewissen Teil einiger Elemente fortzunehmen und Teile der anderen hinzuzufügen. Am leichtesten lässt diese Umwandlung sich durchführen, wenn man ein Metall in die Urform, die materia prima, in der es weder Feuer noch Erde, Luft oder Wasser ist, bringen kann. Hat man den Stoff in dieser Form, dann kann man ihn nach Belieben in jedes Metall umformen.

Als das Quecksilber bekannt wurde, meinte man, in diesem Metalle den Urstoff gefunden zu haben. Das Quecksilber geht nämlich leicht Verbindungen mit anderen Metallen ein und diese Amalgame sind teilweise fest und weiss und haben Eigenschaften, die von denen der ursprünglichen Metalle verschieden sind. Oben (S. 170) ist schon erwähnt, dass das Zinn das Geschrei beim Amalgamieren verliert, ausserdem wird es schwerer und silberglänzender, so dass es, oberflächlich betrachtet, Silber geworden zu sein scheint. Welch grosse Rolle das Quecksilber bei den alten Alchimisten gespielt hat, geht aus einem Ausspruch des oben (S. 169) genannten Synesius hervor: „Das Quecksilber nimmt alle Formen an, wie das Wachs jede Farbe annimmt; so macht das Quecksilber alles weiss und nimmt die Seele von allen Dingen an. Es verändert alle Farben und besteht auch dann noch, wenn die anderen nicht mehr bestehen; und selbst wenn es scheinbar nicht besteht, ist es doch in den Körpern enthalten." Die Alchimisten lernten jedoch allmählich einsehen, dass das Quecksilber nicht der richtige Urstoff sein konnte. Deshalb aber gab man den Glauben an die materia prima oder den philosophischen Stein, den „Stein der Weisen", nicht auf; es kam eben nur darauf an, diesen zu finden. Wir werden im folgenden sehen, wie die Alchimie unter den stets fortgesetzten Bestrebungen, gerade dieses Ziel zu erreichen, sich weiter entwickelte.

Kapitel 14.

Die gelehrten Magier vor Agrippa.

Die Araber.

Es würde über die Grenzen dieses Buches hinausgehen, alle die Veränderungen zu verfolgen, denen die einzelnen magischen Wissenschaften zu den verschiedenen Zeiten unterworfen waren. Wir heben deshalb nur die Hauptpunkte der Entwicklung der Wissenschaften hervor und zwar von der alten Zeit an bis zum 16. Jahrhundert, wo sie ihre höchste Entwicklung in Europa erreichten, als Heinrich Cornelius Agrippa sie alle zu einem grossen magischen Systeme zusammenfasste. Um diese Entwicklung in möglichst kurzen Zügen zu beleuchten, wollen wir nur das Leben und die Wirksamkeit der bekanntesten Magier betrachten; und da jede wesentliche Veränderung auf einem wissenschaftlichen Gebiet sich im allgemeinen an die Person eines hervorragenden Forschers knüpft, so lernen wir auf diese Weise auch zugleich die bedeutungsvollsten Phasen der Entwicklung kennen.

Wie schon erwähnt, waren es die Araber, welche kurz nach der Eroberung Alexandriens die Wissenschaften von ihrem Verfall am Schlusse des Altertums zu heben anfingen. Namentlich die Dynastie der Abassiden (von der Mitte des 8. Jahrhunderts an) hegte lebhaftes Interesse für die Wissenschaften: überall, wohin der Islam drang, wurden neue Universitäten und Bibliotheken errichtet. An den Hochschulen lehrte man hauptsächlich Philosophie, Medizin, Mathematik, Optik, Astronomie und Chemie; für die Bibliotheken sammelte man alles, was man von den wissenschaftlichen Schriften des griechischen Altertums, teils in der Originalsprache, teils in Uebersetzungen, bekommen konnte. Unter diesen günstigen Verhältnissen wirkten verschiedene bedeutende Forscher. Von grossem Einfluss auf die Entwicklung der magischen Wissenschaften war namentlich Abu Mussah Dschafar al Sofi, gewöhnlich Geber (eine lateinische Verdrehung von Dschafar) genannt.

Er war in Mesopotamien geboren und lebte wahrscheinlich von 702 bis 765; er wirkte lange als Lehrer an der Hochschule in Sevilla. Seine Schriften kennt man nur in alten lateinischen Uebersetzungen: es ist aber schwer zu entscheiden, ob alle ihm zugeschriebenen Bücher wirklich von ihm verfasst sind; sicher ist nur, dass sie schon im 13. Jahrhundert in derselben Form vorhanden waren, wie wir sie jetzt haben.

Geber war Chemiker, und sein Wissen auf diesem Gebiete war bedeutend umfangreicher als das seiner Vorgänger. In seinen Schriften sind zahlreiche Präparate und Verbindungen erwähnt, die man früher nicht gekannt hatte. Aber dieses ganze Wissen war doch nur erreicht als ein zufälliger Gewinn durch die Versuche, die unedlen Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, denn Geber glaubte an die Möglichkeit der Metallverwandlung ebenso wie die früheren und späteren Forscher. Die grösste Bedeutung hat Geber gerade durch seine alchimistische Lehre erhalten, durch eine Theorie von der Zusammensetzung der Metalle, welche die Möglichkeit ihrer Verwandlungen erklären sollte. Diese chemische Theorie wurde, wenn auch mit verschiedenen Modifikationen, bis ins 18. Jahrhundert hinein von den Chemikern festgehalten.

Nach derselben bestehen alle zusammengesetzten Körper, besonders die Metalle, aus zwei Grundstoffen, dem Sulfur (Schwefel) und Mercurius (Quecksilber). Der Grundstoff Sulfur ist der Träger aller der Eigenschaften, die sich durch Feuer verändern lassen, Mercurius dagegen der Träger der eigentlich metallischen Eigenschaften, des Glanzes, der Dehnbarkeit, Schmelzbarkeit u. s. w. Die verschiedenen Körper unterscheiden sich nur dadurch voneinander, dass sie verschiedene Mengen von Sulfur und Mercurius enthalten; je mehr Sulfur darin enthalten ist, desto leichter lässt sich der Stoff durch Feuer zerstören und desto ferner liegt er den Metallen, die überwiegend aus Mercurius bestehen. Indes finden sich beide Grundstoffe in allen Metallen, und zwar entweder in reinem oder unreinem, in feinem oder grobem Zustande. Die Grundstoffe Sulfur und Mercurius selbst kannte man nicht in ganz reinem Zustande; der gewöhnliche Schwefel war unreiner Sulfur, wie das gewöhnliche Quecksilber unreiner Mercurius war. — Nach dieser Lehre ist es nicht schwierig, die Metallverwandlungen zu erklären oder Regeln für dieselben zu geben. Will man ein unedles Metall in ein edles verwandeln, so braucht man seine Grundstoffe nur in einen reineren Zustand zu bringen und ihr Mengenverhältnis in der rechten Weise zu verändern, dann ist die Verwandlung ausgeführt. Als Beispiel führt Geber an, dass man Blei in Zinn verwandeln kann, wenn man das Blei mit einer gewissen Menge Quecksilber zusammenschmilzt; Zinn unterscheidet sich nach seiner Auffassung also nur dadurch von Blei, dass es etwas reicher an Mercurius ist. — Die Aufgabe der Chemiker bestand demnach darin, die Grundstoffe in den einzelnen Metallen zu reinigen und in das richtige Mengenverhältnis zu bringen.

Die Mittel zur Metallverwandlung oder „Perfektionierung" teilt Geber in drei Gruppen oder Ordnungen. Als „Medizinen erster Ordnung" bezeichnet er Stoffe, die einige Eigenschaften eines Metalles verwandeln können, jedoch nur so, dass die neuen Eigenschaften nicht von Dauer sind. So wird Kupfer z. B. durch Behandlung mit zinkhaltigen Stoffen goldgelb (Messing), mit arsenhaltigen Stoffen silberweiss, aber diese Farben widerstehen dem Feuer nicht. Ausserdem gibt es aber auch „Medizinen zweiter Ordnung", welche den unedlen oder imperfekten Metallen einige Eigenschaften der echten Metalle geben, die dann dauerhaft sind. Endlich

hat man eine „Medizin dritter Ordnung", den sogenannten „philosophischen Stein" oder das „grosse Elixier", Magisterium, auch „rote Tinktur" oder „Panazee des Lebens" genannt[1]), und dies vermag alle Eigenschaften eines unedlen Metalles zu verwandeln, so dass dasselbe nun wirklich Silber oder Gold ist. Leider sind die Angaben Gebers, wie die Medizinen zweiter und dritter Ordnung dargestellt werden sollen, so unverständlich, dass ein moderner Chemiker nicht nach ihnen arbeiten kann.

Wie oben (S. 171) erwähnt, nahmen die Chemiker des Altertums an, dass jedes Metall unter der Herrschaft eines bestimmten Planeten stände, weshalb es ebenso wie dieser Planet bezeichnet wurde. Zu Gebers Zeit ging nun eine kleine Veränderung in diesen Bezeichnungen vor sich. Beibehalten wurden die Zeichen für Gold ☉, Silber ☽, Blei ♄, Eisen ♂ und Kupfer ♀; dagegen wurde das Zinn jetzt unter das Zeichen des Jupiter gestellt und mit ♃ bezeichnet, das Quecksilber dagegen unter das des Merkur, weshalb es dessen Zeichen ☿ erhielt. Diese Bezeichnungen findet man in allen späteren chemischen Schriften wieder, so lange der Glaube an die Metallverwandlungen existierte. Erst als die Chemie aufhörte, Magie zu sein, wurde ein rationelleres Zeichensystem für die Metalle und die übrigen Grundstoffe eingeführt.

Die arabischen Astrologen. Neben der Chemie beschäftigten die Araber sich eifrig mit der Astronomie, und man kennt eine Reihe hervorragender arabischer Astronomen, welche sich durch genaue Observationen und bedeutungsvolle Entdeckungen auszeichneten. Dass diese Männer sich auch der Astrologie widmeten, ist unzweifelhaft. In späteren europäischen Schriften werden die Araber stets als Autoritäten auf dem Gebiete der Astrologie neben Ptolemäus genannt. Arabische Manuskripte über Astrologie scheinen deshalb entweder in der Originalsprache oder in lateinischen Uebersetzungen unter den europäischen Gelehrten recht verbreitet gewesen zu sein.

So gibt es einige lateinisch geschriebene Astrologien, welche am Schlusse des 15. Jahrhunderts gedruckt sind und, wie es nach dem Namen des Verfassers scheint, Uebersetzungen arabischer Originale gewesen sind. Leider habe ich nicht in den Besitz dieser Werke selbst kommen, auch nirgendswo eine Angabe ihres Inhalts finden können und muss mich auf die Benutzung einer Abhandlung: „De judiciis astronomiae" beschränken, die von einem Schüler der Araber, dem Arzte Arnold Villanova, verfasst ist. Dieser Mann, welcher eine hervorragende Rolle in der Geschichte der Magie spielt, soll unten näher besprochen werden. Hier möge die Mitteilung genügen, dass er lange Zeit in Spanien (etwa um 1280) gelebt, die maurischen Universitäten besucht und arabische medizinische Schriften ins Lateinische übersetzt hat. Er hat also unzweifelhaft die Astrologie der Araber gekannt und wohl vorwiegend diese in der obigen Schrift dargestellt. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, dass ein Teil des Inhaltes auch seine eigene Auffassung sein kann. Jedenfalls lernen wir aus seiner Arbeit den

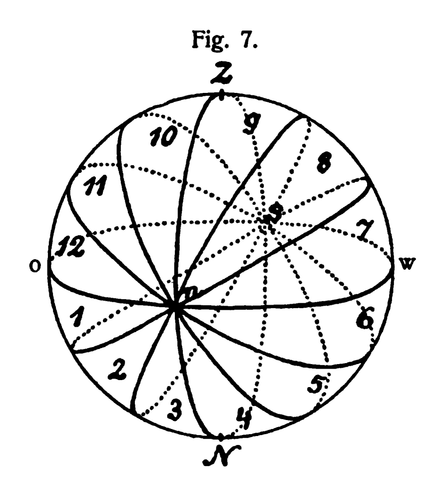
[1]) Weil es in entsprechender Verdünnung als Trinkgold für eine Universalmedizin angesehen wurde, die alle Krankheiten heile und das Alter verjünge.



Standpunkt der Astrologie im 13. Jahrhundert, wie er bei den Arabern und den europäischen Schülern derselben entwickelt war, kennen.

„De judiciis astronomiae" gibt zuerst eine kurze Darstellung der Lehre des Ptolemäus von der Einteilung des Tierkreises, den Häusern der Planeten und den wesentlichen Werten derselben, wie wir es oben S. 162 ff. dargelegt haben. Aber danach folgt eine ganz neue Lehre, die in der Folgezeit bis in die Gegenwart hinab ein Hauptsatz der Astrologie geblieben ist, nämlich die Lehre von „den himmlischen Häusern"; diese ist aber nicht mit der Lehre des Ptolemäus von den Häusern der Planeten im Tierkreise zu verwechseln. Schon Ptolemäus sagt, dass ein Planet besonderes Gewicht und besondere Bedeutung hat, wenn er aufgehen will (also im Horizonte ist), und wenn er „in der Mitte des Himmels", d. h. im Meridian, steht. Diese Betrachtung ist bei Villanova nun konsequent durchgeführt. Er denkt sich das ganze Himmelsgewölbe in 12 gleich grosse Stücke geteilt (vergl. nebenstehende Figur 7). Der Kreis ZoNw bezeichnet die Himmelskugel. Diese wird zunächst durch den Horizont oswn in zwei gleich grosse Hälften geteilt. Zeichnet man dann den Meridian, den Kreis ZsNn rechtwinkelig zum Horizonte, so ist der Himmel durch diese beiden Kreise in vier gleich grosse Teile geteilt. Jeder derselben wird dann wieder durch Kreise, die durch die Punkte n und s gelegt werden und mit dem Horizonte Winkel von 30 und 60 Grad bilden, in drei gleich grosse Stücke zerlegt. Die so entstandenen 12 Teile werden mit Nummern bezeichnet, vgl. Figur. Das Haus, das sich unter dem Horizonte bei dem Punkte o = Osten befindet, ist gerade in Begriff aufzusteigen, da die Sterne bekanntlich im Osten auf- und im Westen untergehen. Und da dies Haus das erste ist, das über dem Horizonte emporkommt, wird es Nr. 1 genannt. Diesem folgt Nr. 2 und so weiter. Dadurch wird es verständlich, warum die Nummerierung in einer uns etwas unnatürlichen Weise, entgegen dem Zeigers der Uhr durchgeführt ist.

Fig. 7.



Die zwölf Häuser haben nicht alle gleichen Wert und gleiche Bedeutung. Das erste Haus, das gerade aufsteigt, das vierte, das am tiefsten unter dem Horizonte (Nadir) steht, ferner das siebente, das gerade im Begriff ist unterzugehen, und das zehnte, das auf dem Meridian am höchsten (Zenit) steht, werden die „Ecken" genannt und sind die wichtigsten. Nach ihnen folgen im Range das zweite, fünfte, achte und elfte Haus, danach die vier letzten. — Ferner hat jedes einzelne Haus seine besondere Bedeutung und beherrscht eine bestimmte Gruppe von Verhältnissen. Die Sterne üben nämlich auf alle Dinge, auch auf die alltäglichen Angelegenheiten ihren Einfluss aus, und jedes Haus entspricht eben einer bestimmten Gruppe solcher Verhältnisse. Warum eine Beziehung zwischen diesem Haus und jenen Verhältnissen angenommen wurde, wissen wir nicht; Villanova gibt nur folgendes

an: Das erste Haus bezeichnet den Fragesteller, d. h. denjenigen, welcher die Sterne um Rat fragt, oder denjenigen, der gerade geboren ist und dem die Nativität gestellt wird; es beherrscht sein Leben, Temperament und seine körperliche Gestalt und zugleich den allgemeinen Zustand des Landes, in dem er sich befindet. Das zweite Haus beherrscht das zeitliche Wohl des Fragestellers, seine bewegliche Habe. Vom dritten Hause macht man Schlüsse auf Nachbarn, Brüder, Schwestern und alle Verwandte in gleicher Linie mit dem Fragesteller. Dem vierten Hause werden Weissagungen für Eltern und alle Verwandte in aufsteigender Linie entnommen. Das fünfte Haus beherrscht Kinder, Geschwisterkinder und alle Verwandte in absteigender Linie, die Erben. Das sechste Haus betrifft die Dienstboten, die Sklaven und die Haustiere, das siebente Haus die Ehe, die Gatten, die Liebesverhältnisse, das achte Haus den Tod, den Zustand nach demselben, die Art und Weise des Todes, Testamente von Verstorbenen usw. Das neunte Haus beherrscht Kunst, Wissenschaft, Bücher und alles, was damit in Verbindung steht. Das zehnte Haus bezeichnet Obrigkeit und Beamte, es gibt Aufschluss über des Fragestellers zukünftige Ehren und Aemter. Das elfte Haus repräsentiert Freunde und Freundschaft, Hoffnung und Zutrauen, während das zwölfte Haus Feinde, Sorge, Mühe und Unglück, namentlich Gefängnis, bedeutet.

Wenn man nun die Sterne befragen will, muss man zunächst ein vollständiges Bild vom Aussehen des Himmels in dem betreffenden Augenblick aufzeichnen. Dazu gebraucht man das Schema in nebenstehender Figur 8. Die zwölf numerierten Räume bedeuten die zwölf Häuser; in jedes einzelne Haus zeichnet man dann das Himmelszeichen und die gerade vorhandenen Planeten hinein. Aus der Stellung der Planeten in den Zeichen und Häusern und aus ihrem Verhältnis zueinander zieht man endlich Schlüsse auf alle möglichen zukünftigen Begebenheiten. — Indes beschäftigt Villanova sich nur mit einer Art Weissagung näher, nämlich mit der Anwendung der Sterndeutung in der Medizin. Dadurch wird seine Abhandlung besonders interessant, weil sie uns einen Einblick in den damaligen Stand sowohl der Astrologie als der Medizin gewährt. Folgender wörtlicher Auszug aus Villanovas Schrift gibt uns ein deutliches Bild von der Wissenschaft jener Zeit.

Fig. 8.

11. 10. 9. 12. 8. 1. 7. 2. 6. 3. 4. 5.

„Von den einzelnen Zeichen und den Gliedern des Körpers, die sie beherrschen. Das Zeichen des Widders ist das erste und das Haupt der Zeichen; es beherrscht den Kopf, weil der Widder hier seine ganze Stärke hat. Das Zeichen des Stieres beherrscht den Hals und den Nacken, weil der Stier in diesen Teilen besonders mächtig ist. Die Arme und Hände sind den Zwillingen unterworfen, weil letztere das Bild einer Umarmung sind, die Fähigkeit zu umarmen aber in den genannten Teilen des Körpers liegt. Der Krebs steht in Beziehung zur Brust und den benachbarten Teilen, weil der Krebs eine besonders starke Brust hat. Der Löwe beherrscht das Herz, die Mundhöhle, die Lunge und die Leber, weil der Löwe seine Stärke im Herzen und in den anderen erwähnten Teilen hat. Das Zeichen der Jungfrau ist Herr über die Eingeweide und den Unterleib, weil das der Jungfrau Eigentümliche sich hier befindet. Die Wage beherrscht die Haut, die Nieren, das Gesäss, den After und die benachbarten Partien. Der

Skorpion ist Herr über die Geschlechtsteile, weil die ganze Kraft des Skorpions im Schwanz liegt und jene den Schwanz des Menschen bilden. Der Schütze ist Herr über die Hüften und Oberschenkel, der Steinbock über die Kniee, der Wassermann über die Unterschenkel und die Fische über die Füsse. Es ist somit klar, dass ein jedes Zeichen in seiner Weise bestimmte Glieder beherrscht und beeinflusst, und dies hat grosse Bedeutung, wenn man aus den Zeichen Weissagungen entnehmen will.

Von der Macht des Mondes in den Zeichen und dessen Verhältnis zu den Gliedern. Nun müssen wir beachten, dass, da der Mond die Macht hat, Flüssigkeiten in Bewegung zu setzen und sie zu leiten, es einleuchtet, wie er in irgend einem bestimmten Zeichen Einfluss auf dieses oder jenes menschliche Glied ausübt, so dass es nicht gut ist, an diesem Glied zu schneiden oder zu kurieren, wenn der Mond in dem betreffenden Zeichen steht. Deshalb kann man nicht ohne grosse Gefahr eingreifen, wenn etwas am Haupte beschädigt ist, so lange der Mond im Zeichen des Widders steht, da der Widder ja Beziehung zum Haupte hat; in ähnlicher Weise mit dem Halse, wenn der Mond im Zeichen des Stieres, mit den Armen, wenn er im Zeichen der Zwillinge steht usw.

Rücksichten, die der Arzt nehmen muss. Der vollkommene Arzt muss wissen, dass das aufsteigende Zeichen und dessen Herr[1]) den Kranken bedeutet; die Mitte des Himmels (das zehnte Haus), das hier befindliche Zeichen und dessen Herr bezeichnet den Arzt des Kranken, das siebente Haus und dessen Herr die Krankheit und das vierte Haus mit dessen Herrn das Heilmittel. Ist da nun etwas Ungünstiges im aufsteigenden Zeichen (dem Aszendenten) oder ist dessen Herr selbst unheilbringend, so wird es dem Kranken schlecht gehen, dagegen gut, wenn alles günstig ist. Aehnlich verhält es sich mit dem zehnten Haus; wenn das einen guten Herrn hat, wird der Arzt dem Kranken helfen können; wenn aber etwas Ungünstiges da ist, wird er ihm nur schaden können. Wenn ein günstiges Schicksal über dem siebenten Hause herrscht, wird der Patient sich bald erholen, und im entgegengesetzten Fall gerät er von einer Krankheit in die andere. Endlich, wenn im vierten Hause alles gut ist, wird die ausgewählte Medizin ihn heilen, sonst nicht."

Es gibt noch viele andere detaillierte Regeln, so z. B. auch einige, die dem Arzte die himmlische Prognose erleichtern können, wenn er nicht weiss, wo die Himmelszeichen sich im gegebenen Augenblick befinden. Hierauf gehen wir hier nicht näher ein. Indes beachte man, dass mit keinem Worte gesagt wird, was dann eintritt, wenn einige Zeichen gut, andere ungünstig sind, wie es doch wohl meistens der Fall gewesen sein wird. Der kluge Arzt hat hier unzweifelhaft eine offene Hintertür, durch die er entschlüpfen kann, wenn trotz günstiger Vorzeichen alles missglückt: eine unbeachtete schädliche Konstellation muss dann die Schuld an dem unglücklichen Resultat sein.

---

[1]) Der Herr eines Himmelszeichens ist der Planet, der sein Haus in dem betreffenden Zeichen hat; vergl. oben die Darstellung des Ptolemäus S. 162.

Der Ruf der europäischen Forscher als Zauberer.

Mit dem 13. Jahrhundert begann eine neue Aera für Europa. Das Interesse für Wissenschaft breitete sich mehr aus; der Papst und die weltlichen Fürsten traten als eifrige Beschützer derselben auf, stifteten Universitäten und unterstützten die Gelehrten. Besonders Kaiser Friedrich II (1209—1250), der Hohenstaufe, hat sich in dieser Beziehung grosse Verdienste erworben; 1225 stiftete er die Universitäten Neapel und Messina und berief arabische Gelehrte an dieselben, so dass Italien jetzt neben Spanien ein Bindeglied zwischen Europa und der maurischen Kultur wurde. Infolgedessen traten schon im 15. sowie in den folgenden Jahrhunderten auf europäischem Boden verschiedene bedeutende Forscher hervor, die auf der von den Arabern empfangenen Grundlage weiter arbeiteten. Um fast alle diese Männer bildete sich, zum Teil schon während ihres Lebens, ein Kranz von Sagen, die sie als mächtige Zauberer schilderten. Sicher ist es auch, dass die Geistlichkeit einige von ihnen, z. B. Roger Bacon, unter dem Vorwande, er beschäftige sich mit verbotenen magischen Künsten, verfolgte. Der wirkliche Grund war, wie wir später sehen werden, jedenfalls teilweise ein anderer.

Wie kamen nun fast alle bedeutenden Männer der damaligen Zeit in den Ruf der Zauberkraft? Hierfür liegen verschiedene Ursachen vor.

Zunächst sehen wir aus ihren Schriften, dass sie den Glauben ihrer Zeit an die Goldmacherkunst, an den Einfluss der Sterne auf die Menschen und an die Möglichkeit verschiedener magischer Künste teilten. Viele von ihnen haben Schriften über diese Geheimwissenschaften hinterlassen und auch wohl gelegentlich versucht, ihre Kenntnisse in die Praxis umzusetzen. Aber das genügt nicht zur Erklärung ihres Rufes als Zauberer in einer Zeit, wo doch jedermann an derartiges glaubte, und wo der Zutritt zu den magischen Wissenschaften keineswegs schwer war für einen, der sich mit Bücherweisheit abgeben wollte. Nicht nur Arnold Villanova, sondern auch sein Zeitgenosse Peter Abano, einer der angesehensten Aerzte des 13. Jahrhunderts, sah die Astrologie als ein notwendiges Glied der Heilkunde an, und man weiss, dass die Werke dieser Männer in zahlreichen Abschriften unter den Aerzten und anderen Gelehrten verbreitet waren. Auch alchimistische und andere magische Schriften waren keineswegs selten; es ist deshalb recht unwahrscheinlich, dass die blosse Beschäftigung mit diesen Wissenschaften einen Mann in den Ruf, ein Zauberer zu sein, hätte bringen können. Bei einigen erklärt es sich indes dadurch,

dass sie sich in ihren Schriften Kenntnisse beilegten, die über die anderer weit hinausging. Raymund Lullus rühmt sich, den Stein der Weisen in solcher Vollkommenheit zu besitzen, dass er das ganze Weltmeer in Gold verwandeln könnte, wenn es bloss aus Quecksilber bestände. — Bacon spricht von Mitteln, durch die er mit grosser Geschwindigkeit Wagen und Schiffe nach jedem beliebigen Ort hinbewegen könne, und der Abt Johann Tritheim schreibt in einem Briefe an einen Freund über eine von ihm erfundene Methode, vermittelst derer er auf unmessbare Entfernungen hin seine Gedanken einem jeden kundzugeben vermöchte, ohne dass irgend ein Unbeteiligter auch nur das Geringste davon unterwegs auffangen könne. Wenn man derartiges für bare Münze nahm — und das geschah tatsächlich —, so ist es nicht zu verwundern, wenn nicht nur die unwissende Menge, sondern auch die Gelehrten, die vergebens selber die Methode zu erforschen suchten, von Zauberkünsten zu murmeln anfingen.

Eigentümlicherweise hielten nun aber die Männer, die so ein übernatürliches Wissen zu besitzen vorgaben, im allgemeinen doch zugleich daran fest, dass alles höchst natürlich zugehe und nichts mit irgend welcher Zauberei zu tun habe. Bacon schrieb eine Abhandlung „De nullitate magiae" („Ueber die Nichtigkeit der Magie"); aus derselben geht deutlich hervor, dass er nicht daran glaubt, etwas durch Geisterbeschwörungen, magische Sigille u. s. w. ausrichten zu können. Tritheim hinwiederum ist längst freigesprochen von den Anklagen wegen teuflischer Künste, zu denen er allerdings selber die Veranlassung gegeben hatte. Wir haben deshalb kein Recht, entgegen dem eigenen Zeugnis dieser Männer anzunehmen, dass sie sich obige wunderlichen Dinge durch magische Mittel ausgeführt dachten. Ihre kühnen Behauptungen müssen einen anderen Grund gehabt haben, und es ist auch nicht schwer, die Ursache sowohl zu jenen Phantastereien als auch zu ihrem Rufe als Zauberer zu finden.

Alle Forscher, welche die Sage zu Zauberkünstlern gemacht hat, waren geniale Männer, die auf mancherlei Gebieten ihrer Zeit voraus waren. Sie hatten zunächst neben anderem Wissen sich auch die geringen naturwissenschaftlichen Kenntnisse ihrer Zeit angeeignet und erstrebten nun, diese durch eigene Beobachtungen und Versuche weiter zu entwickeln. Für diese Art zu forschen hatte man aber damals kein Verständnis. Aristoteles' Physik und Ptolemäus' Almagest enthielten, wie man annahm, alles, was ein Mensch von der Natur wissen könne; es war stets eine bedenkliche Sache, auf eigene Hand die Natur zu untersuchen und vielleicht zu Resultaten zu kommen,

die gegen die jener grossen Autoritäten stritten. Und wie unvollkommen auch die Versuche und Messungen waren, auf welche die selbständigen Forscher mit ihren geringen Hilfsmitteln sich einlassen konnten, so genügten sie doch vollständig, sie in den Augen der meisten zu Zauberern zu machen, weil man sie eben nicht verstand. Auch die Benutzung unserer gegenwärtigen arabischen Ziffern, die mannigfache, bis dahin unausführbare Berechnungen möglich machten, musste den weniger Aufgeklärten wunderbar erscheinen. Das Wissen der selbständigen Forscher und namentlich ihre Experimente auf verschiedenen Gebieten mussten so schon an und für sich genügen, ihnen den Namen „Magier" zu verschaffen. Aber auch in anderer Weise wurde es verhängnisvoll für diese Männer, dass sie neue Wege betreten und eine Einsicht in die Gesetze der Natur genommen hatten, die über die damalige Zeit weit hinausging. Denn das ist ja gerade die Eigentümlichkeit des Genies, dass es im Geiste Dinge schaut, die zu beweisen und zu verwirklichen erst einer späteren Zeit vorbehalten ist. Derartig sind Lullus', Bacons und Tritheims Phantasien jedenfalls zum Teil. Es sind geniale Vorahnungen, empfangen in einem Augenblicke der Inspiration; aber der Träger derselben ist ebensoweit davon entfernt gewesen, die Mittel zu ihrer Verwirklichung zu besitzen, wie wir jetzt davon entfernt sind, Meerwasser in Gold zu verwandeln.

Im grossen und ganzen sind also jene Magier des Mittelalters zwar nicht davon freizusprechen, teilweise an die magischen Wissenschaften geglaubt und sich mit ihnen ebenso beschäftigt zu haben wie die ganze damalige Zeit. Aber ihr grosses Ansehen als Magier haben sie doch vornehmlich durch das Verdienst erworben, das ihnen zu allen Zeiten einen Platz in der Geschichte der Wissenschaft sichern wird: sie haben der experimentellen Forschung den Weg gebahnt und sind so die Vorläufer der modernen Naturwissenschaft geworden. In kurzen Schilderungen der Wirksamkeit dieser Männer und der Sagen, die sich an sie knüpfen, wollen wir ihre Bedeutung nachweisen.

Die Naturforscher.

Albert von Bollstädt, gewöhnlich Albertus Magnus genannt, ist wahrscheinlich 1193 in Lauingen in Bayern (Reg.Bez. Schwaben) geboren. Nachdem er die Studien in seiner Heimat beendet hatte, ging er an die neu errichtete Universität Padua. Hier beschäftigte er sich wahrscheinlich zuerst mit den in jener Zeit allgemein gepflegten Wissenschaften, Grammatik, Dialektik, Rhetorik und Logik; zugleich aber erwarb er sich die mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die ihm später den Namen eines „Meisters in der schwarzen Kunst" verschafften. In Padua

trat Albert in den kürzlich errichteten Dominikanerorden ein, und von diesem Augenblicke an wurde sein Leben mehr oder weniger ein unausgesetztes Wandern nach Orten, wo seine Ordenspflichten ihn hinriefen. Zuerst studierte er eine Zeitlang Theologie in Bologna und dann zog er in verschiedenen deutschen Städten als Lehrer an neu errichteten Dominikanerschulen umher; 1230 treffen wir ihn in Paris als Professor an der dortigen Universität, wo die Dominikaner zwei Plätze zu besetzen das Recht hatten. Hier soll er schon einen solchen Ruf als Gelehrter gehabt haben, dass kein Saal in der Stadt seine zahlreichen Zuhörer zu fassen vermochte, so dass er seine Vorlesungen unter freiem Himmel halten musste.

1243 wurde Albert zum Leiter der Ordensschule in Köln ernannt; hier hatte er den berühmten Theologen Thomas von Aquino (vgl. S. 109) zum Schüler. In den nächsten Jahren war er bald in Paris, bald wieder in Köln, dann in Worms, bis er 1260 Bischof in Regensburg wurde. Zwei Jahre später legte er sein Amt freiwillig nieder, zog aufs neue als Lehrer in Deutschland und Frankreich umher, bis er in seinem hohen Alter, einige Jahre vor seinem Tode, das Gedächtnis verlor und seine Tätigkeit als Lehrer aufgeben musste. Er starb am 15. November 1280 in einem Alter von 87 Jahren im Dominikanerkloster in Köln.

Trotz seines unruhigen Lebens fand er doch Zeit zu einer ganz einzig dastehenden schriftstellerischen Tätigkeit. Eine gesammelte Ausgabe seiner Werke erschien 1651 in Lyon in 21 Foliobänden. Unter denselben befinden sich zwar eine Anzahl nachweislich unechter Schriften, die einer späteren Zeit angehören, aber es bleibt doch noch immer eine stattliche Reihe Bände zurück, die aus Alberts eigener Feder hervorgegangen sind. Seine Wirksamkeit als Verfasser erstreckte sich auf alle Wissenschaften der damaligen Zeit, weshalb man ihn auch den Doctor universalis oder Albertus Magnus nannte.

Wir beschränken uns hier darauf, aus der Fülle seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten nur einzelne Punkte hervorzuheben, die besonderes Interesse für uns haben. Albert sagt selbst, dass der Zweck der naturwissenschaftlichen Schriften eigentlich nur der sei, den Ordensbrüdern eine gesammelte Darstellung von diesen Wissenschaften zu geben, damit sie die aristotelischen Werke darüber leichter verstehen könnten. Obwohl seine Schriften demnach zunächst nur Lehrbücher sein sollen, so kann ein so umfassender Geist, wie Albert es ist, natürlich nicht dabei stehen bleiben, nur das wiederzugeben, was andere beobachtet haben. Er stellt den für Aristoteles' Autorität sehr bedrohlichen Satz auf, dass man bei naturwissenschaftlichen Untersuchungen stets auf die Erfahrung und das Experiment zurückkommen müsse; und wenn er auch nicht gerade in grossem Umfange aus diesen Quellen geschöpft hat, so spricht er damit doch auch keine leeren Worte aus. Besonders in seinen geographischen Werken finden sich manche vortreffliche Bemerkungen, die ihn als einen scharfen Beobachter zeigen, der keineswegs unnütz einen grossen Teil seines Lebens auf Reisen zugebracht hat. So bespricht er den grossen Einfluss von Bergen, Meeren und Wäldern auf Länder und deren Produkte; er leitet die Eigentümlichkeiten der einzelnen Menschenrassen aus der Beschaffenheit der Gegend ab, in der sie wohnen. Auch in den physikalischen Schriften zeigt er wiederholt, dass er selbständige Versuche angestellt hat. So berichtet er, dass eine mit Wasser gefüllte Glaskugel die Sonnenstrahlen in einem bestimmten Punkte sammelt und dass in diesem Punkte eine grosse Wärme entsteht. Ebenso gibt er

eine Methode an, um die Reinheit und Brauchbarkeit des Wassers zum Trinken zu untersuchen. Man nimmt zwei Stücke Zeug von demselben Gewicht, taucht sie in die verschiedenen Arten von Wasser und trocknet sie gut; das Stück Zeug, das nun am leichtesten ist, war im reineren Wasser.

Diese Beispiele zeigen, dass wir bei Albert schon die Keime zur Naturwissenschaft der späteren Zeit finden. Indes genügte seine Einsicht in die Naturgesetze doch noch lange nicht, um die Unmöglichkeit der Sterndeuterei und Goldmacherkunst nachzuweisen. Unter den Kräften, die die Form der Dinge und den Gang der Begebenheiten bestimmen, nennt er ausdrücklich die Sterne; auch er glaubt an Gebers Theorie von der Zusammensetzung und Verwandlung der Metalle mit Hilfe „des grossen Elixiers". Und gerade dieser Umstand, dass Albert die Möglichkeit, den Stein der Weisen zu finden, festhielt, war von nicht geringem Einfluss auf die alchimistischen Versuche der späteren Zeit. Jedoch hat er selber derartige Versuche wahrscheinlich niemals angestellt; die Schriften, in denen seine alchimistischen Resultate aufgezeichnet sind, sind nachweislich unecht.

Dass sein Ruf als Zauberer wesentlich durch seine Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Problemen hervorgerufen ist, geht deutlich aus den Sagen hervor, die von ihm erzählt werden. Die oben (S. 109) von Thomas von Aquino erzählte Begebenheit hat unzweifelhaft eine tatsächliche Grundlage, da Albert selber verschiedene Automaten und ähnliche Einrichtungen in seinen Schriften beschreibt. Eine andere Sage berichtet, dass Albert den 6. Januar 1249 den König Wilhelm von Holland im Garten des Dominikanerklosters bewirtet habe. Trotz der strengen Winterkälte stand der Garten in vollem Frühlingsschmuck, aber kaum war das Dankgebet nach dem Essen gesprochen, als auch die Blumen und Blätter verschwanden. Auch dieser Erzählung liegt wahrscheinlich etwas Wahres zugrunde. Wir treffen noch heute bei alten Klosterruinen in Schweden Bäume, z. B. Buchen und Walnüsse, die in diesen nördlichen Regionen sonst nicht vorkommen. Die Mönche versuchten also mit Erfolg, Pflanzen aus den südlicheren Ländern zu akklimatisieren; es ist deshalb wahrscheinlich, dass Albert in Köln einen Wintergarten oder etwas ähnliches mit immergrünen Pflanzen gehabt hat. Hier bewirtete er den König, während es draussen Winter war.

R o g e r B a c o n wurde 1214 in Ilchester in England geboren. Er gehörte einer angesehenen Familie an und fing früh an zu studieren, erst in Oxford, später in Paris. Um sich der Wissenschaft widmen zu können, trat er nach seiner Rückkehr in die Heimat in den Franziskanerorden ein; er beschäftigte sich nun teils mit der griechischen, hebräischen und arabischen Sprache, um die alten Verfasser in den Originalen lesen zu können, teils mit Mathematik und Naturwissenschaft. Seine Ordensbrüder fühlten sich aber durch seine grosse Gelehrsamkeit und geistige Ueberlegenheit verletzt, zumal er die Sittenverderbnis der Geistlichen, namentlich der Mönche, offen bekämpfte; so boten seine physikalischen Studien den willkommenen Anlass zur Beschuldigung, dass er magische Künste treibe. Die Beschäftigung mit derartigen Dingen wurde ihm deshalb verboten; ja, zuletzt wurde er in das Klostergefängnis geworfen. Seine Lage verbesserte sich indes, als Klemens IV 1264 den päpstlichen Stuhl bestieg. Bacon hatte schon früher mit Klemens in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden und er sandte nun dem Papste drei Hauptwerke und der Sage nach auch einige von ihm selbst verfertigte physikalische Instrumente; hierdurch gelang es ihm, aus dem Gefängnis ent-

lassen zu werden; als der Papst aber nach vier Jahren starb, fingen die früheren Verfolgungen wieder an, und 1278 wurde er in Paris zu zehnjähriger Gefangenschaft verurteilt. Als er diese Strafe abgebüsst hatte, kehrte er als gebrochener Greis in seine Heimat zurück, wo er 1294 in einem Alter von 80 Jahren starb. — Seine Tätigkeit als Verfasser ist sehr bedeutend gewesen; sie lässt sich aber nicht übersehen, da seine Schriften noch lange nicht alle gedruckt sind. Ausser den drei Hauptwerken „Opus majus", „Opus minus" und „Opus tertium", die er dem Papste sandte, sind noch sieben andere grössere und kleinere Arbeiten zu verschiedenen Zeiten erschienen. Aber in einigen Bibliotheken in England und Frankreich, namentlich in englischen Privatbibliotheken, sollen sich noch viele Manuskripte von seiner Hand befinden. Die meisten dieser Schriften hält man für Jugendschriften, deren wesentlichsten Inhalt er später in seine Hauptwerke aufgenommen hat; jedoch lässt sich dieses nicht mit Sicherheit entscheiden. Das Verhältnis und die Reihenfolge der vielen Abhandlungen ist so unklar, dass ein Kenner gesagt hat, „es würde leichter sein, die sibyllinischen Bücher zu sammeln, als Bacons Werke".

Mit noch grösserer Entschiedenheit als Albert Magnus spricht Bacon es aus, dass die Naturwissenschaften auf Erfahrung und Experiment aufgebaut werden müssen, und er zeigt auch in allen seinen Schriften, dass er genau zu beobachten und zu experimentieren versteht; durch seine Versuche mit Hohlspiegel und Brennglas und durch seine sehr sorgfältigen Untersuchungen über die Entstehung des Regenbogens ist er seiner Zeit weit voraus. Mitunter hat er auch falsche Beobachtungen gemacht. So glaubt er wahrgenommen zu haben, dass die konkave Oberfläche des Wassers in einem Glase weniger gekrümmt ist in einem gewissen Abstand über der Erde als auf der Oberfläche der Erde; er hält deshalb die Schwere für die Ursache der Krümmung. Aber selbst dieser Irrtum beweist doch, wie genau er alles beobachtet. Dass die Phantasie recht oft mit ihm durchging, ist schon oben erwähnt. Bei den Untersuchungen über die Bilder, welche durch Hohlspiegel entstehen, hat er ganz richtig eine Ahnung davon gehabt, dass man solche Spiegel dazu verwenden kann, um ferne Gegenstände deutlicher zu machen, und er redet auch von hierzu dienenden Instrumenten. Aber dass es ihm doch nicht geglückt ist, ein Fernrohr zu konstruieren, geht aus den sonderbaren Eigenschaften hervor, die er diesem Instrumente beilegt. Er spricht ebenfalls davon, geschliffene Gläser als Brillen zu gebrauchen; aber wenn er behauptet, dass man mit einem solchen Glase die Gegenstände auf dem Kopfe sehe, sobald man es umdrehe, so hat er wohl niemals eine Brille in der Hand gehabt. — An Zauberformeln und dergleichen Dinge glaubt Bacon nicht; die magischen Wirkungen kommen durch Naturkräfte zustande; sie sind der grossen Menge nur unbekannt. Mit der Alchimie und Astrologie hat er sich vielfach beschäftigt und verschiedene alchimistische Abhandlungen geschrieben, in welchen er Gebers Theorie festhält und genaue Belehrungen über die Wirkungen des philosophischen Steines gibt. In der Astrologie tritt er in Opposition zu allen früheren Verfassern, welche annahmen, dass hauptsächlich die Planeten von Einfluss auf den Gang der Begebenheiten seien. Bacon sucht die wirksamen Kräfte bei den Fixsternen. Die Sagen über Bacon sind so zahlreich, dass wir hier nicht näher darauf eingehen können. In Volksschriften vom 15. und 16. Jahrhundert tritt er geradezu als ein Zauberer auf, der die

verblüffendsten Dinge verrichtet, nicht sowohl durch Beschwörungen — obwohl er sich auch darauf versteht — als durch seine tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Natur. Er hat ein Glas, in dem er alles sehen kann, was in einem Umkreise von 50 Meilen geschieht, und Spiegel, mit denen er ferne Städte anzündet. Offenbar liegt der geschichtliche Roger Bacon diesen Dichtungen zugrunde.

Arnold Villanova ist entweder in Languedoc oder in Katalonien zwischen 1235 und 1248 geboren. Von seinem Leben weiss man nicht viel. Am Schlusse des 13. Jahrhunderts war er Professor in Barcelona und wurde 1285 als der angesehenste Arzt in Spanien an den Hof nach Aragonien berufen, aber später vom Erzbischof von Taragona als Goldmacher und Teufelsbeschwörer in den Bann getan; nach längerem Umherirren nahm er seine Zuflucht zum Papste Klemens V in Avignon. Dieser nahm ihn freundlich auf, ebenso der Hof in Palermo, mit dem er verwandt war. 1312 verlor er bei einem Schiffbruch das Leben, als er infolge einer Einladung des Papstes von Palermo nach Avignon reisen wollte. Es ist recht bezeichnend für den Gegensatz zwischen dem Papst und der hohen Geistlichkeit, dass Klemens in einem Briefe an alle Bischöfe Villanovas Tod beklagte und seine grosse Gelehrsamkeit und Weisheit lobte, während ein Erzbischof ihn in den Bann getan hatte. Als aber Johann XXII 1316 Papst geworden war, wurden zwei Jahre später 13 von Villanovas Schriften als ketzerisch verbrannt. Die Inquisition soll sie so gründlich ausgerottet haben, dass sie sich später nicht auftreiben liessen; sie finden sich daher auch nicht in der grossen gesammelten Ausgabe von Villanovas Werken (Basel 1585).

Der grösste Teil seiner Werke ist medizinischen Inhalts und liegt darum unserem Stoffe fern. — Indes war er auch auf dem Gebiete der anderen magischen Wissenschaften schriftstellerisch tätig. So findet sich eine grosse Zahl alchimistischer Schriften von seiner Hand; aus denselben geht deutlich hervor, dass er vielfach versucht hat, „das grosse Elixier“ darzustellen. In theoretischer Beziehung schliesst er sich dabei ganz an seine Lehrmeister, die Araber, an; aber in bezug auf die praktische Darstellung des „philosophischen Steines“ enthalten seine Abhandlungen viel genauere Angaben als andere gleichzeitige Schriften. Man darf sich deshalb nicht wundern, dass er als Goldmacher verfolgt wurde: sorgte er in seinen Schriften doch selber dafür, sich als Adept, d. h. als ein in alle Geheimnisse der Kunst Eingeweihter, hinzustellen. So weiss er genau, dass ein Teil des philosophischen Steines hundert Teile reines Quecksilber in Gold zu verwandeln vermag. Indes gibt er selber zu, dass dieses künstlich hervorgebrachte Gold wohl die Farbe und manche Eigenschaften, aber nicht alle Kräfte des natürlichen Goldes habe. Die Goldmacherkunst stand also zu Villanovas Zeit ungefähr auf demselben Standpunkte wie bei den alten Aegyptern: es waren stets goldähnliche Mischungen, die für wirkliches Gold ausgegeben wurden und die man mit den unvollkommenen Hilfsmitteln der damaligen Zeit nur schwer vom echten Gold unterscheiden konnte. — Villanovas astrologische Anschauung und Lehre von den himmlischen Häusern vergl. oben S. 175 ff.

Villanova scheint sich erfolgreich mit den meisten magischen Wissenschaften beschäftigt zu haben. So findet sich unter seinen gesammelten Werken eine kleine Abhandlung: „Ueber Sigille“ (d. h. magische Siegel oder Amulette). Es werden zwölf solcher Sigille erwähnt, entsprechend den

zwölf Zeichen des Tierkreises; man erhält auch eine genaue Anweisung, wie sie dargestellt werden sollen und welche Kräfte sie besitzen. Als ein Beispiel dieses Aberglaubens führe ich hier die Methode der Herstellung an: „Das dritte Sigill, das ist das des Stieres. Nimm Gold oder Silber und schmilz es, wenn die Sonne im Zeichen des Stieres steht, und mache daraus ein Siegel; wenn es mit dem Hammer bearbeitet wird, sollst du sagen: „Erhebe dich Herr, mein Gott, mein Helfer“; ferner den Psalm: „Coeli enarrant gloriam etc.“ Danach wird auf der einen Seite das Bild eines Stieres dargestellt und am Rande das Zeichen des Stieres und die Wörter Theonel, Set, Paulus. Auf der anderen Seite am Rande: „Gesegnet sei der Name des Herrn Jesu Christi“ und in der Mitte: „On, Joseph, Oytheon“. Im allgemeinen schützt das Sigill des Stieres gegen Augenkrankheiten und Geschwülste und alle unglücklichen Anlagen dazu, desgleichen gegen alle Leiden des Halses und Rachens.“

Dieser Einblick in Villanovas Heilkunst könnte leicht zu der Annahme verleiten, dass er ein grosser Charlatan gewesen sei, der zunächst auf den Aberglauben des Volkes spekulierte. Das wäre jedoch ein ungerechtes Urteil; wenn er seinen Patienten wirklich jemals derartige Amulette gegeben hat, so hat er sie wahrscheinlich mit vollem Verständnis ihres psychischen, suggestiven Einflusses angewandt, etwa in derselben Weise, wie ein einsichtiger Arzt in unseren Tagen ein Voltakreuz oder ähnliches verordnen könnte. Er muss vielmehr ein genialer Mann und ein ungemein scharfer Beobachter gewesen sein; das beweist folgende Bemerkung in einer seiner medizinischen Abhandlungen: „Für den Arzt kommt alles darauf an, dass er in rechter Weise die Leidenschaften des Menschen benutzen kann und ihr Vertrauen zu gewinnen und ihre Einbildungskraft in Bewegung zu setzen versteht: dann kann er alles ausrichten.“ Wenn Villanova eine so klare Auffassung von der Bedeutung der Suggestion in der Medizin gehabt hat, so hat er unzweifelhaft auch die „magischen Kräfte“ der Sigille richtig zu schätzen verstanden.

Während die bisher besprochenen Männer wirklich bedeutende Forscher waren, und jeder von ihnen sich auf seinem Gebiete Verdienste um die Wissenschaft erworben hat, so muss man dem Scholastiker Raimond Lullus die wissenschaftliche Gediegenheit absprechen. In den zahlreichen alchimistischen Schriften, die seinen Namen führen, werden so abenteuerliche Behauptungen über den philosophischen Stein aufgestellt, dass das ganze offenbar freie Phantasie ist. So heisst es, dass ein Teil des Steines 1000 Teile Quecksilber in ein Pulver verwandeln kann, welches noch alle Eigenschaften des Steines hat, so dass noch ein Teil des Pulvers wiederum 1000 Teile Quecksilber zu verwandeln vermag. Und dieser Prozess kann noch viele Male wiederholt werden, bis schliesslich „das Feuer des Steines erlischt, so dass er nicht mehr Pulver hervorzubringen vermag, sondern das Quecksilber nur zu reinem Golde umwandelt“. Ausserdem hat dieser philosophische Stein den wunderbarsten Einfluss auf den menschlichen Körper: er heilt alle Krankheiten und macht den Körper unsterblich. Man versteht, dass seine Schriften, die bei den Alchimisten der späteren Zeit in hohem Ansehen standen, diese bei solchen Aussichten mächtig anspornen mussten; es war aller Anstrengung wert, in den Besitz eines solchen Steines zu kommen. Da aber die von ihm angegebenen Methoden zur Darstellung des Steines ganz wertlos sind, so scheint er mehr Phantasie als Wahrheits-

liebe und Forschertalent besessen zu haben. — Lullus war der erste Europäer, der die Kabbala kannte; in welchem Umfang, ist allerdings schwer zu entscheiden; da er sich ungefähr zu der Zeit in Spanien aufhielt, wo die kabbalistischen Hauptwerke dorthin gelangten, so hat er jedenfalls einen Teil ihres Inhaltes kennen gelernt. Er hat eine sehr hohe Meinung von der Kabbala, indem er sie als eine wirkliche Offenbarung, als göttliche Weisheit betrachtet. Die kabbalistischen Methoden haben auch Einfluss auf ein mystisch-philosophisches System gehabt, das er erfand und „die grosse Kunst", ars magna, nannte. Es ist wesentlich eine Art Mnemotechnik. —

Wunderlich war sein Lebenslauf, eigentümlich sind die Legenden, die sich um ihn bildeten. Geboren war er 1235 in Palma auf Majorka von adeliger Familie. Am Hofe in Aragonien führte er in seiner Jugend ein ausschweifendes Leben, bis eine unglückliche Liebe ihn auf andere Gedanken brachte und er beschloss, sich der Bekehrung der Mohammedaner zu widmen. Er trat deshalb in den Franziskanerorden ein, studierte arabisch und ging dreimal als Missionar an die Nordküste von Afrika, bis er endlich 1315 als Märtyrer seinen Tod fand. Er war an der Küste gesteinigt worden, wurde von einem christlichen Schiff aufgenommen, starb aber unterwegs und wurde in Palma beerdigt. Drei Jahrhunderte später öffnete man sein Grab und fand am Schädel deutliche Spuren von den Steinwürfen, die seinen Tod herbeigeführt hatten. Obwohl so über die Art und auch über das Jahr seines Todes kein Zweifel herrschen kann, so sind doch Werke angeblich noch 1330 von seiner Hand geschrieben, ja 1332 soll er in London für König Eduard III auf alchimistischem Wege noch eine Menge Gold dargestellt haben. Davon prägte man Dukaten, die lange unter dem Namen Raymundiner in Gebrauch waren. Diese Widersprüche lösen sich am einfachsten dadurch, dass wohl einer seiner Schüler seinen Namen angenommen hat, um sich so leichter Ansehen zu verschaffen. Aber gerade der Umstand, dass Lullus an einem Orte angeblich noch lange lebte, während er doch an einem anderen Orte längst gestorben und begraben war, hat wahrscheinlich zu der Sage beigetragen, die sich um ihn bildete und ebenso merkwürdig wie charakteristisch für seine Zeit ist. Sie zerfällt in zwei Teile, in einen lebenswahren Roman und in eine Legende: Als junger Mensch verliebte er, der ein eleganter und unwiderstehlicher Kavalier war, sich in eine verheiratete Dame, Ambrosia di Castello, und erklärte ihr seine Liebe. Sie wies ihn ab, und da er in sie drang, erklärte sie, dass sie keine so glühende und überirdische Liebe, wie die seinige, erwidern könne, so lange sie selbst nur ein sterblicher Mensch sei. Wenn er aber das Lebenselixier zu finden vermöge, das den Körper gegen den Tod beschütze, so wolle sie die Seinige werden. Raymund gab sein früheres Leben auf und begann die Geheimnisse der Natur zu erforschen; nach 30jähriger Arbeit gelang es ihm endlich, das grosse Elixier darzustellen. Er erprobte es an sich selber; zwei Monate lang ass und trank er nichts, litt alle Qualen des Hungers und des Durstes, konnte aber nicht sterben. Seiner Sache sicher suchte er Ambrosia auf, deren Gatte inzwischen gestorben war. Er erkannte sie nicht, so alt und grau war sie geworden. Sie gab sich ihm zu erkennen und gestand, ihn immer geliebt zu haben; mit der Unsterblichkeit aber, die er ihr zugedacht habe, möge er sie verschonen; dabei zeigte sie ihm ihre von Krebs zerfressene Brust und fragte, ob er sie bei solchem Elend unsterblich machen wolle. Da zerschmetterte er die Flasche mit dem kostbaren Elixier

und gab ihr damit ihr Versprechen zurück. Sie könne jetzt, sagte er, zur himmlischen Unsterblichkeit eingehen, er aber sei ewig zum lebenden Tod auf Erden verdammt. Dann trat er in den Franziskanerorden ein und war 2 Monate später als Mönch bei Ambrosias Tode zugegen. Hier endet der Roman, und die Legende beginnt. Sterben konnte Lullus nicht, obwohl er in jeder Weise den Tod suchte. Er weihte darum sein Leben frommen Handlungen, um den Tod als eine Gnade von Gott zu erlangen. Wiederholt ging er nach Afrika und predigte den Mohammedanern das Christentum; aber obwohl er mehrere Male furchtbar misshandelt wurde, verlor er doch nicht das Leben. Zuletzt wurde er gesteinigt; einige christliche Kaufleute fanden ihn in der Nacht halbtot unter dem Steinhaufen und nahmen ihn mit auf ihr Schiff, das nach Majorka, seiner Geburtsinsel, fuhr. Noch lebte er bei der Ankunft auf der Insel; als er aber ans Land gebracht war, erbarmte Gott sich über ihn und liess ihn sterben; er wurde dann in der Kirche zu Palma beigesetzt.

Es würde uns zu weit führen, alle die Forscher zu besprechen, die sich im Mittelalter mit den magischen Wissenschaften beschäftigt oder Einfluss auf die Entwicklung derselben gehabt haben. Wir bezwecken ja nicht eine ausführliche geschichtliche Darstellung, sondern nur eine Darlegung der Verhältnisse, welche die damaligen Gelehrten in den Ruf der Zauberei brachten. Hierfür sind die erwähnten vier Männer gerade treffliche Beispiele, um so mehr, als sie zugleich zu den hervorragendsten Naturforschern des Mittelalters gehörten. Gewiss finden sich später allerdings andere Naturforscher, z. B. Nicolaus Cusa (1401—1464), die den Beschuldigungen der Zauberei entgangen zu sein scheinen. Dieses ist aber jedenfalls bei Cusa leicht begreiflich; denn einmal war er Kardinal und päpstlicher Statthalter, also einer der mächtigsten Leute der Kirche; man hütete sich demnach wohl, grundlose Beschuldigungen gegen ihn zu erheben. Zum andern beschäftigte er sich aber auch fast ausschliesslich mit Mathematik und Astronomie; von den Zweigen der experimentellen Physik hat er nur die Lehre von der Wage und deren Anwendung behandelt; und bei dieser Lehre liess sich selbst in jener Zeit wohl kaum etwas finden, das Anlass zum Glauben an Zauberkünste geben könnte. Eine solche Ausnahme, wie Nicolaus Cusa ist, dient also vielmehr dazu, die allgemeine Regel zu bestätigen, dass der experimentierende Naturforscher der unwissenden Menge als Zauberer erschien.

Die Kabbalisten.

Ehe wir dieses Kapitel beenden, müssen wir noch einiger Männer gedenken, die zwar nicht zu den Naturforschern gehören, aber doch — ein jeder in seiner Weise — grossen Einfluss auf die Entwicklung der Magie gehabt haben. Der eine derselben ist der Freund des Cornelius Agrippa und der Lehrer des Paracelsus, der Abt Johann Tritheim.

Er ist in Trittenheim im Kurfürstentum Trier 1462 geboren. Als Kind zeichnete er sich durch ausserordentliche Begabung und grosse Lust zum Studieren aus, aber seine Eltern widersetzten sich jeder Beschäftigung des

Knaben mit Büchern, da er ihnen in der Landwirtschaft helfen sollte. Erst in einem Alter von 15 Jahren gelang es ihm, heimlich etwas Unterricht bei einem Nachbarn zu bekommen. Er lernte das Alphabet so rasch, dass er in sieben Tagen ein Buch lesen konnte. Durch eigenes Studium brachte er es nun so weit, dass er mit Hilfe einiger Gönner auf die Universität Heidelberg gehen konnte, wo er in erstaunlich kurzer Zeit einen grossen Ruf wegen seiner Gelehrsamkeit namentlich in den alten Sprachen erlangte. 1482 trat er ins Kloster Sponheim (Kr. Kreuznach) in den Benediktinerorden ein; im Jahr darauf, als der Abt abging, wurde er trotz seiner Jugend zum Abt gewählt. Das kleine, bis dahin beinahe unbekannte Kloster Sponheim wurde durch seine Tätigkeit in ganz Europa berühmt; er sammelte hier eine grosse Bibliothek der seltensten und merkwürdigsten Werke, insbesondere über Magie. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit war so gross, dass viele Fürsten, selbst der Kaiser Maximilian I, und die gelehrtesten Männer Europas ihn besuchten und auf seine Freundschaft Wert legten. So waren z. B. 1496 an einem Tage zwei Fürsten und sieben Gelehrte in Sponheim gleichzeitig versammelt.

Lange konnte Tritheim jedoch nicht in Frieden studieren, und hieran war er selbst wenigstens teilweise schuld. Er beging nämlich die Unvorsichtigkeit, einem Freunde, dem Mönche Arnold Bostius in Gent, einen Brief zu senden, der ihn allerdings der Zauberei verdächtig machen musste, wenn er in weiteren Kreisen bekannt wurde. Unglücklicherweise war Bostius nun gestorben, als der Brief in Gent ankam; er wurde deshalb von dem Prior des Klosters geöffnet; derselbe fand aber seinen Inhalt so sonderbar, dass er ihn über ganz Deutschland und Frankreich verbreitete. Der Anfang des Briefes lautet:

„Ich habe ein wichtiges Werk in Arbeit, worüber die Welt erstaunen wird, falls ich es veröffentliche, was mir jedoch nicht einfällt. Das erste Buch heisst: Steganographia. Hierin werden mehr denn 100 Arten von Geheimschriften gelehrt, die zu lesen selbst der Klügste nicht imstande sein wird, wenn er das Geheimnis nicht kennt. Dies ist merkwürdig; aber das zweite Buch ist noch erstaunlicher. In einer Entfernung von über 100 Meilen kann ich demjenigen, der die Kunst kennt, meine Gedanken ohne Schrift, Worte oder Zeichen mitteilen; ich brauche nicht einmal einen Boten dazu. Es kann so deutlich und ausführlich gemacht werden, wie es verlangt wird, auf ganz natürliche Weise, ohne Hilfe von Geistern oder anderem Aberglauben. Das ist freilich sonderbar; aber nun kommt etwas noch Wunderbareres. Im dritten wird die Kunst gelehrt, wie man einen unwissenden Menschen, der nur seine Muttersprache kennt, dazu bringen kann, dass er in zwei Stunden Latein versteht, liest und schreibt, so dass niemand leugnen wird, dass seine Briefe gutes Latein sind" u. s. w.

Die Wirkung dieses Briefes blieb nicht aus. Da Tritheim auch so unvorsichtig war, einigen Besuchern die begonnene Arbeit zu zeigen, ohne sie mit der Sache richtig bekannt zu machen, erhielt der Verdacht, dass er ein Zauberer sei, neue Nahrung. Die Mönche in Sponheim nahmen hieraus Anlass, sich der strengen Klosterzucht, die Tritheim bis dahin gehalten hatte, zu widersetzen. Nach mehrjährigem Streit musste Tritheim das Kloster und seine liebe Bibliothek verlassen, indem er den Ruf als Abt in Würzburg 1505 annahm. Hier lebte er noch 11 Jahre in Ruhe; aber die Steganographie, die ihm so viele Unannehmlichkeiten verschafft hatte, hat er niemals voll-

endet. Das unvollständige Manuskript wurde nach seinem Tode gedruckt, und die Steganographie erschien in einer Reihe von Ausgaben, welche keineswegs in allen Punkten miteinander übereinstimmen. Die Quartausgabe (Darmstadt 1621) gilt als die zuverlässigste; nach dieser führe ich den Anfang des ersten Kapitels an, um eine Vorstellung von diesem höchst sonderbaren und viel umstrittenen Werke zu geben.

„Der Schlüssel zum ersten Kapitel ist in den Händen des vornehmsten Geistes Pamersyel, anogr madriel mit Hilfe von ebra sothean abrulges itrabsiel und ormenu itules rablion hamorphiel. Die Tätigkeit muss damit beginnen, dass man ihn anruft.

Die vollkommene Ausführung dieses Kapitels ist sehr schwierig und gefährlich wegen des Hochmuts und der Widerspenstigkeit der Geister; sie gehorchen keinem, der nicht recht in der Kunst geübt ist; den Unerfahrenen belästigen sie sogar, falls sie zu sehr geärgert werden, und plagen ihn auf verschiedene Weise. Von allen Geistern der Luft sind sie die boshaftesten und treulosesten. Vollständig gehorchen sie keinem, wenn sie nicht durch die kräftigsten Beschwörungen gezwungen werden; auch dann verraten sie oft noch das ihnen mitgeteilte Geheimnis, denn sobald sie mit dem Briefe abgesandt sind, fliegen sie, wie ein flüchtiger Haufe ohne Anführer aus dem Kampfe, zur Obrigkeit, stürzen rasend hinein und offenbaren vor allen Anwesenden das Geheimnis des Absenders. Wir raten deshalb keinem, sie zu zwingen und nur vorsichtig ihren Dienst zu suchen, da sie boshaft und treulos sind. Unter den folgenden wird man einige weit gefälligere finden, die sich freiwillig den Befehlen unterwerfen. Aber falls jemand ihre Bosheit prüfen und die Richtigkeit des hier Gesagten erfahren will, so muss er folgendes beobachten: Man nimmt ein Blatt Papier und setzt zu oberst die Anrufung des göttlichen Namens: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes". Dann schreibt man in lateinischer, deutscher oder irgend einer anderen Sprache eine einfache, deutliche und jedem Leser verständliche Erzählung. Beim Schreiben muss man aber der aufgehenden Sonne zugewandt sitzen und die Geister folgendermassen anrufen:

Pamersiel **oshurmy** delmuson **Thafloyn** peano **charustre melany lyamunto** cholchan, **paroys**, madyr, **moerlay**, bulre **tatleor** don **melcove** peloin, **ibutsyl** meon **mysbreath** alini **driaco** person. **Crisolnay**, lemon **asosle** mydar **icoriel** pean **thalmoi**, asophielil **natreon** bangel ocrimos estevor **naelma** besrona **thulaomor** fronian **beldodrayn** bon otalmesgo merofas **elnathyn** basramuth.

Wenn die Geister dann in seinem Dienste erscheinen, kann er mit dem Begonnenen fortfahren. Geschieht dies jedoch nicht, so muss er obige Worte so oft wiederholen, bis sie sich zeigen, oder er muss die Arbeit liegen lassen, damit sie nicht infolge zu starken Zwanges dem Arbeitenden schaden. Nach vollendeter Arbeit schickt er den Brief durch einen Boten an seinen kunstverständigen Freund. Dieser muss beim Empfang sich folgender Beschwörung bedienen:

Lamarton **anoyr** bulon **madrinel** traschon **ebrasothea** panthenon **nabrulges** Camery **itrasbier** rubanty **nadres** Calmusi **ormenui** ny **tules** demy **rabion** hamorphyn.

Er wird dann gleich den darunter verborgenen Sinn verstehen, denn die Geister werden von selber mit solcher Gewalt erscheinen und so laut rufen, dass alle Anwesenden sicherlich das Geheimnis des Schreibers verstehen werden."

Dies Bruchstück ist typisch für das Buch, das in seinem ganzen Umfange aus Berichten über Geister und aus den furchtbarsten Beschwörungen und unverständlichsten Worten besteht. Der Sinn derselben war lange Zeit hindurch ein Rätsel; einige meinten, es seien wirklich Mittel zu Dämonenbeschwörungen, andere dagegen verliessen sich auf Tritheims eigene Worte, dass alles mit natürlichen Dingen zuginge, und dass es nur darauf ankäme, den Sinn zu finden. Dies glückte erst 1676; Dr. jur. E. Heidel in Worms entdeckte, dass alle diese barbarischen Beschwörungen einen Sinn geben, wenn man jedes zweite Wort, also das erste, dritte, fünfte u. s. w., streicht; von den übrig bleibenden Wörtern, die man sich alle in einer Reihe geschrieben denkt, streicht man wiederum alle Buchstaben an den ungeraden Stellen, also den 1., 3., 5. u. s. w. Die übrigen (durch den Druck hervorgehobenen) Buchstaben geben dann die Anweisung zu verschiedenen Arten von geheimer Schrift. So erhalten wir aus der ersten Beschwörung folgende Worte:

Sum taly cautela, ut pryme lyttere cvivslybet diccionys secretam intencionem tuam reddant legenty (Ich wende die Vorsichtsmassregeln an, dass der erste Buchstabe eines jeden Wortes dem Leser den geheimen Sinn mitteilt). Die Beschwörung, mit der der Leser das Schreiben empfängt, gibt ganz dieselbe Anweisung, nämlich: Nym die ersten Bugstaben de omni uerbo. Dies ganze Kapitel von der Steganographie zeigt also, dass man unter der Form einer Geschichte oder etwas Aehnlichem eine heimliche Mitteilung senden kann, indem man von jedem Wort den ersten Buchstaben nimmt und diese zusammenstellt; sie enthalten dann die Mitteilung. In ähnlicher Weise behandeln die folgenden Kapitel weitschweifig eine Art Geheimschrift.

Der Grund, weshalb Tritheim seine Erfindung von den Geheimschriften in eine so mystische Form gekleidet hat, ist rätselhaft. Er hätte ebensogut ohne grosse Mühe eine andere Art der Darstellung wählen können, ohne so grosses Aufsehen zu erregen und sich selbst in den Ruf eines Zauberers zu bringen. Aber wahrscheinlich hat ihm gerade an diesem Rufe etwas gelegen; in den Augen des Volkes war ein Magier doch immerhin eine angesehene und gefürchtete Person, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass Tritheim, wie so viel andere, eitel genug war, nach einem solchen Ansehen zu streben, wenn er es ohne Gefahr erreichen, d. h. gegebenenfalls seine Unschuld beweisen konnte.

Die Idee zu seinen geheimen Schreibmethoden hat Tritheim nachweislich in der Kabbala gefunden. Das Studium der alten jüdischen Philosophie, das seit Raymund Lullus' Tagen geruht hatte, war wieder aufgenommen worden. Graf Pico von Mirandola (geb. 1463) hatte seine „Conclusiones cabbalisticae" 1486 geschrieben, in denen er die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf jene Werke hinlenkte. Ein Schüler Mirandolas hatte Tritheim in die Kabbala eingeweiht; ausserdem stand er in freundschaftlicher Verbindung mit dem Manne, der mehr als irgend ein anderer zur Verbreitung der Kenntnis der Kabbala und der kabbalistischen Methoden beigetragen hat, mit Johann Reuchlin. 1455 in Schwaben geboren, studierte dieser in Paris die klassischen Sprachen; später lernte er in Italien einige gelehrte Juden kennen und wurde wurde von diesen in die hebräische Sprache eingeweiht, in welcher er sich eine bis dahin unerhörte Kenntnis erwarb. Er fing nun auch an, die Kabbala zu studieren, und meinte in

dieser die Keime der christlichen Dogmatik zu finden; seine Ansichten hierüber legte er in seinem Werk „De verbo mirifico", Basel 1494, nieder. In demselben suchte er in kabbalistischer Weise die wesentlichsten Lehren des Christentums aus dem Alten Testament abzuleiten. So bildet er aus dem Worte BRA, „schaffen", ein Notariqon: AB—BN—RV Ch-HQDSh, d. i. der Vater, der Sohn und der heilige Geist, so dass er in dem Begriffe der Schöpfung die Lehre der Dreieinigkeit begründet findet. Durch diese Künste wurde Reuchlin der Urheber der später so eifrig betriebenen sog. christlichen Kabbala, die auch in unseren Tagen wieder zu Ehren zu kommen scheint. Grössere Bedeutung hatte namentlich sein zweites Hauptwerk: „De arte cabbalistica" Hagenau 1517; hier gibt er eine ziemlich vollständige und korrekte Darstellung der kabbalistischen Hauptlehren und Methoden.

Durch dieses Buch wurden dieselben zum erstenmal der gebildeten Welt Europas zugänglich gemacht, und sie gewannen nun in der Folgezeit eine wesentliche Bedeutung für die ganze Wissenschaft. So tritt der Einfluss der Kabbala schon deutlich in Agrippas grossem magischen System hervor, das wir jetzt näher besprechen werden.

Kapitel 15.

Agrippa und die okkulte Philosophie.

Agrippas Leben und Bedeutung.

Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim wurde 1456 in Köln geboren. Er gehörte einer alten, reichen Adelsfamilie an und begann früh zu studieren. Neben der Rechtswissenschaft, die sein eigentliches Studium war, beschäftigte er sich auch mit der klassischen Literatur und den lebenden Sprachen; er sagt selbst in einem seiner Briefe, dass er acht Sprachen verstehe und von diesen sechs so gut, dass er sie vollkommen sprechen, lesen und schreiben könne. Aber ausserdem warf er sich schon in seiner Jugend mit grossem Eifer auf die Geheimwissenschaften; seine späteren Arbeiten scheinen auch zu zeigen, dass es kaum ein bedeutenderes Werk auf diesem Gebiete gegeben hat, das er nicht gelesen hätte. Praktisch beschäftigte er sich jedenfalls mit einem Zweige der Magie, der Goldmacherkunst; einige Fürsten haben, wie es scheint, zu verschiedenen Zeiten seine Hilfe als Goldmacher auch benutzt. Allerdings, die Armut, in der er einen grossen Teil seines Lebens verbrachte, zeigt deutlich genug, dass er es in jener Kunst nicht weit gebracht hat. Im Alter von etwa 20 Jahren ging er nach Paris; hier gründete er eine Gesellschaft zum Studium der Geheimwissenschaften. In den folgenden Jahren hielt er sich an verschiedenen Orten auf; so treffen wir ihn 1509 in Burgund, wo er Vorlesungen über Reuchlins Werk „De verbo mirifico" hielt. Diese wurden mit so grossem Beifall aufgenommen, dass er als Lehrer der Theologie an der Akademie in Dôle angestellt wurde; aber hier wurde er bald von der Geistlichkeit vertrieben, die überall Ketzerei witterte, wo sie etwas fand, was sie selbst nicht verstand.

Nach einigen Streitigkeiten räumte Agrippa das Feld und ging 1510 nach London und bald darauf nach Würzburg zu Tritheim, der damals dort Abt war. Bei den Diskussionen, welche zwischen den beiden gelehrten Magiern über ihr Lieblingsthema stattfanden, fasste Agrippa den Plan, ein Werk über die Magie in ihrer Gesamtheit zu schreiben; in erstaunlich kurzer Zeit, wahrscheinlich schon im Laufe desselben Jahres, soll er dieses grosse Werk, die drei Bücher „De occulta philosophia", vollendet haben. Er sandte es an Tritheim und bat ihn, es durchzusehen und zu verbessern, was er darin unrichtig fände. Das Werk machte grosses Aufsehen und wurde in zahlreichen, zum Teil schlechten Abschriften in der gelehrten Welt verbreitet.

Hierauf ging Agrippa in den kaiserlichen Kriegsdienst, nahm am Kampfe gegen die Venetianer teil und wurde seiner Tapferkeit halber auf dem Schlachtfelde zum Ritter geschlagen. Er hielt jetzt einige Zeit Vorlesungen über Theologie in Turin und Pavia, scheint aber auch hier mit der Geistlichkeit in Streit geraten zu sein, so dass er flüchten musste. Einflussreiche Freunde verschafften ihm nun eine Stellung als Syndikus in Metz. Hier nahm er sich der wegen Hexerei angeklagten Personen so eifrig an und verteidigte sie als Advokat mit solchem Geschick, dass er wirklich viele vom Feuertode errettete. Da dieses aber nicht nach dem Sinne der Mönche war, entging er selbst nicht der Anklage wegen Hexerei und musste 1519 die Stadt verlassen. Wahrscheinlich in Metz hatte er den später so bekannten Arzt Johann Weier zum Schüler, welcher durch sein Buch „De praestigiis daemonum" den Glauben an Hexen stark erschütterte. In den folgenden Jahren lebte Agrippa an verschiedenen Orten unter sehr drückenden Vermögensverhältnissen; er verlor seine Frau, heiratete jedoch nach einigen Jahren wieder. 1524 wurde er in Lyon Leibarzt bei der Mutter Franz des Ersten; da aber seine astrologischen Prophezeiungen ihr kein Glück verhiessen, wurde er in Ungnaden entlassen. So war er wiederum ohne feste Stellung und mit Schulden belastet. In dieser Zeit schrieb er sein Werk „De vanitate scientiarum"; in demselben zeigt sich die durch seine unglückliche Lage hervorgerufene Bitterkeit in Spott über die Ohnmacht der Wissenschaft.

Durch Geldnot gedrückt, verliess er Frankreich und war kurze Zeit lang Historiograph bei Margaretha von Oesterreich, der Statthalterin der Niederlande. Aber die Geistlichkeit trieb ihn bald auch dort weg und nun hielt er sich in den Jahren 1530—33 mit verschiedenen Unterbrechungen in Köln auf; hier glückte es ihm, den Druck der Philosophia occulta trotz der Inquisition durchzusetzen. Nach mehrjährigem Umherwandern kam er wiederum nach Lyon und starb hier 1535 im Hause eines Freundes, des Generalsteuereinnehmers der Dauphiné.

Viele Geschichten von ihm beweisen, dass das Volk ihn als einen Zauberer angesehen hat. In Löwen soll ein Schüler von ihm in seiner Abwesenheit den Teufel zitiert haben. Er fing es aber nicht richtig an, und der Teufel nahm ihm deshalb das Leben. Als Agrippa nach Hause kam und die Geister auf der Dachfirst tanzen sah, rief er einen von ihnen in den toten Körper zurück und befahl ihm, auf den Markt hinab zu gehen. Hier liess er den Geist dann entschlüpfen, so dass der Student, wie vom Schlage getroffen, umfiel und alle glaubten, er sei eines natürlichen Todes gestorben. — Der schwarze Hund, den Agrippa immer bei sich hatte, war nach der Auffassung des Volkes der Teufel selbst. Als Agrippa seinen Tod

nahen fühlte, nahm er dem Hunde das Halsband ab, das mit magischen Inschriften versehen war, und sprach: „Geh nun, du verdammte Bestie, die du an allem meinem Unglück schuld bist!“ Der Hund stürzte sich gleich in die Saône und verschwand spurlos. Derartige Geschichten existieren viele.

Agrippa ist hauptsächlich durch sein Werk „über die okkulte Philosophie“ berühmt geworden. Er vereinigte in demselben alle früheren magischen Wissenschaften zu einem grossen System, indem er sie miteinander in Verbindung brachte und von gewissen Grundgedanken ableitete. Diese Gedanken sind der Physik des Aristoteles, der Astronomie des Ptolemäus, der Philosophie der Neuplatoniker und der Kabbala der Juden entnommen, sind also nicht Agrippas eigene Gedanken. Aber sein Verdienst besteht darin, dass er der Wissenschaft der damaligen Zeit eine abgerundete Form gegeben hat; und dadurch erlangte seine philosophia occulta in mehrfacher Hinsicht einen grossen Einfluss auf die folgenden Zeiten. Er wollte der Welt eine höhere und reinere Vorstellung von der Magie dadurch geben, dass er zeigte, wie die magischen Handlungen nicht allein mit den damaligen Kenntnissen von der Naturordnung, sondern auch mit der religiösen Weltanschauung seiner Zeit übereinstimmten. Dieses Ziel führte er mit grosser Tüchtigkeit und Konsequenz durch. Indem er den Zusammenhang der Magie mit den allgemeinen Anschauungen von der Ordnung und Gesetzmässigkeit des ganzen Daseins nachwies, gab er ihr damit ihre natürliche Begründung und Berechtigung. Wenn er z. B. erklärte, dass die magischen Zeichen und Sigille auf Grund der Art und Weise, wie sie dargestellt werden, gewisse Kräfte von den Sternen empfangen müssen, so ist die Kraft und Wirksamkeit dieser Sigille nicht mehr übernatürlich und mystisch, sondern ebenso natürlich und erklärlich wie die Einwirkungen der Sterne selbst; und so verhält es sich auch in allen anderen Fällen. Das Ziel, das Agrippa sich setzte, bestand eben darin, die Magie aus einem übernatürlichen Wissen in ein natürliches Wissen auf dem Gebiete der Physik, Mathematik und Theologie umzuwandeln; die magischen Handlungen sollten keine geheimen Künste sein, sondern natürliche Anwendungen jener Wissenschaften. Agrippa ist somit der erste, der von einer „natürlichen Magie“ reden kann. Diese Auffassung drang durch: wir finden das magische System des Agrippa mit mehr oder weniger Aenderungen bei allen Magiern der folgenden Zeit wieder.

Indirekt erhielt Agrippas System jedoch eine noch grössere Bedeutung. Da er die magischen Wissenschaften in die engste Verbindung mit der damaligen Weltauffassung brachte, so stand und fiel

die gelehrte Magie auch mit den Anschauungen des Mittelalters von dem Weltbau; diese Anschauungen ruhten aber hauptsächlich auf 2 Grundpfeilern, auf der Physik des Aristoteles und der Astronomie des Ptolemäus. Als aber Kopernikus, Galilei und Kepler diese ehrwürdigen, tausendjährigen Pfeiler umstürzten, zerstörten sie auch den Glauben an die Magie. Die okkulte Philosophie hatte nun ihre Rolle ausgespielt und wurde nur ein imponierendes Grabmal von den Irrtümern verschwundener Zeiten.

Im folgenden werden wir nun die Hauptzüge des magischen Systems seiner occulta philosophia durchnehmen. Wir können jedoch der Entwicklung des Buches nicht einfach folgen; dazu sind die verschiedenen Teile zu ungleichmässig behandelt; ausserdem liebt Agrippa wie alle Magier es sich bei den interessantesten Punkten auf Andeutungen zu beschränken, und den Leser den Sinn selber finden zu lassen. Er sagt ausdrücklich am Schlusse des Buches: „Einiges ist in rechter Ordnung dargestellt, anderes ohne strenge Ordnung und wieder anderes nur in Bruchstücken; vieles habe ich zurückbehalten und es der Forschung der Verständigen überlassen; diese werden bei einigem Nachdenken über das Geschriebene darin nicht allein eine vollständige Theorie der Magie finden, sondern auch unfehlbare Experimente. Ich habe die Wissenschaft nämlich so vorgetragen, dass dem Klugen und Verständigen nichts davon verborgen bleiben soll; dem Schlechten und Ungläubigen dagegen soll der Zugang zu diesen Geheimnissen verborgen sein.“ Indes ist es bei der heutigen Kenntnis der Naturwissenschaften im allgemeinen ziemlich leicht herauszufinden, was Agrippa meint, wenn er mystisch zu werden anfängt. Und was die Anordnung des Stoffes betrifft, so sind offenbar drei verschiedene Darstellungen miteinander vermischt, nämlich zunächst die Theorie der eigentlichen Magie, sodann die praktischen Anwendungen und endlich das, was man „das esoterische System“ genannt hat; dieselben lassen sich jedoch ohne grosse Schwierigkeit voneinander trennen. Hier wollen wir uns jetzt nur mit der Theorie selbst beschäftigen; die praktischen Anwendungen derselben sollen in einem der folgenden Abschnitte behandelt werden und zwar ausführlicher, als Agrippa es selber tut. Die dritte Gedankenreihe, Agrippas „esoterische Lehre“, werden wir erst später näher kennen lernen.

Die Auffassung der okkulten Philosophie von der Natur.

Die Auffassung des Mittelalters von der Welt ruhte, wie früher erwähnt, auf Lehren, die der Physik des Aristoteles und der Astronomie des Ptolemäus entnommen waren, und zu denen dann das Christentum seine Zusätze gemacht hatte. Das Weltall bestand hiernach aus drei Welten oder Reichen. In der Mitte war die Erde, die grobe, materielle oder elementare Welt, so genannt, weil alles auf ihr aus den vier Elementen aufgebaut war. Rund um die Erde wölbte sich der Himmel: erst die sieben Sphären, in denen sich die Planeten befanden, und um diese herum dann die achte, die Sphäre der Fix-

sterne. Danach kam „die intellektuelle Welt oder die Welt der Ideen", wie Agrippa sie nannte, d. h. die Wohnungen der Engel und Seligen; in dem äussersten Raume endlich befand sich Gott, der alles umfasste. Die Ordnung im Weltall dachte man sich durch stete göttliche Anordnungen aufrecht erhalten; diese wurden von den Engeln ausgeführt, welche zunächst den Gang der Sterne leiteten, dann aber auch, wenn es notwendig war, in die elementare Welt eingriffen. Ausserdem wirkten auch noch Planeten und Fixsterne auf die irdischen Verhältnisse ein, wie denn diese überhaupt dem Einflusse alles Höheren, d. h. alles dessen, was ausserhalb der elementaren Welt lag, unterworfen waren.

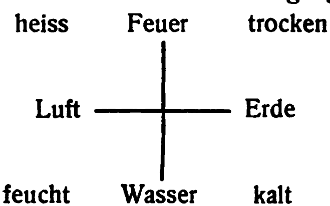
Agrippas magische Theorie wird nun auf zwei Gesetzen aufgebaut, nämlich: 1) gleichwie das Höhere auf das Niedrigere einwirkt, so wirkt auch das Niedrigere auf das Höhere, wenn auch in geringerem Masse, zurück; und 2) alles was auf derselben Stufe steht, beeinflusst sich gegenseitig, d. h. jedes Ding wird zu seinesgleichen hingezogen und zieht wiederum dessen Kräfte mit seinem ganzen Wesen an sich. Auf diesen Gesetzen beruhen alle magischen Wirkungen; diese sind deshalb durchaus natürlich, da sie nach Naturgesetzen zustande kommen.

Dieses spricht der Verfasser klar und deutlich im 1. Kapitel seines Buches aus: „Die Welt ist dreifacher, nämlich elementarer, himmlischer und intellektueller Art, alles Niedrigere wird vom Höheren beherrscht und empfängt von dort seine Kraft. So lässt das Urbild und der Weltbaumeister selbst die Kräfte seiner Allmacht ausströmen durch die Engel, Himmel, Sterne, Elemente, Tiere, Pflanzen, Metalle und Steine und von diesen in uns Menschen. Deshalb glauben die Magier nicht ohne Grund, dass wir durch dieselben Grade, d. h. durch die einzelnen Welten zur Welt der Urbilder selbst emporsteigen können, zum Baumeister und zur ersten Ursache aller Dinge, durch den alles ist und von dem alles entspringt; sie glauben sogar, dass wir nicht nur die vorhandenen Kräfte der gewöhnlichen Dinge gebrauchen können, sondern dass wir auch neue Kräfte von den höheren Welten an uns ziehen können. Deshalb erforschen die Magier die Kräfte der elementaren Welt durch verschiedene Mischungen der natürlichen Dinge und verbinden ausserdem die himmlischen Kräfte damit, nach den Regeln der Astrologen und den Sätzen der Mathematiker, mit Hilfe von Strahlen und Einflüssen der himmlischen Welt. Endlich stärken und bekräftigen sie alles dieses in heiligen und religiösen Zeremonien durch die Macht verschiedener Geister. Ich werde nun versuchen, alles dieses in rechter Ordnung in diesen drei Büchern darzustellen, von denen das erste die natürliche Magie, das zweite die himmlische und das dritte die zeremonielle behandelt.

Die Magie umfasst die tiefste Betrachtung der geheimsten Dinge, die Kenntnis der ganzen Natur. Sie lehrt uns, worin die Dinge voneinander abweichen, und worin sie übereinstimmen. Daraus folgen ihre wunderbaren

Wirkungen, indem sie nämlich die verschiedenen Kräfte zusammenfügt und überall das Niedrigere mit der Macht des Höheren verbindet; sie ist deshalb die vollkommenste und höchste Wissenschaft, ist eine erhabene und heilige Philosophie, ja die absolute Vollendung der edelsten Philosophie. Wie jede wahre Philosophie ist sie deshalb in Physik, Mathematik und Theologie eingeteilt. Die Physik lehrt uns die Natur der Dinge, die in der Welt sind, ihre Ursachen, Wirkungen, Zeiten und Orte, Erscheinungen, Gesamtheit und Teile. Die Mathematik lehrt uns die Natur nach drei Dimensionen kennen und den Gang der Himmelskörper beobachten. Die Theologie endlich lehrt, was Gott, die Seele, die Intelligenzen, die Engel, die Dämonen und die Religion sind. Sie lehrt uns, welche heiligen Einrichtungen, Gebräuche und Mysterien es gibt. Endlich unterrichtet sie uns über den Glauben und die Wunder, die Kraft der Worte und Zeichen, über die heiligen Operationen und die Mysterien der Sigille. Diese drei Wissenschaften fügt die Magie zusammen und vervollständigt sie, weshalb sie auch mit Recht von den ältesten Zeiten her die höchste und heiligste Wissenschaft genannt wird. Wenn jemand deshalb diese Wissenschaft erforschen will und in der Physik nicht bewandert, der Mathematik nicht kundig und in der Theologie nicht gelehrt ist, so wird er die Vernünftigkeit der Magie nicht verstehen. Denn die Magie führt nichts aus, und es gibt kein wirklich magisches Werk, das nicht mit den drei genannten Wissenschaften in Verbindung stände."

Agrippa gibt dann eine genauere Darstellung dessen, was er Physik, Mathematik und Theologie nennt. Der leitende Faden in der ganzen Entwicklung ist sein Bestreben, die Richtigkeit der beiden obigen Gesetze zu beweisen, dass nämlich alle Dinge sich gegenseitig beeinflussen, und dass das Niedrigere Kräfte aus den höheren Welten an sich ziehen kann. Wir werden nun die Hauptpunkte dieser Beweisführung soweit möglich mit den Worten des Verfassers verfolgen; dadurch erhalten wir einen klaren Einblick in die Naturwissenschaft der damaligen Zeit. „Der Zahl nach gibt es vier Elemente, die die Grundlage aller körperlichen Dinge sind, nämlich Feuer, Erde, Wasser und Luft. Aus diesen setzt sich alles zusammen, nicht durch einfache Anhäufung, sondern durch Verbindung und Umformung, und alles fällt wieder in Elemente zurück, wenn es vergeht. Keines der natürlichen Elemente kommt rein vor, sondern sie sind mehr oder weniger vermischt und können miteinander vertauscht werden. So wird Erde zu Wasser, wenn sie aufgelöst und lehmig wird, und wenn das Wasser sich verdichtet, wird es zu Erde. Verdampft man es aber durch Feuer, so wird es zu Luft. Jedes Element hat zwei besondere Eigenschaften, von denen die eine dem Element speziell angehört, während die andere den Uebergang zum folgenden bildet.



Das Feuer ist heiss und trocken, die Erde trocken und kalt, das Wasser kalt und feucht, die Luft feucht und heiss. So stehen die Elemente durch zwei entgegengesetzte Eigenschaften einander gegenüber, Feuer und Wasser, Erde und Luft.

Aus den vier Elementen setzen sich die vier Gruppen vollkommener Körper zusammen: Steine, Metalle, Pflanzen und Tiere. In ihnen sind alle Elemente enthalten, aber jede einzelne Gruppe steht doch einem Element am nächsten. So sind die Steine erdartig, denn sie sind von Natur schwer, fallen zur Erde hinab und können nicht flüssig werden. Die Metalle sind wasserartig und können flüssig gemacht werden, und die Alchimisten zeigen durch ihre Versuche, dass sie (die Metalle) vom lebendigen Metallwasser, dem Quecksilber, entstanden sind. Die Pflanzen sind so an die Luft gebunden, dass sie nur unter freiem Himmel emporsprossen und wachsen können. In allen Tieren endlich ist das Feuer die Kraft; sie sind dem Feuer so nahe verwandt, dass fast alles Leben verschwindet, wenn das Feuer erlischt. Innerhalb dieser vier Reiche ist wiederum ein jedes Ding besonders an ein Element geknüpft. Unter den Steinen sind namentlich die undurchsichtigen und schweren erdartig; wasserartig sind die durchsichtigen und die, welche vom Wasser ausgeschieden sind, z. B. Kristalle; luftartig sind die, welche auf dem Wasser schwimmen, z. B. Schwämme und Bimsstein; endlich sind die feuerartig, aus denen Feuer gewonnen werden kann, oder die aus dem Feuer hervorgegangen sind, z. B. Kieselsteine und Asbest. Ebenso ist es bei den Metallen. Erdartig sind Blei und Silber, wasserartig Quecksilber, luftartig Kupfer und Zinn, feuerartig Eisen und Gold. Bei den Pflanzen gehören die Wurzeln der Erde an wegen der Dichte, die Blätter dem Wasser wegen ihres Saftes, die Blüten der Luft wegen ihrer Zartheit und die Samen dem Feuer wegen der Keimkraft, der hervorbringenden Macht. Unter den Tieren gehören einige vorzugsweise der Erde an, wie die Würmer und viele Reptilien; andere gehören dem Wasser an, wie die Fische; die, welche ausserhalb der Luft nicht leben können, gehören dieser an; feurig sind die, welche im Feuer wohnen, z. B. der Salamander und einige Zikaden, oder solche, welche grosse Wärme oder die Farbe des Feuers haben, so Tauben, Strausse, Löwen und die Bestien, welche, wie man sagt, Feuer ausatmen. Ausserdem gehören bei den Tieren die Beine der Erde an, das Fleisch der Luft, der Lebensodem dem Feuer und die Säfte dem Wasser.

Die Elemente sind nicht nur in der niederen Welt enthalten, sondern auch in den Himmeln, Sternen, Dämonen, Engeln, ja sogar im Baumeister und Urbild der Welt selbst. Aber in den niedrigeren Dingen sind die Elemente gleichsam in einer gröberen, mehr materiellen Form enthalten; in den Himmeln dagegen sind die Elemente nur nach ihren Kräften und Eigenschaften vorhanden, in einer mehr himmlischen und herrlichen Weise als unter dem Mond. Die himmlische Erde hat wohl die Festigkeit der Erde, aber nicht ihre Dichte, die Luft und das Wasser haben die Beweglichkeit, aber nicht die heftigen Strömungen, die Glut des Feuers ist dort nicht brennend, sondern nur leuchtend, und belebt alles durch ihre Wärme. Von den Planeten sind Mars und die Sonne feurig, Jupiter und Venus luftig, Saturn und Merkur wasserartig, der Mond erdig. Auch die Himmelszeichen gehören den Elementen an, die sich ebenfalls bei den Engeln und Dämonen finden; so unterscheidet man Feuer-, Erd-, Luft- und Wassergeister."

Die irdischen Dinge haben mannigfache Kräfte und Eigenschaften. Einige dieser natürlichen Kräfte sind rein elementarer Natur, so die Erwärmung, Abkühlung, Befeuchtung und Austrocknung. Die meisten anderen Kräfte sind dagegen sekundär, d. h. die Dinge erhalten die-

selben nur durch Zusammensetzung der Elemente; dahin gehören z. B. die reifenden, verdauenden, auflösenden, erweichenden, erhärtenden und zusammenziehenden Kräfte. Endlich haben die Dinge auch viele geheime Kräfte, so die Gabe, Gift zu meiden, Eisen anzuziehen u. s. w. Diese Kräfte heissen okkulte, weil ihre Ursachen verborgen sind, d. h. weil der menschliche Verstand sie nicht erforschen kann. So wird die Speise im Magen durch die Wärme, die wir kennen, verdaut, aber sie wird durch eine uns unbekannte, verborgene Kraft in Fleisch und Blut verwandelt; dass die Wärme das nicht vermag, sehen wir daraus, dass es dann ebenso gut durch das Feuer des Herdes geschehen müsste. Alle diese geheimen Eigenschaften fliessen den Dingen von oben her zu, von der intellektuellen Welt, wo die geistigen Vorbilder aller Dinge, die Ideen, sich finden. Aber die Ideen können nicht direkt auf die Dinge wirken. Denn der Geist, die Ursache der Bewegung, wirkt nur durch seine eigenen Kräfte. Der Stoff dagegen ist weit geringer und unfähig, sich von selbst zu bewegen. Es muss deshalb ein Mittelglied, ein Medium, geben, durch welches der Geist den Stoff in Bewegung setzt; dasselbe muss zugleich geistig und körperlich sein. Dieses Medium ist die Weltseele, oder, wie es auch heisst, „das fünfte Existierende", „die Quintessenz"[1]), weil es nicht aus den vier Elementen besteht, sondern ein fünftes über oder neben ihnen ist. Diese Weltseele ist das notwendige Mittelglied, durch welches der Geist auf den groben Stoff wirken kann; sie spielt in der Welt dieselbe Rolle, wie die Seele in unserem Körper, die bewirkt, dass unser Geist an die Glieder gebunden sein und auf sie einwirken kann.

„Vermittelst der Weltseele, der Quintessenz, breitet der Geist sich über alles aus, und es findet sich nichts in der Welt, das eines Funkens von ihm entbehrte. Am stärksten dringt der Geist dort ein, wo die Seele am meisten vorherrscht, wie bei den Sternen; von ihnen aus verbreitet er sich weiter mittelst ihrer Strahlen, durch welche die Dinge mit den Sternen in Uebereinstimmung gelangen. Auf diese Weise werden alle verborgenen Eigenschaften in Steinen, Metallen, Wurzeln und allem Lebenden durch die Planeten und die übrigen Sterne hervorgerufen. Die Quintessenz kann uns viel nützen, wenn wir verstehen, sie aus einem Stoff, z. B. aus einem Metall auszuziehen und sie in einen anderen Stoff hineinzubringen; sie gibt diesem dann höhere Eigenschaften. Deshalb suchten die Alchimisten die Quintessenz aus Gold und Silber zu ziehen und in andere Metalle hineinzubringen, die dann sofort selber Gold und Silber werden. Ich verstehe diese Kunst und habe sie einigemal ausüben sehen, aber ich habe nicht mehr Gold hervorbringen können, als das Gewicht des Goldes, aus dem ich die Seele zog. Denn da die letztere eine äussere und nicht eine innere Form ist, kann sie die unvollkommenen Körper nicht über ihr eigenes Mass hinaus

[1]) quinta essentia.

in vollkommene verwandeln; doch leugne ich nicht, dass es wohl durch andere Kunstgriffe geschehen kann."

Die verborgenen Eigenschaften, welche die Dinge durch die Weltseele vermittelst der Strahlen der Sterne erhalten, können nur durch Versuche und Vermutungen gefunden werden. Der, welcher sie erforschen will, muss vor allem wissen, dass ein jedes Ding zu seinesgleichen hingezogen wird und es mit seinem ganzen Wesen an sich zieht, sowohl die elementaren als okkulten Eigenschaften. So flammt das Feuer empor zum himmlischen Feuer, und das Wasser fliesst hinab zum Wasser. Wir sehen dies auch an den lebenden Wesen, deren Ernährungskraft die Speisen nicht in Pflanzen und Wurzeln umwandelt, sondern in Fleisch; und die Aerzte wissen, dass jedes Ding dem gleichartigen hilft. Die Füsse der Schildkröte helfen dem, der an Podagra leidet, indem sie aufgehängt werden, Fuss an Fuss, der rechte an den rechten, der linke an den linken. Jedes unfruchtbare Tier ruft Unfruchtbarkeit hervor, und wollen wir Liebe erwecken, so müssen wir ein Tier aussuchen, das sich durch Liebe auszeichnet, wie die Taube, der Sperling oder die Schwalbe, und von diesen müssen wir dann wiederum die Teile nehmen, in denen der Trieb zur Liebe besonders vorherrscht. Kurz: „alle Dinge, die eine gewisse Beschaffenheit oder Eigenschaft im Uebermass besitzen, z. B. Wärme, Kälte, Dreistigkeit, Furcht, Traurigkeit, Zorn, Liebe und Hass oder auch eine andere Leidenschaft oder Kraft: alle diese werden mit Macht zu den Dingen ähnlicher Beschaffenheit hingezogen und rufen ähnliche Kräfte bei ihnen hervor."

Wie das Gleichartige hier auf Erden sich nun gegenseitig beeinflusst, so wird das Niedrigere auch dem gleichartigen Höheren unterworfen sein und seine Kräfte von ihm empfangen. „Jedes Ding ist so einem Planeten oder Himmelszeichen unterworfen; es ist indes schwierig zu erkennen, welchen Sternen oder Zeichen die einzelnen Dinge angehören. Man lernt dieses teils durch Prüfung der Frage, welche Strahlen, Bewegung oder Figur das Ding von den Himmelskörpern nachbildet, teils aber auch durch die Uebereinstimmung der Wirkungen zwischen dem Ding und einem Stern. So ist das Feuer und die leuchtende Flamme und unter den Flüssigkeiten das Blut der Sonne unterworfen, sie sind „solar". Unter den Metallen ist das Gold solar wegen des Glanzes, unter den Steinen sind es die, welche die Strahlen der Sonne nachbilden, der Sonnenstein und der Karfunkel, der des Nachts leuchtet. Der Heliotrop, Jaspis und Smaragd sind auch solar, und sie empfangen von der Sonne die Eigenschaft, gegen Gift zu schützen, ferner Topas, Rubin und Auripigment, weil sie die Farbe der Sonne und des Goldes haben. Von den Pflanzen sind die solar, welche sich, wie die Sonnenblume, der Sonne zuwenden und die, welche, wie die Lotosblume, die Blätter schliessen, wenn die Sonne untergeht, und sie wiederum entfalten, wenn sie aufgeht. Solar sind auch die, deren Blüten oder andere Teile die Farbe der Sonne haben. Unter den Tieren sind die grossen und kecken solar, wie der Löwe, das Krokodil, der Widder und der Stier; unter den Vögeln der Phönix, der einzige in seiner Art, und der Adler, der König der Vögel; desgleichen die, welche wie mit einem Lobgesang den Aufgang der Sonne begrüssen, z. B. Hahn und Rabe." So nimmt Agrippa die einzelnen Planeten und Himmelszeichen durch und zeigt, wie ein jedes Ding zu dem Stern gehört, dem es in irgend einer Beziehung gleicht.

Indessen sind es nicht bloss alle Dinge auf Erden und die verschiedenen Teile der Erde, wie Länder, Provinzen und Städte, die den Sternen unterworfen sind und Kräfte von ihnen empfangen. Es gibt auch gewisse Linien, die „Kennzeichen" oder „Charaktere" der Sterne, welche vielen Dingen auf der Erde eingegraben sind und die Kräfte der Sterne enthalten. Diese Kennzeichen finden sich bei den Pflanzen in Wurzeln und Knollen, in Blättern und Blüten; sie finden sich in den Linien der Hand, und durch sie haben die alten Chiromanten das Schicksal des Menschen aus seiner Hand gelesen. Es gibt also eine gegenseitige Uebereinstimmung zwischen verschiedenen Dingen von den niedrigsten bis zu den höchsten; auf Grund dieser Uebereinstimmung, welche die Griechen „Sympathie" nannten, ziehen die Dinge sich an.

„Eine jede höhere Kraft sendet ihre Strahlen in einer langen, ununterbrochenen Reihe zu allem damit übereinstimmenden Niedrigeren; und auf der anderen Seite kann das Niedrigere durch alle einzelnen Stufen zum Höchsten gelangen. Das Niedrigere ist so mit dem Höheren verbunden, dass ein Einfluss von hier aus bis zum äussersten Endpunkt der Reihe reicht, ebenso wie eine gespannte Schnur in ihrer ganzen Länge schwingt, wenn man nur das eine Ende berührt."

Da nun alles das, was gleich und zusammengefügt ist, die Kräfte des anderen anzuziehen sucht, so können wir die Kräfte der Himmelskörper dadurch herabziehen, dass wir alle die Dinge sammeln, die unter den betreffenden Stern gehören. Und nicht nur die himmlischen Kräfte ziehen wir dadurch herab, sondern wir können, da die Himmelskörper selbst ihre Kräfte von der Welt der Ideen empfangen, durch sie auch die Intelligenzen und Dämonen herabziehen, welche durch die Planeten wirken. Besonders wirksam ist dabei verschiedenes Rauchwerk, das unter bestimmte Planeten hingehört, weil es die Luft mit solchen Dünsten, die besonders leicht den himmlischen Einfluss annehmen, erfüllt. Zugleich wirken sie gewaltsam auf den menschlichen Geist ein und verleihen uns auf höchst wunderbare Weise ähnliche Eigenschaften. Agrippa gibt für jeden Planeten die Zusammensetzung des entsprechenden Rauchwerks an; ein paar Beispiele mögen genügen.

„Als Rauchwerk für die Sonne nimmt man Safran, Ambra, Moschus, Aloë, Balsam, Lorbeer, Gewürznelken, Myrrha und Weihrauch; alles das wird so gestossen und in einem solchen Verhältnis gemischt, dass der Geruch so angenehm wie möglich wird. Dieses Pulver wird dann mit Adlerhirn oder mit dem Blut eines weissen Hahns gemischt und als Pillen geformt. — Das Rauchwerk für den Mond wird vom Kopf eines getrockneten Frosches, den Augen eines Stieres und dem Samen des weissen Mohns zusammen mit Weihrauch und Kampfer gemacht und das Ganze mit Gänseblut vermischt" u. s. w.

Mannigfache magische Wirkungen entstehen durch die gegenseitige „Uebereinstimmnng“ oder „Sympathie der Dinge“; namentlich ist die menschliche Seele dabei sehr wirksam. Während des Schlafes ist sie am meisten empfänglich für die himmlischen Einflüsse; daraus entstehen Träume, die oft eine Weissagung von Zukünftigem enthalten. Aber da die Einflüsse der höheren Dinge auf jede menschliche Seele verschieden wirken, so gibt es keine feststehende Regel für die Deutung der Träume. Jeder einzelne Mensch muss selbst seine Träume und die darauf folgenden Begebenheiten niederschreiben; daraus wird er dann die Bedeutung seiner zukünftigen Träume ableiten können.

Die Seele hat auch einen grossen Einfluss auf alle ihr gleichartigen Dinge und vermag dieselben nach sich zu bilden. Zunächst wirkt sie auf den Körper, mit dem sie verbunden ist. So sehen wir, dass alle menschlichen Leidenschaften sich im Körper und namentlich im Gesicht ausdrücken. Aber nach dem Gesetz der Gleichheit beeinflusst die Seele auch andere. Das Wasser läuft dem im Munde zusammen, der einen anderen etwas Wohlschmeckendes essen sieht; jede Leidenschaft und Stimmung, welche wir bei einem anderen beobachten, geht leicht auf uns selbst über. Daher kommt es, dass Zauberer, die Unglück anrichten wollen, mit einem festen Blick Leute in höcht verderblicher Weise bezaubern können. Namentlich wenn die Einbildungskraft stark erregt wird, bildet sich im Innern ein Bild von der vorgestellten Sache, das im Blut seinen Abdruck findet; das Blut führt dieses Bild dann wiederum in die von ihm ernährten Glieder. So entstehen viele Missgeburten durch die allzu bewegliche Einbildungskraft der Schwangeren; die Wundmale (Stigmata) des heiligen Franziskus sind, wie es heisst, dadurch entstanden, dass er allzu anhaltend die Wunden Christi betrachtet hat.

Zahlenspekulationen der okkulten Philosophie.

„Die mathematischen Wissenschaften stehen in so innigem Zusammenhang mit der Magie und sind so notwendig für sie, dass jeder, der sich ohne dieselben mit der Magie befassen wollte, auf einen ganz verkehrten Weg geraten, sich vergeblich anstrengen und nie die gewünschten Wirkungen erreichen würde. Denn alle natürlichen Kräfte in unserer Welt existieren nur durch Zahl, Gewicht, Mass, Harmonie, Bewegung und Licht und sind davon abhängig, und alle Dinge, die wir hier sehen, haben darin ihre Wurzel und ihr Fundament. Ja es können sogar durch die mathematischen Wissenschaften Werke hergestellt werden, die den natürlichen Dingen gleichen, auch wenn alle natürlichen Kräfte fehlen.“ So haben die Alten goldene Statuen, die sprachen, und hölzerne Tauben, die flogen, hergestellt. Ebenso vermag man vermittelst der Geometrie und Optik wunder-

bare Nachahmungen zu schaffen, indem man mit Hohlspiegeln in gewissem Abstand Bilder von Gegenständen in der Luft hervorbringen kann. „Und ich verstehe, zwei entgegengesetzte Spiegel herzustellen, in denen man bei weiter Entfernung, sobald die Sonne scheint, deutlich das sehen kann, was von ihren Strahlen beleuchtet wird[1]). Vermittelst derselben Wissenschaften vermag man auch andere merkwürdige Dinge auszurichten, Felsen zu entfernen, Berge zu ebnen, Sümpfe auszutrocknen, Täler auszufüllen u. s. f., wie dieses alles nach dem Zeugnis der glaubwürdigsten Geschichtsschreiber früher ausgeführt worden ist.

Es liegt also in den Zahlen eine grosse Kraft und Macht; dies lehren nicht nur die bedeutendsten Philosophen, sondern auch die Kirchenväter. Wie gross die Macht der Zahlen in der Natur ist, sieht man z. B. aus der Wurzel, die „Pentaphyllon“ oder „Fünfblatt“ heisst, die wegen der Fünfzahl dem Gift widersteht, böse Geister vertreibt und die Versöhnung befördert. In der ganzen Natur haben die Zahlen Bedeutung; alles auf Erden, in den Himmeln, im Mikrokosmos und in der Welt der Ideen ordnet sich nach Zahlen. Um dieses zu beleuchten, gibt Agrippa eine Reihe Tafeln über die Zahlen von 1 bis 12, in denen die verschiedenartigsten Dinge zusammengestellt sind, um zu zeigen, wie die einzelnen Zahlen alles durchdringen. Von diesen Tafeln sei hier nur die Skala der Siebenzahl angeführt; sie zeigt uns, was den 7 Planeten unterworfen ist, und gibt in gedrängter Form einen Ueberblick über mehrere der eben besprochenen Verhältnisse.

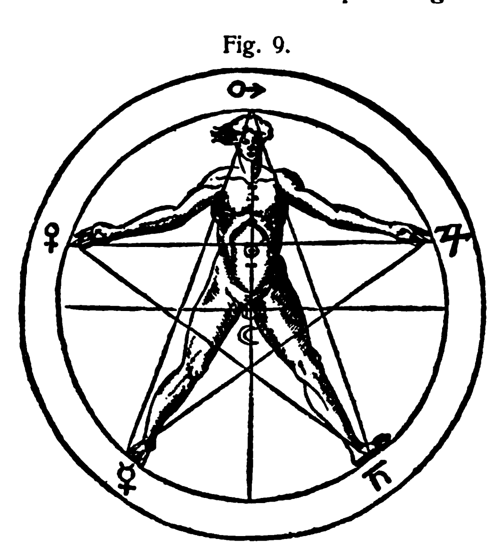
In der Welt der Urbilder	A Sh R A H J H, Asher Eheie							Gottes Namen mit 7 Buchstaben
In der Welt der Ideen	Zaphkiel	Zadkiel	Chamael	Raphael	Haniel	Michael	Gabriel	7 Engel, die vor Gottes Angesicht stehen
In der himmlischen Welt	Saturn	Jupiter	Mars	Sonne	Venus	Merkur	Mond	7 Planeten
In der elementaren Welt	Wiedehopf	Adler	Geier	Schwan	Taube	Storch	Nachteule	7 planetare Vögel
	Tintenfisch	Delphin	Hecht	Seehund	Wels	Schleimfisch	Meerkatze	7 planetare Fische
	Maulwurf	Hirsch	Wolf	Löwe	Bock	Affe	Katze	7 planetare Tiere
	Blei	Zinn	Eisen	Gold	Kupfer	Quecksilber	Silber	7 planetare Metalle
	Onyx	Saphir	Diamant	Karfunkel	Smaragd	Achat	Kristall	7 planetare Steine
In der Welt der Menschen	rechter Fuss, rechtes Ohr	Kopf, linkes Ohr	rechte Hand, rechtes Nasenloch	Herz, rechtes Auge	Schamteile, linkes Nasenloch	linke Hand, Mund	linker Fuss, linkes Auge	7 Glieder, die 7 Oeffnungen des Kopfes
In der infernalen Welt	Gehenna	Pforte des Todes	Schatten des Todes	Brunnen des Todes	Grube des Schlammes	Verderben	der Abgrund	7 Wohnungen der Verdammten

[1]) Hier wird offenbar ein Spiegelteleskop beschrieben. Wenn die Spiegel nicht in ein Rohr eingesetzt werden, wird man im allgemeinen nur die Dinge im Fernrohr sehen, welche direkt von der Sonne beleuchtet werden. Agrippas Beschreibung ist so korrekt, dass er nach meiner Meinung unzweifelhaft ein Spiegelteleskop, wenn auch in primitiver Form, gekannt hat — anderthalb Jahrhunderte, bevor Newton es erfand (1671).

Aber nicht nur die Zahlen, sondern auch die Namen der Dinge haben grosse magische Kraft und Bedeutung, denn eine jede Zahl ist ein Name, und ein jeder Name ist eine Zahl. Wie oben erwähnt (S. 139) hatte man weder im Hebräischen, noch im Griechischen und Lateinischen besondere Zeichen für die Zahlen; man benutzte die Buchstaben, die auch Zahlenwert hatten. Infolgedessen konnten verschiedene Buchstaben zugleich ein Name und eine Zahl sein; solche Zweideutigkeit war natürlich nicht ohne magische Bedeutung. Darauf beruht die Arithmomantie, die uns lehrt, wie man aus einem Namen das Schicksal des Betreffenden voraussagen kann, ferner der magische Einfluss, den man auf Intelligenzen und Dämonen auszuüben vermag dadurch, dass man ihre Namen ausspricht oder schreibt. In einem späteren Abschnitt werden wir einige Beispiele für ihre praktische Anwendung geben; hier reden wir nur von der Theorie. „Niemand kann sich darüber wundern, dass vieles aus den Zahlen der Namen vorausgesagt werden kann; denn der Höchste schuf alles nach Zahl, Mass und Gewicht, woher die Wahrheit der Buchstaben und der Namen ihren Ursprung hat; diese sind also nicht zufällig entstanden, sondern aus einem bestimmten Grund, wiewohl wir diesen nicht kennen.

Als das vollkommene Ebenbild ist der Mensch das schönste aller Werke Gottes, also ein Mikrokosmos, und enthält deshalb in sich alle Zahlen, Masse, Gewichte, Bewegungen und Elemente. Darum haben die Alten ehemals die Zahlen mit den Fingern bezeichnet und in den Teilen des menschlichen Körpers selbst haben sie alle Zahlen, Masse, Proportionen und Harmonien gefunden. Vom menschlichen Körper haben sie abgeleitet und nach dem Masse des Körpers hergestellt alle Tempel, Häuser, Theater, ja auch Schiffe, Maschinen und andere künstliche Bauten jeglicher Art, wie auch alle ihre Teile und Glieder. So lernte Noah von Gott, die Arche nach den Massen des menschlichen Körpers zu bauen, ebenso wie Gott auch die Welt nach dem menschlichen Körper als Vorbild schuf. Deshalb heisst die Welt die „grosse Welt", „Makrokosmos", der Mensch aber die „kleine Welt", „Mikrokosmos".

Fig. 9.



Agrippa zeigt nun durch zahlreiche Beispiele, wie der Mensch alle Zahlen und Masse in sich hat; wir beschränken uns auf einige von denselben. Wenn der Mensch sich aufrecht mit horizontal ausgestreckten Armen und Fingern hinstellt, so bildet er ein Quadrat, dessen Mittelpunkt in den untersten Teil des Leibes fällt. Stellt er sich dagegen mit gespreizten Beinen und ausgestreckten, aber etwas gesenkten Armen hin, so kann man um jenen Mittelpunkt einen Kreis ziehen, der Kopf, Finger und Füsse berührt; diese 5 Punkte teilen den Kreis in 5 gleiche grosse Teile, so dass der Körper nun die Fünfzahl enthält. Auch in den einzelnen Gliedern

wiederholen sich die Zahlen, z. B. in der Hand, deren Fläche 6 Berge mit dazwischenliegenden Tälern enthält; jeder dieser Teile ist einem bestimmten Planeten unterworfen (vergl. Fig. S. 213). Hierauf beruht die Chiromantie, die Kunst, aus den Linien und Zeichnungen in der Hand zu wahrsagen. Wie die anderen Auguralwissenschaften, findet auch die Chiromantie ihre Beglaubigung in der Astrologie, die überhaupt die grösste Bedeutung für jede magische Tätigkeit hat.

Eine jede natürliche Kraft wirkt nämlich viel wunderbarer, wenn sie nicht nur durch physikalische Verhältnisse hervorgerufen ist, sondern wenn ihre Wirkung zugleich auch durch gewisse günstige Stellungen der Himmelskörper herbeigeführt wird. Deshalb muss man bei jeder Arbeit die Stellungen, Bewegungen und Aspekten der Sterne und Planeten in Zeichen und Graden beobachten. Will man also etwas ausführen, was unter einen bestimmten Planeten gehört, so muss man den Zeitpunkt abwarten, wo derselbe günstig und mächtig ist und Tag, Stunde und Himmelsfigur beherrscht. Auch muss man nicht nur auf den Planeten Rücksicht nehmen, der für die Arbeit Bedeutung hat, sondern auch eine günstige Mondstellung abwarten, denn man erreicht nichts Gutes, wenn der Mond nicht wohlwollend ist. Wie man aber hierbei verfährt, und welche Stellungen günstig sind, brauche ich hier nicht zu besprechen, da dieses und vieles andere Notwendige ausführlich genug in den Werken der Astrologen behandelt wird.

Endlich muß das noch in Betracht gezogen werden, dass alle verschiedenen Arten der Wahrsagekünste die Anwendung der Regeln der Astrologie erfordern, die ein notwendiger Schlüssel ist, um alle Geheimnisse kennen zu lernen. Sie haben ihre Wurzeln so tief in der Astrologie, dass sie wenig oder gar nichts ohne sie ausrichten können. Die astrologische Wahrsagekunst selbst aber liefert ausschliesslich durch die Bewegungen und Stellungen der Sterne den Nachweis für das, was auf Erden geschieht, mag es auch verborgen oder gar zukünftig sein. Mehr hierüber zu sagen, ist überflüssig, da von den ältesten Zeiten her viele Bände über diese Wissenschaft geschrieben sind. Mag daher der Physiognom den Körper oder den Gesichtsausdruck, die Stirn oder Hand untersuchen oder der Zeichendeuter Schlüsse aus Träumen und Zeichen ziehen: immer muss das Aussehen des Himmels mit untersucht werden, wenn das Urteil über das Zukünftige richtig werden soll. Nur durch das Zeugnis der Sterne kann man sich eine Meinung darüber bilden, was alle anderen Zeichen zu bedeuten haben."

Im 3. Teil seines Buches entwickelt Agrippa wesentlich kabbalistische Lehren, wie wir sie bereits kennen. Wir haben nun gesehen, wie er alle magischen Operationen und die verschiedenen Wahrsagekünste sowohl in Zusammenhang miteinander als in Verbindung mit der allgemeinen Weltauffassung seiner Zeit bringt. Der leitende Faden in allem ist der Gedanke, dass das Gleichartige in gegenseitigem Wechselverhältnis steht; das Höhere beherrscht das Niedrigere, aber das Niedrigere vermag auch zurückzuwirken und die Kräfte des Höheren an sich zu ziehen. S o w e r d e n a l l e m a g i s c h e n E r s c h e i n u n g e n n u r W i r k u n g e n e i n e s a l l e s u m-

fassenden Naturgesetzes; die Magie beruht nicht länger auf unerlaubten, mit Hilfe von Geistern ausgeführten Operationen, sondern auf zweckmässiger Anwendung von Naturkräften, so wie die damalige Zeit sie kannte oder wenigstens zu kennen meinte. Diese Umbildung der Magie ist die grosse Reformation, die Agrippa durchzuführen suchte; dadurch wollte er es erreichen, dass die gelehrten Magier nicht länger als verdächtige Schwarzkünstler betrachtet wurden, sondern als Pfleger der „höchsten und heiligsten Wissenschaft".

Wir betrachten nun den Standpunkt, den die einzelnen magischen Wissenschaften im nächsten Jahrhundert nach Agrippa einnahmen. Diese Zeit muss man wohl als den eigentlichen Höhepunkt derselben ansehen, insofern sie hier gerade die höchste Ausbildung in allen einzelnen Zweigen erreichten.

Kapitel 16.

Die einzelnen magischen Wissenschaften.

Die Astrologie.

Wir beginnen mit der Astrologie als der wichtigsten und vornehmsten Wissenschaft. Da die Sterne die nächste Ursache für alle Ereignisse auf Erden sind, so ist ihre Stellung auch das natürlichste Hilfsmittel zur Erforschung der Zukunft. Die übrigen Auguralwissenschaften sind nur untergeordnete Methoden, die sich ganz auf die Astrologie stützen. So liegt das Verhältnis dieser Wissenschaften im 16. und in den folgenden Jahrhunderten. Ob dies nun eine Wirkung von Aprippas System ist, oder ob er nur gesucht hat, ein bereits existierendes Verhältnis der Wissenschaften näher zu begründen, vermag ich nicht zu entscheiden; jedenfalls sah man nach seiner Zeit ein Verständnis der einzelnen Zweige der Magie ohne Kenntnis der Astrologie für unmöglich an.

In Kürze einen Ueberblick auch nur über die wesentlichsten astrologischen Methoden und Regeln zu geben, ist unmöglich. Da die Wissenschaft nunmehr ihren Höhepunkt erreicht hat, so gibt es auch keine Aufgabe mehr, die sie nicht lösen könnte. Erdbeben und politische Umwälzungen, Wind und Wetter, das Schicksal Neugeborener und diplomatischer Verhandlungen, der Ausgang von Kriegen

und die Fundstätte verlorener Gegenstände: alles vermag die Astrologie mit Hilfe der Sterne vorauszusagen und zu bestimmen. So wird die Wissenschaft denn auch in ebenso viele einzelne Zweige geteilt, wie sie verschiedene Aufgaben zu lösen hat; es gibt eine politische und meteorologische Astrologie, Astrologie des täglichen Lebens und der Genethliologie, d. h. Lehre über die Schicksalsbestimmung der Neugeborenen. Jeder dieser Zweige hat seine eigenen Methoden und Regeln, deren auch nur oberflächliche Betrachtung zu weitläufig für uns ist. Wir behandeln hier nur den Zweig der Wissenschaft, der am meisten angewandt wurde, die Genethliologie. Diese hat auch dadurch Interesse für uns, dass man ihre Resultate kontrollieren kann, indem das Horoskop für eine geschichtlich bekannte Persönlichkeit sich ja stets mit seinem wirklichen Lebenslauf vergleichen lässt. Indessen müssen wir uns hierbei nur auf einige Hauptzüge beschränken; wer tiefer in die Kunst eindringen will, muss sich mit den speziellen Werken beschäftigen[1]).

Jede astrologische Arbeit zerfällt natürlich in zwei Hauptteile, die Aufstellung und die Deutung des Horoskops. Das erstere ist eine rein astronomische Arbeit.

Das Horoskop stellen, heisst nur, ein Bild vom Gesamtaussehen des gestirnten Himmels in einem gegebenen Augenblick zeichnen; diese Arbeit setzt also eine vollständige Kenntnis der Astronomie und astronomischen Berechnungen voraus. Wer diese Kenntnisse besitzt, kann ohne weitere Anweisung ein Horoskop stellen; für den, der sie nicht besitzt, ist eine kurze Darlegung unsererseits wertlos. Wir übergehen daher alle Anweisungen und halten uns an das, worauf es wesentlich ankommt.

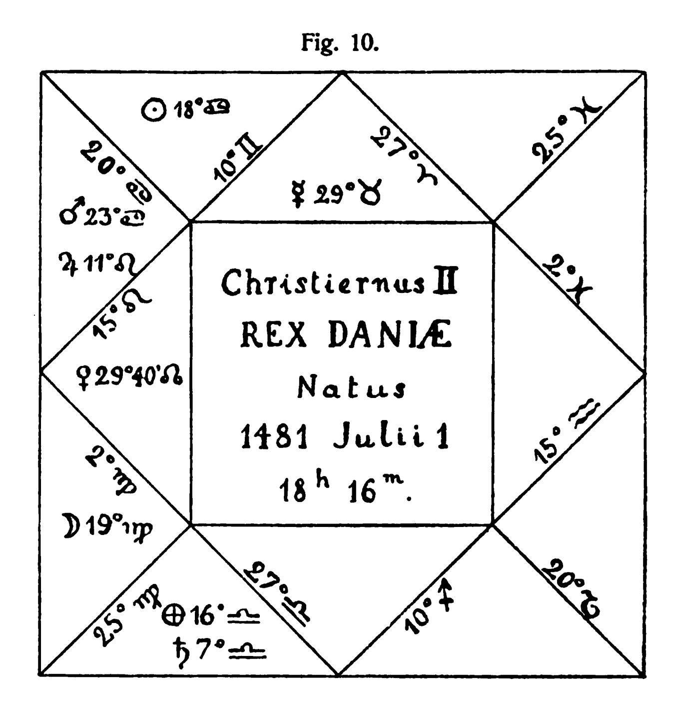
Wie oben (S. 176 f.) dargestellt, dachte man sich den Himmel in 12 gleich grosse Teile, in 12 Häuser, eingeteilt. Da man nun im allgemeinen nur die Stellung des Tierkreises und der Planeten am Himmel berücksichtigte, während die Fixsterne gewöhnlich nicht in Betracht kamen, so zeichnete man nur den Punkt des Tierkreises ins Horoskop, mit dem jedes Haus begann, und zugleich die Stellung der Planeten im Tierkreis. Daraus ergab sich auch, in welchem Haus jeder Planet sich befand. Für die Astrologen des Mittelalters mit ihren dürftigen Instrumenten und ihrer wenig entwickelten Mathematik müssen diese Bestimmungen recht schwierig gewesen sein, und sie haben sich deshalb die Arbeit wohl meist ziemlich leicht gemacht.

---

[1]) Von solchen sind bei der magischen Epidemie der neueren Zeit verschiedene erschienen, so: Lilly, Introduction to Astrology, ed Zadkiel. London 1852. Zadkiel: Grammar of Astrology. London 1852. Pearce: Science of the stars. London 1881. Pearce, Text-book of Astrology. Vol. 1. 2. London 1879.

Als der dänische Astronom Tycho Brahe (1546—1601) jedoch später die Observationskunst verbessert hatte, und als man anfing, Ephemeriden, d. h. Verzeichnisse über die Stellung der Planeten von Tag zu Tag, herauszugeben, steigerten sich auch die Forderungen an die Genauigkeit des Horoskops. Die Astrologen stellten nun Tabellen auf, aus denen sie die Lage der Himmelszeichen in den 12 Häusern einfach ablesen konnten, wenn man nur wusste, welcher Punkt in einem gegebenen Augenblick der Kulminationspunkt war.

Fig. 10.



Obige Figur ist das Horoskop des dänischen Königs Christian II bei seiner Geburt[1]). Sie ist leicht verständlich, wenn man sich der oben wiedergegebenen Lehre von den 12 Häusern erinnert. An der Grenze eines jeden Hauses ist der Punkt des Tierkreises, mit dem das Haus beginnt, in Zeichen und Graden angegeben. In jedes Haus sind die dort befindlichen Planeten eingezeichnet, daneben der Punkt des Tierkreises, in welchem sie stehen. Ausserdem befindet sich noch ein bisher nicht genanntes Zeichen in der Figur, das „Glücksrad“ ⊕; darunter verstand man den Punkt am Himmel, der vom Mond so weit entfernt war wie die Sonne vom Horizont. Da das Horoskop zeigt, dass die Sonne ☉ in 18° ♋ steht und das erste Haus mit 15° ♌ beginnt, und da dieser Punkt gerade im Horizont steht, so ist die Sonne demnach 27° vom Horizont entfernt. Der Mond aber steht in 19° ♍; legt man die 27° dazu, so bekommt man 16° ♎; hier erhält das

[1]) Es ist entnommen aus Garcaeus: Astrologiae methodus, Basil. 1576, ist hier indes ziemlich lückenhaft, weshalb ich die fehlenden Stellen berechnet und eingefügt habe.

Glücksrad also seinen Platz. Die Bedeutung des Glücksrades wollen wir gleich besprechen.

Um nun nach dem vorliegenden Horoskop das Schicksal des Natus, d. h. des Neugeborenen, zu bestimmen, so muss zuerst seine Lebensdauer festgestellt werden. Denn es wäre, wie Ptolemäus richtig bemerkt, sinnlos zu untersuchen, ob ein Mensch Gesundheit und Glück in seinem Leben haben wird, ehe man überhaupt weiss, ob er ein Alter erreicht, in dem von solchen Dingen die Rede sein kann. Dabei kommt es, wie bei allen anderen Fragen, zunächst darauf an, über die Bedeutung der 12 Häuser klar zu sein. Das Nähere hierüber ist oben S. 177 angegeben. Daraus ersehen wir, dass die Lebensdauer nach dem 1. Haus beurteilt wird; es handelt sich demnach darum, ob ein Glück oder Unglück bringender Planet das 1. Haus innehat. Jupiter ♃ und Venus ♀ sind ja Glück bringend; spätere Astrologen haben noch das Glücksrad hinzugefügt. Dagegen bringen Mars ♂ und Saturn ♄ Unglück. Da die Bedeutung der übrigen Himmelskörper sich nach anderen Umständen richtet, so sind dieselben zunächst als neutral zu betrachten. Das Horoskop zeigt nun, dass ♀ das 1. Haus besetzt hält, es bedeutet für Natus also ein langes Leben.

Damit ist die Sache aber nicht erledigt; ein einzelner Stern entscheidet nicht über das Schicksal eines Menschen. Wir müssen deshalb die Aspekten untersuchen, d. h. die Stellung der Planeten zueinander, die Grösse ihrer Winkelabstände. Ein Winkel von 60° und 120° ist nach Ptolemäus ja günstig, der von 90° ungünstig. Die späteren Astrologen sahen es auch als ungünstig an, wenn 2 Planeten in Konjunktion, d. h. an derselben Stelle am Himmel, standen, oder wenn sie in Opposition, d. h. 180° voneinander entfernt, waren. Konjunktion, Quadratur (90°) und Opposition (180°) sind also unglückliche Aspekten, Sextil (60°) und Trigon (120°) dagegen glückliche.

Im obigen Horoskop steht ♀ zu keinem anderen Planet ausser zum Merkur ☿ in Aspekt; diese „sehen einander mit einem Quadrat an". Da aber Merkur einer von den Planeten ist, dessen Natur sich nach dem Stern richtet, zu dem er in Aspekt steht, so kann dessen Quadratur zur ♀ nicht als schlechtes Zeichen angesehen werden. Nun muss man noch untersuchen, wie der Lebensverkünder, Hyleg, steht. Hyleg ist entweder die Sonne (am Tage) oder der Mond (in der Nacht), wenn sie sich im 1., 10., 11., 7. oder 9. Haus befinden. Steht keiner von ihnen daselbst, so kann auch ein Planet Hyleg werden. Im obigen Horoskop ist die Sonne über dem Horizont, im 11. Haus, ist also Hyleg. Was die Aspekten der Sonne betrifft, so ist sie in Konjunktion mit dem Unheil verkündenden Mars ♂; sie sind nur 5° voneinander entfernt. Allerdings ist der Glück bringende ♃ in der Nähe und unterstützt also die ☉; aber es muss eingeräumt werden, dass Zeichen gegen Zeichen steht: ♀ im 1. Haus, d. h. der Aszendent, verkündet ein langes Leben, ♂ aber in Konjunktion mit Hyleg das Gegenteil. Die Frage kann daher erst durch eine Bestimmung der verschiedenen Stärke der Planeten im Horoskop entschieden werden.

Die Stärke der Planeten wird mit Hilfe ihrer wesentlichen Werte bestimmt, die ja einen Hauptpunkt in der Astrologie des Ptolemäus bilden. Behufs dieser Bestimmung muss man die wesentlichen Werte auf einer übersichtlichen Tabelle gesammelt haben. Diese findet sich auch in allen älteren Astrologien und sei hier angeführt:

Zeichen	Haus	Aufsteigen	Dreieck			Das Mass der Planeten nach den Aegyptern											Gesicht		
			Tag	Nacht	Begleiter	Grad		Grad		Grad		Grad		Grad		Grad	0–10	10–20	20–30
Widder ♈	Mars ♂	☉	☉	♃	♂	0	♃	6	♀	12	☿	20	♂	25	♄	30	♂	☉	♀
Stier ♉	Venus ♀	☽	☽	♀	♄	0	♀	8	☿	14	♃	22	♄	27	♂	30	☿	☽	♄
Zwillinge ♊	Merkur ☿		♄	☿	♃	0	☿	6	♃	12	♀	17	♂	24	♄	30	♃	♂	☉
Krebs ♋	Mond ☽	♃	♀	♂	☽	0	♂	7	♀	13	☿	19	♃	26	♄	30	♀	☿	☽
Löwe ♌	Sonne ☉		☉	♃	♂	0	♃	6	♀	11	♄	18	☿	24	♂	30	♄	♃	♂
Jungfrau ♍	Merkur ☿	☿	☽	♀	♄	0	☿	7	♀	17	♃	21	♂	28	♄	30	☉	♀	☿
Wage ♎	Venus ♀	♄	♄	☿	♃	0	♄	6	☿	14	♃	21	♀	28	♂	30	☽	♄	♃
Skorpion ♏	Mars ♂		♀	♂	☽	0	♂	7	♀	11	☿	19	♃	24	♄	30	♂	☉	♀
Schütze ♐	Jupiter ♃		☉	♃	♂	0	♃	12	♀	17	☿	21	♄	26	♂	30	☿	☽	♄
Steinbock ♑	Saturn ♄	♂	☽	♀	♄	0	☿	7	♃	14	♀	22	♄	26	♂	30	♃	♂	☉
Wassermann ♒	Saturn ♄		♄	☿	♃	0	☿	7	♀	13	♃	20	♂	25	♄	30	♀	☿	☽
Fische ♓	Jupiter ♃	♀	♀	♂	☽	0	♀	12	♃	16	☿	19	♂	28	♄	30	♄	♃	♂

In der ersten Rubrik stehen die 12 Zeichen des Tierkreises, in den nächsten Rubriken wird angegeben, welcher Planet in dem betreffenden Himmelszeichen sein Haus, Aufsteigen, Dreieck, Mass und Gesicht hat. Jedes Dreieck, in welches ein Himmelszeichen eingeht, hat 3 Herrscher, der eine hat die Herrschaft am Tage, der andere des Nachts, und der 3. ist Begleiter. Beim „Mass der Planeten" steht jeder Planet zwischen den 2 Zahlen, welche die Grenzen für seine Herrschaft angeben. Bei den „Gesichtern" sind 3 Planeten angegeben, da der 1. die 10 ersten Grade des Zeichens beherrscht, der 2. den 10.—20. Grad, der 3. den 20.—30. Grad.

Zur Beurteilung der Stärke der Planeten muss man nun untersuchen, welche die 5 hylegialen oder aphetischen Punkte beherrschen; diese sind der Aszendent (das 1. Haus), die Sonne, der Mond, die Mitte des Himmels (das 10. Haus) und das Glücksrad.

Beginnen wir nun mit dem Aszendenten, so zeigt das Horoskop, dass 15° ♌ im Aszendenten steht. Aus obiger Tabelle ersieht man, dass das Zeichen des Löwen das Haus für die ☉ ist; das Aufsteigen hat keinen Planeten; das Dreieck wird von der ☉ beherrscht (da es Tag ist), und ♂ ist Begleiter. Im 15.° des Löwen hat Saturn sein Mass und ♃ sein Gesicht. Ebenso geht man bei den anderen hylegialen Punkten vor. Die ☉ steht in 18° ♋, hier hat der ☽ sein Haus, ♃ sein Aufsteigen etc. Es ergibt sich also folgende Tabelle für obiges Horoskop:

Aphetica	Zeichen	Haus	Aufsteigen	Dreieck	Mass	Gesicht
Aszendent	15° ♌	☉		☉ ♂	♄	♃
☉	18° ♋	☽	♃	♀ ☽	☿	☿
☽	19° ♍	☿	☿	☽ ♄	♃	♀
Die Mitte des Himmels	27° ♈	♂	☉	☉ ♂	♄	♀
⊕	16° ♎	♀	♄	♄ ♃	♃	♄

Das gegenseitige Stärkeverhältnis findet man nun in der Weise, dass man einem Planet den Zahlenwert 5 zulegt, wenn er ein Haus beherrscht, 4 für das Aufsteigen, 3 für ein Dreieck, 2 für ein Mass und 1 für ein Gesicht. In obiger Zusammenstellung beherrscht ☉ ein Haus, ein Aufsteigen und 2 Dreiecke, sie erhält demnach den Wert: $5 + 4 + 3 + 3 = 15$. So erhält man bei den anderen Planeten:

♄ 15 ♃ 12 ♂ 11 ☉ 15 ♀ 10 ☿ 12 ☽ 11.

☉ mit 15 ist also stärker als ♂ und da sie von ♃ unterstützt wird, der ebenfalls stärker ist als ♂, so darf man dem Natus ein langes Leben voraussagen. — Christian II wurde 78 Jahre alt.

Aus den berechneten Stärkeverhältnissen kann man auch entnehmen, welcher Planet hauptsächlich der Dominus geniturae, der Herr der Neugeborenen sein wird. Das ist der Planet, welcher der stärkste ist und in einem der 4 Eckhäuser (10., 1., 7. und 4.) steht. Das Horoskop zeigt, dass dieses nur von ☿ und ♀ gilt; von diesen ist ☿ der stärkere, da er den Wert 12 hat. Da ferner das 10. Haus vornehmer ist als das 1., so wird ☿ Herr der Geburt, aber von der ♀ heisst es, dass sie ihn begleite. Von dieser Kombination sagen die alten Astrologen: „Wenn ☿ dominus geniturae ist, stellt das einen Menschen dar, der sehr kuriös, aufrichtig und beredt ist und alle Geheimnisse erforschen wird. Wenn ♀ ihn begleitet, wird Natus ein guter Redner und Poet."

Wie das 1. Haus besonders für die Lebensdauer Bedeutung hat, so hat jedes der anderen Häuser auch seine eigene Bedeutung. Aus der Stellung der Planeten in den einzelnen Häusern und deren Aspekten kann man darum Glück und Unglück für die verschiedenen Verhältnisse des Lebens voraussagen. Hier nur ein Beispiel. Aus dem 12. Haus ist z. B. zu ersehen, was dem Natus an Widerwärtigkeiten, Mühen, Sorgen, Unglück, namentlich Gefängnis u. s. f. begegnen wird. Es ist also ein sehr ungünstiges Zeichen, wenn ein Unglück bringender Planet im 12. Haus steht, und es wird noch schlimmer, wenn derselbe ausserdem noch in einem unglücklichen Aspekt steht. Die alten Astrologen haben namentlich hervorgehoben, dass ♂ in Konjunktion mit ☉ im 12. Haus ein sicheres Zeichen für Gefangenschaft des Natus ist. Dieses trifft allerdings bei Christian II zu. Sein Horoskop zeigt gerade ♂ in Konjunktion mit ☉ im 12. Haus; bekanntlich brachte er 27 Jahre seines Lebens im Gefängnisse zu.

Die Astrologen vermögen jedoch nicht nur vorauszusagen, dass eine bestimmte Begebenheit eintreten wird, sondern auch, wann sie eintreten wird. Und zwar können sie das mit Hilfe der sogenannten „Direktionen".

Dieselben beruhen zum grossen Teil auf ziemlich künstlichen Berechnungen, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Um jedoch eine Vorstellung von ihrer Methode zu erhalten, benutzen wir ein weniger verwickeltes Verfahren, das annähernd dasselbe Resultat gibt. Das Prinzip besteht bei den Direktionen darin, dass man untersucht, wie viele Grade eines Winkels daran fehlen, bis dass ein bestimmter Aspekt zwischen 2 Planeten zustande kommt. Unser Horoskop zeigt, dass zwischen Merkur und Mars 54° sind. Der Herr der Geburt, ☿, muss also durch einen Winkel von 54° dirigiert werden, um in eine schicksalsschwere Konjunktion mit dem unheilbringenden ♂ zu kommen, der dem Natus mit Gefängnis droht. Zwischen ♀ und ♄, dem 2. unheilbringenden Planet, sind 37°; deshalb muss ♄ durch einen Winkel von 53° dirigiert werden, um mit ♀ in den verderblichsten Aspekt, in die Quadratur, zu kommen. Diese Zahlen stimmen überein, und da die Astrologen bei den Direktionen für jeden Grad ein Jahr rechnen, so lernen wir daraus, dass jenes Unheil für Christian II 50 und einige Jahre nach seiner Geburt eintreffen wird. Er war tatsächlich 51 Jahre alt, als er ins Gefängnis in Sonderburg (auf Alsen) kam.

Die Berechnungen der Astrologen trafen jedoch nicht immer so gut ein. Mitunter ereignet es sich, dass selbst die wichtigsten Begebenheiten im Leben eines Menschen nicht mit dem bei der Geburt aufgestellten Horoskop übereinstimmen. Man hat dann allen Grund zur Vermutung, dass das Horoskop nicht richtig gestellt worden ist. Für solche unglücklichen Zufälle hatte man eine ganze Reihe Methoden, um das Horoskop zu korrigieren. Die sicherste Methode war die „Korrektur per accidentia nati“, d. h. man verbesserte das Horoskop, bis es zu den Hauptbegebenheiten (accidentia) im Leben des Natus passte. Dann stimmte es!

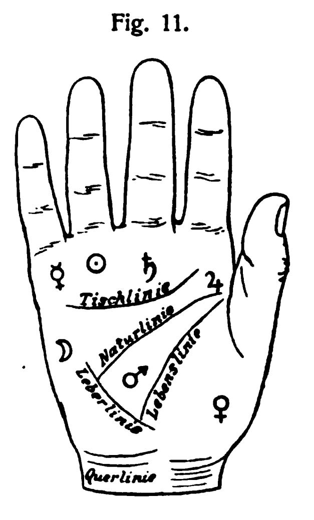
Die übrigen Auguralwissenschaften.

Bei den übrigen Methoden, zukünftige Begebenheiten vorauszusagen, können wir uns kürzer fassen. Die Zahl derselben war sehr gross; so finden wir in einem Werk aus dem Schluss des 16. Jahrhunderts ein Verzeichnis von 26 verschiedenen Auguralwissenschaften; dabei ist dasselbe noch nicht einmal vollständig. Die meisten haben indessen nur geringe Bedeutung und sind wohl niemals so weit in ein System gebracht worden, dass man nach feststehenden Regeln handeln konnte. Als Beispiele mögen hier nur drei der am meisten benutzten und am besten ausgearbeiteten Methoden dienen: Chiromantie, Geomantie und Arithmomantie; als Beispiel für die weniger systematischen Methoden besprechen wir dann die Hydromantie.

Die Chiromantie, die Lehre von der Wahrsagung aus der Hand, ist namentlich interessant durch ihre Geschichte, die noch sehr dunkel und rätselhaft ist.

Die Chaldäer und Aegypter scheinen diese Kunst nicht gekannt zu haben; jedenfalls fehlt jede bestimmte Aeusserung darüber in ihren zahlreichen Schriften. Auch im alten Testament wird die Chiromantie in den wiederholt vorkommenden Verzeichnissen über verbotene Kunst weder erwähnt noch angedeutet. Dagegen bemerken Cicero und Juvenal, dass es zu ihrer Zeit Leute gab, die sich besonders damit beschäftigten, aus den Linien der Hand zu weissagen und zwar „mit solchem Erfolg", fügt Cicero hinzu, „dass sie gewöhnlich nahe daran waren, bei ihren Künsten Hungers zu sterben". Ausser diesen vereinzelten Andeutungen wissen wir nichts von Chiromanten in der alten Zeit. Im Mittelalter finden wir die Kunst, so weit mir bekannt, bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts nirgendswo erwähnt. Sie schien ganz vergessen zu sein, denn sie erregte grosses Aufsehen, als die Zigeuner im 15. Jahrhundert sie wieder nach Europa brachten. Ein französischer Schriftsteller erzählt, dass im August 1427 eine Schar von 120 Personen, Männern, Weibern und Kindern, in die Gegend von Paris gekommen sei. Ihre Heimat liess sich nicht feststellen; man nannte sie „Böhmer", weil sie aus Böhmen kamen; sie selber nannten sich „Aegypter" und behaupteten, von Unterägypten herzustammen. Sie hatten schwarzes, struppiges Haar wie ein Pferdeschwanz, waren furchtbar schmutzig und gingen fast nackt; trotz ihrer Armut waren aber Zauberer unter ihnen, „welche die Hände der Leute betrachteten und jedem sagten, was da geschehen sei und was ihm in Zukunft begegnen würde". Die Bürger von Paris strömten zu ihrem Lager hinaus und liessen sich weissagen, und dabei verdienten sie viel Geld. Sie scheinen also in der Kunst geschickter gewesen zu sein als die Chiromanten, die Cicero bespricht.

Fig. 11.



Dass die Zigeuner in den Augen des Volkes als die wahren Meister der Chiromantie dastanden, geht deutlich aus Widmans Faustbuch 1599 hervor. Es heisst hierin: „Als Dr. Faust mit seinen leichtfertigen Begleitern nun zu den Zigeunern oder den umherstreifenden Tataren, wie man sie gewöhnlich nannte, kam, hielt er sich viel zu ihnen und lernte von ihnen nach seiner eigenen Meinung die Chiromantie, wie man aus den Händen weissagen kann." Auch daraus sieht man, dass die europäischen Zauberer sich erst sehr spät auf diese Kunst gelegt und versucht haben, eine Wissenschaft aus ihr zu machen. In dem ältesten Werk über Chiromantie, das wir besitzen, in Indagines „Introductiones apotelesmaticae in Chiromantiam" Francof. 1522 (Einführungen in die Chiromantie mit Hilfe der Sterne) ist zwar ein anerkennenswerter Versuch gemacht worden, die Chiromantie in die Astrologie einzugliedern, so wie Agrippa das Verhältnis feststellt. Aber die chiromantischen Hauptlehren passen durchaus nicht in den Rahmen der Astrologie; hieraus sieht man auch, dass die Chiromantie sich ursprünglich völlig unabhängig von der Astrologie entwickelt hat. Die Hauptpunkte der Chiromantie sind nach jenem Werk nun folgende: Die Handfläche wird, wie obenstehende Figur zeigt, in 7 „Berge" eingeteilt, die wie die 7 Pla-

neten heissen. Nur der mittlere Teil der Hand, der „Marsberg“, hat keine Erhöhung, weshalb er auch „die Höhlung“ oder „das Tal“ heisst (cavea Martis). Von den vielen Linien der Hand sind die in der Figur angegebenen die wichtigsten.

Sie spielen die Hauptrolle, da man von ihnen allein auf alles schliessen kann, was die Natur und das Schicksal eines Menschen betrifft. Somit sind die Wahrsagungen, die den „Bergen“ entnommen werden, eigentlich ziemlich überflüssig. — Im allgemeinen ist es ein gutes Zeichen, wenn eine Linie lang ist, deutlich hervortritt, nirgendswo abgebrochen und von anderen Linien nicht durchschnitten ist, keine plötzlichen Knickungen und auffallende Biegungen hat, keine Flecken enthält oder besondere Figuren mit den sich abzweigenden Seitenlinien bildet. Jedes dieser Zeichen ist nämlich ein ungünstiges Vorzeichen und von besonderer Bedeutung. Aus der Lebenslinie oder auch „Herzlinie“ ersieht man die Länge des Lebens und den Zustand des Herzens; durch ein eigentümliches Messen derselben findet man, wie alt ein Mensch wird; ist sie an den Fingern spitz und an der Handwurzel dick, so bezeichnet das eine schwache Jugend, aber ein kräftiges Alter, und umgekehrt; ist sie an einer Stelle abgebrochen, so weist das auf einen gewaltsamen Tod. Aus der Natur- oder Hauptlinie zieht man in ähnlicher Weise Schlüsse auf den Zustand der Seele und des Hauptes. Die Tischlinie bedeutet das Hauswesen, das eheliche Glück sowie die ökonomischen Verhältnisse, während die Leber- oder Lunge-Magen-Leberlinie Aufschluss gibt über den allgemeinen Gesundheitszustand und die etwaigen Krankheiten des Menschen.

Bei der Untersuchung der Berge hat man vor allem darauf zu achten, ob diese glück- oder unglückverheissend sind. Sie sind günstig, wenn sie gerade unter den Fingern stehen und frei sind von verwirrenden Linien, tiefen Punkten und Flecken; jedes dieser Zeichen deutet nämlich auf Unglück dieser oder jener Art hin. Die Bedeutung der Berge stimmt mit dem Planeten überein, nach dem sie benannt sind. So zieht man vom Marsberg Schlüsse auf das Verhältnis des Menschen zum Kriegswesen, vom Venusberg auf seine Liebesangelegenheiten, vom Jupiterberg auf seine seelischen Eigenschaften und seinen selbsterworbenen Ruf, vom Saturnberg auf seine ökonomischen Verhältnisse, vom Sonnenberg auf Gunst bei Hofe, vom Merkurberg auf Handel, Kunst und Wissenschaft, während der Mondberg Aufschlüsse über die Konstitution im allgemeinen gibt. Da die Linien der Hand wohl kaum bei zwei Menschen übereinstimmen, erfordert die richtige Deutung der Verschiedenheit der Linien eine grosse Menge detaillierter Regeln, auf die wir hier nicht weiter eingehen können.

G e o m a n t i e. Ursprünglich verstand man unter Geomantie, dem Worte entsprechend, „Wahrsagung der Erde“, d. h. unterirdischer Laute, Krachen und Brechen, Erdbeben u. s. f. Da diese Ereignisse aber selten sind und fast nur in vulkanischen Gegenden vorkommen, so konnte die Geomantie nur in bestimmten Bezirken grössere Bedeutung gewinnen. Man gebrauchte daher das Wort auch für eine alte Wahrsagekunst, die Punktierkunst, die schon bei den Chaldäern im Gebrauch war und sich von ihnen aus wahrscheinlich durch die Jahrhunderte hindurch als ein Glied der geheimen magischen Opera-

tionen fortgepflanzt hat. Sie wurde gewöhnlich mit Sand ausgeführt, weshalb die Bezeichnung „Geomantie" mit einem gewissen Recht hier auch angewandt werden kann. Wahrscheinlich ist das sogen. „Giessen" nur eine Abart davon. Dieses geschah in der Weise, dass man geschmolzenes Wachs oder Blei in Wasser goss; aus den entstandenen Figuren zog man Schlüsse über das Schicksal einer Person oder Sache unter bestimmten Verhältnissen. Da die Figuren nur ein Werk des Zufalls waren, konnte ihre Deutung auch nur eine Sache der augenblicklichen Eingebung sein. Die Methode lässt sich demnach nicht zu einem festen System ausbauen und zu einer Wissenschaft, die nach bestimmten Regeln arbeitet, entwickeln. Die gelehrten Magier, die vor allem nach Festigkeit und Planmässigkeit in den magischen Wissenschaften strebten, zogen daher die eigentliche Punktierkunst vor, die, wie wir wissen, schon gegen Schluss des 15. Jahrhunderts in ein System gebracht worden war. In recht sinnreicher Weise wurde die Kunst später von Cornelius Agrippa in die Astrologie eingefügt; wenigstens existiert eine geomantische Abhandlung unter seinem Namen, die ganz in seinem Geist geschrieben ist; es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, dass sie ihn wirklich zum Verfasser hat. Sie dient auch als Grundlage für die jetzt folgende Darstellung von den Hauptsätzen der Punktierkunst.

```
o—o o—o o—o o—o o—o
o—o o—o o—o o—o
o—o o—o o—o o
o—o o—o o—o
-----------------------------
o—o o—o o—o o—o o
o—o o—o o—o o
o—o o—o o—o
o—o o—o o—o o
-----------------------------
o—o o—o o—o o—o o—o o—o
o—o o—o o—o o—o o—o
o—o o—o o—o o—o o—o o—o
o—o o—o o—o o—o o
-----------------------------
o—o o—o o—o o—o o—o o
o—o o—o o—o o—o o
o—o o—o o—o o—o o
o—o o—o o—o o
-----------------------------
```

In einen flachen Kasten mit Sand oder auf ein Stück Papier wirft man eine Menge Punkte blindlings, ohne sie zu zählen, in 16 Zeilen. Diese Punkte werden nun durch horizontale Striche in 4 Gruppen mit je 4 Zeilen geteilt, wie nebenstehende Figur zeigt. Danach verbindet man in jeder Zeile 2 Punkte durch einen kleinen Strich, um bequem zu übersehen, ob die Zahl der Punkte in jeder Zeile gerade oder ungerade ist, denn hierauf läuft das Ganze hinaus. Man setzt nun bei den Zeilen, deren Punktzahl gerade ist, 2 Punkte, o o, und bei denen, wo sie ungerade ist, nur einen Punkt, o, und bildet daraus für jede der 4 Gruppen eine neue Figur. In der ersten Gruppe ist z. B. die Zahl in den 4 Zeilen: gerade, gerade, ungerade, gerade; dieses gibt die Figur I :·:. Ebenso erhält man aus der zweiten Gruppe: ungerade, ungerade, gerade, ungerade, also die Figur II ·:·. So geht man bei allen 4 Gruppen vor und erhält demnach folgende 4 Figuren, die als die zuerst entstandenen die 4 „Mütter" heissen.

I	II	III	IV
o o	o	o o	o
o o	o	o o	o
o	o o	o o	o
o o	o	o	o

Aus ihnen entstehen die 4 „Töchter“ nun in folgender Weise: Stellt man die 4 Mütter, wie in der Figur, nebeneinander, links I, dann II etc. und achtet auf die Punkte in der ersten horizontalen Zeile, so ergeben diese gerade (I), ungerade (II), gerade (III), ungerade (IV). Diese Punkte werden nun ebenfalls untereinander zu einer neuen Figur zusammengestellt; ebenso macht man es mit den 3 anderen Zeilen; man erhält dann 4 neue Figuren.

V	VI	VII	VIII
o o	o o	o	o o
o	o	o o	o
o o	o o	o o	o
o	o	o	o

Aber man muss noch 4 Figuren mehr haben, und diese werden dadurch gefunden, dass man von den 8 vorhandenen je 2 miteinander verbindet, also I + II, III + IV u. s. w. Betrachtet man so I + II als eine Figur, so ergibt sich aus den 4 Zeilen ungerade, ungerade, ungerade, ungerade, also wie bei Nr. IV ⁝ u. s. w. So bildet man im ganzen 12 Figuren. Diese Operation heisst „Projektion“. Um nun daraus wahrsagen zu können, muss man zunächst die Bedeutung der Figuren kennen. Es ist leicht auszurechnen, dass im ganzen 16 verschiedene geomantische Figuren entstehen können; daher findet sich denn in fast allen geomantischen Werken auch eine (zwar keineswegs stets übereinstimmende) Tafel über diese 16 Figuren nebst Aufschluss über ihre Bedeutung. Man zeichnet obige aus der Projektion gefundenen 12 Figuren in ein astrologisches Schema, ebenso wie die Planeten in ein Horoskop. Die 12 Figuren werden also mit andern Worten in die 12 Häuser des Horoskops verteilt. Um zu wissen, mit welchem Haus man beginnen soll, zählt man dann die Zahl der ursprünglich blindlings geworfenen Punkte — in unserem Beispiel 139 — und dividiert durch 12; der Rest gibt an, in welches Haus Nr. I der „Mütter“ gebracht werden soll; also in unserem Beispiel: $\frac{139}{12} = 11$, Rest 7; folglich zeichnet man Nr. I in Haus 7, Nr. II in Haus 8 u. s. f. So erhält jedes Haus seine Figur. Die Bedeutung der 12 Häuser ist dieselbe wie beim Horoskop. Man erhält also günstige oder ungünstige Zeichen für alle Verhältnisse des Lebens. Die Auslegung geschieht dann mit Hilfe eines Verzeichnisses, das sagt, was jede einzelne Figur in jedem Haus bedeutet.

Die Arithmomantie. Ueber diese interessante Wissenschaft schreibt Agrippa in „Occulta philosophia“: „Wir wissen, dass gewisse göttliche Zahlen den Buchstaben zugrunde liegen; durch sie erhält man aus den Namen der Dinge das Verborgene und Zukünftige, wenn man den Zahlenwert der Buchstaben zusammenlegt. Diese Art der Wahrsagung heisst Arithmomantie, weil sie mit Hilfe von Zahlen ausgeführt wird. So hat ein alexandrinischer Philosoph gelehrt, wie man aus den Zahlen der Buchstaben das aufgehende Zeichen und den Leitstern eines Menschen finden kann, und wer zuerst von den Gatten sterben wird; ferner kann man den glücklichen oder unglücklichen Ausgang aller Unternehmungen daraus erfahren.

Diese Lehre, die selbst der Astrologe Ptolemäus nicht missbilligt, soll hier nun dargestellt werden." Agrippa gibt dann eine ausführliche Darstellung, wie die Juden und Griechen die Buchstaben des Alphabets zur Bezeichnung der Zahlen gebrauchten, indem sie die 27 Buchstaben in 3 Gruppen teilten; die erste bezeichnete die Einer, die zweite die Zehner und die dritte die Hunderte. Auch unser gewöhnliches römisches Alphabet, sagt er, kann ebenso gebraucht werden, wenn man dafür sorgt, dass es 27 Buchstaben hat.

„Will man nun wissen, unter welchem Stern ein Mensch geboren ist, so nimmt man seinen Namen und den der Eltern und legt den Zahlenwert der Buchstaben zusammen. Die Summe, die man daraus erhält, teilt man durch 9. Bleibt 1 oder 4 als Rest übrig, so bezeichnen diese Zahlen die Sonne als den Stern des Menschen; 2 und 7 bezeichnen den Mond, 3 ♃, 5 ☿, 6 ♀, 8 ♄ und 9 ♂". In ähnlicher Weise, indem man durch 12 dividiert, findet man das Zeichen, das bei der Geburt des Menschen im Aszendenten stand, indem jeder der verschiedenen Reste ein Himmelszeichen angibt. Warum eine bestimmte Zahl gerade den bestimmten Planet bezeichnet, dafür gibt Agrippa Gründe an, die in genauer Uebereinstimmung mit seinem ganzen magischen System stehen. Diese Methode lässt sich nun leicht ins Unendliche variieren. In einem kleinen Buch von 1553, „Das gross Planetenbuch", das deutsch geschrieben, also für breitere Schichten des Volkes bestimmt war, findet man auf etwa 50 Seiten fast ebenso viele verschiedene Methoden, welche die unbegreiflichsten Dinge aus den Namen voraussagen. Diese Methoden unterscheiden sich nur dadurch voneinander, dass den Buchstaben des Alphabets bald dieser, bald jener Zahlenwert zugelegt und dann durch verschiedene Zahlen dividiert wird; die Reste geben dann Aufschlüsse nicht nur über die Sterne und Himmelszeichen, unter deren Einfluss der Mensch steht, sondern auch über seinen Charakter, sein Schicksal u. s. f. Alles dieses hat eigentlich nur insofern Interesse, als es zeigt, welch unglaubliche Spielereien man den Leuten damals bieten konnte. Vergleicht man diese Dinge mit den spiritistischen Wahrsagekünsten unserer Tage, so ist hier doch immerhin ein Fortschritt zu erkennen.

Während die bisher besprochenen Zweige der Auguralwissenschaften vollständig in ein System gebracht waren und deshalb ein wissenschaftliches Gepräge hatten, gab es andere Divinationsarten, die sich nicht in solche feste Regeln zwingen liessen. Dafür ist die *Hydromantie* ein Beispiel. Wie der Name sagt, war es eine Wahrsagekunst mit Hilfe des Wassers. Wer die Zukunft erforschen wollte, goss Wasser in einen Becher und starrte nun in die blanke, spiegelnde Fläche, bis er Bilder aus ihr emporsteigen sah. Diese enthielten dann das Zeichen. Jedoch bekam nicht jeder auf diese Weise etwas zu sehen, konnte aber dann ganz ruhig einen anderen die Beobachtungen für sich machen lassen. Am besten eigneten sich Mädchen, Knaben und Schwangere dazu. Die Methoden konnten in mancherlei Weise variiert werden. Mitunter sah der Beobachter nichts, sondern hörte nur ein leises Murmeln, das die Antwort auf die gestellten Fragen enthielt; diese Art hiess *Lekonomantie*. Gebrauchte man anstatt eines Bechers ein Glas, so hiess sie *Gastromantie*; legte man einen Spiegel oder

blanke Metallplatten ins Wasser, so nannte man die Methode Kaptromantie. Sehr allgemein war auch die Onimantie, wo man statt des Wassers eine Mischung von Oel und Russ nahm; dieses schmierte man auf einen Fingernagel oder in die Handfläche. In der Kristallomantie nahm man statt des Wassers einen geschliffenen Stein oder Kristall. Es kam also nur auf eine blanke Fläche an, die man anstarrte, bis man Gesichte sah. — In psychologischer Beziehung ist diese Methode sehr interessant und wird deshalb im letzten Teil unseres Werkes (Kapitel 34) Gegenstand einer eingehenden Betrachtung sein.

Die praktische Kabbala.

Wir haben früher gesehen, wie die alte ägyptische Theurgie von den späteren alexandrinischen Philosophen aufgenommen und verteidigt wurde. Aus ihren Werken haben die europäischen Magier unzweifelhaft die philosophische Grundlage für die Beschwörungskunst entnommen. Die praktische Seite dagegen, die Zauberformeln mit allem, was dazu gehört, haben die Europäer wohl kaum von Alexandrien entlehnt, da die Philosophen nichts Wesentliches von den alten Formularen aufbewahrt hatten; sie legten denselben eben keine grosse Bedeutung bei, wenn sie ihre Brauchbarkeit auch wohl einräumten. Aber auch heidnische Formeln werden die christlichen Magier kaum angewandt haben, selbst wenn sie solche kannten, weil heidnische Magie nach Auffassung der Kirche mit teuflischer Magie zusammenfiel und diese mit unerbittlicher Strenge verfolgt wurde. Schon aus dem Grunde mussten die gelehrten europäischen Magier sich nach andern Quellen umsehen, um Material für ihre magischen Operationen zu erhalten; die magischen Werke aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zeigen aber deutlich, dass der ganze magische Apparat den Juden entlehnt ist.

Schon im Altertum hatten die Juden einen grossen Ruf als Beschwörer; wie so vieles andere, hatten sie diese Kunst in der babylonischen Gefangenschaft gelernt. Wie die theoretischen Kabbalisten durch künstliche Methoden ihre Spekulationen in Uebereinstimmung mit dem Gesetze Mose zu bringen suchten, so bemühten sich auch die praktischen Zauberer, in den heiligen Schriften eine Sanktion für die magischen Handlungen zu finden, obwohl dieselben alle Zauberei mit klaren Worten verboten. Man nahm deshalb schon früh seine Zuflucht zu der Sage, dass die Beschwörungskunst vom weisesten aller jüdischen Weisen, vom König Salomo, herstamme. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus, der im 1. Jahrhundert n. Chr. lebte, schreibt von ihm: „Gott schenkte ihm die Macht, durch feierliche Beschwörungen die Gottheit versöhnen und die bösen Geister, welche

Krankheiten verursachen, vertreiben zu können, und diese Art, zu heilen, ist noch heutigentags bei uns die herrschende." Josephus erzählt dann, dass er selber Augenzeuge gewesen sei, wie einer seiner Landsleute, Eleazar, in Gegenwart des Kaisers Vespasian und vieler vornehmer Römer Teufel aus einigen Besessenen ausgetrieben habe, und zwar mit den Zauberformeln und Operationen, die König Salomo für diesen Gebrauch vorgeschrieben habe. Man sieht daraus, wie allgemein der Glaube an König Salomos Zaubermacht damals war. Von den Juden ist diese Sage zu den Völkern, mit denen sie in Berührung kamen, übergegangen, und so auch zu den Arabern. Es ist hinreichend bekannt, welche Rolle die „Siegel Salomos" und seine Macht über die Geister in den arabischen Märchen „Tausend und eine Nacht" spielen.

Bei ihrer Ausbreitung über die ganze zivilisierte Welt nahmen die Juden die Beschwörungskunst als ein nationales Eigentum mit. Sie begannen wahrscheinlich schon früh, die bei Beschwörungen angewandten Methoden und Formeln niederzuschreiben. Diese Literatur hat offenbar in naher Beziehung zu den eigentlichen kabbalistischen Werken, zu den Erklärungen über Sepher Jezirah und Sohar gestanden, welche die theoretische Entwicklung der von den Beschwörern praktisch angewandten Engel- und Dämonenlehre enthielten. Deshalb heisst die Beschwörungskunst, die zeremonielle Magie, bei den europäischen Magiern auch die „praktische Kabbala". Namentlich ein Werk stand in hohem Ansehen und spielte eine grosse Rolle, die „Clavicula Salomonis" (d. h. der Schlüssel zur salomonischen Weisheit). Dieses Werk, sowie ähnliche, müssen dem Agrippa und seinen Zeitgenossen zur Verfügung gestanden haben; aus ihnen schöpften sie ihre wesentlichsten Kenntnisse zur Beschwörung der Geister. Die vielen Namen hebräischen Ursprungs und die mit hebräischen Buchstaben geschriebenen magischen Tafeln, die sich in ihren Schriften finden, sind deutliche Zeugnisse hiervon [1]).

Leider unterlässt es Agrippa, uns in seiner Occulta philosophia eine Schilderung des Verfahrens bei einer Geisterbeschwörung zu geben; er hätte es auch kaum ohne grosse Gefahr tun dürfen. Dagegen erschien 50 Jahre später eine Abhandlung über die zeremonielle Magie, die von Agrippa geschrieben und ursprünglich das 4. Buch seines grossen Werkes sein sollte. Agrippa hat es nun ganz sicher nicht geschrieben; jedenfalls bestreitet der Mann, der es am besten wissen musste, sein berühmter Schüler Johann Weier, es aufs

[1]) Jetzt scheinen diese alten jüdischen Schriften verschwunden zu sein. Die Clavicula Salom., 1686 gedruckt und 1846 von neuem gedruckt in Scheibles Dr. Joh. Faust (Bd. 1—4 Stuttgart 1846—9) ist nicht identisch mit der alten Clavicula S.



bestimmteste. Es ist ja in der Geschichte der Magie nichts Seltenes, dass Schriften unter dem Namen älterer bekannter Verfasser erschienen sind, um grösseres Ansehen zu gewinnen. Bei den zahlreichen Schriften über Geisterbeschwörungen und ähnliches lagen wahrscheinlich noch andere Gründe zu solcher Täuschung vor. In der Zeit, wo die Hexenprozesse in voller Blüte standen, war es jedenfalls ein gewagtes Unternehmen, mit einem solchen Werk hervorzutreten. Der Verfasser verzichtete deshalb lieber auf den Ruhm der Abfassung, um desto ungestörter die ökonomischen Früchte geniessen zu können. So sehen wir, dass in der Zeit nach Agrippas Tod eine Reihe von Schriften über die praktische Magie unter dem Namen Agrippas, Peter Abanos und anderer Magier erschienen; mehrere von ihnen finden sich auch in der Leydener Ausgabe der gesammelten Werke des Agrippa um 1600.

Diese Werke mögen mit dem, was Agrippa selbst geschrieben hat, die Grundlage für eine kurze Darstellung der praktischen Kabbala sein.

An verschiedenen Stellen der Occulta philosophia finden wir Anleitungen zur Ausübung der praktischen Magie. Wir haben bereits oben einen der wichtigsten Sätze zitiert, der bei näherer Betrachtung eine vollständige Anweisung enthält: Da alles in der Welt die Kräfte des ihm Gleichartigen und darum mit ihm Verbundenen anzuziehen sucht, so können wir die Kräfte der Himmelskörper herabziehen, indem wir alle Dinge sammeln, die unter den betreffenden Stern gehören. Und nicht nur die himmlischen Kräfte ziehen wir damit herab, sondern da die Himmelskörper selber ihre Kräfte von der Welt der Ideen empfangen, so können wir durch sie auch die Intelligenzen und Dämonen, die durch die Planeten wirken, herabziehen. Betrachtet man diesen Satz im Lichte des ganzen Agrippaschen Systems, so enthält er deutlich genug die Anleitung zu einer Beschwörung, d. h. wie man eine Intelligenz oder einen Dämon herabziehen soll. Es fehlt nur eins: der Name und die Zahl des Wesens, das beschworen werden soll. „Denn in den Zahlen liegen die grössten, verborgensten und wirksamsten Kräfte, weil die Zahlen an sich vollkommen und im Himmlischen begründet sind. Deshalb eignen sie sich besonders für die magischen Operationen, und sie vermögen vieles zur Erreichung dämonischer oder göttlicher Gaben auszurichten." Wir haben also zuerst den Namen des zu beschwörenden Geistes zu finden, und dazu gibt Agrippa uns die nötige Anweisung.

Es findet sich eine grosse Menge guter und böser Geister; aber ihren wahren Namen und ihre Arbeit kennt nur Gott, der die Sterne zählt und bei Namen nennt. Verschiedene Namen sind in der Schrift, andere von den alten jüdischen Weisen genannt. Es gibt aber auch andere Methoden, um die Namen mancher anderer guten und bösen Engel zu entziffern; dieselben sind uns von den Kabbalisten überliefert. Eine solche Methode heisst die berechnende und wird mit Hilfe umstehender Tafel (S. 221) ausgeführt. Die Berechnung hängt von den Namen Gottes ab, die eine besonders magische Kraft haben. Man nimmt einen dieser Namen, welche die 72 Schemhamphorasch (vgl. oben S. 142) heissen; will man nun den Namen eines Engels finden, so sucht man dessen Buchstaben in richtiger Reihenfolge in der Säule der Tafel, welche die Ueberschrift „die guten" trägt.

	☽	☿	♀	☉	♂	♃	♄	die guten
Th	Z	V	H	D	G	B	A	A
Sh	N	M	L	K	J	T	Ch	B
R	Sh	R	Q	Sz	P	Gh	S	G
Q	V	H	D	G	B	A	Th	D
Sz	M	L	K	J	T	Ch	Z	H
P	R	Q	Sz	P	Gh	S	N	V
Gh	H	D	G	B	A	Th	Sh	Z
S	L	K	J	T	Ch	Z	V	Ch
N	Q	Sz	P	Gh	S	N	M	T
M	D	G	B	A	Th	Sh	R	J
L	K	J	T	Ch	Z	V	H	K
K	Sz	P	Gh	S	N	M	L	L
J	G	B	A	Th	Sh	R	Q	M
T	J	T	Ch	Z	V	H	D	N
Ch	P	Gh	S	N	M	L	K	S
Z	B	A	Th	Sh	R	Q	Sz	Gh
V	T	Ch	Z	V	H	D	G	P
H	Gh	S	N	M	L	K	J	Sz
D	A	Th	Sh	R	Q	Sz	P	Q
G	Ch	Z	V	H	D	G	B	R
B	S	N	M	L	K	J	T	Sh
A	Th	Sh	R	Q	Sz	P	Gh	Th
die bösen	♄	♃	♂	☉	♀	☿	☽	

Nimmt man dann die Buchstaben, die in derselben Zeile, aber in der mit dem entsprechenden Planeten bezeichneten Rubrik, stehen und stellt diese Buchstaben in der gefundenen Reihenfolge zusammen, so hat man den Namen des Engels. Ist es dagegen der Name eines Dämons, den man sucht, so geht man von der Rubrik aus, welche „die bösen“ angibt und nimmt die Buchstaben aus der Säule, die unten durch das Zeichen des betreffenden Planets bezeichnet ist. Sucht man z. B. den Namen eines der Dämonen der Sonne, so wählt man erst einen Namen Gottes, etwa M L H, Melahel. Diese 3 Buchstaben sucht man dann in der durch „die bösen“ bezeichneten Rubrik auf. In der Rubrik, die unten das Zeichen der ☉ trägt, steht in derselben Zeile mit M der Buchstabe A, mit L Ch und mit H M. Der Name des Dämons ist also A Ch M. „Um aber die Namen der guten Geister von denen der Dämonen zu unterscheiden, pflegt man öfters einen Namen für die göttliche Allmacht hinzuzufügen, so E L, O N, I A H oder I O D, der dann zusammen mit jenem ausgesprochen wird. Und da I A H der Name für die Wohltaten und I O D für die Göttlichkeit ist, so werden diese nur bei den Namen der Engel hinzugefügt. Dagegen E L, welches die „Kraft“ oder „Macht“ bezeichnet, wird sowohl guten wie bösen Geistern beigelegt, denn die bösen Geister können, wenn Gottes Kraft ihnen genommen wird, weder handeln noch auch existieren.“ Der Name des

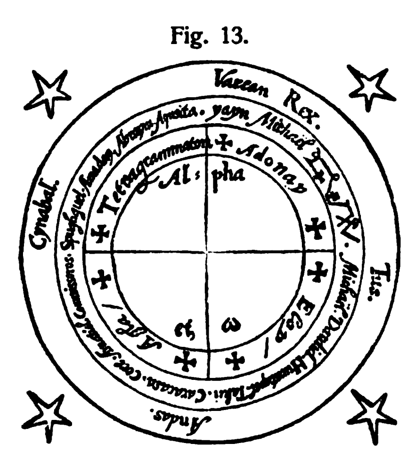
gesuchten Dämon ist also A Ch M E L, Achamiel. Das ist ein mächtiger Geist, denn seine Zahl ist 49 (A = 1, Ch = 8, M = 40), also die heilige 7 × 7.

Es erübrigt noch, aus dem gefundenen Namen des Geistes Charakter oder „Sigill“ abzuleiten. „Dieses ist nur eine bestimmte Art von Buchstaben oder Schrift, welche den Namen der Götter und Geister gegen profanen Gebrauch schützen sollen. Bei den Hebräern gab es mehrere Arten, die Sigille der Geister zu finden; die älteste derselben ist die Schrift, welche Moses und die Propheten gebraucht haben, weshalb sie nicht leichtfertig jemandem offenbart werden darf. Bei den Kabbalisten gab es auch eine andere Methode, die früher mit grosser Ehrfurcht behandelt wurde, die aber jetzt allgemein bekannt und angewandt ist.“

Fig. 12.

Die Methode, die Agrippa dann bespricht, ist die oben (S. 143 f.) besprochene Kabbala der „neun Kammern“. Man schreibt die für die einzelnen Buchstaben (Achamial) daselbst angegebenen Figuren in einer Zeile (vgl. Fig. 12), lässt dann die Punkte fort, verbindet die Buchstaben (zweite Zeile), und zieht endlich die so entstandenen Figuren ganz zusammen (dritte Zeile). Das ergibt dann Achamiels Charakter. In der noch existierenden Clavicula Salomonis ist der Charakter der Geister auf diese Weise gefunden; aber man kann diese magischen Figuren auch nach vielen anderen Methoden bilden. — Das Verfahren, um einen Geist zu „zitieren“, ist sehr verschieden und richtet sich teils nach der Natur des Geistes, teils nach dem Zweck, den man erreichen will. Hier mögen nur einige Angaben aus dem 4. Buch der okkulten Philosophie genügen.

Fig. 13.



„Wenn man einen bösen Geist erscheinen lassen will, muss man auf die Natur des Geistes und seines Planeten Rücksicht nehmen. Man muss eine Zeit wählen, wo der betreffende Planet herrscht, und die Arbeit entweder am Tage oder bei Nacht ausführen, je nachdem die Sterne und Geister es fordern. Man beschreibt dann einen Kreis, hauptsächlich als Schutz für den Beschwörer selbst, und zeichnet die Pentakeln hinein, d. h. solche heilige Zeichen, die uns gegen schädliche Einwirkungen beschützen und schadenfrohe Dämonen zähmen, während sie wohlwollende Geister zu unserer Hilfe heranlocken. Die Pentakeln bestehen aus den Namen und Charakteren für gute Geister vom höchsten Rang, ferner aus heiligen Figuren, passenden Schriftstellen, geometrischen Figuren und Zusammensetzungen aus verschiedenen Namen Gottes. Ausserdem muss man in den Kreis die Namen der guten Geister schreiben, die in der betreffenden Stunde herrschen, weil man mit ihrer Hilfe Gewalt über den zitierten Geist bekommt. Innerhalb oder ausserhalb des Kreises muss man zugleich eckige Figuren anbringen, deren Zahl in Beziehung zum Werke der Beschwörung steht. Danach sorgt man für Licht, Salben und Rauch-

werk, das nach der Natur des Geistes und des Planeten zusammengesetzt ist und infolge seiner natürlichen und himmlischen Kräfte mit derselben harmoniert. Heilige und geweihte Gegenstände dürfen ebenfalls nicht fehlen, da sie zum Schutze des Beschwörers und seiner Begleiter dienen und ausserdem den Geistern Fesseln anlegen; dahin gehören heilige Tafeln, Bilder, Pentakeln, Schwert, Kleider von passendem Stoff und richtiger Farbe u. s. w.

Ist nun alles so vorbereitet, so tritt der Magier mit seinen Begleitern in den Kreis und weiht ihn und die Dinge, die gebraucht werden sollen. Danach beginnt er mit lauter Stimme sein Gebet, zuerst zu Gott und dann zu den guten Geistern. Wenn das Gebet beendet ist, ruft er den Geist, mit dem er reden will, und unter Hinweis auf seine Autorität und Kraft wendet er sich mit einer milden und freundlichen Beschwörung nach allen Himmelsrichtungen. Dann hält er inne und sieht nach, ob der Geist sich nicht zeigt. Zaudert dieser, so wiederholt er die Beschwörung dreimal. Weigert der Geist sich noch immer, so beginnt er die Beschwörung von vorne mit stärkeren Worten. Zeigt sich dann der Geist, so muss er ihn freundlich behandeln und nach seinem Namen fragen. Ist er verlogen und halsstarrig, bändigt er ihn durch eine passende Beschwörung; man kann auch mit einem geweihten Schwert ein Dreieck oder Fünfeck ausserhalb des Kreises machen und ihn zwingen, da hineinzutreten. So zwingt man ihn auch zu geloben, was man will, und lässt ihn sein Gelübde mit der Hand auf dem Schwert beeidigen. Hat man das erreicht, was man wollte, gibt man ihm freundlich Erlaubnis, zu verschwinden; will er aber nicht, so zwingt man ihn durch eine kräftige Exorzisationsformel. Erst einige Zeit nach seinem Verschwinden darf man selbst aus dem Kreise treten. Sollte es geschehen, dass gar keine Geister sich zeigen, so darf man doch nicht aus dem Kreise heraustreten, ohne den Geistern vorschriftsmässig den Befehl, sich zu entfernen, gegeben zu haben, denn es trifft sich oft, dass die Geister kommen, ohne dass der Beschwörer sie sieht, und sie würden ihm Schaden zufügen, sobald er aus dem Kreise zu ihnen heraustritt, falls er nicht unter höherem Schutz steht.“ Wünschte man gute Geister zu zitieren, so war das Verfahren wesentlich dasselbe. Nur erforderte dieses stets eine längere Vorbereitungszeit (nicht unter 7 Tagen, oft sogar mehrere Jahre). Jedenfalls musste man sich in den letzten Tagen heiligen Zeremonien, wie Fasten, Gebet, Reinigungen u. s. f., hingeben. So vorbereitet, konnte man den Zauberkreis betreten, der an einem abseits gelegenen, geweihten Platze gezeichnet war, und dann die nötigen Beschwörungen vornehmen.

Man kann jedoch auch ohne Zauberkreis einen Geist zitieren; man muss dann aber ein geweihtes Buch besitzen, in dem die Namen der Geister aufgezeichnet sind, welche dem Magier durch einen Eid Gehorsam geleistet haben. Das Pergament dieses Buches darf nicht früher gebraucht worden sein. Auf der linken Seite eines jeden Blattes im Buch sieht man das Bild des Geistes, auf der rechten dessen Charakter, worüber die Eidesformel geschrieben ist, durch die der Geist sich zum Gehorsam verpflichtet hat. Zugleich enthält das Buch die Namen der Geister, ihren Rang in der Geisterwelt, ihre Geschäfte und die Beschwörungen, durch welche sie zitiert werden sollen. Das Buch ist sorgfältig gebunden und verschlossen, da es dem Magier zum Schaden dienen würde, falls es geöffnet würde, wenn es nicht gerade gebraucht werden soll.

Behufs Abfassung des Buches kann man verschiedene Wege einschlagen. Der gewöhnlichste nnd sicherste ist folgender. Man zeichnet einen Zauberkreis und verfährt ganz so, wie es oben beschrieben ist, indem man alle die Geister zitiert, deren Namen im Buch verzeichnet sind. Wenn die Geister sich zeigen, wird das Buch in ein Dreieck ausserhalb des Zauberkreises gelegt. Die Eidesformeln, mit denen die Geister sich zum Gehorsam verpflichten sollen, werden vorgelesen, und jeder einzelne von ihnen wird nun gezwungen, unter einem besonderen Eid die Stelle im Buch zu berühren, wo sein Bild sich findet. Nach dieser Einweihung wird das Buch geschlossen, und die Geister bekommen in der gewöhnlichen Weise Befehl, sich zu entfernen. Wenn der Magier später das Buch benutzen will, braucht er es nur aufzuschlagen und den Namen des Geistes, dessen Anwesenheit gewünscht wird, sowie die entsprechende Eidesformel zu lesen, dann zeigt sich der Geist; wenn dieser das dann ausgerichtet hat, was er soll, wird er jedesmal durch eine besondere Formel verabschiedet.

Die Alchimie.

Im System der magischen Wissenschaften spielt die Alchimie, wie bereits oben bemerkt, nur eine geringe Rolle. Agrippa bespricht die Goldmacherkunst und sucht ihre Möglichkeit zu erklären, obwohl er halbwegs selber daran zweifelt, aber einen grossen theoretischen Gewinn hat er nicht von dieser Kunst. Desto grösser aber war ihre praktische Bedeutung. Mehrere Jahrhunderte hindurch war ein Alchimist eine fast ebenso unentbehrliche Persönlichkeit an jedem Hof wie ein Astrolog; der Alchimist sollte die notwendigen Geldmittel zu den Unternehmungen schaffen, deren günstigen Ausfall der Astrolog voraussagte. Ausserdem wurde die Goldmacherkunst von zahlreichen hohen Geistlichen und wohlhabenden Privatleuten betrieben, und man opferte unglaubliche Summen, um das grosse Elixier zu finden. Dadurch wurde es geradezu gefährlich, sich mit dieser Kunst zu befassen. Stets zirkulierten Gerüchte, dass es diesem oder jenem geglückt sei, das Elixier zu finden, und das hielt den Mut der weniger Glücklichen hoch. Es musste durch fortgesetzte Arbeit doch auch ihnen zuletzt gelingen, einen Ersatz für die vielen Kosten zu finden und die Früchte der langjährigen Arbeit zu geniessen; deshalb blieb man gewöhnlich bei, bis man ruiniert war; höchstens die Fürsten konnten sich beständig solche teuren Experimente erlauben. So vergeudete z. B. König Friedrich III von Dänemark während seiner zwanzigjährigen Regierung mehrere Millionen Taler mit derartigen alchimistischen Versuchen.

Es gibt kaum ein Ding zwischen Himmel und Erde, das nicht in den Schmelztiegel oder Destillationskolben der Alchimisten wandern musste. Alles wurde geprüft, aus allem suchte man die Quintessenz zu ziehen in der Hoffnung, dass der Zufall einem doch einmal die

Bestandteile, aus denen das grosse Elixier dargestellt werden konnte, in die Hände spielen würde. Aus diesen mannigfachen Versuchen gewann man natürlich viele wertvolle Kenntnisse über die Wechselwirkungen der Stoffe, jedoch nicht das, was die Alchimisten suchten. Ein deutliches Zeugnis hiervon haben wir in der enormen alchimistischen Literatur des 16.—18. Jahrhunderts. Alles, was hier an wertvollen chemischen Prozessen aufgezeichnet ist, hat die moderne Chemie natürlich aufgenommen; aber trotz der Fülle von Rezepten über Metallverwandlungen hält doch kein einziges das, was es in Aussicht stellt. Allerdings konnte man auch von vornherein nichts anderes erwarten; denn wenn es wirklich jemandem gelungen wäre, den philosophischen Stein zu finden, so hätte er sehr dumm sein müssen, wenn er diese Entdeckung in einer Schrift preisgegeben hätte. Die Geschichte der Alchimie zeigt uns auch, dass Metallverwandlungen niemals den bekannteren Alchimisten, die für Fürsten arbeiteten und als alchimistische Verfasser auftraten, geglückt sind. Vielmehr kommen alle Berichte über angebliche Verwandlungen darauf hinaus, dass dieselben von irgend einem Unbekannten ausgeführt sind, der plötzlich auftauchte und ebenso schnell wieder spurlos verschwand. Die bedeutenderen Forscher, welche in der Hoffnung auf eine Verwandlung sich praktisch damit beschäftigt haben, räumen fast alle offen ein, dass sie niemals mehr Gold haben gewinnen können, als sie bei Beginn ihrer Arbeit genommen hatten. Als Beispiele hierfür sind früher schon Arnold Villanova und Cornelius Agrippa genannt worden.

Doch gibt es auch Ausnahmen. Johann Baptist van Helmont und Johann Friedrich Helvetius, zwei hervorragende holländische Aerzte und Chemiker des 17. Jahrhunderts, berichten ausführlich über Metallverwandlungen. In beiden Fällen erfolgte dieselbe in gleicher Weise.

Ein unbekannter Fremder besuchte sie, und da das Gespräch auf Alchimie kam, stellte er sich als Adept vor und schenkte ihnen eine unbedeutende Menge eines roten Pulvers; dann ging er seiner Wege. Van Helmont schüttelte nun sein Pulver, in Wachs eingehüllt, auf Quecksilber, das gleich in Gold verwandelt wurde, und zwar hat ein Teil des Pulvers 19200 Teile Quecksilber verwandelt. Helvetius warf sein Pulver auf geschmolzenes Blei und erhielt ebenfalls eine grosse Masse reines Gold. — Es ist eigentlich unbegreiflich, dass diese Männer sich haben täuschen lassen; sie waren beide ausgezeichnete Chemiker und hätten doch Gold von gefärbten Metallmischungen unterscheiden müssen. Unzweifelhaft liegt aber ihren Angaben ein Irrtum zugrunde, denn in allen Fällen, wo man später Gelegenheit gehabt hat, das alchimistische Gold zu untersuchen, hat dieses sich als goldähnliche Metallmischung erwiesen, das oft wohl etwas wirkliches Gold enthielt. So hat das Münzkabinett in Wien noch eine Medaille

von alchimistischem Gold; das spez. Gewicht desselben beträgt aber nur 12,6 und das des Goldes 19,3; es ist also kein echtes Gold. 1675 wurden in Oesterreich Dukaten aus alchimistischem Gold geprägt; sie hatten die Inschrift: „Aus Wenzel Seylers Pulvers Macht, bin ich von Zinn zu Gold gemacht"; sie waren grösser als gewöhnliche Dukaten, jedoch geringer an Gewicht, waren also auch nicht von reinem Gold.

Die reiche alchimistische Literatur liefert genügende Beweise dafür, dass die Methoden, welche zu Metallverwandlungen angewandt wurden, nur Nachahmungen und Fälschungen zu liefern vermochten. Sie täuschten daher nur den der Chemie Unkundigen; aber da die Alchimisten oft selber recht unwissend waren, so haben sie im allgemeinen wohl geglaubt, dass sie das, was sie zu leisten vorgaben, auch wirklich zustande brächten.

Die Methoden zerfallen übrigens in zwei Gruppen: Die Universal- und die Partikularprozesse. Bei den Universalprozessen, die nur selten besprochen werden, erstrebte man die völlige Umwandlung eines unedlen Metalls in ein edles. Alle jetzt noch bekannten Rezepte hierfür kommen aber nur darauf hinaus, auf höchst künstlichem und umständlichem Wege ein anderes unedles Metall einzuschmuggeln, das dem ursprünglichen die Farbe des Silbers oder Goldes geben kann; da man aber schon im 16. Jahrhundert mehrere Mittel kannte, um derartige Mischungen von edlen Metallen zu unterscheiden, so konnte diese Art von Verwandlungen nur den ganz Unwissenden täuschen. Deshalb waren die Partikularprozesse die häufigsten. Durch diese suchte man es zu erreichen, entweder das Gewicht einer vorhandenen Menge edlen Metalls zu vergrössern oder auch einen kleineren Teil eines unedlen Metalls in Gold oder Silber zu verwandeln. Auch diese Methoden waren nach unsern chemischen Begriffen ganz unnötig umständlich; aber desto schwerer war es, das Resultat zu kontrollieren. Einige Beispiele von den verschiedenen Partikularprozessen dürften genügende Aufklärung hierüber geben.

Eine allgemeine Methode, um das Gewicht des Goldes zu vermehren, war die sogen. Zementation. Man schmolz Gold zusammen mit Silber und Kupfer und hämmerte die Mischung in ganz dünnen Blättern aus. Diese wurden dann schichtweise mit dem Zementpulver in einen Tiegel gepackt. Der Tiegel wurde mehrere Tage lang mit immer stärkerem Feuer erhitzt; die Metallplatten bestanden dann scheinbar aus reinem Gold, und zwar war dessen Gewicht jetzt etwas grösser, als das der ursprünglich vorhandenen Menge Goldes. Die Sache erklärt sich ganz natürlich. Das Zementpulver war so zusammengesetzt, dass es in der Wärme Kupfer und Silber, nicht aber Gold auflöste. Es blieb also nur das Gold aus den Metallblättern zurück; dieses enthielt jedoch jetzt meistens eine geringe Menge Kupfer und Silber, wenn man nur dafür gesorgt hatte, nicht zu viel Zementpulver hinzuzufügen. Das Gesamtgewicht des Goldes war so natürlich ein grösseres als das des ursprünglich genommenen; das Gold war aber auch nicht mehr rein.

Um unedle Metalle teilweise in edle zu verwandeln, hatte man zahlreiche Methoden. Wässerige Lösungen von Silbersalzen, z. B. von salpeter-

saurem Silber, sind ganz farblos und verraten so durch ihr Aussehen in keiner Weise, dass sie eine gewisse Menge edlen Metalles enthalten. Giesst man nun etwas Quecksilber in eine solche Flüssigkeit, so löst ein Teil des Quecksilbers sich auf, während das Silber sich ausscheidet und sich mit dem übrigen Quecksilber verbindet, das dabei fest wird. Erhitzt man nun das „fixierte" Quecksilber, so bleibt das reine Silber zurück. Für den Unwissenden sieht es dann wohl so aus, als ob die wasserhelle Flüssigkeit einen Teil des Quecksilbers in Silber verwandelt hätte; man erhält aber natürlich nicht mehr Silber, als in der Lösung war. Aehnliche Kunststücke lassen sich ausführen, wenn man Gold in geschmolzenes Schwefelnatrium bringt. Man erhält dadurch einen Körper, der scheinbar kein Gold enthält; legt man aber ein Stück Silber in die Lösung, so verschwindet das Silber, und das Gold wird ausgeschieden. Dieses sieht natürlich höchst seltsam für den aus, der nicht weiss, dass das Gold von Anfang an schon darin enthalten war.

Indessen beschränkten die Alchimisten sich nicht nur auf solche feineren Kunststücke, wenn sie Fürsten oder reiche Leute täuschen wollten. Es ist in zahlreichen Fällen nachgewiesen, dass sie das Gold dadurch in die Schmelztiegel brachten, dass sie vorher Kohlenstücke oder die Stangen zum Umrühren aushöhlten und diese Löcher dann mit Gold füllten. Die Oeffnungen wurden dann mit gefärbtem Wachs verschlossen. Wenn die Tiegel nun mit einem solchem Kohlenstück bedeckt wurden, oder wenn man mit einer solchen Stange umrührte, so kam das Gold in den Tiegel, und es war keine Kunst, es dort nachzuweisen. Man verwandelte auch Eisen in Gold, indem man einen Nagel in eine dazu vorbereitete Flüssigkeit steckte. Einige Zeit nachher wurde er herausgenommen und abgewaschen; es zeigte sich dann, dass er so weit Gold geworden war, als er in der Flüssigkeit gesteckt hatte. Die Erklärung hierfür ist sehr einfach. Die Goldspitze war vorher an den Nagel angelötet und mit einer dem Eisen ähnlichen Farbe bemalt. Verschwand diese durch Auflösen oder Waschen, so zeigte sich das Gold. Derartiger Nägel gab es viele in den Kunstkabinetten der Fürsten.

Es ist begreiflich, dass die Entdeckung derartiger Betrügereien in Verbindung mit den erfolglosen Anstrengungen der vielen ehrlichen Alchimisten zuletzt den Glauben an die Möglichkeit der Goldmacherkunst untergraben musste.

Kapitel 17.

Magia naturalis.

Die Sympathien und Antipathien der Dinge in der Natur.

Agrippas grosse Reform der Magie bezweckte, diese in eine Art Naturwissenschaft umzubilden. Alle magischen Wirkungen beruhten nach seiner Auffassung auf den okkulten Eigenschaften und Kräften der Dinge. Diese zeigten sich besonders darin, dass ein jedes Ding vom Gleichartigen Kräfte an sich zog und zwar nicht nur in der elementaren, sondern auch in den höheren Welten, während das Un-

gleichartige sich abstiess. Diese Lehre von der gegenseitigen Sympathie und Antipathie der Dinge, die schon in der neuplatonischen Philosophie eine nicht unbedeutende Rolle spielte, erhob Agrippa zu einem alles umfassenden Naturgesetz; mehr als 2 Jahrhunderte lang galt dieselbe für eine Erklärung der Naturerscheinungen, über die man sich sonst keine Rechenschaft ablegen konnte. Natürlich glückte es Agrippa nicht, alle Parteien, namentlich die Geistlichkeit, davon zu überzeugen, dass die Magie ausschliesslich in der Anwendung der Naturkräfte bestehe. Wohl aber wurde er durch diese seine Auffassung — mag er es auch nicht direkt erstrebt haben — der Gründer einer neuen magischen Wissenschaft, die in der Folgezeit allgemeinen Anhang fand, der Magia naturalis. Er war nämlich nicht gerade sehr kritisch bei der Wahl der „Tatsachen", die er als Beweise für das allgemeine Gesetz von der Sympathie und Antipathie aufstellte, gewesen. Alles, was er in Schriften des Altertums, namentlich in der Naturgeschichte des Plinius, an merkwürdigen Berichten über Steine, Pflanzen und Tiere fand, nahm er auf und fügte manches hinzu, was dem Aberglauben seiner Zeit entlehnt war. Von diesem bunten Material, das ihm als Beweis für die Richtigkeit obigen Gesetzes diente, gehört ein Teil ins Gebiet der Fabel. Manches andere dagegen beruhte wohl auf richtigen Beobachtungen, die nur falsch erklärt wurden. Eine wissenschaftliche Sichtung des Stoffes vorzunehmen, war aber weder Agrippa noch seinen nächsten Nachfolgern möglich, und so wurde die ganze Sammlung die Grundlage für eine neue Wissenschaft, die Magia naturalis, d. h. die Lehre von den magischen Kräften der Dinge in der Natur.

Diese „natürliche Magie" erlangte erst eine grosse Bedeutung, seitdem die Grundgedanken, wenn auch mit gewissen Aenderungen, als wesentliches Stück in die Heilkunde des Paracelsus aufgenommen wurden. Etwas später bearbeitete Giambettista della Porta sie dann als selbständige Wissenschaft. Porta hält Agrippas Theorie noch treulich fest und zitiert dieselben Fabeln, aber ausserdem führt er eine Menge physikalischer Versuche an und zieht aus ihnen ganz richtige Schlüsse, so dass die „Sympathien und Antipathien der Natur" schon begrenzt werden. Trotzdem konnte noch ein Jahrhundert später selbst ein Mann wie Galilei sich von obiger Theorie nicht ganz frei machen. Auf Grund gewisser Versuche fing er in seinen letzten Lebensjahren zwar an, eine der vielen „Antipathien der Natur" den Horror vacui, „den Schrecken (der Natur) vor dem leeren Raum", anzuzweifeln, aber er erlebte es doch nicht, diese phantastische Erklärung durch eine wirkliche Erforschung der Ursachen ersetzt zu sehen. Zu seiner Zeit nahmen die „Sympathiemittel" sogar eine

hervorragende Stelle in der Medizin ein. Als aber die naturwissenschaftliche Erkenntnis im Laufe der späteren Zeit zunahm, fing man an, die Fabeln auszuscheiden und die Erscheinungen mit Hilfe der Naturkräfte, die durch die Experimente der Forscher ans Licht gezogen wurden, zu erklären. So geht die Magia naturalis im 17. und 18. Jahrhundert allmählich in angewandte Physik und Chemie über. Sie bildet demnach den Uebergang von den alten magischen Wissenschaften zur modernen Naturwissenschaft; wir haben in ihrer Entwicklung ein deutliches Bild davon, wie der Glaube an die Magie mit fortschreitender Erkenntnis der Naturgesetze schwindet. Darum wollen wir diese Entwicklung näher betrachten und zunächst durch einige Beispiele erklären, wie Agrippa seine Lehre von den Sympathien und Antipathien der Dinge begründet.

„Die gegenseitigen Einwirkungen der Dinge treten als Freundschaft oder Feindschaft oft deutlich hervor. Unter den Elementen ist z. B. das Feuer dem Wasser und die Luft der Erde feind. Auch unter Mineralien, Pflanzen und Tieren zeigen sich solche Neigungen. Der Magnet übt eine besondere Kraft auf das Eisen aus, der Smaragd auf Reichtum und Gesundheit, der Jaspis auf die Geburt, der Achat auf die Beredsamkeit. In ähnlicher Weise zieht Naphtha das Feuer an, das sofort darauf überspringt, sobald es damit zusammentrifft. Eine ähnliche Neigung besteht zwischen der männlichen und weiblichen Palme: sie umschlingen sich gegenseitig, und die weibliche trägt keine Frucht ohne die männliche. Der Mandelbaum ist weniger fruchtbar, wenn er allein steht. Auch zwischen Tieren und Pflanzen und den Tieren unter sich bestehen ähnliche Verhältnisse. Die Katze hat grosse Freude an der Malve, an der sie sich reibt; dadurch soll sie auch ohne einen Kater schwanger werden können. Viele Tiere haben eine instinktartige Erfahrung in der Heilkunst. Wenn die Kröte von einem giftigen Tier gebissen ist, sucht sie Salbei auf und reibt die verwundete Stelle an der Pflanze, um sich gegen das Gift zu schützen. Wenn der Löwe Fieber hat, heilt er sich dadurch, dass er Affenfleisch frisst. Dass die Pflanze Eschenwurz dazu dienen kann, Pfeile auszuziehen, haben wir von den Hirschen gelernt, denn wenn sie sich von einem Pfeil getroffen fühlen, befreien sie sich von demselben dadurch, dass sie jene Wurzel fressen. Dasselbe tun die Ziegen auf Kreta, und wenn ein Elefant ein Chamäleon gefressen hat, hilft er sich durch Blätter des wilden Oelbaumes u. s. f.

Als Gegensatz zu diesen Freundschaften finden wir in der Natur viele Feindschaften, gleichsam einen Naturhass, ein überwältigendes Widerstreben, infolgedessen ein Ding das Entgegengesetzte flieht und von sich stösst. So stösst der Saphir Pestbeulen, Fieberhitze und Augenkrankheiten von sich. Der Amethyst wirkt gegen Trunksucht, Jaspis gegen Blutfluss und böse Geister, der Smaragd gegen Unkeuschheit, der Achat gegen Gift, die Korallen gegen Blendwerk und Magenleiden, der Topas gegen Leidenschaften wie Geiz, Völlerei und Ausschreitungen in der Liebe. Die Gurken hassen das Oel in so hohem Grade, dass sie sich wie ein Haken krümmen, um es nicht zu berühren. Der Diamant hasst den Magneten, so dass dieser kein Eisen

an sich ziehen kann, wenn ein Diamant daneben gelegt wird. Unter den Tieren hassen Mäuse und Wiesel sich, und deshalb wird Käse, bei dessen Zubereitung man Wieselhirn als Lab gebraucht hat, nicht von Mäusen angerührt. Der Panther fürchtet die Hyäne so, dass die Haare aus einem Pantherfell ausfallen, wenn man es einem Hyänenfell gegenüber aufhängt. Aehnlich steht es mit den Schafen; hängt man ein Wolfsfell in einem Schafstall auf, so werden die Schafe traurig und fressen nicht mehr aus übermässiger Furcht" usw.

Dieser Auszug genügt, um zu zeigen, welcher Art die Fabeln waren, welche die damaligen Gelehrten nicht nur glaubten, sondern auch unter Aufopferung ihrer Zeit in ein System zu bringen suchten. Wir werden jetzt den ebenso sonderbaren Grundgedanken in der magischen Medizin des Paracelsus leichter begreifen.

Paracelsus und die magische Medizin.

Aureolus Philippus Theophrastus Bombast von Hohenheim Paracelsus ist 1493 in einem kleinen Dorfe bei Zürich geboren. Er gehörte einer alten, berühmten schwäbischen Familie an und wurde sehr sorgfältig von seinem Vater erzogen, der ihn schon von früher Jugend an in Alchimie, Chirurgie und Medizin unterrichtete. 16 Jahre alt bezog er die Universität Basel, aber er scheint keine Ruhe und Ausdauer für eine gründliche Ausbildung auf der Universität gehabt zu haben; die daraus entspringenden Nachteile fühlte er später in mannigfachster Weise. Einige Jahre nachher kam er zum Abt Trittheim nach Würzburg, der ihn in alle Geheimwissenschaften einweihte; auf dessen Empfehlung hin wurde er ins Laboratorium eines reichen Alchimisten, Fugger, aufgenommen, welcher ihn in den Geheimnissen der Chemie unterrichtete.

Ueber die nächsten 12 Jahre seines Lebens weiss man nicht viel; er unternahm Reisen, doch lauten die Berichte über die Stätten seines Aufenthaltes sehr verschieden. Nach einer allerdings sehr unwahrscheinlichen Sage ist er in Afrika und Asien und lange in der Gefangenschaft der Tataren gewesen; wahrscheinlicher ist es, dass er sich in verschiedenen Gegenden Europas (auch im Norden, z. B. in Dänemark und Schweden) aufhielt. Auf diesen Reisen besuchte er nicht nur Aerzte und Alchimisten, sondern auch kluge Frauen, Scharfrichter, Bader, Juden und Zigeuner, um brauchbare ärztliche Ratschläge zu sammeln. 32 Jahre alt, kehrte er nach Deutschland zurück und gewann bald durch eine Reihe von glücklichen Kuren einen grossen Ruf als Arzt. 1526 wurde er als Professor der Medizin in Basel angestellt und erregte hier grosses Aufsehen dadurch, dass er vollständig mit allen alten Traditionen brach. Er hielt seine Vorlesungen auf deutsch und nicht auf lateinisch, wie es Brauch war. Während die medizinischen Vorlesungen zu jener Zeit überall nur in Erklärungen von Galens, Hippokrates' und Avicennas Schriften bestanden, trug Paracelsus die Wissenschaft in seiner eigenen Weise vor. Ja, er ging so weit, dass er die Schriften der alten Aerzte öffentlich auf dem Markte in Basel verbrannte, indem er sie für völlig unbrauchbar erklärte. Dadurch erregte er natürlich grosse Bitterkeit bei anderen Aerzten; sie warfen ihm vor, ein unwissender Charlatan zu sein, dessen Feindschaft gegen die alten Schriften davon herrühre, dass er sie nicht genügend verstehe, weil er nicht Latein könne. Als Paracelsus

sich ausserdem in einen Prozess mit einer hochgestellten Persönlichkeit, die ihn um das Honorar für eine glückliche Kur betrügen wollte, verwickelte, sah er sich gezwungen, Basel 1528 zu verlassen und zog nun bis zu seinem Tode in Deutschland umher; dabei war er stets von einigen Schülern begleitet, die bei ihm aushielten, bis sie genug von seinen geheimen Medizinen kennen gelernt hatten, um auf eigene Hand praktizieren zu können. Sein Ruf als Arzt folgte ihm überall hin, aber was er durch seine Kuren verdiente, brachte er in Wirtschaften und Kneipen mit Landstreichern und Leuten aus niedrigem Stande schnell wieder durch. 1541 wurde er vom Bischof nach Salzburg berufen und hier noch im selben Jahre auf Veranlassung einiger feindlich gesinnter Aerzte ermordet.

Ueber wenige Männer und deren Bedeutung lauten die Urteile so verschieden wie über Paracelsus. Seine begeisterten Anhänger nannten ihn „den König aller Geheimnisse". Aber die Hochgelehrten ärgerten sich über sein unstetes Leben und seine Trunksucht, sowie darüber, dass dieser „Schwindler" ohne ordentliche Ausbildung Krankheiten heilte, mit denen sie selbst nicht fertig werden konnten. Sie suchten ihm deshalb möglichst viel Verdruss zu bereiten. Er aber blieb ihnen die Antwort nicht schuldig; seine Schriften wimmeln von Ausfällen und Schimpfreden gegen sie. Soviel aber steht fest, dass Paracelsus ein hochbegabter Mann war und in seiner Weise viele wertvolle Kenntnisse sammelte; ohne dieses hätte er weder als praktischer Arzt noch als theoretischer Reformator der Medizin den Einfluss gewinnen können, den er tatsächlich hatte. Er hat viel geschrieben; die deutsche Ausgabe seiner gesammelten Werke besteht aus drei mächtigen Foliobänden. Dass sich bei so grosser Produktion zahlreiche Widersprüche vorfinden, ist wohl begreiflich. Bei seinem unsteten Leben hatte er natürlich nur selten Gelegenheit zu ruhiger Arbeit; ausserdem ist nur ein kleiner Teil seiner Werke von ihm selbst abgefasst. Das meiste ist von seinen Schülern als Diktat niedergeschrieben und zwar gewöhnlich des Morgens, wenn er taumelnd von einem Gelage heimkehrte. Er diktierte dann so schnell, „als ob der Teufel aus ihm spräche." Man begreift, dass unter solchen Umständen nicht immer die erwünschte Klarheit und Uebereinstimmung in seinen Schriften herrscht.

Seine Verdienste um die Medizin zu beurteilen, liegt ausserhalb unserer Aufgabe. Genial, wie er war, hat er in vielen Punkten das Richtige getroffen, so dass seine Ideen einen wirklichen Fortschritt bezeichnen. Auf einem Gebiete jedoch ist seine Originalität, wie mir scheint, überschätzt worden. Die allgemeinen philosophischen Betrachtungen, auf denen seine Medizin aufgebaut ist und deren Ursprünglichkeit ihm zur Ehre angerechnet wird, hat er sicher von Agrippa entlehnt. Das ganze magische System, das Agrippa bestimmt

formuliert und klar dargelegt hatte, findet man durch selbstgewählte technische Ausdrücke zwar etwas verdunkelt und verhüllt bei Paracelsus wieder. Bedenkt man ferner, dass Paracelsus den Mann zum Lehrer in den magischen Wissenschaften hatte, der Agrippas vertrauter Freund war und seine Occulta philosophia früher gelesen hatte als irgend ein anderer, den Abt Tritheim in Würzburg: so unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass Paracelsus auf diese Weise schon in seiner Jugend Agrippas System kennen gelernt hat. Dieses diente ihm als Ausgangspunkt, und seine Reform der Medizin bestand zum Teil darin, dass er Agrippas Theorien speziell auf diesem Gebiet durchzuführen suchte. Als ein viel gelesener und umstrittener Verfasser ist er dann später für den Urheber auch des philosophischen Systems angesehen worden, während man den rechten Autor vergass. Jedenfalls gleicht sein System dem des Agrippa so sehr, dass wir es nicht näher darzulegen brauchen. Die magische Seite seiner Heilkunst beruht geradezu auf der Lehre von der Unterordnung des Niedrigeren unter das Höhere und von den Sympathien und Antipathien der Dinge. Aus diesen Gesetzen entspringen zwei der wichtigsten Heilmethoden des Paracelsus, seine Lehre von den „Arcana“ und den „Sympathiemitteln“. Wir wollen jede für sich betrachten.

Da jeder einzelne Teil des menschlichen Körpers einem bestimmten Planet oder Himmelszeichen unterworfen ist, so werden auch die Stoffe, welche unter denselben Stern oder dasselbe Zeichen gehören, wirksame Mittel gegen Krankheiten des betreffenden Körperteiles sein. So ist Gold ein spezifisches Mittel gegen Herzkrankheiten, weil das Gold und das Herz der Sonne unterworfen sind; ähnlich verhält es sich in anderen Fällen. Nach der Auffassung des Paracelsus wirkt ein jeder Stoff nur auf einen ganz beschränkten Teil des Körpers und nicht auf den Körper als ganzes. Ein Stoff, dessen Einfluss so begrenzt ist, nennt er ein Arcanum, und es ist ein Hauptlehrsatz in seiner Medizin: „Alle wirksamen Kräfte sind Arcana und wirken in keinem Fall auf die Komplexion“ (den ganzen Organismus). Da die Chemiker schon damals viele Stoffe dargestellt hatten, die sich als besonders wirksame Arcana zeigten, so musste es nach der Auffassung des Paracelsus die Aufgabe der Alchimie sein, nicht edle Metalle, sondern Arcana darzustellen. „Es ist nicht richtig, dass sie sagen, die Alchymie mache Gold und Silber, hier ist das Wichtigste, dass sie Arcana mache und diese gegen die Krankheiten richte.“ Er empfiehlt deshalb eifrig das Studium der Chemie, die uns auch lehren soll, die wirksamen Stoffe aus den Pflanzen zu gewinnen; er hat sich dadurch ein grosses Verdienst um die Heilkunde erworben. Weniger wertvoll dagegen ist, wie wir gesehen haben, die Art, wie

er die Stoffe, welche gegen die verschiedenen Krankheiten angewandt werden sollen, bestimmt. Da es dabei ja nur darauf ankommt, etwas zu wählen, das unter denselben Teil des Sternenhimmels gehört wie das kranke Glied des Körpers, so ist eine Medizin, ein wirksamer Stoff, keineswegs notwendig. Sigille und magische „Charaktere", welche die Kräfte der betreffenden Sterne enthalten, bringen denselben Nutzen. In seiner Schrift „Archidoxeos magicae" ist eine Unmenge solcher Sigille abgebildet, die als Schutz- und Heilmittel gegen Schwindsucht, Podagra, Fallsucht, Krämpfe u. s. w. gebraucht werden können.

Da alle gleichartigen Dinge ihre Kräfte gegenseitig anziehen, so kann man eine Krankheit auch dadurch heben, dass man einige Krankheitsstoffe auf ein anderes Wesen, eine Pflanze oder ein Tier überführt. Geschieht dies unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmassregeln, so werden die entfernten Stoffe die ganze Krankheit an sich ziehen; sie geht auf die Pflanze oder das Tier über, und der Mensch wird gesund. Die Methode heisst „durch Sympathie heilen"; sie beruht offenbar auf der Lehre von der Anziehung der gleichartigen Dinge. Paracelsus fasste die Sache aber etwas anders auf; er nahm nämlich eine einzelne Seite der Dinge an, ihre „Lebenskraft" oder „Mumie", welche die Anziehung bewirke. Wenn man einige der Krankheitsstoffe entfernt, so enthalten diese einen Teil von der Mumie der Krankheit; diese Stoffe mit der darin befindlichen Mumie nannte er den „Magneten", weil sie den Rest der Krankheit nach sich zogen, wenn sie auf ein anderes lebendes Wesen übertragen oder begraben oder sonst irgendwie vernichtet wurden. Solche „magnetische" Kuren scheinen übrigens schon von alters her ein wesentliches Stück der Volksmedizin gewesen zu sein; Paracelsus hat dieselben nur aufgenommen und theoretisch begründet.

„Man hält dafür, dasz alle Zufälle des gantzen menschlichen Leibes gar leicht geheilet werden können, wenn man das rothe und noch warme Blut des Patienten in ein Ey thut, dasselbe einem Huhn so lange, bisz es purresciret, zu brüten unterleget, und nachgehends mit Brodt oder Fleisch vermischet einem Thier zu fressen giebet."

„Es wird der Zahn-Schmertzen transplantiret in eine Weide, Holderbaum, Haselstaude etc. auf diese Weise: Nachdem die Rinde ein wenig abgeschälet worden, so schneide ein Spänchen heraus, mit demselben stich in das Zahn-Fleisch, so lange bisz es blutet, hernach lege den blutigen Span wieder an seinen Ort, decke die Rinde darüber, und verwahre sie wohl mit Kothe."

„Die Schwindsucht kann folgendermassen curiret werden: Nimm Johannis-Brodt, so viel du wilt, giesz guten Wein darauf, und lasz es 24 Stunden weichen. Den andern Tag darauf lasz zuvor den Urin, trinck darauf von dem Wein, und continuire es neun Tage nacheinander, so dasz

du dich von allem andern Getränke gäntzlich enthaltest, indessen allen gelassenen Urin aufsammlest, und in den Rauch hängest, damit er allgemach verzehret werde, so wird die Schwindsucht nach und nach geheilet werden."

Derartige Sympathiemittel sind sehr zahlreich in den Schriften der Paracelsisten. Die „klugen Frauen" in unseren Tagen kennen noch verschiedene derselben und wenden sie an.

Die natürliche Magie.

Der erste, der die natürliche Magie als selbständige Wissenschaft bearbeitete, war Giambettista della Porta (Johann Baptista Porta).

Er ist 1538 in Neapel geboren und gehörte einer reichen, angesehenen Familie an, so dass er sich dem Studium seiner Lieblingswissenschaft ganz hingeben konnte. Schon 1553, d. h. im Alter von 15 Jahren, gab er sein Hauptwerk, die Magia naturalis, heraus, das ausserordentliches Aufsehen erregte. Nach längeren Reisen stiftete er 1560 in Neapel eine „Gesellschaft zur Erforschung der Geheimnisse der Natur"; dieselbe wurde jedoch bald auf Befehl des Papstes aufgelöst. Er setzte indessen seine physikalischen Versuche beständig fort, so dass er 1589 seine Magia in einer stark vermehrten Form aufs neue herausgeben konnte. Während die 1. Ausgabe nur 4 Teile enthält, ist die 2. Ausgabe ein sehr umfangreiches Werk von 20 Büchern[1]). Er starb 1615. Die älteste Ausgabe in 4 Büchern scheint, nach der Anzahl der Auflagen zu urteilen, die gelesenste gewesen zu sein — wahrscheinlich, weil sie am meisten vom Aberglauben der damaligen Zeit enthielt. Porta sagt zwar, dass er alle darin besprochenen Versuche selber geprüft habe; wenn das der Fall ist, so hat er nicht die geringste Rücksicht darauf genommen, ob ein Versuch ihm glückte oder nicht, denn das Buch enthält eine Menge von unmöglichen Experimenten; aber gerade durch sie hat das Buch wohl so grosse Verbreitung gefunden, da das dem damaligen Geschmack für das Abenteuerliche entsprach.

Das erste Buch enthält die Theorie der natürlichen Magie, d. h. Agrippas magisches System mit denselben Beispielen und z. T. in derselben Ordnung dargestellt und beleuchtet; es ist also nur ein Auszug aus dem 1. Buche der Occulta philosophia. Die 3 anderen Teile dagegen enthalten praktische Anweisungen, mögliche und unmögliche durcheinander; sie haben insofern nichts mit dem 1. Teil gemeinsam, als die hier gegebene Theorie gar nicht zur Erklärung benutzt wird. Das 2. Buch kann man etwa als ein Gärtnerbuch bezeichnen, welches Anleitung gibt, wie man Früchte umformen, Blumen färben und so pfropfen kann, dass derselbe Baum verschiedene Arten Blüten und Früchte trägt. Es enthält zum Teil recht schnurrige Anweisungen, z. B. die Blüten eines Baumes dadurch zu färben, dass man Spalten in die Zweige schneidet, verschiedene Farbstoffe in die Spalten bringt und die Rinde darüber deckt. Dieses lässt sich wirklich teilweise

[1]) Als einen Beitrag zur Illustration der ausserordentlichen Verbreitung seiner Magia führe ich an, dass ich ein — offenbar noch keineswegs vollständiges — Verzeichnis von 30 verschiedenen Ausgaben derselben in lateinischer, italienischer, französischer, deutscher und holländischer Sprache habe zusammenstellen können; es soll ferner eine Ausgabe in arabischer Sprache bestanden haben u. s. f. Das Buch hat um so mehr Interesse, als es uns ein Bild von den physikalischen und chemischen Kenntnissen der damaligen Zeit gibt.



ausführen, und Porta hat offenbar selbst den Versuch gemacht. Er fügt nämlich hinzu, dass man niemals Auripigment (Schwefelarsen) dazu benutzen darf, denn dieses töte sofort die Pflanzen. In demselben Buch findet man ferner Rezepte für Feuerwerk, für Fackeln, die vom Winde nicht ausgelöscht werden, für eine Schrift, die erst durch besondere Behandlung des Papiers sichtbar wird, für Haarfärbe- und Schönheitsmittel usw. Auch hier macht Porta die wunderlichsten Angaben; so erzählt er, dass man die Augen von Kindern schwarz färben könne, wenn man ihr Hinterhaupt mit Oel bestreiche, das mit der Asche eines Kreuzes gemischt sei. Ferner kann man bewirken, dass alle Menschen in einem Zimmer wie Eselsköpfe aussehen. Man kocht zu dem Zweck einen Eselskopf 3 volle Tage in Oel, bis die Knochen blossgelegt sind, dann stösst man die Knochen, mischt das Pulver mit dem Oel und giesst dieses auf Lampen. Wenn diese angezündet werden, wird man die wunderbare Wirkung sehen. Bei der Gelegenheit erzählt er auch von seinen Versuchen mit Hexensalben, deren einzige Wirkung die gewesen sei, dass die Hexen in einen tiefen Schlaf fielen, in dem sie von allerlei wunderbaren Erlebnissen träumten. — Das 3. Buch handelt von der Alchimie; hier sagt der Verfasser aber gleich, dass er seinen Lesern keine goldenen Berge versprechen wolle, denn die könne die Alchimie nicht bieten. Dagegen gibt er zahlreiche Rezepte zum Färben der Metalle und zu anderen chemischen Kunststücken. — Im 4. Buch endlich behandelt er die Anwendung von Spiegeln und Linsen und führt eine Reihe wichtiger und bis dahin unbekannter optischer Versuche an. Unter anderen Instrumenten beschreibt er auch die Laterna magica.

Die grosse Ausgabe von 1589 enthält zwar noch viel Aberglauben, aber die schlimmsten Fabeln sind doch entfernt, und an ihre Stelle sind teils zahlreiche Anweisungen über Fischerei, Jagd, Kochkunst und ähnliches, teils viele neue physikalische Beobachtungen und Versuche mit Magneten, Wagen u. s. f. getreten. Von besonderem Interesse sind einige Schilderungen im 8. Buch, die darauf hinzuweisen scheinen, dass Porta und die Mitglieder der Gesellschaft zur Erforschung der Naturgeheimnisse die Hypnose und hypnotische Suggestionen gekannt haben. Die Methoden sind natürlich nicht dieselben wie die gegenwärtigen, aber der hypnotisierende Einfluss derselben steht ausser allem Zweifel. So wird genau geschildert, wie ein Mensch dazu gebracht werden kann, wie ein Fisch auf der Diele herumzuschwimmen, wie eine Ente zu watscheln, Gras mit dem Munde abzubeissen und andere derartige Wirkungen der Suggestion.

Die Entwicklung der natürlichen Magie hielt in den folgenden Jahrhunderten gleichen Schritt mit den Naturwissenschaften. Viele Herausgeber der späteren Auflagen der Magia naturalis — dieselbe erschien bis 1715 — fügten Anmerkungen über die Unausführbarkeit der gegebenen Anweisungen hinzu und erklärten, wie man früher dazu kommen konnte, an derartiges zu glauben. Immer neue Werke tauchten auf, je weiter man in der Zeit vorrückte, besonders solche rein physikalischen Inhalts. Schotts grosse „Magia universalis“ 1657 wird wohl mit einer Abhandlung über die verschiedenen Arten der Magie eingeleitet, ist aber sonst nur ein Handbuch der Physik mit vielen praktischen Anweisungen zu Zauberkunststücken, wie wir jetzt

sagen würden. Trotzdem verlor sich der Glaube an die alte Sympathielehre nicht so bald. Noch aus dem Jahre 1702 liegt ein kleines, interessantes Buch vor, „Geheime Unterredungen von magia naturali", ein Gespräch zwischen einem Philosophen und einem Theologen, in dem der Philosoph mit grosser Ueberlegenheit die alte Sympathietheorie Agrippas auseinandersetzt. Martius' „Unterricht von der magia naturali" 1751 ist ein Arzneibuch, ganz im Geiste des Paracelsus geschrieben. Länger jedoch als bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts scheinen diese Anschauungen sich nicht gehalten zu haben. Die dritte Ausgabe des zuletzt genannten Buches vom Jahre 1779 ist vollständig umgearbeitet; es hat nur noch den früheren Titel und ist sonst lediglich eine Anleitung zu Taschenspielerkunststücken mit Karten, Spiegeln u. s. w. Dasselbe gilt z. T. auch von Halles: „Magie oder die Zauberkräfte der Natur", einem Riesenwerk in 17 Bänden, 1784 bis 1802. Es ist die verworrenste und bunteste Mischung von Physik, Chemie, Kochkunst, Ackerbau u. s. w.; aber es enthält eine Menge höchst interessanter Aufklärungen über die Mittel, mit denen die alten Magier andere und z. T. sich selbst getäuscht haben. Was man dann später im 19. Jahrhundert unter natürlicher Magie verstand, brauchen wir nicht näher zu besprechen.

Virgula mercurialis, die Wünschelrute.

Die Wünschelrute ist jedenfalls in der Form, wie sie in Europa angewandt wurde, das letzte Glied des grossen magischen Apparates. Sie hat zwar ihre Vorbilder im Altertum, jedoch lässt sich keine Verbindung zwischen ihren damaligen Formen und der Gestalt, die sie in Europa am Schluss des Mittelalters annahm, nachweisen. Ob sie während der dazwischenliegenden Zeit den breiten Schichten des Volkes bekannt war und langsam gewissen Veränderungen unterlag, muss dahingestellt bleiben. Von den mittelalterlichen Verfassern wird sie nicht erwähnt, und wir können deshalb keine Rechenschaft über ihre Geschichte ablegen. Was man weiss, ist in Kürze folgendes.

Unter Kaiser Valens (364—79 n. Chr.) wurden mehrere vornehme Männer angeklagt, sich gegen den Kaiser verschworen und durch magische Künste den Namen seines Nachfolgers erforscht zu haben. Sie hatten einen Ring dazu benutzt, der an einem feinen Faden hing. Einer hielt den Faden in der Hand, und der Ring hing frei mitten über einem Metallgefäss, in dessen Rand die Buchstaben des Alphabets in gleichem Abstand voneinander eingraviert waren. Man liess den Ring über den Rand des Gefässes schwingen, bei gewissen Buchstaben aber stockte derselbe und gab auf diese Weise die erwünschte Antwort.

In der Folgezeit hört man dann nichts weiter von derartigen Apparaten, bis Paracelsus in seinen Schriften erzählt, dass die deutschen Bergleute zur Auffindung verborgener Metalladern eine in Form eines Y gegabelte Rute gebrauchten, deren 2 Zweige der Suchende horizontal in den Händen hielt. Ging er nun langsam übers Feld, so senkte die Rute sich an der Stelle, wo Metall lag. Indes glückte es nicht einem jeden; auch scheinen die Angaben der Wünschelrute nicht immer ganz zuverlässig gewesen zu sein, denn Paracelsus rechnet dieses Verfahren zu den „unsichern Künsten". Sehr verbreitet dürfte ihre Anwendung wohl auch nicht gewesen sein, denn sonst hätte der in der Magie fast allwissende Agrippa sie sicher erwähnt, da sie ja sehr gut in seine Lehre von den Sympathien der natürlichen Dinge passte. Vermutlich stiess Paracelsus, der sich ja viel mit den niedrigeren Volksklassen abgab, in irgend einer Gegend auf ihren Gebrauch, und nachdem er sie in seinen Schriften erst erwähnt hatte, fand sie bald allgemeinere Verbreitung. Jedenfalls wird sie nun bei den folgenden Verfassern gewöhnlich besprochen, so unter anderen in den alchimistischen Schriften des Basilius Valentinus [1]).

Die Ansichten über die Wünschelrute und ihre Anwendung waren übrigens sehr geteilt. Nach den Angaben einiger Verfasser nimmt man die Rute von einem Baum, der natürliche Sympathie für das gesuchte Metall hat, also von einer bestimmten Baumart für jedes einzelne Metall. Andere meinen, dass die Baumart ganz gleichgültig sei, nur müsse der Zweig leicht biegsam und deshalb am besten von Hasel, Weide oder Esche sein. Einige erklären die Sache durch natürliche Sympathie; die kirchlichen Verfasser rechnen sie gewöhnlich zu den teuflischen Künsten, andere halten sie für reinen Aberglauben.

1630 machte ein französischer Edelmann in Böhmen die wertvolle Entdeckung, dass Erlen- und Weidenzweige auch zum Auffinden unterirdischer Wasseradern gebraucht werden könnten. Die wissenschaftliche Welt hatte jedoch vor dem Jahre 1692 kein besonderes Interesse dafür. Mit diesem Jahre beginnt aber der interessanteste Teil der Geschichte der Wünschelrute. Den 5. Juli 1692 abends 10 Uhr fand man nämlich einen Weinhändler nebst Gattin in Lyon ermordet. Da der Obrigkeit jede Spur von den Mördern fehlte, so wurde durch private Initiative ein reicher Landmann, Jaques Aymar,

[1]) Ich hebe diese Schriften deshalb hervor, weil Valentinus nach der Annahme vieler ein Benediktinermönch war, der etwa 100 Jahre vor Paracelsus in Erfurt lebte. In diesem Fall würden die ältesten Angaben über die Wünschelrute ja bedeutend weiter zurückreichen. Aber es ist wahrscheinlicher, dass dieser Valentinus, dessen Werke erst gegen 1600 erschienen, niemals existiert hat, oder mit anderen Worten, dass der Name ein Pseudonym ist, unter dem der Herausgeber, der Ratskämmerer Thölde in Frankenhausen, seine Autorschaft verbergen wollte.



herbeigerufen, der im Rufe stand, mit Hilfe einer Rute nicht bloss Metall- und Wasseradern, sondern auch Diebe und Mörder entdecken zu können. Aymar behauptete gleich, dass seine Rute ihn nach drei verschiedenen Richtungen führe, so dass drei Menschen am Verbrechen beteiligt sein müssten; er folgte nun den Spuren viele Meilen weit zu Wasser und zu Lande, bis es ihm endlich gelang, einen der Verbrecher zu finden. Dieser leugnete allerdings zuerst jede Beteiligung am Morde, wurde aber doch hingerichtet, da man einige recht zweifelhafte Zugeständnisse von ihm erlangt hatte. Dieses Ereignis erregte selbstverständlich grosses Aufsehen, und in kurzer Zeit wurde eine Anzahl gelehrter Bücher geschrieben, welche, jedes in seiner Weise, die Wirkungen der Rute zu erklären suchten. Die Geistlichen erblickten teuflische Kunst darin; aber der gelehrte Theologe Vallemont zeigte in seinem grossen Werk: „Physique occulte ou traité de la baguette divinatoire“, dass die Wirkungen der Wünschelrute vollständig mit den magnetischen und elektrischen Wirkungen übereinstimmten, so dass nicht der geringste Grund zur Annahme übernatürlicher Ursachen vorliege. Eins vergass er freilich, wie alle anderen gelehrten Verfasser, nämlich zu untersuchen, ob die Rute das, was man ihr zutraute, auch wirklich leistete. Einen schweren Stoss erhielten nun aber alle Theorien dadurch, dass der bekannte Physiker Athanasius Kircher schon vor einem Menschenalter folgendes durch Versuche bewiesen hatte: wenn ein Zweig nicht von der Hand eines Menschen gehalten wird, sondern bloss an einem festen Zapfen, um den er sich leicht drehen kann, angebracht ist, so senkt er sich weder zum Wasser noch zum Metall oder einem anderen Gegenstande. Bedenklicher aber wurde es, als Aymar nach Paris zum Sohne des Prinzen von Condé, der verschiedene Experimente mit ihm anstellte, berufen wurde. Dabei zeigte sich, dass er weder Wasser noch Metalle, die von Menschen versteckt waren, und ebensowenig Diebstähle, die der Polizei bereits bekannt waren, entdecken konnte. Nun fing man an zu zweifeln, ob der Hingerichtete überhaupt der Mörder gewesen sei. Endlich fand der Pater Lebrun das richtige durch eine Reihe sehr interessanter Versuche, die er bei verschiedenen Personen anstellte, in deren Händen die Rute sich sehr lebhaft bewegte. Er selber ging von der Annahme aus, dass teuflischer Einfluss mit im Spiele wäre, und bewog daher seine Versuchsobjekte dazu, Gott anzurufen, dass die Rute ruhig bleiben möge, wenn die Bewegung durch böse Geister verursacht sei. Von dem Augenblick an rührte der Zweig sich nicht mehr in den Händen der betreffenden. Das Wunderbarste an der Geschichte aber ist der ebenso unerwartete als richtige Schluss, den der Pater daraus zog: dass „die Ursache zu den Be-

wegungen der Rute sich nach den Wünschen des Menschen richte und durch seine Absichten bestimmt werde."

Danach verlor die gelehrte Welt das Interesse an der Wünschelrute. Aber der Glaube an dieselbe lebt noch heutigentags im Volke.

Kapitel 18.

Die Popularisierung der Wissenschaften.

Die Faustsage und Faustbücher.

Der letze der gelehrten Magier, Agrippa, war tot und sein schwarzer Hund spurlos von der Oberfläche der Erde verschwunden (vgl. oben S. 194). Die Resultate der freien Forschung wurden zwar verketzert, sofern sie nicht mit den Anschauungen der Kirche übereinstimmten; die Forscher mussten dann ihre Ansichten abschwören, wenn sie nicht den Tod auf dem Scheiterhaufen vorzogen. Aber man konnte doch nicht gut eine Anklage wegen Zauberei gegen die Männer erheben, die selbst nicht an derartiges glaubten, und deren Arbeit Schritt für Schritt den Glauben an die alten magischen Lehren niederriss. Sie stürzten die Astrologie, die wichtigste der Wahrsagewissenschaften, die Grundlage für die übrigen, dadurch, dass sie der Erde ihre privilegierte Stellung im Zentrum der Welt entrissen, dass sie die Bahnen der Planeten berechneten und Gesetze für die Geschwindigkeit der Weltkörper fanden. Auch unter den anderen magischen Künsten begann der Boden zu wanken, als die Versuche betreffs der Bewegung fallender Körper, der Schwingungen des Pendels und des Luftdruckes den Einsichtigen klar machte, dass man ein wirkliches Verständnis für die Natur nur erreichen konnte, wenn man die Ursachen zu den irdischen Phänomenen auf der Erde und nicht in höheren Welten suchte. So zerschnitten die Forscher langsam die magische Verbindung mit den himmlischen und intellektuellen Welten, und von diesem Gesichtspunkt aus konnte die Kirche die Männer der freien Forschung nur als Helfer und Bundesgenossen begrüssen. Sie hat daher auch nie eine Anklage wegen Zauberei gegen sie erhoben. Der grosse Haufe aber folgte der Parole, die von der Kirche ausging; er fand daher keine Gelegenheit, die Männer der neuen Zeit mit einem Kranz von Sagen und wunderlichen Geschichten zu umgeben, wie man es bei ihren Vorläufern getan hatte. — Die gelehrten Magier gehörten also der Geschichte und der Sage an. Es dauerte auch nicht

länger als ein halbes Jahrhundert, so hatte die Volksdichtung sich derselben bemächtigt. Sie sammelte all die abenteuerlichen Berichte, die von Forschern vergangener Jahrhunderte erzählt wurden, wie in einem Brennpunkt um eine einzelne Person. Dieses war keineswegs etwas Neues, bis dahin Unbekanntes. In der „goldenen Legende“ (Legenda aurea) hatte man ein aus der Vorzeit ererbtes Vorbild, welches das ganze Mittelalter hindurch allgemein bekannt und gelesen war. Es wird daselbst erzählt, wie ein grosser Magier des christlichen Altertums, Cyprian von Antiochien, durch die Macht seiner Zauberei die Christen verfolgte und plagte, insonderheit eine christliche Jungfrau, Justina, die er zu besitzen wünschte. Aber obwohl Cyprian ihr eine Schar böser Geister und zuletzt den Fürsten der Teufel sandte, welche sie durch lockenden Zauber zu verführen suchten, so überwand sie dieselben doch durch ihre Gebete. Als Cyprian sah, dass die Teufel nichts gegen sie vermochten, verhöhnte er dieselben, brach das Bündnis mit ihrem Fürsten und wurde selbst ein Christ, und obwohl er viele schwere Sünden auf dem Gewissen hatte, wurde er doch ein grosser Mann in der Kirche und erlitt zuletzt den Märtyrertod.

Man kann kein sicheres Urteil darüber abgeben, ob dieser Cyprian wirklich jemals gelebt hat. Wahrscheinlich liegt eine geschichtliche Begebenheit der Legende zugrunde, aber da dieselbe auf zwei z. T. ganz widersprechende Weisen erzählt wird, ist der historische Stoff im Laufe der Zeit offenbar wesentlich umgestaltet worden. Namentlich sind die Berichte über Cyprians wunderbare Zauberkünste gegen Schluss der alten Zeit stark vermehrt, so dass man vermutlich um diese einzelne Person das meiste von dem sammelte, was von den Zauberern der damaligen Zeit, den alexandrinischen Philosophen, überhaupt erzählt wurde. Später ist dann diesem Cyprian die unverdiente Ehre zuteil geworden, mit einer historischen Persönlichkeit verwechselt zu werden, nämlich mit dem Bischof Cyprianus von Karthago, mit dem der Cyprian der Sage nur das gemeinsam hat, dass beide ursprünglich Heiden waren und als Märtyrer endeten. Dass es aber nicht der karthagische Bischof war, um dessen Leben die Sage sich bildete, geht daraus klar hervor, dass die Erzählung von Cyprian und Justina schon im Morgenlande geschrieben vorlag, ehe man dort etwas vom karthagischen Bischof wusste.

Eine Parallele zur Sage von Cyprian haben wir in der Faustsage. Die historische Grundlage derselben bildet ein umherziehender Taschenspieler und Charlatan, Georg Sabellicus, der sich selbst „Faust den Jüngeren“ nannte und nach Ansicht des Volkes im Bündnis mit dem Teufel stand. Diese Auffassung wurde durch den Umstand bestärkt, dass er auf unbekannte Weise eines gewaltsamen Todes starb;

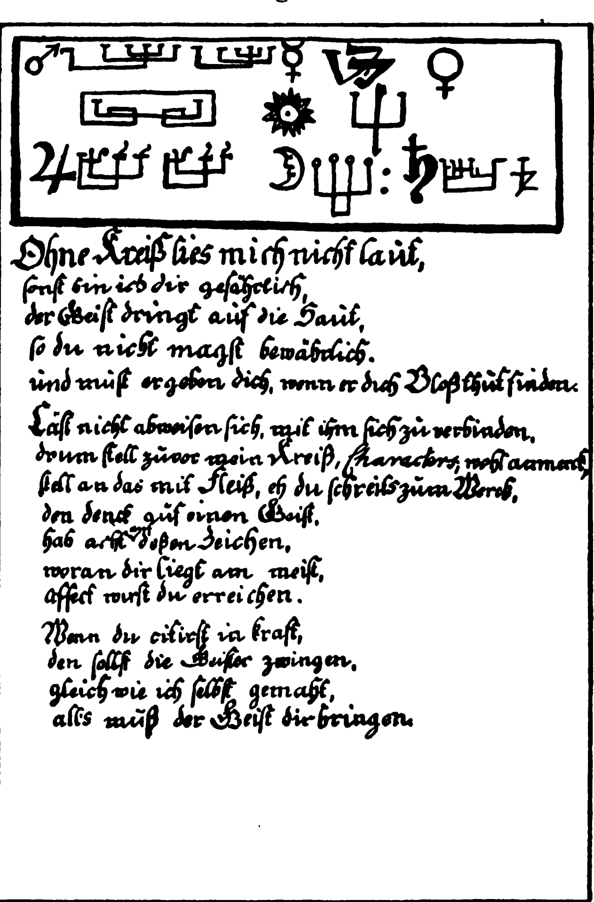
es verbreitete sich nun das Gerücht, dass der Teufel ihn mit Leib und Seele geholt hätte. Sein Tod fällt ungefähr ins Jahr 1540. Sowohl Abt Tritheim als Agrippas Schüler Johann Weier bezeichnen diesen Georg Sabellicus Faust als einen Mann, den sie persönlich gesehen haben, und von dem viel gesprochen wurde. Er nannte sich „Faust den Jüngeren" zum Unterschied vom Buchdrucker Johann Faust, den ebenfalls sein Handwerk in den Augen des Volkes zum Schwarzkünstler und Gesellen des Teufels machte. Später geriet es in Vergessenheit, dass der Buchdrucker Faust oder Fust und der Taschenspieler Faust der Jüngere zwei verschiedene Personen waren, und so wurde Georg Sabellicus geradezu identisch mit Johann Faust.

Die älteste Darstellung der Faustsage erschien in Frankfurt a. M. 1587, gedruckt bei Joh. Spies. Sie schildert Faust als einen begabten Bauernsohn, der zu einem wohlsituierten Verwandten ins Haus kommt und später auf die Universität geschickt wird, um Theologie zu studieren. Nachdem er den Magistergrad mit hoher Auszeichnung erworben hat, gerät er in schlechte Gesellschaft, verlegt sich auf die Magie und zitiert schliesslich den Teufel. Mit diesem schliesst er den Kontrakt ab, dass derselbe ihm 24 Jahre dienen soll, wofür seine Seele dem Bösen gehört. Das Buch berichtet dann über lange Gespräche mit dem Teufel, der ihn in den Geheimnissen der Magie weiter ausbildet; später macht er eine Reise in die Hölle und besieht sich dieselbe, danach eine um die Erde. Bei dieser Reise setzt er alle durch seine magischen Künste in Erstaunen. Hier hat der Verfasser nun Gelegenheit, alle Sagen, die früher von den gelehrten Magiern des Mittelalters erzählt wurden, um Fausts Person zu sammeln. Unter anderem kommt Faust in den Palast des Papstes, führt hier eine Anzahl Streiche aus und verhöhnt den Papst und die hohe Geistlichkeit. Dieses zeigt, dass die Faustsage auf protestantischem Boden entstanden ist; in einer 12 Jahre jüngeren Bearbeitung der Sage, dem Widmannschen Faustbuch von 1599, heisst es ausdrücklich, dass Faust durch das Papsttum und dessen Teufelsbeschwörungen und Abgötterei zur Magie verführt worden sei. Die Geschichte endet dann damit, dass der Teufel nach Ablauf des Kontraktes Faust einen furchtbaren Tod bereitet, zum Schreck und zur Warnung für alle Gleichgesinnten. Einen anderen Ausgang konnte die Geschichte auch nicht nehmen. Während der Heide Cyprian aus Unwissenheit sündigte und deshalb gerettet werden konnte, indem er ein frommer Christ wurde, gab es für den Theologen Faust keine Rettung mehr, weil er mit vollem Bewusstsein der Sündhaftigkeit seiner Handlungsweise sich auf die Magie warf.

In jener Zeit, wo niemand die persönliche Existenz eines Teufels bezweifelte, und wo nur einzelne kritische Geister höchstens die Möglichkeit eines eigentlichen Kontraktes mit demselben in Frage stellten, wurde das Faustbuch natürlich ein sehr verbreitetes Erbauungsbuch. So erschienen denn auch verschiedene Ausgaben und neue Bearbeitungen, und da Dr. Faust auf diese Weise zur Personifikation der ganzen gelehrten Magie wurde, lag es für einen unternehmenden Verfasser nahe, magische Werke unter Fausts Namen herauszugeben; denn das genügte, um selbst dem wertlosesten Produkt guten Absatz zu verschaffen. So entstand am Schluss des 16. Jahrhunderts, meistens unter diesem Namen, ein Haufe von Schriften, die alle

Anweisungen zur Beschwörung verschiedener Geister enthielten. Es existieren mehr als ein Dutzend solcher Werke mit verschiedenen Titeln: „Dr. Fausts grosser und gewaltiger Höllenzwang", „Der gewaltige Meergeist", „Dr. Johann Faustens Miracul-, Kunst- und Wunderbuch, oder die schwarze Rabe, auch der dreifache Höllenzwang genannt" usw. Diese Schriften beweisen deutlich durch ihren Inhalt, dass sie nach den Anweisungen der Bücher

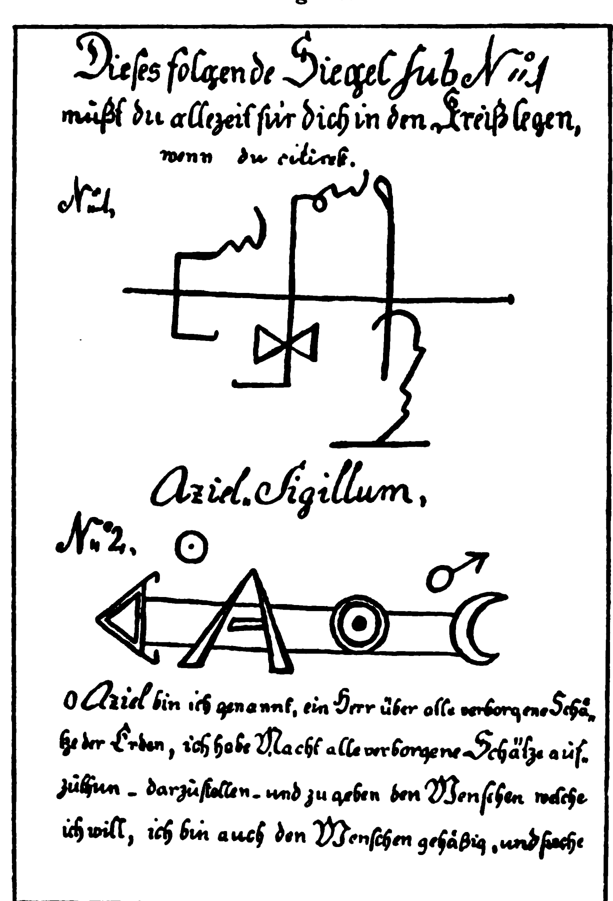
Fig. 14.



eines Agrippa und anderer Magier abgefasst sind. Ausser ihnen finden sich aber noch andere Schriften, die ebenfalls oft mit Faust in Verbindung gebracht werden, aber wahrscheinlich nur freie Bearbeitungen viel älterer jüdischer Werke sind; z. B. das auf Deutsch geschriebene „Semiphoras et Schemhamphoras Salomonis Regis", ferner „Fausts vierfacher Höllenzwang" und andere. Die noch existierende „Clavicula Salomonis" dagegen ist keine Uebersetzung oder Bearbeitung des alten kabbalistischen Werkes „Schlüssel des Salomo", vgl. S. 219 Anm. Endlich finden sich noch einige lateinische Schriften, z. B. „verus Jesuitarum libellus" mit Beschwörungen,

die dem Cyprian zugeschrieben werden. Wahrscheinlich hat er aber mit diesen Schriften nichts weiter gemeinsam, als dass er ihnen seinen Namen geliehen hat. — Ursprünglich existierten diese Schriften, die am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden, nur als Manuskripte, für die man bis zu 200 Talern zahlte — eine enorme Summe in jener Zeit: es bezahlte sich für die Verfasser offenbar besser, sie als Manuskripte zu ver-

Fig. 15.



kaufen, als sie drucken zu lassen. Gedruckte Exemplare kommen erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts vor; manche von diesen geben zwar an, um 1500 gedruckt zu sein, aber Sprache, Druck und Papier beweisen, dass sie mindestens 200 Jahre jünger sind[1]).

Das Eigentümliche bei dieser ganzen Faustliteratur des 17. u. 18. Jahrhunderts ist ihr stark ausgeprägter populärer Charakter im Ver-

[1]) Aus diesen verschiedenen Werken ist der Cyprianus entstanden, dem Fig. 14 und 15 entlehnt sind. Das Original befindet sich in der Königl. Bibliothek in Kopenhagen.

gleich zu den magischen Werken früherer Zeiten. Diese enthalten auch alle notwendigen Anweisungen zu einer Beschwörung, aber der Magier muss selber durch teilweise recht weitläufige Berechnungen die Namen und Sigille der Geister u. s. w. finden, ebenso die passenden Worte zu den Beschwörungen. Diese Schwierigkeiten fallen bei den Faustbüchern weg, in denen Namen, Sigille, Gebete und Beschwörungen angeführt sind, so dass der Magier nichts eigenes zu leisten braucht. Daraus geht hervor, dass Philosophen und Naturforscher sich nicht mehr mit der Magie beschäftigten, sondern dass das Interesse für dieselbe in tiefere Schichten des Volkes hinabgesunken war.

Die „kuriosen" Wissenschaften.

Wie die Beschwörungskunst durch die Faustschriften populär geworden war, so wurden auch die übrigen magischen Wissenschaften dem Volke in zahlreichen Büchern zugänglich gemacht. Es waren dies z. T. Uebersetzungen älterer bekannter lateinischer Verfasser, teils aber auch neue Bearbeitungen der verschiedenen Wissenschaften. Je weiter man aber in der Zeit vorrückte, desto populärer, d. h. desto leichter anwendbar wurden diese Schriften. Man hatte nun feste Regeln für alles, so dass nichts der Intuition des Fragenden überlassen blieb. Selbst Divinationsmethoden wie die Oneiromantie, die Traumdeutung, die bei allen Völkern des Altertums eine Sache der persönlichen Inspiration war, und von der Agrippa sagt, dass man überhaupt keine feste Regeln dafür geben könne, wurden jetzt in ein System gebracht. Bequemer konnte es nicht gemacht werden; aber solch eine grob mechanische Behandlung der Träume musste notwendigerweise tötend auf die Wahrsagekunst selbst und auf den Glauben daran wirken. Wir werden später sehen, dass die Traumdeutung, wie sie im Altertum ausgeübt wurde, keineswegs reine Illusion war; wenn man aber diese Kunst als ein Lexikon herausgibt, so wird sie allerdings Humbug. Aehnlich verhält es sich auch mit den meisten anderen magischen Wissenschaften; je mechanischer sie werden; je weniger Spielraum die Phantasie und das Urteil des einzelnen dabei hat: desto leichter entdeckt man, dass sie mehr versprechen, als sie halten können. Die Popularisierung hat daher wohl mehr als irgend etwas anderes dazu beigetragen, den Glauben an sie zu zerstören.

Es ist auch charakteristisch, dass die Verfasser dieser Handbücher für die „curieusen Wissenschaften", wie sie gerne genannt werden, sich immer sehr vorsichtig über den Wert der Methoden aussprechen. Es ist nichts Seltenes, wenn der Verfasser in seiner Vorrede ausdrücklich bemerkt, man glaube sicherlich nicht mehr an diese Dinge; dabei ist er aber vom Gegenteil überzeugt.

In einem Schriftchen von etwa 20 Seiten: „Astrologischer Wahrsager zu jedermanns Nutz verfertigt im Jahr 1703“ heisst es:

„Geneigter Leser! Weiln der Gebrauch folgender Tabellen gar leichte, als ist nicht mehr dabey zu erinnern, als dasz die Zeichen nicht zu gebrauchen, als nur vermittelst eines Calenders des Jahrs, darinn man ist. Sie werden gewiszlich (jedoch nicht anderst als gläublicher Mutmassung nach) in der Stern-, Arzney-Kunst und andern Menschlichen Geschäfften und Wissenschafften keinen schlechten Nutzen haben; obschon ein und andere düncken solte, dasz sie nicht sonderlich nützlich oder nothwendig, lehret doch die tägliche Erfahrung ein anders. Er lebe wohl, und gebrauche sich dieses zu seinem besten.“

Langsam schwand der Glaube an die magischen Wissenschaften und damit auch das Interesse für dieselben. Die letzten Werke dieser Art erschienen am Anfang des vorigen Jahrhunderts. Es trat dann eine Pause ein, bis der Spiritismus in den fünfziger Jahren die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf die Magie hinlenkte. Im Volke aber, und namentlich bei den „klugen Frauen“, finden sich noch zahlreiche abergläubische Anschauungen und kuriose ärztliche Ratschläge, die ein unmittelbares Erbe der gelehrten Magier sind.

Der Volksaberglaube in der Gegenwart.

Hier können natürlich nicht alle abergläubischen Vorstellungen besprochen werden, die heutigentags im Volke noch leben. Der Aberglaube ist nicht nur in jedem einzelnen Lande, sondern auch in den einzelnen Gegenden eines Landes verschieden. Ausserdem ist es kaum möglich, festzustellen, was zu einer gegebenen Zeit geglaubt und nicht geglaubt wird; mancher Aberglaube existiert noch lange als blosse Redensart, nachdem man schon längst aufgehört hat, den Worten eine wirkliche Bedeutung beizulegen. Ein Versuch, das darzustellen, was sich in unseren Tagen an Aberglauben noch findet, ist darum eine ziemlich erfolglose Arbeit. Wohl aber hat der Nachweis, woher die abergläubischen Ansichten und magischen Handlungen unseres Jahrhunderts stammen, Interesse für uns. Dieser Nachweis kann natürlich nur in grossen Zügen geführt werden, wobei es auf Einzelheiten nicht ankommen kann. Zunächst untersuchen wir das Erbe der gelehrten Magier.

Dahin gehören namentlich die rein astrologischen Bestimmungen, der Einfluss des Mondes und anderer Planeten auf verschiedene Handlungen, Krankheiten und ähnliches. Ferner kommen in Betracht die vielen Sympathiemittel und magnetischen Kuren, die noch in grossem Umfang angewandt werden und meist mehr oder weniger verdrehte Formen von den Methoden der Paracelsisten sind. Weiter ist die Anwendung der Wünschelrute zum Wasserfinden noch im Gebrauch,

eine Handlung, die mit unbestreitbarem Glück noch heutigentags von vielen alten Brunnengräbern auf dem Lande ausgeführt wird. Endlich möge noch erwähnt werden, dass die Sagen, die von alter Zeit her an „Cyprianus“ geknüpft waren, keineswegs vergessen sind; benutzt man das Buch auch nicht zum Zitieren von Geistern, so ist es doch immer noch ein Gegenstand abergläubischen Schreckens. Man darf diese Zweige des Aberglaubens und der Zauberei wohl mit Sicherheit auf die gelehrte Magie zurückführen.

Auf der andern Seite existiert noch mancher Aberglaube, der aus der Zeit des Heidentums stammt. Der Glaube an Heinzelmännchen, Zwerge und Gnomen, an Wechselbälge, verborgene Schätze, Spuk und Hexerei kann so weit zurückverfolgt werden, als unsere geschichtlichen Ueberlieferungen überhaupt reichen. Sehr alt sind offenbar auch die Zauberformeln und Beschwörungen, die durch ihr halb christliches, halb heidnisches Gepräge sich deutlich als blosse Umgestaltungen heidnischer Zaubersprüche erweisen. Viele eigentümliche Methoden, sich gegen Hexerei und böse Geister zu schützen, haben sich unzweifelhaft zur Blütezeit des Hexenwesens besonders stark entwickelt; aber damit ist die Möglichkeit, dass man alten heidnischen Vorstellungen hier nur christliche Formen gegeben hat, keineswegs ausgeschlossen. — Endlich bleibt noch eine Menge von Anschauungen und magischen Handlungen übrig, über deren Ursprung man wohl nie Klarheit erlangen wird.

III. Abschnitt.

Der moderne Spiritismus und Okkultismus.

Kapitel 19.

Die Vorgeschichte des modernen Spiritismus.

Der Spiritismus vor Swedenborg.

Man trifft bei neueren spiritistischen Verfassern häufig die Behauptung, dass der Spiritismus ebenso alt sei wie das Menschengeschlecht. Wenn diese Behauptung, wie es meistens der Fall ist, ohne irgend einen Beweis aufgestellt wird, so scheint das zunächst auf dem Bestreben zu beruhen, den magischen Künsten ein möglichst hohes Alter zuzuschreiben, um dadurch ihr Ansehen und ihre Ehrwürdigkeit zu erhöhen. Ein solches Vorgehen ist aus den Werken der älteren Magier genügend bekannt. Es dürfte jene Behauptung indes nicht ganz unbegründet sein; denn es lässt sich nicht leugnen, dass der Aberglaube früherer Zeiten sowohl in der Theorie als auch in der Praxis vieles enthält, was in hohem Grade an den Spiritismus der Jetztzeit erinnert. Um dieses zu beweisen, müssen wir uns natürlich zunächst über den Kern der modernen spiritistischen Lehre klar werden. Solange dieser nicht genau festgestellt ist, wird ein jeder Versuch, Analogien aus früheren Zeiten zu finden, nur ein unsicheres Umhertappen sein.

Es ist indessen nicht leicht, die Hauptpunkte des Spiritismus in unserer Zeit anzugeben; denn so neu derselbe auch ist, so hat er doch schon eine reiche Entwicklung durchgemacht und sich in verschiedene Richtungen, in eine mehr volkstümliche, den eigentlichen Spiritismus, und in eine mehr wissenschaftliche, den Okkultismus,

geteilt. Die Männer der Wissenschaft, welche sich für den Spiritismus interessieren, brachten zu seinem Studium eben manche Voraussetzungen mit, die den breiten Schichten des Volkes unbekannt sind, so z. B. die Kenntnis der Gesetze der Natur und des Seelenlebens. Sie mussten deshalb die spiritistischen Phänomene anders auffassen, als das „ungelehrte“ Volk. Aber selbst wenn wir von den wissenschaftlichen, okkultistischen Theorien absehen und nur bei dem eigentlichen Spiritismus, von dem vorläufig allein die Rede ist, stehen bleiben, so ist auch da bei weitem keine Einigkeit in allen Punkten vorhanden. Man kann scharf zwischen einer anglo-amerikanischen und einer französischen Richtung scheiden; die erstere verwirft vollständig einen der Hauptpunkte der letzteren. Indessen scheint diese Uneinigkeit sich doch wesentlich nur auf gewisse religiöse Fragen zu erstrecken, welche kaum einen grösseren Einfluss auf den Charakter des Spiritismus haben, mögen dieselben auch beantwortet werden, wie sie wollen. Der Spiritismus bekommt sein eigentümliches Gepräge eben durch die Lehre von der Natur der Geister und deren Verhältnis zu den Menschen, und in dieser Beziehung scheinen alle über folgende Sätze einig zu sein:

Die Menschenseele ist unsterblich und vermag nach dem leiblichen Tode mit den Nachlebenden in Verbindung zu treten und eine Reihe physikalischer und psychischer Phänomene hervorzurufen, welche der Mensch, wenigstens nach unserer gegenwärtigen Kenntnis der Naturkräfte und des Seelenlebens, nicht hervorrufen kann. Damit die Geister, die Seelen der Verstorbenen, mit der Menschenwelt in Verbindung treten können, ist ein besonders beanlagter Mensch, ein sogenanntes „Medium“, als Mittelsperson erforderlich. Die Anlage, ein Medium zu werden, die „Mediumität“, findet sich bei jedem Menschen in höherem oder niedrigerem Grade, aber selbst die besten Naturanlagen müssen durch Uebung ausgebildet werden.

Hiermit ist der Inhalt des Spiritismus natürlich keineswegs erschöpft; es sind dies nur die charakteristischen Lehren desselben in kurzer und bündiger Form. Nehmen wir diese Sätze als Ausgangspunkt, so stellen wir zunächst fest, dass wir genau dieselben Ansichten bei den meisten der jetzigen Naturvölker finden. Dass die Menschenseele nicht mit dem Leibe vernichtet wird und mit den Nachlebenden in Verbindung treten kann, ist eben eine Hauptlehre vieler primitiver „Religionen“, und diese Verbindung wird bei den Naturvölkern fast immer nur durch einen besonders befähigten Menschen, den Schamanen, vermittelt (vgl. S. 22). Der Schamane entspricht also genau dem Medium des zivilisierten Spiritismus. Da wir ausserdem in den allerältesten schriftlichen Ueberlieferungen ähnliche Gedanken leicht

nachweisen können, so liegt die Annahme nahe, dass der Spiritismus schon bei den vorgeschichtlichen Völkern entstanden und also wahrscheinlich ebenso alt wie das Menschengeschlecht ist. Es wird hier genügen, an einige der oben ausführlich dargestellten Ansichten der alten Kulturvölker zu erinnern.

Bei den Chaldäern findet man, soweit bisher bekannt ist, keine Andeutung davon, dass die Seelen Verstorbener entweder in der Religion oder bei den magischen Operationen eine Rolle gespielt haben; die zahlreichen guten und bösen Geister sind samt und sonders Naturgeister. Bei den Aegyptern dagegen war es, wie wir früher gesehen haben, ein uralter Glaube, dass die Seele, Khou, nach dem Tode zur Erde zurückkehren, ja auch verschiedene Gestalten annehmen und sogar in lebende Menschen eindringen könne (vergl. oben S. 153). Homer schildert uns ausführlich die Massnahmen des Odysseus, um mit den Geistern in Verbindung zu treten (vergl. oben S. 63). Er ist wahrscheinlich das älteste „Medium", über das man bestimmte Nachricht hat; allerdings war seine Methode unleugbar etwas verschieden von der unserer Medien, doch ist hierauf kein grosses Gewicht zu legen. Die Spiritisten nehmen nämlich allgemein an, dass die Seele nicht gleich nach dem Tode vollkommen wird. Sie ist noch mit allen Vorstellungen des Erdenlebens behaftet, welche erst nach und nach einer höheren Einsicht weichen müssen. Es ist deshalb ganz in der Ordnung, dass der Grieche Odysseus, welcher mit seinen kürzlich verstorbenen Freunden sprechen wollte, sie durch die Mittel herbeirufen musste, welche die damalige Zeit als zur Einwirkung auf geistige Wesen geeignet ansah; folglich opferte er den Verstorbenen, wie er den Göttern zu opfern pflegte, und erreichte damit auch das, was er beabsichtigte, nämlich die Geister herbeizurufen und von ihnen Mitteilungen über die Zukunft zu erhalten. Sein Ziel war also dasselbe, wie das der Spiritisten unserer Tage; nur die Methode war eine andere und musste eine andere sein. Hätte Odysseus das moderne Verfahren eingeschlagen und sich mit seinen Kameraden um einen Tisch gesetzt, so hätte er kaum etwas erreicht; denn erstens waren die griechischen Bronzetische äusserst schwer und unhandlich, und sodann konnten weder Odysseus noch seine verstorbenen Freunde lesen oder schreiben; ein Versuch, eine schriftliche Mitteilung durch Klopfen hervorzurufen, würde also sicher missglückt sein. Wir sehen daraus, dass, wenn die Grundgedanken auch dieselben sind, eine jede Zeit doch ihre eigenen Methoden hat, die mit den allgemeinen Vorstellungen des Zeitalters im Einklange stehen. Wir werden deshalb auch finden, dass, je näher wir unserem Jahrhundert kommen, und je mehr das geistige Leben im allgemeinen dem unsrigen gleicht, desto

mehr auch die spiritistische Praxis der der Gegenwart entspricht. — Auf ein Zeugnis des Altertums möchte ich noch hinweisen. Wir finden am Schlusse desselben das oben (S. 156) erwähnte Werk: „De mysteriis“ und sehen daraus, dass der Verfasser die Mediumität und die Verhältnisse, unter denen ein Medium wirken kann, sehr wohl kennt. Er weiss, dass das Medium in einen besonderen Zustand, den er Ekstase, Verzückung oder Enthusiasmus nennt, versetzt werden muss; es ist offenbar derselbe Zustand, der jetzt „Trance“ heisst. Er führt ferner aus, dass ein grosser Unterschied in den Leistungen der Medien sei. Der gewöhnliche Magier, sagt das Buch der Mysterien, kann nur mit Hilfe der Dämonen wirken, aber damit ruft er nur einen Schein statt der Wirklichkeit hervor. Der Theurg dagegen, welcher durch Frömmigkeit seine Seele zur Aehnlichkeit mit den Göttern erhebt, kann das wirklich hervorrufen, was er will. In die spiritistische Sprache der Gegenwart übersetzt, heisst das also, dass das weniger vollkommene und entwickelte Medium nur mit den niedrigeren, lügnerischen und boshaften Geistern, deren Mitteilungen gewöhnlich auf Betrug hinauslaufen, in Verbindung treten kann; das Medium muss eben eine hohe Stufe der Entwicklung erreicht haben und ein frommer Mensch sein, um die höher stehenden Geister herbeirufen zu können.

Im Mittelalter und in der neueren Zeit tritt die Aehnlichkeit mit dem modernen Spiritismus immer stärker hervor. Ich halte mich nicht weiter bei dem gelehrten Apparat auf, welchen die wissenschaftliche Magie benutzte, um sich mit Geistern in Verbindung zu setzen. Dies ist früher ausführlich genug dargestellt (S. 218—224). In theoretischer Beziehung finden sich unleugbar wesentliche Abweichungen vom Spiritismus der Gegenwart. Die gelehrten Magier unterschieden zwischen Intelligenzen (Engeln) und Dämonen und betrachteten diese beiden Gruppen geistiger Wesen als besondere Geschöpfe, welche nichts mit den Seelen der Verstorbenen zu tun haben. Jetzt dagegen meint man, dass sowohl die Engel als die Dämonen nur bestimmte Entwicklungsstufen der Seelen sind, welche ursprünglich hier auf Erden gelebt haben. Indessen ist kein grosses Gewicht auf diesen Unterschied zu legen, da beide Richtungen doch darin einig sind, dass diese geistigen Wesen, mögen sie nun diesen oder jenen Ursprung haben, mit Menschen in Verbindung treten können. Was die Praxis anbelangt, so wandten die gelehrten Magier wohl eine Menge merkwürdiger Kunstgriffe an, die ihrer falschen Auffassung vom Weltall entsprachen; dieselben sind indes nur als unnötige Schnurrpfeifereien anzusehen. Da sie aber grosses Gewicht darauf legten, bei der Beschwörung mit narkotischen Stoffen zu räuchern, so sehen

wir, dass sie einen ekstatischen Zustand für notwendig hielten und auch Mittel, denselben hervorzurufen, kannten. Alles in allem genommen, muss man die praktische Kabbala als eine mit manchem Ueberflüssigem belastete Form des Spiritismus ansehen.

Als die Geheimwissenschaften populär wurden und der grosse gelehrte Apparat fortfiel, trat der Kern dieser magischen Operationen, das mit dem Spiritismus der Jetztzeit Uebereinstimmende, auch mehr in den Vordergrund. In Schriften aus dem 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts findet man z. B. Anweisungen zur Ausbildung der Mediumität, die mit dem ganz übereinstimmen, was in modernen Schriften darüber gelehrt wird. Es ist nur ein wesentlicher Unterschied vorhanden, der im Geiste der Zeit begründet ist. Die Kirche hat bekanntlich den magischen Handlungen, speziell den Geisterbeschwörungen, niemals freundlich gegenübergestanden, und vor ein paar Jahrhunderten wandte sie noch recht kräftige Mittel an, um Leute von derartigen Versuchen fernzuhalten; wollte sich jemand damit befassen, so geschah es daher am besten im geheimen. Es konnte demnach auch keine Rede davon sein, sich in einem Kreise Gleichgesinnter zum Medium auszubilden; man musste dieses für sich alleine tun. Daraus folgt aber auch, dass die Ausbildung längere Zeit erforderte; denn das Medium wird, wie die Spiritisten sehr wohl wissen, in hohem Grade dadurch gestärkt und gefördert, dass es in einem „harmonischen“ Kreise wirkt. Wo dieser fehlt, muss die Entwicklung notwendigerweise langsamer vor sich gehen. Mit dieser Ausnahme fand die Ausbildung der Mediumität ganz so statt, wie jetzt; und das Resultat war auch dasselbe.

In einem kleinen, merkwürdigen Buche von Abraham v. Worms: „Buch der wahren Praktik in der uralten göttlichen Magie“, welches wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert stammt, findet man eine vollständige Anweisung, um sich nach der Methode der damaligen Zeit zum Medium auszubilden. Dies geschieht zunächst durch Gebete, Anrufungen und andere heilige Zeremonien und erfordert genau anderthalb Jahre. Während dieser ganzen Zeit ereignet sich nichts Besonderes; nach Ablauf dieser Zeit ist das Medium dann vollkommen entwickelt.

„Den ersten Tag (des vierten halben Jahres), ehe es Mittag sein wird, ja sobald dein Gebett recht inbrünstig aus deinem Hertzen flammet und durch die Wolcken für Gottes Angesicht dringet, wirstu sehen, dasz eine überaus natürliche Clarheit die gantze Cammer erfüllet und ein lieblicher Geruch dich umbgeben wird.“

Man kann kaum irren, wenn man annimmt, dass hier von den Lichtphänomenen die Rede ist, welche bei den jetzigen spiritistischen Seancen so bekannt sind.

„Den dritten Tag aber wirstu erfahren, wie wohl du diese Zeit der 18 Monate angeleget und der rechten Weiszheit des Herrn nachgesucht habest, wan du nemblichen deinen Schutzengel, den auserwählten Engel des

Herrn, die Bildnisz eines schönen Engels, vor dir erscheinen und dich mit so freundlichen und holdseligen Wortten anreden, dasz solche Süssigkeit keines Menschen Zung aussprechen kann; er wird dir auch erklären, welches die rechte Weiszheit seye, wo sie herkomme, ob und wie du in deiner Würkhung gefehlet, was dir noch mangle, wie du dich hinfüro verhalten, die bösen Geister beherrschen und zu all deinem Vorhaben glücklich gereichen kannst und sollst.“

Wir haben hier offenbar einen materialisierten Geist, welcher das Medium ebenso, wie es heute noch geschieht, unterrichtet und seine Führung übernimmt. Wir wollen nun im folgenden auf die modernen Parallelen zu dieser alten Schilderung näher eingehen und daraus die grosse Aehnlichkeit zwischen ihnen zu erkennen suchen.

Man wusste also in jenen Zeiten ganz genau, wie die Mediumität entwickelt werden konnte. Man war aber auch, und wahrscheinlich in weit grösserem Umfange als jetzt, mit dem plötzlichen und unwillkürlichen (spontanen) Auftreten der Mediumität bekannt. Die Annalen der Hexenprozesse sind voll von Berichten über „Besessenheit“; dieselben stimmen genau mit den Beschreibungen überein, welche man in modernen spiritistischen Zeitschriften unter dem Namen „spontane Anfälle von Mediumität“ findet. Bei solchen Anfällen sind es gewöhnlich niedrig stehende, boshafte Geister („Spukgeister“), welche mit dem Menschen in Verbindung treten; sie peinigen und plagen das Medium und dessen Umgebung mit ihrem Spuk, und es ist daher leicht verständlich, dass man vor einigen hundert Jahren einen solchen Anfall als „Besessensein vom Teufel“ ansah. Man meinte, dass die unmittelbare Veranlassung eine Hexe sei, welche sich für irgend etwas rächen wolle; ein Fall von Besessenheit war deshalb regelmässig die Veranlassung zu einem Hexenprozess.

Wir brauchen nicht lange nach Beispielen für „Besessenheit“, „spontane Mediumität“, oder wie man die Sache nennen will, zu suchen. Nur eine typische Geschichte möge folgen[1]), die von einer Frau, Anna Bartskjärs, in deren Haus dieselbe in den Jahren 1608—1609 passierte, geschrieben ist; ihre Aufzeichnung wurde mit Zusätzen und Erklärungen 1674 vom Rektor in Herlufsholm, Mag. Brunsmand, herausgegeben. Einige Zitate aus dem 1. Kapitel dieses Buches mögen genügen, um zu zeigen, dass man schon vor drei Jahrhunderten die Phänomene, welche jetzt eine so grosse Rolle im Spiritismus spielen, sehr wohl kannte.

„Das erste Mal, als wir den Schreck in unserem Hause erlebten, war es in einer Nacht, wo mein seliger Mann Hans Bartskjär und ich im Bette lagen; da war etwas unter unserm Haupte, wie eine Henne, die ihre Küchlein zusammenlockt. Einige Zeit nachher reiste Hans Bartskjär selig nach Deutschland. Vierzehn Tage darauf entstand ein grosses Entsetzen im Hause, und wohin wir kamen, war es scheusslich. Wir hatten einen kleinen Knaben von zwölf Jahren bei uns, welcher meines Mannes Mutterbruders Sohn war. Als dieser abends ins Bett sollte, fing er an zu klagen und zu weinen und

[1]) In Dänemark bekannt unter dem Namen „Köge Huskors“.



sagte, er wage nicht auf dem Boden zu liegen, weil so viel Böses um ihn herum passiere. Ich legte ihn dann in unsere eigene Kammer. Kurz nachdem er sich gelegt hatte, fing er jämmerlich an zu schreien. Wir liefen eiligst zu ihm: da schüttelten alle vier Bettpfosten ihn hin und her; seine Augen waren so weit aufgerissen, als nur möglich war, und keiner vermochte sie zu schliessen; sein Mund war so geschlossen, dass keiner ihn aufbrechen konnte. Als wir lange bei ihm gestanden hatten, fand er die Sprache wieder und rief..... Am Abende (des folgenden Tages), als wir Abendbrot essen sollten, stand er am Tische, um sein Essen zu erhalten. Da sagte ich zu ihm: Jakob, nimm dein Essen, geh zu Bett und befiehl dich dem Schutze Gottes. Solltest du wieder so anfangen, wie in der vorigen Nacht, so erschrickst du uns alle, so dass wir aus dem Hause hinauslaufen müssen. — Als ich das sagte, wurden die Stuben- und die Küchentür bis zur Wand aufgeschlagen. Und er wurde schnell vom Tische in den Hof entrückt und anderthalb Ellen von der Erde in die Luft erhoben. So hing er mit ausgestreckten Armen, offenen Augen und geschlossenem Munde in der Luft. Sein Kinn ging auf und nieder, als wenn er es verlieren sollte. Wis fassten ihn an seinen Beinen und seinen Achseln und zogen mit aller Gewalt und wollten ihn wieder zur Erde haben. Aber wir konnten ihn nicht von der Stelle rücken. Wir fielen dann alle im Hof auf die Knie und riefen zum ewigen Gott, er möge Gnade und Barmherzigkeit üben. Als wir nun gebetet hatten, kam er wieder los und stand auf der Erde, aber sein Mund war noch verschlossen, und er konnte gar nicht sprechen."

Die mediumistischen Phänomene, die hier besprochen werden, sind teils Klopftöne, nämlich das Glucksen einer Henne unter dem Kopfkissen, teils selbständige Bewegungen lebloser Dinge, so der Türen und des Bettes, endlich das Schweben des Mediums in der Luft, die sogenannte Levitation. Wir werden im folgenden reichlich Gelegenheit haben, alles dieses näher zu besprechen; der Leser, welcher mit dem Auftreten dieser Phänomene in der neueren Zeit nicht vertraut ist, sei nur auf den Abschnitt von der Entstehung des modernen Spiritismus (S. 268 ff.) verwiesen und er wird erkennen, dass die berüchtigten Spukgeschichten in Hydesville und Stratford (S. 272 ff.) nur Kopien, allerdings recht abgeschwächte, obiger Geschichte sind.

Wir lassen nun hiermit diese älteren Formen des Spiritismus und Mediumismus liegen und gehen zu einer kurzen Beschreibung des Lebens und der Tätigkeit des Mannes über, welcher ohne Frage den grössten direkten Einfluss auf den Aberglauben unserer Zeit gehabt hat, auf

Emanuel Swedenborg.

Emanuel Swedenborg, der bedeutendste Seher der neueren Zeit, war am 29. Januar 1688 auf dem Hofe Sveden in Dalarne (Schweden) geboren. Er war der zweitälteste Sohn des gelehrten Bischofs Jasper Svedberg und erhielt wie seine Geschwister eine sehr sorgfältige und fromme Erziehung. Schon in der Heimat erwarb er sich grosse Kenntnisse in der Theologie und den alten Sprachen. An der Universität Upsala studierte er hauptsächlich Naturwissenschaft, und dieses Studium setzte er im Auslande fort, als die Pest ihn 1710 zwang, Upsala zu verlassen. Vier Jahre später kehrte er heim,

reich an Kenntnissen, wie ein von ihm verfasstes gelehrtes Werk über mathematische und physikalische Gegenstände bezeugt. Er wurde vom Staate nun als Ratgeber bei der Anlage von Kanälen und Docks herangezogen, wurde später Mitglied des Bergwerkskollegiums und machte in diesen Stellungen zahlreiche Erfindungen und Verbesserungen. Durch bedeutende Werke über Physik und Mineralogie gewann er einen solchen Ruf als Gelehrter, dass er Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften wurde. Wegen seiner Verdienste ums Vaterland wurde er ausserdem noch unter dem Namen „Swedenborg" in den Adelsstand erhoben.

Das ist die Aussenseite von Swedenborgs Leben. Dieselbe ist so glänzend, dass es unerklärlich erscheint, warum der berühmte Naturforscher plötzlich 1745 um Entlassung aus allen Aemtern bittet und den Rest seines Lebens der doch mehr zweifelhaften Beschäftigung eines Wahrsagers und Mystikers weiht. Aber sein Leben hat auch eine „Schattenseite", die weniger anziehend ist, und hier wird man die Ursache des genannten Phänomens zu suchen haben. Von dieser dunklen Geschichte kennt man den Anfang und den Schluss; aber es ist nicht schwer, das dazwischenliegende Stück sich hinzuzudenken. Der Anfang ist eine unglückliche Jugendliebe. Er verlobte sich zwar mit der Geliebten; aber er merkte bald, dass sie von ihren Eltern zu der Verbindung gezwungen worden war und gab ihr deshalb das Jawort zurück. Vergessen aber konnte er sie nicht, und er verheiratete sich nie.

Den Schluss der Geschichte kennen wir aus einem Tagebuch welches Swedenborg auf einer Reise über Holland nach England in den Jahren 1743—44 schrieb. Dieses Buch enthält sehr wenig über die Reise und das, was er an den verschiedenen Orten gesehen hat; der ganze Inhalt besteht aus minutiösen Schilderungen seiner Träume und seines inneren Lebens. Sie zeigen uns Swedenborg als einen Menschen, dessen Nervensystem durch sexuelle Ausschweifungen, die er selbst seine „nächtliche Hauptpassion" nennt, vollständig zerrüttet war. Es wimmelt in seinen Träumen von Frauengestalten, und sein Verhältnis zu ihnen ist so ausführlich und mit so nackten Worten geschildert, dass Swedenborg wohl kaum jemals daran gedacht hat, dieses Buch könne einmal der Oeffentlichkeit übergeben werden. Aber nicht genug damit, dass seine Träume sich um geschlechtliche Verhältnisse drehen; auch im wachen Zustande wird sein Bewusstsein von ähnlichen Vorstellungen beherrscht, so dass er nicht zu arbeiten vermag. Die einzige Art und Weise, wie er sich von diesen hässlichen Gedanken für eine kurze Zeit freimachen kann, ist die, dass er Gott herzlich anruft und seine Zuflucht zum Kreuze auf Golgatha nimmt. Während er in diesem Zustande zwischen tiefen religiösen Betrachtungen und Gedanken der widerstrebendsten Art hin und her

geworfen wird, hat er in der Nacht vom 6. auf den 7. April 1744 im halbwachen Zustande die erste sogenannte „Vision".

Diese wird im Tagebuch folgendermassen beschrieben: „Ich legte mich um zehn Uhr ins Bett; eine halbe Stunde nachher hörte ich ein Gepolter unter meinem Kopfe und dachte, der Versucher verschwände jetzt. Gleich darauf verspürte ich unter Getöse ein starkes Schütteln vom Kopfe bis zum Fusse. Ich fand, dass etwas Heiliges über mir sei, und schlief darauf ein. Ungefähr zwischen 12 und 2 Uhr überlief mich wieder ein Schauder vom Kopfe bis zum Fusse mit einem Getöse, als ob viele Winde zusammenstiessen. Das schüttelte mich gewaltig und warf mich auf mein Angesicht. In dem Augenblick, als ich niedergeworfen wurde, war ich ganz wach und sah, dass ich niedergeworfen war und wunderte mich, was dies bedeuten sollte. Und ich sprach, als wenn ich wach wäre, fand aber doch, dass die Worte mir in den Mund gelegt wurden, und ich sagte: ‚O, allmächtiger Jesus Christus, dass du aus so grosser Gnade es für wert achtest, zu einem so grossen Sünder zu kommen, mach mich deiner Gnade würdig;' ich faltete meine Hände, und da erschien eine Hand, welche meine Hände hart umfasste; gleich darauf setzte ich mein Gebet fort und sagte: ‚Du hast verheissen, alle Sünder in Gnaden anzunehmen, du kannst nicht anders als dein Wort halten.' In demselben Augenblick sass ich auf seinem Schoss und sah ihn von Angesicht zu Angesicht, und es war ein Antlitz mit der heiligsten Miene, das nicht beschrieben werden kann" u. s. w.

Nach diesem Vorgange, welchen Swedenborg für eine wirkliche Offenbarung hält, ist er von Gottes Gnade überzeugt. Er setzt seine religiösen Betrachtungen und das Lesen in der Bibel fort und scheint auch mehr und mehr Herr über seine hässlichen Gedanken zu werden. Aber damit ist sein Nervensystem natürlich noch lange nicht wiederhergestellt, was sich auch darin zeigt, dass er ein Jahr nach der ersten Vision eine zweite hat, in welcher er, wie er glaubt, von Gott als Organ für eine neue Offenbarung berufen wird. Ueber diese Vision berichtet er folgendes:

„Ich war in London und ass abends spät im gewohnten Gasthofe, wo ich mein eignes Zimmer hatte, um alleine zu sein. Gegen Schluss der Mahlzeit bemerkte ich, dass ein Nebel sich vor meinen Augen ausbreitete, und ich sah den Fussboden mit hässlichen kriechenden Tieren, Schlangen, Eidechsen, Kröten und anderen bedeckt. Ich erschrak hierüber um so mehr, als es beinahe finster wurde. Doch verschwand die Finsternis bald, und ich sah einen Mann, von strahlendem Lichte umgeben, in einer Ecke der Stube sitzen, er rief mir mit lauter Stimme zu: „Iss nicht so viel!" Bei diesem Rufe verschwand das Gesicht, und als ich zu mir gekommen war, ging ich schnell nach Hause, ohne mit jemandem darüber zu sprechen. Ich dachte über diese Begebenheit viel nach, konnte mir jedoch die Erscheinung nicht erklären. In der folgenden Nacht zeigte dieselbe glänzende Gestalt sich wieder und sprach: „Ich bin Gott der Herr, Schöpfer und Erlöser, ich habe dich auserwählt, den Menschen den inneren geistlichen Sinn der heiligen Schrift zu erklären, und ich will dir eingeben, was du schreiben sollst." — Der Mann war in Purpur gekleidet, und die Erscheinung dauerte etwa eine halbe Stunde. In dieser Nacht wurde mein inneres Auge geöffnet, so dass ich die Geister im Himmel und in der Hölle sehen konnte, unter denen ich frühere Bekannte sah. Von diesem Zeitpunkte an trennte ich mich von allen weltlichen Beschäftigungen, um mich ausschliesslich den

geistlichen Betrachtungen zu widmen, wie es mir befohlen war. Später wurde das Auge meines Geistes öfters geöffnet, so dass ich mitten am Tage sehen konnte, was in jener Welt vor sich ging, und mit den Geistern wie mit Menschen sprechen konnte."

Dieser Bericht ist höchst merkwürdig. Der erste Teil des Gesichtes, die vielen widerlichen Tiere, könnte beinahe auf einen deliriumartigen Zustand hindeuten, aber da Swedenborg stets sehr mässig im Essen und Trinken war, so muss sein Nervensystem auf andere Weise zerrüttet worden sein. Wie krank er war, geht ja auch aus dem folgenden Teile der Vision hervor. Dass Gott sich ihm wirklich offenbaren sollte, um ihm zu befehlen, weniger zu essen, ist doch sehr unwahrscheinlich. Das Gesicht war eben eine Halluzination. Indessen — Swedenborg hält sich für berufen, das Werkzeug einer neuen Offenbarung zu sein. Dadurch wird es auch verständlich, weshalb er sich so plötzlich ins Privatleben zurückzieht; aber jeder unparteiische Richter wird einräumen, dass seine spätere Wirksamkeit als Prophet einer, gelinde gesagt, etwas trüben Quelle entstammt.

Swedenborg verkehrte fortwährend mit den Geistern bis zu seinem Tode 1772. Er sah und sprach nicht nur mit Personen, die er zu ihren Lebzeiten gekannt hatte, sondern auch mit Männern wie Virgil, Luther und Melanchthon; mit diesen führte er manches lehrreiche Gespräch. Es würde zu weit führen, auf alle diese Erscheinungen näher einzugehen. Um aber zu beweisen, wie vollständig Swedenborg selbst vom Glauben an ihre Wirklichkeit durchdrungen war, führen wir einen dieser Geisterbesuche an, bei dem der bekannte Professor Porthan von Åbo anwesend war. Er besuchte Swedenborg in London, konnte ihn jedoch nicht gleich sprechen, da ein anderer bei ihm war. Porthan hörte auch, dass Swedenborg ein lebhaftes Gespräch mit jemandem im Nebenzimmer führte, es war ihm jedoch nicht möglich, einen einzigen Laut von dem aufzufangen, was der andere sagte. Dann ging die Türe auf, und Swedenborg begleitete unter fortgesetztem Gespräch eine Porthan unsichtbare Gestalt bis an die Tür, wo er mit der grössten Höflichkeit von der eingebildeten Person Abschied nahm. Darauf wandte er sich an Porthan und erzählte ihm, er hätte eben Besuch von Virgil gehabt, welcher sich äusserst freundlich bezeigt und ihm manche interessante Aufklärung gegeben hätte.

Swedenborgs Geistererscheinungen sind insofern nicht auffallend, als sie eben auf ein krankes Hirn hinweisen, das ihm die Personen, mit denen er sich lebhaft beschäftigte, in Halluzinationen vorgaukelte. Dagegen entwickelte sich, wahrscheinlich ebenfalls nach 1743, eine andere Gabe bei ihm, welche zahlreiche höchst rätselhafte Erscheinungen hervorrief. Er wurde nämlich zeitlich und räumlich hellsehend, so dass er sowohl das erblicken konnte, was in Zukunft geschehen sollte, als auch das, was gleichzeitig an entfernten Orten stattfand. Hierüber finden sich zahlreiche Berichte; da mehrere derselben von kritischen und keineswegs leichtgläubigen Männern geschrieben sind, welche sich sofort alle mögliche Mühe gaben, um den wahren Kern herauszufinden, so kann man diese Geschichten nicht ohne weiteres als erdichtet abweisen. So hat Swedenborgs

berühmter Zeitgenosse Immanuel Kant in verschiedenen Schriften die Resultate seiner Nachforschungen über Swedenborgs Hellsehen niedergelegt.

Hier mögen einige der von Kant berichteten Fälle folgen.

Das merkwürdigste Beispiel von Swedenborgs Hellsehen ist gewiss der bekannte Bericht von dem Brande in Stockholm. Am 1. September 1759 kam Swedenborg nach Schweden zurück und ging nachmittags vier Uhr in Gothenburg ans Land. Er wurde gleich von einem Freunde zu einer Gesellschaft eingeladen. Um sechs Uhr verliess er die Gesellschaft, kam aber nach einem Augenblick bleich und entsetzt zurück. Er erzählte, dass ein grosses Feuer in Stockholm wüte; er war sehr unruhig und ging häufig hinaus in die frische Luft. Gegen acht Uhr erzählte er, dass das Feuer gelöscht sei, gerade drei Häuser vor seiner eigenen Wohnung in Stockholm. Diese Angaben Swedenborgs verbreiteten sich natürlich sofort in der Stadt und kamen auch dem Gouverneur zu Ohren. Am nächsten Morgen liess er Swedenborg zu sich bitten, welcher ihm alle Einzelheiten des Brandes beschrieb. Erst Montag abend kam eine Stafette von Stockholm nach Gothenburg und Dienstag morgen ein königlicher Kurier. Die Berichte dieser Boten stimmten genau mit Swedenborgs Beschreibungen überein. Kants Bericht ist ungefähr sechs Jahre nach der Begebenheit geschrieben. Er hatte seine Aufzeichnungen von einem Freunde, der selbst in den beiden betreffenden Städten gewesen war und mit Augenzeugen gesprochen hatte, welche sich der merkwürdigen Geschichte noch genau erinnerten. — Noch ein zweites ähnliches Beispiel erzählt Kant: Frau Marteville, die Witwe des holländischen Gesandten in Stockholm, erhielt von einem Goldschmied eine Rechnung von 25000 holländischen Gulden. Sie war davon überzeugt, dass ihr verstorbener Mann, welcher in Geldsachen sehr gewissenhaft war, schon längst die Rechnung bezahlt hatte, aber sie konnte die Quittung des Goldschmiedes nicht finden. In ihrer Not wandte sie sich an Swedenborg und bat ihn, falls er in der Geisterwelt ihrem Manne begegnen sollte, ihn nach der Rechnung zu fragen. Swedenborg versprach es, kam nach drei Tagen wieder und erzählte, er hätte mit Herrn Marteville gesprochen; dieser hätte angegeben, die erwähnte Quittung läge in einem geheimen Fach in einem gewissen Schrank. Dort fand man sie auch. — Wir sehen davon ab, dass Swedenborg glaubte, seine Aufklärungen von den Geistern erlangt zu haben, eine Auffassung, der wir kein grosses Gewicht beilegen. Vielmehr dürfte diese Geschichte, ebenso wie die vorige, auf Hellsehen deuten, wenn sie sich wirklich so zugetragen hat, wie sie hier erzählt ist. Der zweite Mann der Frau Marteville hat aber später eine genauere Beschreibung dieser Begebenheit geliefert. Nach seiner Darstellung träumte der Frau M. des Nachts, wo die Quittung war, und sie stand gleich auf und fand sie wirklich daselbst. Den nächsten Morgen kam Swedenborg zu ihr und erzählte, dass ihm des Nachts geträumt habe, die Quittung läge in dem erwähnten Schranke. Es war gerade da, wo Frau M. sie selbst gefunden hatte. Die Sache wird bei dieser Darstellungsweise zwar nicht verständlicher, aber der Umstand, dass derselbe Vorfall so verschieden dargestellt wird, macht es wahrscheinlich, dass das ganze sich viel natürlicher zugetragen hat.

Auch von Swedenborgs Gabe, Zukünftiges vorauszusehen, werden zahlreiche Beispiele erzählt. So soll er den Tag und die Stunde für die Beendigung einer Seereise vorhergesagt haben, und das Merkwürdige hierbei ist, dass die Zeit, welche er angab, kürzer war, als die, welche man sonst unter günstigen Umständen für die Reise zu brauchen pflegte. In einer Gesellschaft wurde er gefragt, wer von den Anwesenden zuerst sterben werde. Dem Fragesteller vertraute Swedenborg an, dass ein Herr O. O. (einer der Anwesenden) schon am nächsten Morgen einviertel vor sechs Uhr sterben werde; es soll dies auch wirklich eingetroffen sein. Wir wollen uns jedoch nicht weiter bei diesen merkwürdigen Geschichten aufhalten, in denen Wahres und Falsches wahrscheinlich so miteinander vermischt ist, dass eine Scheidung jetzt nicht mehr möglich sein dürfte. Von weit grösserem Interesse für uns sind Swedenborgs mystisch-religiösen Werke; denn in ihnen finden wir die ganze theoretische Grundlage des modernen Spiritismus, welcher nachweislich seine wichtigsten Lehrsätze von ihm entlehnt hat.

Swedenborg hat eine Menge umfangreicher Werke geschrieben, in denen er seine theologischen Betrachtungen und Erklärungen der heiligen Schrift niedergelegt hat. Er geht dabei ganz in kabbalistischer Weise vor, indem er hinter jedem Worte der Schrift einen neuen verborgenen Sinn sucht. „In jedem einzelnen Ausdrucke des Wortes Gottes liegt eine innere Bedeutung, so dass nicht natürliche und weltliche Dinge, wie sie in der Bedeutung des Buchstabens liegen, darunter zu verstehen sind, sondern geistliche und himmlische; und dies gilt nicht nur von der Bedeutung mehrerer Wörter, sondern von jedem einzelnen Worte.“ Diese mystischen Erklärungen, durch die Swedenborg der Stifter einer neuen religiösen Sekte geworden ist, haben für uns keinen Wert; es kommt nur die eine Seite seiner Lehre in Betracht, die von den Geistern, d. h. den Seelen der Verstorbenen und deren Zustande handelt. Fast alles, was sich auf diese Frage bezieht, findet sich in seiner Schrift: „De Coelo et ejus mirabilibus et de Inferno, ex auditis et visis“, London 1758. Dieses Buch, welches sehr bald in verschiedene europäische Sprachen übersetzt wurde, ist wohl das verbreitetste seiner Werke, und ein Vergleich zwischen den darin enthaltenen Lehren und den modernen spiritistischen Anschauungen zeigt deutlich, wieviel die letzteren von Swedenborg entlehnt haben. Wir wollen hier jedoch keinen derartigen Vergleich ausführen, sondern nur die Hauptpunkte der Swedenborgschen Lehre betrachten. Der Leser kann diese dann leicht selbst mit der weiter unten gegebenen Darstellung des Spiritismus vergleichen.

In mehreren Punkten unterscheidet Swedenborgs Lehre sich vom Protestantismus und nähert sich dem Katholizismus, so hauptsächlich in der Annahme einer Geisterwelt, eines Mittelzustandes, den die Seele nach dem Tode durchmacht, um entweder für den Himmel oder für die Hölle vorbereitet zu werden.

„Die Geisterwelt ist nicht der Himmel, auch nicht die Hölle, sondern ein Mittelort und ein Mittelzustand zwischen beiden; dorthin kommt der Mensch zuerst nach dem Tode, und nach vollbrachter Zeit wird er dann gemäss seines Lebens in der Welt entweder in den Himmel erhoben oder in die Hölle geworfen."

„Die Dauer des Aufenthaltes daselbst ist nicht bestimmt; einige kommen nur hinein und werden dann gleich entweder in den Himmel erhoben oder in die Hölle geworfen; andere bleiben einige Wochen dort, andere wiederum mehrere Jahre, doch nicht über dreissig." — Im Gegensatz zu allen früheren Auffassungen von den überirdischen Dingen nimmt Swedenborg an, dass es keine ursprünglichen Engel oder Teufel gibt; dieselben sind nach seiner Meinung alle Menschen gewesen. „In der christlichen Welt ist man ganz unwissend darüber, dass der Himmel und die Hölle aus dem Menschengeschlechte bestehen; denn man glaubt, dass die Engel von Anfang an geschaffen sind, und dass der Himmel so entstand; ebenso, dass der Teufel oder Satan ein Engel des Lichtes war, aber zugleich mit seiner Schar hinabgestossen wurde, weil er widerspenstig war, und dass so die Hölle entstand. Die Engel verwundern sich in einem hohen Grade darüber, dass ein solcher Glaube in der christlichen Welt existiert. Deshalb wollen sie, dass ich aus ihrem Munde als sicher hinstellen soll, dass es im ganzen Himmel keinen einzigen Engel gibt, welcher von Anfang an geschaffen ist, und in der Hölle ebenfalls keinen Teufel, welcher als ein Engel des Lichtes erschaffen und dann hinabgeworfen wurde, sondern dass alle, sowohl im Himmel als in der Hölle, vom Menschengeschlecht herstammen."

Alle Geister, Engel und Teufel haben Menschengestalt.

„Dass der Geist des Menschen nach seiner Trennung vom Körper Mensch ist und von ähnlicher Gestalt, davon habe ich mich durch die tägliche Erfahrung mehrerer Jahre überzeugt; denn ich habe sie tausende Male gesehen, gehört und mit ihnen gesprochen. Deshalb, wenn der Mensch ein Geist geworden ist, so weiss er nichts anderes, als dass er in dem Körper steckt, den er auf der Welt hatte, und folglich weiss er auch nicht, dass er tot ist. Der Geistesmensch besitzt auch jeden äusseren und inneren Sinn, den er auf Erden hatte. Er sieht, hört und spricht wie früher, riecht und schmeckt ebenfalls, und wenn er berührt wird, fühlt er auch wie früher. Er begehrt auch, wünscht, verlangt, denkt, überlegt, lässt sich beeinflussen, liebt und hat einen Willen wie früher, und wer seine Freude an wissenschaftlicher Beschäftigung findet, liest und schreibt wie früher."

Wenn der Mensch mit den Geistern in Verbindung treten soll, so muss er in einem besonderen Zustande sein. Aber dieser Zustand kann zwei verschiedene Formen annehmen, indem entweder der Mensch (d. h. der Geist des lebenden Menschen) dem Körper entrückt, oder indem der Körper vom Geiste an einen andern Ort hingeführt wird.

„Was den ersten Punkt betrifft, das Entrücktwerden aus dem Körper, so verhält es sich damit also: Der Mensch wird in einen gewissen Zustand versetzt, der ein Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen ist. In demselben weiss er nichts anderes, als dass er vollständig wach ist. In diesem Zustande habe ich ganz klar und deutlich Geister und Engel gesehen und

gehört und merkwürdigerweise auch berührt und zwar so, als ob mein Körper nicht besonders dabei beteiligt gewesen wäre.

Was den zweiten Punkt betrifft, nämlich das Entrücktwerden vom Geiste an einen anderen Ort, so habe ich 2—3mal lebhaft erfahren, was das ist, und wie es geschieht. Ich will ein einzelnes Beispiel anführen. Ich ging durch die Strassen einer Stadt und über Felder und war zur selbigen Zeit im Gespräche mit Geistern, wusste aber nichts anderes, als dass ich wach war, und ich sah auch alles ganz wie sonst. Nachdem ich aber so mehrere Stunden gewandert war, merkte ich plötzlich und sah es auch mit leiblichen Augen, dass ich an einem ganz anderen Orte war."

Wir erfahren auch, wie es zugeht, wenn die Geister mit den Menschen sprechen. „Die Rede der Engel und der Geister mit einem Menschen wird ebenso deutlich gehört wie die Rede eines Menschen mit einem anderen; aber von den Anwesenden wird sie nicht vernommen, sondern nur von dem, mit dem gesprochen wird. Die Ursache hierzu liegt darin, dass die Rede eines Engels oder eines Geistes erst in die Gedanken des Menschen gelangt und von hier aus auf einem inneren Wege in sein Gehörorgan kommt, dieses also von innen her in Bewegung setzt." Man könnte so etwas wohl am besten Besessenheit nennen. „Aber heutzutage wird es selten jemandem erlaubt, mit Geistern zu reden, weil es gefährlich ist; denn dann kommen sie zur Erkenntnis, dass sie bei ihm sind, was sie sonst nicht wissen, und die Natur der bösen Geister ist derartig, dass sie einen tödlichen Hass gegen den Menschen hegen und nichts so sehr begehren, als ihn sowohl der Seele als dem Leibe nach zu verderben." Man könnte diese Zitate noch weiter ausdehnen und das meiste von den Hauptlehren des modernen Spiritismus nur nach Auszügen aus Swedenborgs Werk darstellen. Für uns möge es aber genug sein, da wir nun die wichtigsten Punkte erhalten haben.

Die deutschen Pneumatologen.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Eine ähnliche Bewegung wie die, welche in unseren Tagen von den amerikanischen Spiritisten ausgegangen ist, ist schon früher einmal dagewesen, allerdings in einem geringeren Umfange. Die Anhänger Swedenborgs teilten sich in zwei Richtungen, in eine populär-unkritische und eine mehr wissenschaftliche. Die erste nahm blindlings die wildesten Phantasien des „nordischen Sehers" von Himmel und Hölle als religiöse Dogmen an und baute eine eigene Religion, „die Kirche des neuen Jerusalems", darauf auf. Die andere Richtung, welche hauptsächlich von deutschen Aerzten, Juristen und Theologen vertreten wurde, nahm zunächst nur Swedenborgs Grundgedanken von der Möglichkeit einer Verbindung zwischen dem Menschen und der Geisterwelt auf; diese Gedanken wurden dann weiter entwickelt und mit der jeweiligen wissenschaftlichen Erkenntnis der verschiedenen Zeiten in Uebereinstimmung gebracht. Diese letzte Richtung, die deutsche Pneumatologie oder „Geisterlehre", interessiert uns hier ausschliesslich, weil die Pneumatologen unleugbar den Ruhm haben, die Lehren, welche

jetzt als „Spiritismus" bekannt sind, zuerst dargestellt zu haben. Hiermit soll nicht gesagt sein, dass die amerikanischen Spiritisten ihre Ideen nur von den deutschen Pneumatologen entlehnt hätten. Wahrscheinlich haben die Amerikaner dieselben nicht einmal dem Namen nach gekannt. Aber trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, dass eine mit dem amerikanischen Spiritismus übereinstimmende Lehre von europäischen Gelehrten mindestens zwei Dezennien vor Beginn der modernen spiritistischen Bewegung entwickelt war. In kurzen Zügen wollen wir diesen europäischen Spiritismus oder die Pneumatologie darstellen. Da es jedoch zu weit führen würde, auf den verschiedenen Standpunkt der einzelnen Forscher einzugehen, so hebe ich nur die Männer hervor, deren Auffassung wesentlich mit der der modernen Spiritisten übereinstimmt.

Der eigentliche Theoretiker unter den Pneumatologen ist Joh. Heinrich Jung-Stilling.

Er war 1740 in Nassau als Sohn eines armen Dorfschullehrers geboren. Seine Grosseltern, bei denen er erzogen wurde, waren streng pietistisch, aber dabei abergläubisch, so dass seine Phantasie von früher Jugend an mit Geschichten von Ahnungen, Vorzeichen und Spuk erfüllt wurde. In Strassburg studierte er Medizin und erwarb sich einen grossen Ruf als Augenarzt; später wurde er Professor der Staatswissenschaft an der Universität Heidelberg. Er starb 1817.

Jung-Stilling hat eine Menge mystisch-religiöser Werke und Romane geschrieben, die wir hier ausser acht lassen. In seiner „Theorie der Geisterkunde" (Nürnberg 1808) ist seine Lehre von den Geistern zusammenhängend dargestellt, so dass wir uns ausschliesslich an dieses Werk halten können. Im wesentlichen steht der Verfasser auf Swedenborgs Standpunkt. Sein Buch ist aber dadurch besonders interessant, dass es den ersten Versuch enthält, das Verhältnis des Menschen zur Geisterwelt mit Hilfe des Hypnotismus zu erklären. Die 1779 durch Mesmer hervorgerufene Bewegung hatte eine genauere Kenntnis der hypnotischen oder (nach damaliger Bezeichnung) der mesmerischen oder tierisch-magnetischen Phänomene herbeigeführt. Jung-Stilling war als Arzt mit denselben wohlbekannt, und da man damals glaubte, dass ein Mensch durch Versetzung in den tiefsten hypnotischen Zustand, in den Somnambulismns, hellsehend werden könnte, so lag es nahe, diese angenommene Tatsache zur Erklärung des Hellsehens zu benutzen. Jung-Stillings Theorie ist deshalb beachtenswert, da sie der modernen okkultistischen Lehre beinahe vorgreift. Der Mensch besteht aus Körper, Seele oder Nervengeist und Geist. Der Geist ist göttlichen Ursprungs, sein Beobachtungsvermögen würde unbegrenzt sein, wenn er nicht durch den Nervengeist an den Körper gebunden wäre. Durch die mesmerische Behandlung kann

diese Verbindung zwischen Körper und Geist grösstenteils aufgehoben werden; dadurch wird das Beobachtungsvermögen der Somnambulen frei gemacht, sie werden räumlich und zeitlich hellsehend und können sogar dahin gelangen, dass sie die Geister sehen. Wenn der Geist des lebendigen Menschen mit dem Nervengeist sich vom Körper frei macht, so kann er sich anderen Menschen an ganz entfernten Orten zeigen; der Somnambule kann so zum Doppelgänger werden. Die Sichtbarkeit desselben kommt dadurch zustande, dass der Geist vermittels des Nervengeistes aus der jeweiligen Umgebung Materie an sich zieht und sich so einen Körper bildet. Auf diese Weise kann das Phantom mehreren auf einmal sichtbar werden. Hier ist offenbar die Erklärung der modernen Materialisationen in den wesentlichsten Punkten antizipiert. Dasselbe wird man bei den meisten andern spiritistischen Phänomenen und Theorien in ähnlicher Weise finden, wenn man sich in seine Schriften weiter vertieft. Hierbei wollen wir uns jedoch nicht aufhalten, da die spätere eingehende Behandlung des modernen Spiritismus dann nur eine langweilige Wiederholung werden würde. Die spiritistische Theorie und Praxis unserer eigenen Zeit aber kann unbedingt den Hauptteil unseres Interesses beanspruchen, da sie eine Verbreitung und Bedeutung hat, wie sie die alte Pneumatologie nie besass.

In einer Beziehung brachte der europäische Spiritismus wertvolle Resultate zutage: er weckte das Interesse für die alten Formen des Aberglaubens, die noch im Volke lebten, und führte zu eifrigen Bestrebungen, Berichte hierüber zu sammeln. Da ein Verständnis des Aberglaubens vor allen Dingen erfordert, dass man die abergläubischen Vorstellungen selber kennt, so haben solche Sammlungen des Materials einen keineswegs geringen wissenschaftlichen Wert. Das grösste Verdienst in dieser Beziehung hat sich der Prediger Georg Conrad Horst (1767—1838) erworben. Seine „Dämonomagie“, Frankfurt 1818, ist der älteste Versuch, die Geschichte der Hexenprozesse zu beschreiben. Er nahm eine Menge alter Bücher und Manuskripte, welche verschiedene Gebiete des Aberglaubens und der Zauberei behandeln, in genauer Wiedergabe in seine „Zauberbibliothek“ (1821—26) auf. Bei dieser Sammelarbeit wurde er darauf aufmerksam, dass die Hellseherei nicht etwas Ungewöhnliches war und sich auch nicht nur bei den geschichtlich bekannten Sehern vorfand, sondern dass es ganze Volksstämme gab, wie z. B. die Hochschotten, bei denen sie fast zum Alltäglichen gehörte. Er sammelte daher in seiner „Deuteroskopie“ 1830 eine Menge Berichte über Prophezeiungen, welche in Erfüllung gegangen waren. Dabei ging er recht kritisch zu Werke, indem er sich stets behufs Beurteilung der Zu-

verlässigkeit des betreffenden Sehers das dazu notwendige Material zu verschaffen suchte. Horsts Deuteroskopie ist so ein Meisterwerk geworden, welches nur von einzelnen englischen Arbeiten ähnlicher Art aus den letzten Jahren übertroffen wird. Er versuchte keine Erklärung der vielen merkwürdigen Ereignisse zu geben; sein beständiger Refrain ist: „Wie soll man sich das erklären? — Ich weiss es nicht.“ Auch finden wir keine Anordnung des Stoffes; dieselbe würde wohl auch recht schwierig sein. Doch macht der Verfasser darauf aufmerksam, dass ein wesentlicher Unterschied zwischen solchen Gesichten und Träumen besteht, bei denen das später eingetroffene Ereignis prophezeit ist, und einer weit allgemeineren Gruppe, bei der es nur im allgemeinen symbolisch angedeutet war. Als Beispiel der ersten Art können Swedenborgs Prophezeiungen genannt werden. Beide Arten können übrigens in derselben Familie und auch bei derselben Person nebeneinander vorkommen.

Zur näheren Beleuchtung derartiger Phänomene führe ich einige der am besten beglaubigten Geschichten aus dem Werke von Horst an. Dieselben kamen in einer Familie Lysius aus Flensburg vor, bei der sich in jeder Generation mehrere hellsehende Personen befanden. Das bedeutendste Glied der Familie, Heinrich Lysius, welcher als Professor der Theologie in Königsberg in der Mitte des 18. Jahrhunderts starb, war ein eifriger Gegner des Hexenglaubens und ein Bekämpfer der Hexenprozesse und scheint also wenig abergläubisch gewesen zu sein. Dieser Mann war selber hellsehend. Er stellte einen Bericht über die in der Familie vorgekommenen Gesichte zusammen. Die Grossmutter, Anna Lang, sah eines Tages einen prachtvollen Leichenzug die Strasse hinabkommen. Sie beschrieb ihn in allen Einzelheiten. Doch passte die Beschreibung nur auf den Leichenzug eines Adeligen, und ein solcher wohnte gar nicht im Posthause, von dem das Leichenbegängnis ausgehen sollte. Zwei Tage später jedoch duellierten sich zwei holsteinische Edelleute ausserhalb Flensburgs. Der eine wurde tödlich verletzt ins Posthaus gebracht, starb hier, und nun erfolgte seine Beerdigung von hier aus, und zwar gerade so, wie Anna Lang es in den kleinsten Einzelheiten im voraus geschildert hatte. Dieses Beispiel zeigt uns ein direktes Voraussehen einer zukünftigen Begebenheit. — Als die alte Grossmutter krank wurde, stellte man ihr Bett in die Wohnstube, um sie leichter pflegen zu können. Eines Abends war Lysius bei ihr gewesen und wollte in sein Studierzimmer zurückgehen. Da sah er vor der Wohnstubentür einen Sarg, der in der Weise aufgestellt war, wie dieses gewöhnlich bei einem Paradebett geschieht. Der Sarg stand jedoch an der unbequemsten Stelle des ganzen Hauses, denn er versperrte die beiden am häufigsten benutzten Türen. Lysius rief sofort seine älteste Schwester (die ebenfalls hellsehend war) und fragte sie, ob sie auch die Leiche sehe. Sie erschrak, wurde blass und ging, ohne eine Antwort zu geben, fort. Kurz darauf starb die Grossmutter. Am Begräbnistage aber wurde der Sarg in Abwesenheit und ohne Wissen des Lysius gerade an dem Platze aufgestellt, wo er ihn gesehen hatte; dieses war aber gerade wegen der äusserst ungünstigen Wahl des Platzes besonders merkwürdig.

Alte Berichte heben es als etwas bei den Hochschotten allgemein Bekanntes hervor, dass das Hellsehen in gewissen Familien erblich sei, und dass ein Hellseher, welcher ein Gesicht hat, dieses durch Berührung auf einen andern übertragen kann. Die angeführten Geschichten illustrieren dies. Die Grossmutter und die beiden Geschwister sind hellsehend, desgleichen ihre Mutter; die Schwester hat aber dasselbe Gesicht wie der Bruder, wie ihre Gemütsbewegung deutlich genug beweist.

Als Beispiel eines symbolischen Traumes kann ein anderes Erlebnis des Lysius angeführt werden. Er war in Geschäften in Kopenhagen und lag eines Abends in einem Himmelbett, mit dem Gesicht der Wand zugewandt. Der letzte Brief, den er vom Hause bekommen hatte, berichtete, dass alles dort sich wohl befände. Plötzlich wurde es ganz hell im Zimmer, und er sah den Schatten eines Menschen über den Vorhang des Bettes hingleiten. „Zu gleicher Zeit," schreibt Lysius, „wurde mir in der nachdrücklichsten Weise eingeprägt, gerade als ob es mir laut gesagt würde: Umbra matris tuae (dies ist der Schatten deiner Mutter)." Er untersuchte gleich das Zimmer, fand jedoch nichts, was das Phänomen zu erklären vermochte. Mit der nächsten Post erhielt er die Nachricht, dass die Mutter gerade an dem Abend gestorben war, wo er das Gesicht gehabt hatte.

Mit diesem Gesicht ist der Tod der Mutter durch eine leicht verständliche Symbolik angedeutet; aber in den meisten derartigen Berichten ist die Symbolik so gesucht und phantastisch, dass wirklich ein guter Wille dazu gehört, um überhaupt irgend eine Bedeutung des Gesichtes herauszufinden. Aus Horsts reichhaltiger Sammlung wähle ich nur ein Beispiel dafür, dessen Richtigkeit auch durch sehr zuverlässige Zeugen beglaubigt sein soll. Eine junge, vornehme Dame kam gesund von einer Gesellschaft nach Hause und ging zu Bett. Ihre Gesellschaftsdame und ihre Kammerzofe waren beide im Schlafzimmer, während sie sich entkleidete. Dann ging die Gesellschaftsdame die Treppe hinab in ihr eigenes Zimmer; auf der Treppe sah sie ihre Herrin ihr entgegenkommen, jedoch nicht entkleidet, wie sie sie verlassen hatte, sondern in dem Gewande, das sie in der Gesellschaft getragen hatte. Die junge Dame erschrak heftig bei diesem Anblick und setzte sich bleich und zitternd auf ihr Bett. Bald darauf kam die Kammerzofe zu ihr hinein und fragte, was ihr fehle. Die Gesellschaftsdame antworte: „Ich sah . . ." In demselben Augenblick rief die Zofe: „Ja, ich sah auch . . ." Sie hatten beide dasselbe Gesicht gehabt, das sie noch denselben Abend dem Hausherrn erzählten. Dieser sorgte natürlich dafür, dass seine Frau nichts davon zu wissen bekam; des Nachts aber wurde diese krank und starb acht Tage nachher.

Ob die beiden Damen wirklich dasselbe Gesicht gehabt haben, erscheint doch sehr zweifelhaft; in jedem Falle haben wir keine Garantie dafür, dass die eine ihre Erzählung nicht nach der anderen ergänzt hat. Aber hiervon abgesehen, ist nicht viel Bemerkenswertes an der Geschichte. Dass sie ihre Gebieterin im Gesellschaftsanzug sehen, ist doch ein äusserst zweifelhaftes Vorzeichen des Todes; ein Totenhemd wäre deutlicher gewesen. Das Ganze scheint ein zufälliges Zusammentreffen verschiedener Umstände gewesen zu sein, worauf ich hier nicht näher eingehe; im letzten Teil meiner Arbeit werde ich den Wert derartiger Berichte genauer prüfen.

Horst gibt, wie gesagt, keine Erklärungen dieser Phänomene; er teilt nur mit, dass man bei den schottischen Hellsehern und auch bei anderen

beobachtet hat, wie die Augen, solange das Gesicht dauert, starr und unbeweglich sind und dass der Seher in diesem Zustande leicht einer Ohnmacht ausgesetzt ist, wenn er plötzlich von einem starken Sinnesreiz betroffen wird. Dies deutet seiner Ansicht nach auf einen krankhaften somnambulen Zustand hin, worin die Erklärung vielleicht gesucht werden könne. Horsts Kollege, der Arzt und Philosoph Carl August von Eschenmayer, betrachtet die Dinge jedoch nicht so nüchtern. Er erklärt geradezu, dass diese Gabe der Ahnungen sich nur durch Annahme von Schutzgeistern erklären lasse, die bei dem Seher das Gesicht hervorrufen. Mit dieser Erklärung greift Eschenmayer einer modernen spiritistischen Theorie vor. Noch merkwürdiger ist es allerdings, dass er, ein Professor der Philosophie des 19. Jahrhunderts, nicht über den Standpunkt unserer alten germanischen Vorfahren hinausgekommen ist; denn auch sie erklärten alle derartigen Gesichte mit Hilfe von Schutzgeistern (Fylgjur, vergl. S. 82).

Die Seherin von Prevorst.

Wir haben gesehen, wie Swedenborg die Lehre von der wechselseitigen Verbindung zwischen der Menschen- und der Geisterwelt entwickelte und wie die Pneumatologen später die Hellseherei und ein so modernes Phänomen wie die Geistermaterialisationen in diese Kategorie mit hineinzogen. Hiermit sind jedoch keineswegs alle spiritistischen Theorien und Erfahrungen erschöpft. Es fehlt noch die grosse Gruppe der physikalischen Phänomene, denen der Spiritismus seine enorme Verbreitung und Bedeutung zum grossen Teil verdankt. Oben ist schon erwähnt worden, dass diese Erscheinungen in älterer Zeit in Europa wohl bekannt waren; Horst hätte, wenn er sie nicht anderswo gefunden hätte, aus den Aktenstücken der Hexenprozesse zahlreiche Berichte derartiger Phänomene sammeln können. Aber die Pneumatologen brauchten sich nicht mit geschichtlichen Zeugnissen zu begnügen; sie hatten ein Medium zu ihrer ausschliesslichen Verfügung, Friederike Hauffe, geborene Wanner, die eins der bedeutendsten Medien des vorigen Jahrhunderts gewesen ist. Sie war hellsehend, sowohl zeitlich in bezug auf die Zukunft als auch örtlich in bezug auf die Ferne, hatte fortwährend Umgang mit Geistern, sprach und schrieb mediumistisch und rief an allen möglichen leblosen Gegenständen selbständige Bewegungen hervor; kurz: sie war ein Universalmedium.

Zwei Jahre lang hielt sie sich bei dem bekannten Arzte Andreas Justinus Kerner (1786—1862) in Weinsberg auf. Kerner führte sorgfältig Buch über die merkwürdigen Phänomene, welche sich während ihres Aufenthalts daselbst zeigten; ausserdem experimentierte er viel mit ihr. Die Anzahl der „Seancen“ — um diesen modernen Ausdruck zu gebrauchen — soll ein paar tausend betragen haben. Alles, was er hierbei wahrnahm, sammelte er in seinem grossen Werke „Die Seherin von Prevorst“, Stuttgart 1829. Diesem sonderbaren Buche ist die nachfolgende kurz gefasste Schilderung des Lebens und der Wirksamkeit der Seherin entnommen.

Friederike Wanner ist 1801 in dem kleinen Bergdorfe Prevorst in Württemberg geboren. Wie in den meisten bergigen Gegenden lebt auch hier eine kräftige Bevölkerung, die gewöhnlich ein hohes Alter erreicht, ohne jemals eigentlich krank gewesen zu sein. Die Krankheiten, welche in den Tälern allgemein sind, zeigen sich hier selten, dagegen findet man vielfach schon im Kindesalter nervöse Zustände. So ist in der Gegend von Prevorst eine dem Veitstanze ähnliche Krankheit epidemisch bei den Kindern, die alle gleichzeitig von derselben ergriffen werden. Friederike Wanner, die als Kind ungemein kräftig gewesen zu sein scheint, hat an diesen nervösen Anfällen nicht gelitten; wohl aber führte die Einsamkeit der Gegend und der Mangel an genügender Beschäftigung dazu, dass sie sich früh in sich verschloss und zu Grübeleien neigte. Sie fing nun schon an, hellsehend zu werden, wenigstens in ihren Träumen, und als sie später ins Haus der Grosseltern in Löwenstein, anderthalb Meilen von Prevorst, kam, sah sie auch Gespenster. Im Alter von ungefähr 17 Jahren kehrte sie ins Elternhaus zurück, und zwar zuerst nach Prevorst, später nach Oberstenfeld, wohin der Vater, ein Forstmann, versetzt wurde. Während der langwierigen Krankheit ihrer Eltern, die viele Sorge und viele Nachtwachen mit sich brachte, entwickelte sich ihr Gefühlsleben fortwährend in krankhafter Weise; sie versank immer mehr in sich selbst. 1821 heiratete sie einen Kaufmann Hauffe von Kürnbach, und von diesem Augenblicke an stand ihr Leben in einem diametralen Gegensatz zu dem früheren. Kürnbach liegt tief in einem von Bergen eingeengten Tale; die klimatischen Verhältnisse waren hier ganz anderer Art, als sie sie früher gewohnt gewesen war. Weit schlimmer war es jedoch, dass sie als Gattin eines Geschäftsmannes gezwungen war, ein grosses Haus zu machen, während sie früher nur die Einsamkeit gekannt hatte. Sie musste sich deshalb in hohem Grade Zwang antun, um sich freundlich und entgegenkommend zu zeigen. Länger als sieben Monate hielt sie dieses Leben jedoch nicht aus, im Anfang des Jahres 1822 hatte sie nach einem nächtlichen Traume einen heftigen hysterischen Anfall mit furchtbaren Krämpfen. Eine durchaus verkehrte Behandlung von Dorfchirurgen und klugen Weibern zerstörte ihre Körperkraft noch mehr; sie wurde z. B. im Laufe einer kurzen Zeit 32mal zur Ader gelassen. Da hierdurch keine Besserung eintrat, rief man endlich einen ordentlichen Arzt hinzu, der sie suggestiv durch magnetisches Streichen behandelte. Dies half etwas; doch wurde sie bei weitem nicht geheilt.

Wir übergehen nun ihr Leben in den folgenden vier Jahren, in denen sie sich abwechselnd in ihrem Heim, bei den Eltern in Oberstenfeld und in einem Bade in Löwenstein aufhielt. An allen diesen Orten wurde sie von Aerzten mit Magnetismus und von Quacksalbern mit Amuletten und Sympathiemitteln behandelt. In diesen Jahren bekam sie auch zwei Kinder, von welchen das älteste bald starb. Alles dieses bewirkte eine sich immer mehr steigernde psychische Störung bei ihr; sie sah stets Geister, und ihre Hellseherei entwickelte sich fort und fort. Ueber diese Periode erzählt Kerner folgende Einzelheiten:

„Um diese Zeit fühlte sie, dass alle Abend sieben Uhr, sieben Tage lang, ein nur von ihr gesehener Geist sie magnetisierte. Es geschah mit drei Fingern, die der Geist gleich Strahlen ausbreitete. Die Striche gingen meist nur bis zur Herzgrube. Sie erkannte in dieser geistigen Gestalt ihre Grossmutter. Eine unbegreifliche, aber von vielen ehrbaren Zeugen be-

glaubigte Tatsache ist, dass ihr während dieser Zeit Dinge, deren längere Berührung ihr schädlich war, wie von einer unsichtbaren Hand weggenommen wurden. Man sah solche Gegenstände, z. B. sehr oft den silbernen Löffel, aus ihrer Hand in ziemlicher Entfernung von ihr auf den Teller gelegt werden, ohne dass sie wie geworfen fielen, sie gingen ganz langsam durch die Luft, als trüge sie eine unsichtbare Hand dahin, wohin sie gehörten."

Weiter heisst es von ihr, dass sich die Gabe des Hellsehens in dieser Zeit besonders bei ihr zeigte. In Glas und Spiegeln sah sie Dinge, welche an weit entfernten Orten vor sich gingen. So beschrieb sie sehr genau ein Fuhrwerk, die darin sitzenden Menschen, die Farbe der Pferde usw., und eine halbe Stunde später rollte ein solches Fuhrwerk wirklich am Hause vorbei. Trotz regelmässiger ärztlicher Behandlung und vorübergehender Besserungen wurde ihr Zustand im ganzen nicht viel günstiger, man ging deshalb wiederum fort von den Aerzten und suchte Hilfe bei Quacksalbern der niedrigsten Art. Als ihr Mann jetzt ihre Rückkehr wünschte und sie wirklich dazu überredete, verschlimmerte sich ihr Zustand noch mehr. Zu ihren früheren Krankheiten kam nun noch Blutfluss, Skorbut und dergleichen. Jetzt wurden die Aerzte aufs neue konsultiert, und es wurde fast gegen Kerners Willen beschlossen, dass sie sich in seine Kur nach Weinsberg begeben sollte. Von ihrem Zustande in dieser Zeit erzählt Kerner:

„Frau H. kam am 25. November 1826 hier an, ein Bild des Todes, völlig verzehrt, sich zu heben und zu legen unfähig. Alle 3 bis 4 Minuten musste ihr ein Löffel Suppe gereicht werden, den sie oft nicht verschlingen konnte, sondern nur in den Mund nahm und wieder ausspie. Reichte man ihr ihn nicht, so verfiel sie in Ohnmacht oder Starrkrampf. Ihr Zahnfleisch war dick skorbutisch geschwollen, immer blutend, ihre Zähne waren ihr alle aus dem Munde gefallen. Krämpfe, somnambuler Zustand wechselten mit einem mit Nachtschweissen und blutigen Durchfällen verbundenen Fieber. Jeden Abend um 7 Uhr verfiel sie in magnetischen Schlaf. Als sie am ersten Abend ihrer Ankunft in diesen Schlaf verfiel, begehrte sie nach mir, ich aber liess ihr sagen, dass ich jetzt und in Zukunft mit ihr nur wach sprechen werde.

Als sie wach war, ging ich zu ihr und erklärte ihr kurz und ernst: dass ich auf das, was sie im Schlafe spreche, keine Rücksicht nehme, dass ich gar nicht wissen wolle, was sie da spreche, und dass ihr somnambules Wesen, das nun zum Jammer ihrer Verwandten schon so lange andauere, endlich aufhören müsse. Diese Eröffnung begleitete ich noch mit einigen allerdings ernsten Ausdrücken: denn es war mein Vorsatz, durch eine ernste psychische Behandlung und dadurch auch durch Hervorrufung eines festen Willens in ihr vom Gehirne aus das vorwiegende Leben ihres Bauchsystems zu unterdrücken."

Dieser gewiss vollständig richtige Plan missglückte jedoch ganz.

„Es war zur Heilungsweise, die ich einschlagen wollte, zu spät. Durch die frühern magnetischen Einwirkungen verschiedener Art war ihrem Nervenleben eine zu ungewöhnliche, entgegengesetzte Richtung gegeben worden, sie hatte kein Leben mehr, das aus der Kraft der Organe geschöpft wurde; sie konnte nicht mehr anders als von entlehntem Leben, von der Nervenkraft anderer, von magnetischen Einflüssen, leben, wie sie offenbar lange nur lebte. . . . . Sie war in einem so tiefen somnambulen Leben, dass sie — wie man noch später zur Gewissheit erfuhr — nie im wachen Zustande war, wenn sie dies auch zu sein schien."

Kerner sah sich daher genötigt, nur um sie am Leben zu erhalten, eine neue hypnotische Behandlung anzuwenden. Da diese regelmässig durchgeführt und von einem so tüchtigen Arzte, wie Kerner es war, geleitet wurde, so kam die Patientin allmählich wieder zu Kräften, und die mediumistischen Phänomene traten mit einer erstaunlichen Häufigkeit und Stärke hervor. Ich übergehe hier alle die Erscheinungen, die wir schon von Swedenborg her kennen, Geistererscheinungen und Prophezeiungen, welche genau kontrolliert wurden und nach Kerners Behauptung immer eintrafen. Von grösserem Interesse für uns ist Frau Hauffes Wirksamkeit als Medium in anderer Beziehung. Schon früher sind einige Beispiele von den merkwürdigen physikalischen Phänomenen, welche sich in ihrer Gegenwart ereigneten, erwähnt worden. Etwas Aehnliches geschah auch in Kerners Haus; er erzählt davon:

„Abends 7 Uhr am 6. Oktober 1827, als ich und einige andere Personen bei Frau H. im Zimmer waren, ging auf einmal die Türe des Vorzimmers von selbst auf und wieder zu. Wir sahen sogleich nach, aber es war nirgends ein Mensch zu sehen, der dies hätte tun können. Kurze Zeit darauf hörte man in der Luft des Zimmers, in dem wir waren, ganz deutlich eigene metallische, fast melodische Töne, die einige Minuten andauerten, es wurde aber keine Erscheinung erblickt. Am 7. halb 12 Uhr morgens hörte man wieder die gleichen Töne in der Luft des Zimmers, und Frau H. sah bald darauf die Geistergestalt einer Frau an der offenen Türe, die vom Vorzimmer in ihr Zimmer führte, vorübergehen."

Als Heilmedium spielte Frau H. auch eine hervorragende Rolle. Im somnambulen Zustande gab sie an, was nicht allein mit ihr, sondern auch mit anderen Personen, die sie um Rat fragten, geschehen solle; in mehreren Fällen hatte sie diese Personen nicht einmal gesehen, sondern nur die Beschreibung ihres Zustandes vernommen. Kerner führt mehrere Beispiele von höchst mystischen Kuren an, die nach der Anweisung der Seherin ausgeführt wurden und wirklich auch zum gewünschten Resultat führten. Da sie fast ausschliesslich Amulette verordnete, so ist es leicht einzusehen, worin das Geheimnis der Heilkraft in diesen Fällen lag.

Die modernen Schreib- und Sprachmedien bedienen sich mit wenigen Ausnahmen solcher Sprachen, welche entweder noch gesprochen werden oder doch gesprochen worden sind. Oft ziehen sie es freilich vor, ihre Mitteilungen in einer Sprache zu machen, die weder sie, noch ihre Umgebung kennt; aber diese Sprache wird immer für irgend eine lebende oder tote ausgegeben. In diesen Punkten war die Seherin von Prevorst ihren jetzigen Kollegen indes bedeutend voraus; sie schrieb und sprach gewöhnlich in Ausdrücken, die sie ihre „innere Sprache" nannte, und von der sie behauptete, dass es die besondere Sprache der Geister sei. Kerner sagt im vollen Ernste:

„Sprachkenner fanden in dieser Sprache auch wirklich hier und da den koptischen, arabischen und hebräischen Wörtern ähnliche Wörter. So gebrauchte sie für Hand den Ausdruck Bjat. Bi, oder vielmehr pi, ist aber im Koptischen, Altägyptischen der Artikel der, die, das. Jat ist hebräisch und heisst Hand. Der nämliche Fall scheint mit pi jogi, Schafe, zu sein."
Solche zufälligen Uebereinstimmungen beweisen selbstverständlich nichts, da man in verschiedenen Sprachen immer eine relativ kleine Anzahl von gemeinsamen Lauten finden kann. In der Aymara-Sprache, die von den Indianern

in Bolivia gesprochen wird, bedeutet „marca“ Gebiet, Mark, „nasa“ Nase, „lapi“ Laub, „haca“ Leben, Hauch, usw. Trotz diesen Uebereinstimmungen hat die Aymara-Sprache mit der deutschen durchaus keine Verwandtschaft.

Diese ihre sogenannte „innere Sprache“ soll Frau H. ganz konsequent gebraucht haben, so dass ihre Umgebung sie zuletzt verstand, wenn sie so sprach. Sie schrieb auch in dieser Sprache und gebrauchte dann nicht die gewöhnlichen Buchstaben, sondern ebenfalls selbsterfundene Schriftzeichen. Diese Zeichen waren jedoch auch nur teilweise aus Buchstaben zusammengesetzt; dieselben Wörter wurden oft auf verschiedene Weise geschrieben, so dass nur sie allein sie lesen konnte. Kerner glaubte damals leider so blind an sie, dass er offenbar gar nicht untersuchte, ob sie auch zu verschiedenen Zeiten dieselben Zeichen in derselben Weise las. Man ist sicherlich berechtigt, einen gewissen Zweifel hieran zu hegen, obschon sie einmal einen Schreibfehler in einer Reproduktion entdeckte.

Von all den vielen theoretisch-mystischen Mitteilungen über die Weltordnung, welche die Seherin gemacht hat, ist nur eine einzige der Erwähnung wert, weil sie einer modernen spiritistischen Theorie vorgreift, welche die physikalischen Manifestationen der Medien erklären soll. Sie sagt:

„Durch den Nervengeist ist die Seele mit dem Leibe und der Leib mit der Welt verbunden. Dieser Nervengeist geht mit der Seele nach dem Tode über und ist unzerstörbar. Durch ihn bildet die Seele eine ätherische Hülle um den Geist. Er ist nach dem Tode noch eines Wachstumes fähig, und durch ihn bringen die Geister des Zwischenreiches, in Verbindung mit einem besondern Stoffe, den er aus der Luft anzieht, Töne hervor, durch die sie sich den Menschen hörbar machen können, auch sind sie durch ihn imstande, die Schwerkraft in den Körpern aufzuheben, so dass sie also solche von der Stelle zu rücken oder zu heben, zu werfen usw. fähig sind, auch vermögen sie durch ihn sich dem Menschen fühlbar zu machen. Ein Mensch, der in einem ganz reinen, seligen Zustande stirbt, das aber nur wenigen Menschen wird, nimmt diesen Nervengeist nicht mit hinüber. Selige Geister, denen dieser Nervengeist nicht anhängt, können sich nicht hörbar machen, spuken nicht. Unselige Geister sind dies am meisten zu tun fähig.“

Der moderne Spiritismus hat kaum eine einzige Tatsache oder Theorie, welche in der deutschen Pneumatologie nicht schon deutlich ausgesprochen ist, nachdem diese ihre letzte Ausbildung durch die Seherin von Prevorst erhalten hatte.

Es muss jedoch hervorgehoben werden, dass die Ansichten der Pneumatologen keineswegs von allen gleichzeitigen deutschen Forschern geteilt wurden; in den übrigen Ländern Europas finden sich nur spärliche Andeutungen dieser spiritistischen Auffassung. Die Tatsachen des Somnambulismus und die damit verknüpften Erscheinungen: die Hellseherei, die Gedankenübertragung und die physikalischen Manifestationen, waren zwar allgemein bekannt. Zur theoretischen Erklärung dieser Phänomene wurde aber von den meisten Forschern eine besondere, dem Nervensystem innewohnende Naturkraft, der tierische Magnetismus, angenommen. Seit dem Auftreten Mesmers, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, war diese Theorie geläufig geworden (vgl. Kap. 36);

zahlreiche Bestrebungen waren darauf gerichtet, sie so zu gestalten, dass sie den verschiedenen, teils zweifellosen, teils fraglichen Tatsachen gerecht werden konnte. Im Gegensatz zur spiritistischen Richtung der Pneumatologen gab es also schon damals eine „okkultistische" Richtung, die sich bei der Erklärung der Erscheinungen an die naturwissenschaftlichen Ansichten der damaligen Zeit möglichst eng anschloss, indem sie nicht übernatürliche Wesen, sondern imponderable Fluida als die Ursache der Phänomene annahm. Dieser Gegensatz zwischen „Spiritismus" und „Okkultismus" trat damals ebenso scharf wie heutzutage hervor. So behauptet — um nur ein Beispiel anzuführen — Kluge in seinem „Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus", 1815, gegen Jung-Stilling, dass das Geistersehen nur auf Illusionen beruhe. Hiermit stimmt überein, dass bei den von okkultistischen Forschern an Somnambulen ausgeführten Experimenten fast nie von Geistervisionen die Rede ist. In Deutschland sowie in den übrigen Ländern Europas war diese okkultistische Richtung unzweifelhaft die vorherrschende; deshalb ist aber die Tatsache, dass die Hauptlehren des modernen Spiritismus schon von den Pneumatologen entwickelt worden waren, doch von nicht geringerem Interesse.

Kapitel 20.

Die Entstehung des Spiritismus in Amerika.

Andrew Jackson Davis.

Andrew Jackson Davis, der „Swedenborg der neuen Welt", wie man ihn nicht mit Unrecht genannt hat, wurde am 11. August 1826 auf einer kleinen Farm in Blooming-Grove, in der Grafschaft Orange im Staate New-York, geboren. Die Verhältnisse seiner Eltern waren äusserst armselig. Sein Vater war ein trunksüchtiger Flickschuster, die Mutter eine sehr religiöse und feinfühlende Frau, die sich mit grosser Zärtlichkeit des schwächlichen und ungelehrigen Kindes annahm; sie war übrigens nervös und hellsehend, so dass der junge Davis sowohl väterlicher- als mütterlicherseits erblich belastet und zum Somnambulismus disponiert war. Diese Anlagen wurden nun in hohem Grade dadurch entwickelt, dass das Kind sich stets unter der Aufsicht der abergläubischen und überspannten Mutter befand; seine Phantasie und sein Gefühlsleben erhielten auf solche Weise beständig neue Nahrung, während er sonst so weit zurück war, dass er erst im zehnten Jahre in die Schule gesandt werden konnte. Aber schon nach einem Jahre, ehe er sich die ersten Anfangsgründe angeeignet hatte, hörte der Schulunterricht auf. Er arbeitete nun zuerst in einer Gipsmühle, später bei einem Dorfkrämer, zeigte sich jedoch zu schwächlich und ungeschickt dazu. Eine

sehr religiöse Farmerswitwe nahm ihn nun als Schafhirten an. Von ihr wurde er zum eifrigen Studium des Katechismus und zum Kirchenbesuch angehalten, und infolge der hierdurch veranlassten religiösen Grübeleien bekam er Visionen im somnambulen Zustande. Acht Nächte hintereinander wandelte er im Schlafe umher und verfertigte ein Gemälde vom Garten Eden, wie dieser sich ihm im Schlafe zeigte. Nach mehrfachem Wechsel seines Berufes wurde er wieder Kaufmannslehrling und erhielt nun Gelegenheit, in einer Abendschule den Mängeln seiner Schulbildung abzuhelfen. In dieser Zeit, am Schlusse des Jahres 1843, trat ein grosser Wendepunkt in Davis' Leben ein. Er geriet in die Hände eines Magnetiseurs, Mr. Levingston, welcher in dem abnorm veranlagten Knaben ein ausgezeichnetes Medium für seine Experimente fand; unter dem Einfluss dieses Mannes entwickelten sich die krankhaften Anlagen des Knaben äusserst schnell. Er hatte im somnambulen Zustande eine Vision nach der andern; besonders verkehrte er viel mit den Geistern Galens und Swedenborgs. Seine Hellseherei erstreckte sich zu dieser Zeit hauptsächlich auf die Behandlung von Kranken; er wurde ein Heilmedium, indem er im somnambulen Zustand die Krankheit der Patienten, sowie Mittel gegen dieselbe angab. Einige Jahre lang zog er nun als Heilmedium mit Mr. Levingston und einem Geistlichen, Mr. Smith, zusammen in Amerika umher; seine vielen Freistunden benutzte er zum eifrigen Studium namentlich medizinischer und naturwissenschaftlicher Schriften, der mystischen Werke Swedenborgs usw.

Im Mai 1845 hatte Davis eine Reihe von Visionen, in welchen ihm „ausserordentliche Offenbarungen" gegeben wurden mit dem Befehle, dieselben zum augenblicklichen und zukünftigen Wohle der Menschheit bekannt zu machen. Er liess sich nun in New-York nieder und diktierte hier im somnambulen Zustande eine vollständige Natur- und Geisterphilosophie. Diese Arbeit dauerte zwei Jahre, und so entstand Davis' erstes und bedeutendstes Werk: „The principles of nature, her divine relevations, and a voice to mankind". Die Gedanken, welche in dieser sonderbaren Schrift niedergelegt sind, fanden vielen Widerspruch, verschafften ihm aber auch eine Schar begeisterter Anhänger, welche die neue Philosophie über ganz Amerika verbreiteten.

Davis war jetzt ein bekannter Mann geworden. 1850 wurde er nach Stratford gerufen, um sein Urteil über die dort vorgefallenen Spukgeschichten abzugeben. Zur Aufklärung derselben schrieb er sein eigentliches spiritistisches Werk: „The philosophy of spiritual intercourse". Er lebte nun teils davon, dass er umherreiste und Vorlesungen über seine Philosophie hielt, teils davon, dass er Redakteur verschiedener spiritistischer Zeitschriften wurde. Seine Grundgedanken arbeitete er dann weiter in dem Riesenwerk: „The great harmonia" 1850—60 in sechs grossen Bänden aus. Er war dreimal verheiratet und erhielt jedenfalls mit einer seiner Frauen ein nicht unbedeutendes Vermögen. Er schrieb noch verschiedene andere Schriften, eine Autobiographie, „the magic staff", und mehrere Bücher über Kindererziehung. 1884 wurde er vom Medizinalkollegium der Vereinigten Staaten zum Doktor der Medizin und Anthropologie ernannt. Ein Jahr darauf zog er sich in ein ruhigeres Leben nach New Jersey zurück, wo er, so weit mir bekannt ist, jetzt noch lebt.

Von Davis' zahlreichen Schriften wollen wir vorläufig nur die erste betrachten, seine „Principles of nature". Dieses Buch steht zwar nur in

einem entfernteren Verhältnis zu unserem eigentlichen Gegenstande, aber es finden sich hier schon die Grundgedanken über den Zustand der Seele nach dem Tode, aus denen Davis später in der „Lehre vom Verkehre mit den Geistern" nur die Konsequenzen zu ziehen brauchte, um sein spiritistisches System vollständig auszubilden. Durch diesen inneren Zusammenhang zwischen den beiden Büchern ist die Lehre, welche in den „Prinzipien der Natur" gepredigt wird, das religiöse und zum Teil das soziale Programm für viele Spiritisten geworden. Die ungeheure Verbreitung des Buches — es erlebte beinahe 40 starke Auflagen in 50 Jahren — zeigt auch, dass es eine hervorragende Rolle in dem geistigen Leben des modernen Amerikas spielt. Jedenfalls ist der weitere Verlauf des Spiritismus ohne die Kenntnis dieses Buches unverständlich.

Davis war höchst unwissend, als er sein Hauptwerk schrieb. Ueberall, wo es sich um positive astronomische, geologische oder historische Kenntnisse handelt, gibt er sich die traurigsten Blössen. Es ist deshalb für einen einigermassen gebildeten Menschen eine wahre Tortur, sich durch die ersten Teile des Buches hindurchzuarbeiten. Aber der dritte Teil „a voice to mankind", der die sozialen Verhältnisse unserer Zeit behandelt, fesselt das Interesse, und man fängt an, den Sinn des Werkes zu verstehen; das tiefe Mitleid des Proletarierkindes mit seinen Leidensgenossen, deren unglückliche Lage er aus eigener Erfahrung nur zu gut kennt, kommt hier zu Worte. Wo Davis diese Verhältnisse behandelt, erhebt er sich zu wirklicher Beredsamkeit.

„Die Armen sind diejenigen, deren Wünsche unerfüllt bleiben. So sind sie elend gemacht, und ihre Existenz bleibt ganz ungewürdigt. Es sind diejenigen, welche allen Druck und alle Leiden des Geschlechts auf sich haben, und infolge ihrer Unwissenheit sind sie gezwungen, in solcher Lage zu bleiben. Sie können nicht mit bewegender Beredsamkeit das Laster und das Elend darstellen, welches unter ihnen herrscht; sie können sich nicht von den Fesseln befreien, welche sie ketten und zur Erde niederziehen. Sie können dem Gefängnisse des Sektentums nicht entrinnen, noch ihre Stimme gegen die vielen unmenschlichen Verfahrungsweisen erheben, welche wider sie eingerichtet sind. Die Armen stehen auf der niedrigsten Stufe in der Gesellschaft und tragen daher durch ihren beständigen Gewerbsfleiss die grosse Last der Welt, welche auf ihnen ruht. Sie haben keine Mittel, um sich davon loszumachen, noch um für sich selbst fortzuschreiten, weil sich alles ihrem Fortschritt widersetzt und ihr Aufsteigen hemmt . . ." [1]).

Davis' ganzes Werk scheint nun ausschliesslich darauf angelegt zu sein, den Stiefkindern der Gesellschaft den Trost zu bringen, dass ein Fortschritt wirklich möglich, dass Armut kein notwendiges Uebel ist. Aber eine Hauptschwierigkeit begegnet ihm hier: die herrschende Religion vertritt den entgegengesetzten Standpunkt und behauptet, Armut lasse sich überhaupt nicht ausrotten. Dieser Stein des Anstosses muss erst entfernt werden, und um dies zu tun, geht Davis mit einer Gründlichkeit zu Werke, die weit mehr germanisch als eigentlich amerikanisch ist. Er schreibt eine vollständige Kosmologie.

[1]) Wörtlich entnommen aus: A. J. Davis, die Prinzipien der Natur; übersetzt von Gregor Konstantin Wittig. 2. Ausg. Leipzig, 1889.

Er beginnt sein Buch damit, die Entwicklung der Weltkörper aus dem Urnebel zu schildern, und geht dann dazu über, die geologischen Formationen der Erde und die Entstehung und Entwicklung des Lebens der Pflanzen und der Tiere zu behandeln. Im zweiten Teile beschäftigt er sich mit der Urgeschichte des Menschengeschlechtes, und hier interessiert er sich natürlich besonders für den Ursprung der Religionen und unter diesen wiederum hauptsächlich für die biblischen Lehren, welche sehr sorgfältig durchgenommen werden. Die Bibel kennt Davis offenbar durch und durch, aber die Kaltblütigkeit, mit der er historische „Tatsachen" umformt, wenn es gilt, den mythologischen Charakter der Religionen nachzuweisen, steht gewiss einzig da.

„Der Grund, weshalb ich beeindruckt bin, über die „biblische Geschichte" besonders zu sprechen, ist, weil aus ihrem Vorhandensein in der Welt sich riesige Monumente der Unwissenheit, des Aberglaubens und falscher Auffassung erhoben haben. Aus diesem Grunde habe ich gezeigt, dass einige von ihren Teilen Kompendien oder Auszüge von orientalischer Mythologie — jüdischer, ägyptischer und persischer Poesie — und von den Erzeugnissen der glänzendsten Einbildungen unterrichteter Geister sind. Es sind viele edle und erleuchtete Personen in jenen geschriebenen Seiten vorgestellt, deren Kräfte des Denkens und Fähigkeiten der Einbildung gerade die tiefste Achtung und Bewunderung erheischen. Viele darin enthaltene allegorische und symbolische Darstellungen sind ausserordentlich schön und lassen sich auf eine höchst glänzende und prächtige Weise erklären. Aber die Welt bekleidet diese Geschichte mit mehr Göttlichkeit, als sie selbst beansprucht, und hüllt so das Ganze in ein Gewand der Düsterheit und des undurchdringlichen Mystizismus oder Geheimnisses, welches dem Urteile Gewalt antut und die Vermögen des Geistes aus ihrem natürlichen Zustande und der Art und Weise ihrer Tätigkeit verdrängt"[1]).

Unter den Dogmen des Christentums sind ihm besonders die Erbsünde, die Versöhnung und die ewige Verdammnis ein Dorn im Auge.

„Die Lehre von der Erbsünde stellt den Menschen sowohl in leiblicher als geistiger Beziehung als ursprünglich rein, als die Blüte der göttlichen Schöpfung dar; sie legt dem Menschen fast alle Eigenschaften eines himmlischen Wesens bei. Während der Mensch so lebte, wurde er Versuchungen so bestrickender Art unterworfen, dass er unfähig war, ihnen zu widerstehen. Wie ungerecht ist es doch, der Gottheit die Schöpfung des Menschen zuzuschreiben und zu glauben, dass Gott den Menschen mit aller Reinheit und Güte ausgerüstet, zu gleicher Zeit ihm aber die Fähigkeit, einer Versuchung zu widerstehen, verweigert habe. Es ist unwürdig, der Gottheit den verderblichen Plan anzudichten, dass der Mensch für alle Zeit und vielleicht auch für die Ewigkeit unglücklich gemacht werden sollte, ein Plan, welcher selbst ungeborene Geschlechter Jahrtausende hindurch umfasst. Die Erbsünde ist so auf einem grossen, aber höchst ungerechten Tadel über die Weisheit und Liebe des Schöpfers begründet."

„Es wird angenommen, dass Christus bestimmt war, ein Mittel zu sein, wodurch der Mensch der ewigen Verdammnis entgehen sollte. Dies

[1]) Wörtlich entnommen aus: A. J. Davis, die Prinzipien der Natur; übersetzt von Gregor Konstantin Wittig. 2. Ausg. Leipzig, 1889.

ist eine Ansicht, die sich der Theologie der ersten Erdenbewohner sehr nähert. Aber es ist nicht wahr, ja, man kann sagen, es ist kein Funke gesunder Vernunft in der Behauptung, dass Christus gekommen sei, um eine Schuld zu bezahlen, die die Menschheit gemacht habe.“ „Es ist auch der Mühe wert, zu beachten, dass der Glaube an die ewige Verdammnis dort am umfangreichsten blüht, wo Torheit, Unwissenheit und Aberglaube herrscht. Nicht weniger beachtenswert ist es, dass dieses schreckliche und ungerechte Dogma in demselben Grade schwindet, in welchem der menschliche Geist vorgefasste Meinungen verwirft und intelligent wird. Das Dogma ist der Finsternis entsprungen, es erzeugt Finsternis, und es ist an und für sich so ausserordentlich finster, dass es sich nicht dem klaren, hellen Lichte nähern kann, das den Thron der erleuchteten Vernunft umgibt. Die Menschen sind wirklich verleitet worden, an einen Ozean eines ewigen Feuers zu glauben, das durch den Brennstoff verworfener und verdammter Seelen unterhalten wird, deren Leiden die Glorie und Majestät des göttlichen Geistes vermehren sollen! Es wird wirklich gelehrt, dass er den brennenden Abgrund geschaffen habe, und dass von ihm die Feuerpfeile ausgehen, mit denen die Strafe des Allmächtigen den Menschen in eine schreckliche Verdammnis hinabschleudert!“

Im Gegensatze zu dieser düsteren Lehre stellt Davis bessere Zustände für das andere Leben in Aussicht. In einem grossen lyrischen Erguss, eines wahren Propheten würdig, gibt Davis eine Schilderung vom Leben der Geister und deren stetigem Fortschritt in der „anderen Sphäre“.

Der Platz erlaubt mir leider nicht, diesen grossen Abschnitt vollständig wiederzugeben, und ein Bruchstück würde nur einen schlechten Begriff von dem wirklich erhabenen, prophetischen Tone, den Davis hier anschlägt, geben. Seine Betrachtungen nähern sich sehr denjenigen Swedenborgs, nur mit dem Unterschiede, dass, während Swedenborg noch eine Hölle für die Geister kennt, die nicht vorwärts schreiten wollen, bei Davis kein Stillstand noch Rückgang möglich ist; alle Seelen gehen einer immer grösseren Vollkommenheit entgegen.

Es ist begreiflich, dass Davis nicht grade mit sympathischen Augen auf die Geistlichkeit blickt. Aber in seinem Angriffe ist keine Grobheit, er ist immer der humane, überlegene Mann, welcher ihre Verirrungen beklagt und sie nicht ohne Witz behandelt.

„Die Geistlichen sind ausserordentlich unglücklich gestellt. Sie verdienen die Sympathien der ganzen Welt, während ihre Beschäftigung sobald als möglich geändert werden sollte. Ihr Einfluss sollte mehr auf Wahrheit als auf Unwissenheit, mehr auf Wohlwollen als auf Beschränkung, mehr auf Licht als auf Finsternis, mehr auf die Natur als auf ein Buch, und mehr auf Gott als auf den Teufel gerichtet sein, welcher heutigen Tages eine der wichtigsten Persönlichkeiten ist, ihre wankenden Systeme gegen die Angriffe der natürlichen Moralität und menschlichen Intelligenz zu unterstützen und zu schützen.“

So wird der religiöse Abschnitt des Buches durch eine Polemik mit oft treffenden Ausfällen gegen diejenigen Religionen gewürzt, die den grössten Teil der Menschheit zu einer unheilbaren Armut auf Erden und zu einem noch traurigeren Zustande nach demselben verdammen.

Im Gegensatze hierzu behauptet Davis, wie wir gesehen haben, für den einzelnen eine fortschreitende Entwicklung im zukünftigen Leben und ebenso auf Erden einen stetigen Fortschritt zu erträglicheren Zuständen. Wir leben in einem Zustande der Unvollkommenheit; aber so wie die Himmelskörper mit ihren regelmässigen Bewegungen sich aus einem Chaos entwickelt haben, so wird auch die menschliche Gesellschaft von ungeordneten Zuständen zu geordneteren fortschreiten.

Der Spuk in Hydesville und in Stratford.

Wir kommen nun zu dem Ereignisse, das den eigentlichen Anlass zur ganzen spiritistischen Bewegung gegeben hat.

In dem kleinen Dorfe Hydesville in der Grafschaft Wayne (Nordamerika) wurde ein Mann nachts durch Klopfen an seine Tür geweckt. Es war indes niemand da. Kaum hatte er sich ins Bett gelegt, als es wiederum klopfte, und dieses wiederholte sich mehrere Male, ohne dass er die Ursache entdecken konnte. Einige Zeit nachher wachte seine kleine Tochter um Mitternacht mit einem Schrei auf und erzählte, eine kalte Hand sei ihr über das Gesicht gefahren. Dann hörte man nichts mehr von der Sache, bis achtzehn Monate später ein angesehener Methodist, Mr. Fox, mit Frau und drei Töchtern in das Haus kam. Im Februar 1848 fing eines Abends, als die Kinder zu Bett gebracht waren, das eigentümliche Klopfen wiederum an. Eins der Kinder begann aus Spass mit den Fingern zu knipsen, und das Klopfen erfolgte in demselben Takte. Das Kind rief: „Zähle nun ein, zwei, drei, vier“ u. s. w.; vor jeder Zahl klatschte es in die Hände. Das unbekannte Wesen klopfte in derselben Weise. Frau Fox forderte es nun auf, bis zehn zu zählen, worauf zehn Schläge gehört wurden. Sie fragte dann nach dem Alter der Kinder, für jedes einzelne wurde die richtige Anzahl Schläge gegeben. Die Frau fragte dann, ob es ein menschliches Wesen sei, das diesen Lärm mache; aber es kam keine Antwort. Sie fragte dann, ob es ein Geist sei; wenn es der Fall sei, so solle dieses durch zwei Schläge bestätigt werden. Es klopfte zweimal. Sie fragte nun weiter und erfuhr, dass der Geist hier auf Erden Krämer gewesen sei, in demselben Hause gewohnt habe, ermordet und im Keller begraben worden sei. Bei der Untersuchung fand man später auch wirklich im Keller einen Unterkiefer und einige Haare; ob sie aber von einem Menschen herrührten, wurde nicht festgestellt. Die Sache erregte Aufsehen, die Nachbarn strömten herbei, um das Klopfen zu hören, das sich stets in der darauf folgenden Zeit wiederholte; niemand konnte die Ursache entdecken. Die Familie Fox wurde als vom Teufel besessen angesehen und aus der Methodistenkirche ausgestossen; kurz darauf zog sie nach der Stadt Rochester.

Hier ging das Klopfen wieder los und erregte dasselbe Aufsehen wie früher. Da es nur in Gegenwart der Kinder stattfand, nahm man ganz natürlich an, dass sie in irgend einer Weise den ganzen Lärm verursachten.

Es wurde deshalb ein Komitee aus den angesehensten Männern der Stadt eingesetzt, das die Sache untersuchen sollte. Dieses ging sorgfältig zu Werke, es stellte die Kinder barfuss auf Kissen und vergewisserte sich dessen, dass sie keinen Apparat hatten, mit dem sie die Laute hervorrufen

konnten. Trotz dieser Vorsichtsmassregeln hörte man das Klopfen im Fussboden und in den Wänden; es war aber nicht möglich, die Ursache zu entdecken. Viele Menschen kamen nun des Abends zur Familie Fox, um dies berüchtigte Klopfen zu hören; man sammelte sich gewöhnlich um einen grösseren Tisch, und nun schienen die Laute von diesem auszugehen. Auf solche Weise wurde das Tischklopfen und kurz darauf auch die Bewegungen des Tisches, das Tischrücken, entdeckt. Mehrere Personen fanden nun, dass auch in ihrer Nähe solche Laute und Bewegungen entstehen konnten, während dieses bei anderen Leuten niemals geschah; damit war also die besondere Gabe der Mediumität festgestellt.

Es wurden dann zuerst in Rochester und später in den Nachbarstädten öffentliche Vorträge über diese merkwürdigen Phänomene gehalten. Die Sache wurde dadurch in weiteren Kreisen bekannt; man fing überall an, mit den Tischen zu experimentieren, und in kurzer Zeit verbreitete sich die Bewegung über ganz Amerika und pflanzte sich nach Europa fort. Wie es hier weiter ging, werden wir später betrachten; zunächst wollen wir nur die Verhältnisse in Amerika besprechen. Es dauerte natürlich nicht lange, bis man entdeckte, dass die Geister noch mehr leisten konnten, als bloss mit Tischbeinen klopfen. In den spiritistischen Seancen traten allerlei wunderbare Erscheinungen auf, namentlich wenn man sich im Dunkeln um die Tische versammelte. Gegenstände, die kein Mensch berührte, setzten sich in Bewegung; musikalische Instrumente spielten von selbst ganze Melodien; die Medien begannen zu sprechen und Mitteilungen von Dingen zu machen, die sie gar nicht wissen konnten — alles Zeichen dafür, dass höhere intelligente Wesen hier tätig waren. Es wird nicht nötig sein, auf diese ersten schwachen Anfänge näher einzugehen, wir werden später die eigentümlichsten mediumistischen Phänomene einzeln durchnehmen, und es wird dann, soweit möglich, die geschichtliche Entwicklung eines jeden genauer besprochen werden. Da alle diese Ereignisse ganz unverständlich waren, reizten sie die Gelehrten zur näheren Untersuchung. Eine solche fand auch statt; der hochangesehene amerikanische Jurist Edmonds und der Chemiker Prof. Hare nahmen sich der Sache an. Ihre interessantesten Untersuchungen werden später besprochen werden; hier möge die Tatsache genügen, dass sie sich beide der spiritistischen Lehre als der einzig möglichen Erklärung anschlossen. Gleichzeitig erhoben sich aber auch von verschiedenen Seiten sehr ernste Widersprüche gegen ihre Ansicht. Ein amerikanischer Hypnotiseur, Dods, zeigte klar, wie alle Beschreibungen Edmonds' so unbestimmt und unzuverlässig waren, dass man in keiner Weise Garantie dafür hätte, dass die von ihm wahrgenommenen Phänomene nicht auf Betrug von seiten der Medien in Verbindung mit gewissen hypnotischen Phänomenen beruhten. Die amerikanischen Gelehrten hatten also nicht vermocht, die mediumistischen Phänomene über jeden Zweifel zu erheben.

Kaum war das Klopfen in Rochester verstummt, so fingen in einer andern amerikanischen Stadt, Stratford (Ontario), einige Spukgeschichten noch ernsterer Art an. Dieses Ereignis interessiert besonders deshalb, weil es Davis, der hinzugerufen wurde, Anlass gab, die ganze Theorie von der Verbindung der Geister mit den Menschen, wie sie gegenwärtig, wenn auch mit kleinen Modifikationen, von allen eigentlichen Spiritisten festgehalten wird, auszuarbeiten.

Der Spuk ereignete sich im Hause des Predigers Dr. theol. Phelps; er begann, wie in Hydesville, mit Klopfen und Bewegungen. Ausserdem wurden verschiedene Gegenstände in geheimnisvoller Weise in den Stuben umhergeworfen, und selbst als man die Türen abschloss, hinderte dieses die Gegenstände nicht, sich auf eigene Hand umherzutummeln. Man sah, wie ein Stuhl sich von der Diele erhob und fünf- bis sechsmal mit einer solchen Wucht hinabfiel, dass das ganze Haus erzitterte und selbst die Nachbarn es spürten. Ein grosser Metallarmleuchter, der auf einem Kamine stand, wurde von einer unsichtbaren Kraft auf den Fussboden gesetzt und solange gegen denselben geschlagen, bis er zerbrach. In einem der Zimmer zeigten sich Gestalten, aus Kleidern gemacht, die im Hause gesammelt waren; dieselben waren so ausgestopft, dass sie Menschen ähnlich sahen. Am häufigsten knüpften diese Ereignisse sich an die Person des jungen, 11 Jahre alten Harry Phelps. Er wurde auf verschiedene Weise vom Spuk geplagt; bald wurden seine Kleider zerrissen, bald wurde er in den Brunnen geworfen, einmal wurde er sogar gebunden und an einem Baum aufgehängt. Später begannen allerlei Zerstörungen, die Fenster und die Glasgeräte des Hauses wurden zerschlagen; es wurden Blätter aus Dr. Phelps' Notizbüchern, die in einem verschlossenen Sekretär lagen, gerissen; zuletzt brach sogar Feuer in demselben aus, so dass eine Menge Briefe und Manuskripte verbrannten. Nachdem so ein paar Jahre verflossen waren, beschloss man endlich, mit den feindlichen Mächten auf die von der Familie Fox angewiesene Weise zu verhandeln, und die Störungen hörten dann allmählich auf.

Indessen war Davis, wie schon erwähnt, im Hause gewesen und hatte die Dinge mitangesehen. Es war natürlich zu viel verlangt, dass eine somnambule Natur wie Davis, der selbst häufig Verkehr mit den Geistern hatte, ähnliche Ereignisse vernünftig auffassen sollte. Er kam deshalb zu demselben Resultate wie die anderen: Geister trieben ihr Unwesen in Stratford, in Hydesville und überall, wo die Tische klopften. Zur Erklärung dessen, warum und wie die Geister solches taten, schrieb er seine sehr kuriose „Philosophy of spiritual intercourse". Hier teilt er Verschiedenes von seinen Beobachtungen in Stratford mit, das nicht ohne Bedeutung ist. Zunächst berichtet er, dass der Knabe Harry sehr nervöser Natur war; darauf sagt er: „Die Eltern haben beständig in allen Fällen die Aussagen des Knaben für buchstäblich wahr genommen, aber ich entdeckte, dass er häufig in einer gewissen geistigen Aufregung nicht imstande war, zwischen den Wirkungen, die er selbst hervorrief, und denen, die von einem anwesenden Geiste hervorgerufen wurden, zu unterscheiden." Endlich heisst es: „Die Unglücksfälle, die im Hause vorkamen, habe ich als Beweise für satanische Wirkungen anführen hören, aber ich habe entdeckt, dass einige von ihnen vom Knaben aus Spass und andere von unverzeihlich boshaften Personen, welche der Familie ganz fremd waren, ausgeführt wurden."

Man kann nicht leugnen, dass etwas von dem Rätselhaften der Sache schon durch diese Aeusserungen schwindet. Es wird sogar recht wahrscheinlich, dass die Phänomene ihren ganzen mystischen Charakter verloren hätten, wenn ein Mann zugegen gewesen wäre, der nicht wie Davis an Geister zu glauben von vornherein geneigt war, sondern etwas von der Vorgeschichte solcher Besessenheit in Europa gekannt hätte.

Davis' spiritistische Lehre.

Als Davis sich von der wachsenden spiritistischen Flut mitreissen liess, musste es natürlich ihm, dem berühmten Seher, eingegeben werden, die Theorie des Spiritismus zu schreiben. Sein Buch „Vom Verkehr mit den Geistern“ ist im höchsten Grade naiv und verrät ebenso wie „Die Prinzipien der Natur“ den Mangel des Verfassers an gründlichen historischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Er weiss so z. B. gar nicht, dass die Spukgeschichten in Hydesville und Stratford vorher schon hundertfach in Europa vorgekommen waren; ihm ist es etwas ganz Neues.

„Zu allen Zeiten hat es wohl einzelne äusserst schwache, dunkle Anzeichen für unsichtbare geistige Kräfte gegeben; denn manche Individuen, sowie verschiedene Sekten haben vermeintliche Offenbarungen von der unsichtbaren und geheimnisvollen Welt erfahren. Aber niemals früher ist der Welt ein so klarer, zusammenhängender und unbestreitbarer Beweis für die Anwesenheit und den Einfluss der Geister gegeben worden als in diesem Jahrhundert. Und der Grund hierzu ist der, dass die Menschen im allgemeinen, mit nur wenigen Ausnahmen, niemals vorher gewagt haben, ihre Vernunft bei den geheimnisvollen und übernatürlichen Begebenheiten anzuwenden. Ein jeder Versuch von seiten eines Geistes, seine wirkliche Existenz und seine Mission zu offenbaren, ist immer mit vernichtender Skepsis oder fanatischem Aberglauben zurückgewiesen worden...... Aber jetzt ist die Zeit gekommen, wo die zwei Welten, die geistige und die natürliche, darauf vorbereitet sind, sich zu begegnen und sich auf dem Boden der geistigen Freiheit und des Fortschrittes zu umarmen.“

Die Menschen tragen jedoch nicht allein die Schuld daran, dass eine regelmässige Verbindung zwischen den zwei Welten bis jetzt nicht hat stattfinden können. Auch die Geister haben ihren Anteil daran, indem sie nun erst die Mittel zu einer solchen Verbindung entdeckt und die Methode in ein System gebracht haben. Dies hat darin seinen Grund, dass alle Geister ursprünglich Menschenseelen sind, die nicht gleich nach dem Tode vollkommen werden.

„Es ist vollständig falsch, wenn viele Personen annehmen, dass die Seelen gleich ein beinahe grenzenloses Wissen erhalten, sobald sie in das neue Leben eintreten. In höheren Sphären schreiten die Geister in Liebe und Weisheit fort, ganz ebenso wie der Mensch in dieser Welt sein Wissen mit wissenschaftlichen und philosophischen Kenntnissen bereichert.“

Hierzu kommt noch, dass die Entwicklung der Geister durchgängig einseitig ist; die meisten entwickeln sich gewöhnlich nur in der Richtung weiter, die sie hier auf Erden schon eingeschlagen haben.

„Viele Geister entwickeln sich weit in der besonderen Wahrheit oder Wissenschaft, für welche sie die grösste Sympathie und das grösste Interesse empfinden, während sie in anderen Wahrheiten und Wissenschaften verhältnismässig unaufgeklärt sein können.“

Bei einer solchen Sachlage musste es erst Geister mit bestimmten Interessen geben, und diese Geister mussten dann noch gewisse Entdeckungen gemacht haben, ehe eine regelmässige Verbindung stattfinden konnte. Aber nun ist das Verfahren entdeckt worden, und dieses verdankt man Davis' berühmten Landsmann Benjamin Franklin, welcher das grosse „Pantheaprinzip" oder die Methode der elektrischen Vibrationen fand.

Davis hat die Geschichte aus Franklins eigenem Munde, indem er eine lange Konferenz mit diesem vorgeschrittenen Geiste hatte, der folgendes erzählte:

„Bei Erforschung der zahlreichen Manifestationen geistiger Gegenwart unter den vielfältigen Sekten und Nationen der Erde bemerkte ich, dass das grosse allgemeine Prinzip des anomalen Verkehrs von den Geistern, wenn sie sich von Zeit zu Zeit mitteilen, niemals von den Erdbewohnern richtig verstanden worden war. In Uebereinstimmung mit der grossen unauslöschlichen Liebe, die ich für wissenschaftliche Untersuchungen und Forschungen fühle, bin ich beständig — mit ruhiger und glühender Freude — von Punkt zu Punkt in dieser Kenntnis fortgeschritten durch Verfolgung der Prinzipien der Panthea oder der Elektrizität bis hinein in ihre unzählbaren Windungen und verschiedenen Modifikationen. Ich habe dieses Elementes mächtige Wirkungen in dem grossen Nervensysteme der Natur, seinen Uebergang von Konstellation zu Konstellation, von Planet zu Planet, seine weiten und mächtigen Flüge von den Bewohnern der höheren Zirkel der zweiten Sphäre bis zu der Bevölkerung auf den entferntesten Welten betrachtet; und in allen seinen weiten Flügen und vielfältigen Operationen habe ich Gott erkannt. Diese wundervollen und Seelen absorbierenden Beobachtungen sind auch von Individuen gemacht worden, die in Hinsicht intellektueller Befähigungen und Entdeckungen weit ausgezeichneter sind als ich; obschon diese Geister noch nicht die Anwendung der Pantheaprinzipien als das Mittel der Begründung eines Verkehrs mit den Bewohnern der Erde studiert haben." [1])

In solcher Weise fährt Davis auf jeder Seite fort und wagt diesen verrückten Nonsens seinen Lesern als eine Aeusserung von Franklins Geist zu bieten. Das Ende der Geschichte ist nun, dass Franklin und seine Freunde in der anderen Welt entdecken, wie sie mit Hilfe des Pantheaprinzips oder „des göttlichen Elementes" Gegenstände auf der Erde in Bewegung setzen und so mit den Erdbewohnern in Verbindung treten können. Sie probieren nun an verschiedenen Stellen der Erde, und es glückt ihnen auch, hier und da einige schwache Töne hervorzurufen, „aber vornehmlich in Rochester — wo wir die notwendigen Bedingungen vorfanden — riefen wir die ersten Mitteilungen hervor, welche bis zu einem gewissen Grade die Aufmerksamkeit der Welt beschäftigten und den skeptischen Verstand interessierten. Wir freuten uns über den günstigen Ausfall unserer Experimente, namentlich als wir sahen, dass die von uns hervorgerufenen Töne manche anzogen, welche anfingen, nach ihrem Ursprung und der Veranlassung zu forschen; aber häufige Missverständnisse konnten wir doch nicht

[1]) Wörtlich entnommen aus: A. J. Davis, Die Philosophie des geistigen Verkehrs, übersetzt von Gregor Constantin Wittig. Leipzig. 1884.



verhindern. Infolge von Erbitterung und Unkenntnis der geistigen Ursachen fassten viele Personen die gegebenen Mitteilungen ganz falsch auf; so sind viele falsche Urteile und Gutachten entstanden, welche bis jetzt nicht berichtigt sind. Auch konnten wir die fast ganz genaue menschliche Nachahmung unserer Vibrationen nicht verhindern, bei denen gelegentlich Sätze buchstabiert wurden — im Widerspruch mit unseren Anweisungen an die Medien und entgegen den Bedingungen, welche wir für eine Verbindung vermittelst Töne als passend angegeben hatten."

Davis muss nun leider einräumen, dass es nicht weit her ist mit den Früchten, welche der „anomale Verkehr vermittelst des Pantheaprinzips" gezeitigt hat. „Es ist wahr, dass alle Mitteilungen, welche bis jetzt durch elektrische Vibrationen erhalten wurden, nicht genügende Bedeutung für einen aufgeklärten Menschen zu haben scheinen. Die Antworten sind ganz vereinzelt und äusserst lakonisch, sie haben sich oftmals als ganz unzuverlässig und sehr häufig ohne alle Bedeutung erwiesen. Die Mitteilungen sind trivial und verraten im Vergleich mit der gewöhnlichen Unterhaltung zwischen Menschen eine so geringe Intelligenz, dass manche ernsten Menschen überhaupt daran zweifeln, dass jemals wertvolle Mitteilungen durch Töne erreicht werden können; aus demselben Grunde erklären die Skeptiker, dass diese Töne aus rein menschlichen Quellen entsprungen seien, und zwar mit dem Zweck, um einen Betrug hervorzurufen. Der allgemeine Eindruck ist der, dass die Geisterwelt würdigere und erhabenere Wahrheiten entwickeln müsste."

Den Grund davon, dass das ganze Resultat ein so äusserst kärgliches ist, sucht Davis darin, dass weder die Geister noch die Menschen die neue Entdeckung in rechter Weise zu benutzen verstehen. „Die Geister können den Menschen nicht immer eine Sache von allen Seiten klar machen, namentlich dann nicht, wenn sie sich der unvollkommenen, langwierigen und langweiligen Methode der elektrischen Töne bedienen. Da aber die Geister weder unfehlbar, noch allmächtig, zugleich aber gezwungen sind, sich nach den Bedingungen der neuen Methode zu richten, welche sie nicht ganz beherrschen, so kann man sich nicht immer auf die Anzahl der Klopflaute verlassen, welche diesen oder jenen Satz angeben sollen." Auf solche Weise entstehen oft Missverständnisse; Selbstwidersprüche der Geister sind auch nicht ausgeschlossen. „Diese Selbstwidersprüche müssen der grossen Klasse sympathischer Geister zugeschrieben werden, worunter man Geister versteht, die, obwohl sie von der Erde fort sind, sich doch nicht ganz von den starken Banden und Beziehungen zu den Menschen befreit haben. Infolgedessen werden sie, wenn sie sich einem Kreise von Freunden nähern, die versammelt sind, um mit ihnen in Verbindung zu treten, in dem Grade in den Gedankengang, welcher im Kreise herrscht, hineingezogen, dass sie fast allem beistimmen, was der Fragesteller bejaht haben möchte. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung könnte ich Hunderte von Ereignissen anführen, wo die Geister, welche durch Töne Mitteilungen machten, zu einer Zeit etwas gesagt haben, dem sie später auf das bestimmteste widersprochen haben. Es werden theologische Fragen an sie gerichtet; in einer Versammlung und unter gewissen Umständen werden dann Antworten hervorgerufen, welche genau mit den herrschenden Anschauungen dieses Kreises übereinstimmen; aber in einer andern Versammlung und unter ganz andern Einflüssen werden die gegebenen Antworten modifiziert, so dass sie mit den Hauptanschauungen des neuen Kreises übereinstimmen."

Das Aergste hierbei ist, wie Davis sagt, der Umstand, dass derartige Mitteilungen im Namen eines Apostels oder eines andern hohen Geistes gemacht werden. „Aber es ist mir eingegeben, hier die Frage zu beantworten, welche sich dem Leser ganz natürlich aufdrängt, nämlich die, wie es zugehen kann, dass ein entwickelter Geist, wie z. B. St. Paulus, in einem so hohen Grade seine Antworten von den Wünschen der Teilnehmer des Zirkels abhängig macht. Diesen Punkt habe ich sehr genau untersucht und infolge eines kritischen inneren Rückblickes entdeckt, dass in keinem der erwähnten Zirkel eine Mitteilung vom wirklichen Apostel Paulus noch von irgend jemandem seiner glorreichen Genossen gemacht ist. Dagegen finde ich, dass ein verstorbener Freund oder ein Verwandter von einem oder mehreren der Anwesenden in sympathische Verbindung mit der Versammlung getreten ist und auf ihre Fragen geantwortet hat. . . . . Und ebenso wie Menschen in der äusseren Welt sich leiten und durch die Umgebungen und den Einfluss einzelner Personen bestimmen lassen können, so gibt es auch in der inneren Welt eine Klasse unentwickelter Geister, welche sich von den positiven Vorstellungen der Menschen beeinflussen lassen, wenn sie sich vermittels der Töne mit einem Kreise in Verbindung setzten. Diese Geister, welche mehr in göttlicher Liebe als in Weisheit vorgeschritten sind, lassen sich leicht beeinflussen, gerade das zu fühlen, was die Mehrzahl der Personen im Kreise fühlt und denkt." Wenn also in einer Seance gefragt wird, ob dieser oder jener hohe Geist zugegen sei, so antwortet ein solcher sympathischer Geist „ja", indem er sich durch die Wünsche der Anwesenden bestimmen lässt und in Uebereinstimmung mit ihnen antwortet. Auf solche Weise bekommen die Teilnehmer des Kreises alle ihre Anschauungen bestätigt; die Geister reden ihnen geradezu nach dem Munde.

„Nach dem jetzt herrschenden Glauben werden manche denkenden Menschen der Meinung sein, dass es notwendigerweise böse Geister sein müssen, die kommen und sich unter falschem Namen vorstellen und Lehrsätzen und Gedanken beistimmen, von denen sie keine klare Vorstellung haben, wodurch sie die Leute irreleiten und sich selber widersprechen. Aber es ist mir eingegeben worden, meine Leser zu versichern, dass das ganze Problem sich lösen lässt, ohne die Existenz böser oder auch nur unwissender Geister anzunehmen. Es sind gerade die freundlichen, liebenden und empfänglichen Geister, welche durch den Verkehr mit nachlebenden Verwandten und Freunden sich angezogen fühlen und welche, durch ihre sympathischen Gefühle verleitet, allem beistimmen, wonach sie gefragt werden."

Davis' Werk enthält noch andere wilde Phantasien, z. B. von der Befreiung der Seele vom Körper durch den Tod, von der Einrichtung der Geisterwelt, von der „verfeinerten" Elektrizität, wodurch die Geister die Tische in Bewegung bringen usw. Alles dieses sind nur Nebensachen, die ohne Bedeutung für das Verständnis des Spiritismus sind und deshalb hier übergangen werden können.

Kapitel 21.

Die Ausbreitung des Spiritismus.

Die Ursachen der Ausbreitung des Spiritismus.

Von Amerika pflanzte der Spiritismus sich schnell nach Europa fort und erregte überall das grösste Aufsehen. Im Anfang der fünfziger Jahre beschäftigten sich alle mit ihm, und Millionen wurden eifrige Anhänger. Es ist bei näherer Betrachtung eine höchst merkwürdige Erscheinung, der wir gegenüberstehen. Ein recht unwissender, somnambuler Amerikaner und einige Kinder veranlassen eine Bewegung, welche sich nicht allein über das Vaterland des „Humbugs", sondern über die ganze zivilisierte Welt ausbreitet. Und die Bewegung verschwindet nicht ebenso schnell, wie sie entstanden ist; vielmehr jetzt, ein halbes Jahrhundert später, ist sie verbreiteter und lebenskräftiger denn je zuvor. Aber selbst, wenn man so weit gehen wollte, den Sieg des Spiritismus anzunehmen, weil er die Wahrheit sei, was ich ganz gewiss nicht glaube, so wäre die Sache dennoch nicht verständlich. Denn der Spiritismus ist keine neue Wahrheit; er existierte völlig entwickelt in seiner ganzen modernen Gestalt schon zu der Zeit, als Davis geboren wurde. Die deutschen Pneumatologen hatten die Lehre klarer, reiner und mit grösserer Tiefe und Gründlichkeit dargestellt, als die ungelehrten Amerikaner es vermochten. Weshalb verbreitete sich der Spiritismus denn nicht schon im ersten Viertel des Jahrhunderts, getragen von einer Reihe tüchtiger, hochangesehener Männer? Davis' Lehre von den Geistern, sofern sie über das hinausgeht, was sich in den entsprechenden Büchern von Jung-Stilling, Eschenmayer und Kerner findet, ist eigentlich nur Gallimatthias; warum glückte es ihm und nicht ihnen, die diese angebliche Wahrheit brachten, durchzudringen? Um dieses zu verstehen, müssen wir auf die feinen Unterschiede achten, die sich zwischen dem amerikanischen Spiritismus und der deutschen Pneumatologie finden. Hier fallen nun zwei Abweichungen besonders in die Augen, die auch genügen, um das ganze Phänomen zu erklären. 1. Die Amerikaner haben das Tischrücken entdeckt — dieses kannten die Deutschen nicht; 2. der amerikanische Spiritismus hat trotz seines falschen wissenschaftlichen Zuschnittes ein hervorragend religiöses Gepräge — die deutsche Pneumatologie aber war trotz des engen Anschlusses an das Christentum ein philosophisches System. In jenen beiden Tatsachen liegt unzweifelhaft das Geheimnis der Ausbreitung

des Spiritismus,. und wir wollen deshalb jede derselben etwas näher betrachten.

Das Tischrücken ist nachweislich die Veranlassung gewesen, dass der Spiritismus überhaupt in weiteren Kreisen bekannt wurde. Die sonderbare Behauptung, dass ein Tisch sich dadurch in Bewegung setzen soll, dass ein Kreis von Menschen sich um ihn setzt und die Hände ruhig auf demselben liegen lässt, musste notwendigerweise Aufsehen erregen. Das war etwas, was alle untersuchen konnten, weil der einzige dazu notwendige Apparat, ein Tisch, sich überall vorfand. Es ist eine bekannte Tatsache, derer sich manche von den jetzt Lebenden noch erinnern werden, dass in den ersten Jahren nach 1850 eine wahre Tischtanzepidemie in ganz Europa wütete. Tische zum Tanzen zu bringen, war damals geradezu ein Gesellschaftsspiel, das alle probieren wollten, und erst als alle sich davon überzeugt hatten, dass es sich ohne Schwierigkeit machen liess, schlief das Interesse dafür ein. Natürlich wurde nicht ein jeder, der sich mit Tischrücken amüsierte, ein gläubiger Spiritist. In Zeitungen und Broschüren gaben Gelehrte mehr oder weniger richtige Erklärungen des Phänomens ab; Karikaturzeichner machten sich in Flugblättern darüber lustig. Aber gerade das Tischrücken, wieviel man auch darüber spottete und wie sehr man es karikierte, trug offenbar dazu bei, dass man sich über die Lehre, mit der es aufs engste zusammenhing, Aufschluss verschaffte. So hat das Tischrücken unzweifelhaft bewirkt, dass der Spiritismus überhaupt bekannt wurde.

Indes ist es doch etwas anderes, eine Lehre kennen und sie annehmen. Dass der Spiritismus aber Anhänger fand, hat seinen Grund im zweiten der genannten Umstände, in seinem religiösen Charakter.

Nach der Auffassung der Spiritisten selbst, die auf jeder zweiten Seite ihrer Zeitschriften ausgesprochen wird, rührt der Fortschritt des Spiritismus hauptsächlich davon her, dass er ein berechtigter und lebendiger Protest gegen den naturwissenschaftlichen Materialismus ist, der bis jetzt all unser Denken beherrscht hat, dessen die Menschen aber müde sind. Diese Behauptung ist ebenso oberflächlich als verkehrt, wie das meiste, was auf spiritistischer Seite vorgebracht wird. Zunächst existiert schon seit langer Zeit ein naturwissenschaftlicher Materialismus nicht mehr. In der Mitte des Jahrhunderts flackerten die materialistischen Ideen wohl für eine kurze Zeit auf, indem sie von Männern wie Vogt, Moleschott und Büchner verteidigt wurden, aber diese Glanzperiode erinnert mehr an das Aufflackern einer Flamme vor ihrem Erlöschen. Schon 1857 zeigte F. A. Lange in seiner „Geschichte des Materialismus“ so gründlich die völlige Unhaltbarkeit des krassen Materialismus, dass dieser seit der Zeit nicht wieder durchgedrungen ist und fürs erste auch kaum wieder durchdringen wird. Ein Gelehrter, welcher heutigentags behaupten wollte, dass das Dasein sich nur durch die Materie und deren Kräfte erklären liesse, würde damit nur beweisen, dass ihm die elementarsten philo-

sophischen Begriffe fehlen. Soweit mir bekannt, hat der Materialismus im letzten Menschenalter auch keinen Repräsentanten gehabt, dessen Namen einen Klang in der wissenschaftlichen Welt hätte. Die Behauptung, dass die materialistischen Ideen längere Zeit hindurch die alleinherrschenden gewesen seien, ist also vollständig aus der Luft gegriffen; folglich ist es auch eine ganz unhaltbare Behauptung, dass die Leute derselben müde geworden seien und deshalb Rettung im Spiritismus gesucht haben. Betrachten wir ferner den Spiritismus und Materialismus unparteiisch nebeneinander, so müssen wir die spiritistische Auffassung vom Zustande der Seele nach dem Tode doch als eine grob-materialistische bezeichnen. Diese halb-materiellen, dann und wann sich völlig materialisierenden Seelen, die ihr Leben genau wie hier auf Erden fortsetzen, sind ja durchaus nicht dazu geeignet, als Protest gegen den naturwissenschaftlichen Materialismus aufzutreten. In dieser Beziehung würde die rein spiritualistische Auffassung des orthodoxen Christentums ein viel leichteres Spiel haben. Warum nehmen die Menschen, die des Materialismus müde geworden sind, denn nicht ihre Zuflucht zu dieser Religion? Hier werden sie gründlich frei vom Materialismus, während die spiritistische Lehre von den Seelen tatsächlich in schönster Uebereinstimmung mit den Ansichten Demokrits, des Urhebers des modernen Materialismus, steht. Viel näher liegt daher die Annahme, dass die Kulturvölker jetzt so materialistisch geworden sind, dass sie die erhabeneren Vorstellungen früherer Zeiten nicht länger festhalten können, sondern zu den grobsinnlichen Ansichten primitiver Stufen herabsinken. Dieser Rückschritt erinnert uns an die in historischer Zeit stattgefundene Entwicklung in Polynesien, wo ein analoger Uebergang von animistischen zu spiritistischen Vorstellungen sich nachweisen lässt (vgl. S. 21). Wenn wir aber jetzt den religiösen Charakter des modernen Spiritismus näher untersuchen, werden wir finden, dass bei uns wie dort mit dem intellektuellen Rückschritt ein ethischer Fortschritt verbunden ist.

Im vorhergehenden haben wir schon gesehen, dass der Kern von Davis' Lehre folgender ist: „Der Gegensatz zwischen gut und böse existiert nicht; man kann nur von mehr oder weniger Vollkommenem reden. Das Unvollkommene wird sich entwickeln und allmählich vollkommen werden. Folglich gibt es auch keine bösen Geister; alle, selbst die niedrigsten, werden zuletzt vollkommen, d. h. selig werden.“ Oder kurz und gut: Eine ewige Verdammnis gibt es nicht. Wir werden im folgenden sehen, dass dieser Satz der Hauptpunkt des französischen Spiritismus ist, wie Allan Kardec ihn auf dem Boden des Katholizismus entwickelt hat. Die Lehre Kardecs von der Reïnkarnation geht gerade darauf aus, die Möglichkeit, dass

alle Geister selig werden können, zu beweisen. Es ist unzweifelhaft kein Zufall, wenn zwei Männer, die auf so verschiedener religiöser Grundlage stehen, wie Davis und Kardec, zu demselben Resultat kommen. In Wirklichkeit haben beide eben die Lehre von der ewigen Verdammnis angreifen wollen: hierauf sind ihre Systeme von vornherein angelegt. Damit ist der bedeutende Fortschritt des Spiritismus auch leicht verständlich. Für die grosse Masse des Volkes ist derselbe schlechthin eine Religion wie jede andere, und man wirft sich ihm in die Arme, um sich von einem Dogma der Kirche loszureissen, das mit der humanen Vorstellung unserer Zeit von Rechtfertigung und Vergeltung nicht harmoniert. Deshalb wird der Spiritismus auch in Zukunft immer wieder Anhänger finden und Fortschritte machen.

Indes behaupte ich keineswegs, dass ausschliesslich religiöse Interessen den Fortschritt des Spiritismus bewirkt haben. Die vielen merkwürdigen Phänomene, welche in Gegenwart der Medien hervortraten, haben wohl auch dazu beigetragen, dass Leute, die keine andere Erklärung für dieselben finden konnten, ihre Zuflucht zum Glauben an Geister nahmen. Dass die Tatsachen selbst die Leute überzeugt haben sollten, ist sicherlich nicht in dem Masse anzunehmen, als man gewöhnlich glaubt; denn diese „Tatsachen“ sind äusserst selten. Unter tausend Spiritisten hat wohl kaum einer mit eigenen Augen etwas gesehen, was ihn von dem Mitwirken der Geister wirklich hätte überzeugen können, wenn er nicht von vornherein den Glauben daran mitgebracht hätte. Was in den privaten spiritistischen Kreisen sich ereignet, ist gewöhnlich so unbedeutend, dass kein vernünftiger Mensch dadurch zu der Annahme von Geistern bewogen werden kann. Man muss eben von vornherein den Glauben daran haben, um eine Bekräftigung desselben durch die Ereignisse in den privaten Seancen zu finden. Ein solcher Glaube kann natürlich dadurch entstehen — und ist in manchen Fällen auch so entstanden —, dass man Berichte über weit merkwürdigere Phänomene als die selbsterlebten liest. Wenn diese sonderbaren Phänomene — nach der Behauptung der Beobachter — nur als das Wirken von Geistern erklärt werden können, so ist damit gegeben, dass Geister in die Menschenwelt eingreifen. Natürlich liegt es dann auch sehr nahe, das Mitwirken der Geister auch bei weniger merkwürdigen Ereignissen anzunehmen.

Es unterliegt, wie gesagt, keinem Zweifel, dass viele auf diesem Wege gläubige Spiritisten geworden sind. Aber dies erklärt den Fortschritt des Spiritismus nicht genügend; denn viele Männer der Wissenschaft haben im Laufe der Zeit die mediumistischen Phänomene untersucht und ihre Richtigkeit eingeräumt, aber nur die wenigsten

haben sich dem Spiritismus angeschlossen. Sie sind vielmehr Okkultisten geworden, d. h. sie nehmen an, dass die Phänomene durch irgend eine bis jetzt noch unbekannte, „okkulte“ Naturwirkung zustande kommen. Eine grosse Schar von Gelehrten ist in dieser Erklärung einig; wir werden später auf sie und ihre Versuche zurückkommen. Warum wollen die Spiritisten nun eine solche natürlichere Erklärung nicht annehmen? Warum sollen die lieben Geister alles machen? Mit einem Wort: Warum räumt der Spiritismus nicht dem Okkultismus den Platz ein?

Die Antwort wird jedem einleuchtend sein, der nicht selber Spiritist ist. Der Widerstand gegen die natürliche Erklärung kann nur durch religiöses Interesse diktiert sein. Man hält den Glauben an die Geister deswegen fest, weil nur die Geister zuverlässige Aufklärungen über das zukünftige Leben geben können. Man sollte doch meinen, dass es den Spiritisten ganz gleichgültig sein müsste, wie die Wissenschaft die mediumistischen Phänomene erklärt, wenn sie deren Existenz nur einräumt. Aber das ist ihnen eben nicht gleichgültig. Einem Menschen, der aus Büchern wenig gelernt hat, fällt es nicht ein, einem Physiker zu widersprechen, wenn dieser die Bewegungen des Pendels erklärt; er räumt ruhig ein, dass der Physiker das besser verstehe. Aber derselbe Mensch wehrt sich mit Händen und Füssen gegen jede natürliche Erklärung der viel schwierigeren mediumistischen Phänomene. Warum räumt er nicht ein, dass Psychologen und Physiologen das besser verstehen als er? Hier ist nur eine Erklärung möglich: weil es ihm vor allem darum zu tun ist, eine Garantie für die Richtigkeit der sogenannten Geistermitteilungen zu bekommen. Diese Garantie hat er aber nicht, wenn er nicht länger glauben darf, dass sie wirklich von Geistern herrühren.

Also: der Glaube der meisten Menschen an den Spiritismus ist rein religiöser Natur. Wer das Bedürfnis hat, selbständig zu denken, sich aber nicht vollständig vom Autoritätsglauben irgend einer Art loszureissen vermag, findet im Spiritismus eine mächtige Stütze. Von den Geistern wird er immer solche religiösen Sätze diktiert bekommen, welche seinem religiösen Bedürfnisse entsprechen. Dadurch hat er einen doppelten Vorteil erreicht: er hat die Religion gefunden, deren er bedarf, und diese Religion ist ihm auf übernatürlichem Wege, durch Offenbarungen, garantiert. Deshalb gewinnt der Spiritismus immer mehr Boden und hat eine Zukunft für sich.

Ich werde jetzt in kurzen Zügen die Entwicklung des Spiritismus in Europa schildern und dabei Gelegenheit nehmen, verschiedene Einzelheiten, die vorläufig als blosse Behauptungen hingestellt sind, näher zu beleuchten. Wir betrachten zuerst besonders den französi-

schen Spiritismus, sodann den allgemeinen Entwicklungsgang in Europa und schliessen mit einer detaillierteren Behandlung der populär-spiritistischen Seancen.

Der französische Spiritismus.

Frankreich war das Land Europas, in welchem der Spiritismus zuerst Anhang und Verbreitung fand. Schon 1849 bildeten sich hier auf Veranlassung einer aus Amerika heimgekehrten Dame verschiedene spiritistische Zirkel, die sich um Tische versammelten und vermittels dieser Mitteilungen von Geistern erhielten. In Frankreich erschien auch 1851 die älteste spiritistische Zeitschrift: „La table parlante". Schon der Titel zeigt uns, dass das Tischrücken unter allen mediumistischen Phänomenen das bekannteste war und die Aufmerksamkeit am meisten auf den Spiritismus hinleitete. Ungefähr um dieselbe Zeit, im Anfange der fünfziger Jahre, entstand ausserdem eine reiche Literatur von spiritistischen Spezialwerken, welche sowohl die Geister und die Medien, als auch das Tischrücken teils vom praktischen, teils vom theoretischen Gesichtspunkt aus betrachteten. Es ist unmöglich, auf dieselben und ihre Verfasser näher einzugehen. Die meisten sind längst vergessen und von dem Manne verdrängt, der als der eigentliche Schöpfer des französischen Spiritismus zu bezeichnen ist, Rivail, genannt Allan Kardec. Er hat übrigens vielfach das benutzt, was sich in den Schriften seiner Vorgänger an brauchbarem Material vorfand, so dass wir also durch Betrachtung seiner Wirksamkeit einen Ueberblick über den damaligen Standpunkt des Spiritismus in Frankreich erhalten.

Hippolyte Denisard Rivail ist 1804 in Lyon geboren und bei dem berühmten Pädagogen Pestalozzi erzogen worden. Später studierte er Jura, Medizin und Sprachen; mit Ausnahme der russischen soll er alle europäischen Sprachen gekannt haben. 1850 trat er in einen spiritistischen Zirkel ein, der mit einem der besten Medien, Celina Japhet, arbeitete. Rivail überzeugte sich bald davon, dass Celina wirklich mit Geistern in Verbindung stand, und er legte ihr nun eine ganze Reihe von Fragen in Bezug auf die Geister und Geisterwelt vor. Diese beantwortete sie im somnambulen Zustande teils durch Schreiben, teils durch inspirierte Reden. Alles, was er durch Celina und eine andere Somnambule, Frau Bodin, erfuhr, stellte er in seinem berühmten Werke „Livre des Esprits", Paris 1858, zusammen. Da Rivail, schon bevor er Spiritist wurde, ein eifriger Anhänger des Glaubens an Präexistenz und Seelenwanderung war, so ist es nicht zu verwundern, dass die Mitteilungen der Geister diese Lehre in allem bestätigten, so dass dieselbe einen Kernpunkt im „Buch der Geister" bildet. Dieses wurde unter dem Schriftstellernamen Allan Kardec herausgegeben, da Rivail nach Aussage der Geister in einer früheren Existenz so geheissen hatte.

„Das Buch der Geister" ist eine Art Bibel für alle Spiritisten in den romanischen Ländern geworden. Es behandelt alle möglichen Fragen über

Gott und über die Menschenseele, sowohl in dem Zustand, wo sie an den Körper gebunden ist, als auch in dem, wo sie von demselben frei, also Geist, ist. Die Grundsätze dieser ganzen Lehre hat Kardec in einem kleinen Buche zusammengestellt: „Qu'est-ce-que le spiritisme?", Paris 1859. Einige Zitate genügen, um die Punkte hervorzuheben, welche für uns das meiste Interesse haben. Vor allem betrachten wir die religiöse Seite seiner Lehre.

„Wenn es möglich wäre, alle vernünftigen Menschen, von ihren innersten Gedanken geleitet, über die ewige Strafe abstimmen zu lassen, so würde man bald sehen, nach welcher Seite hin die meisten sich neigen. Denn die Vorstellung von der ewigen Strafe ist offenbar eine Verleugnung der unerschöpflichen Barmherzigkeit Gottes. Der Spiritismus kann auch die Entstehung dieses Glaubens erklären. Wir treffen bisweilen leidende und unglückliche Geister, welche infolge der Beschränktheit ihrer Begriffe und ihres Wissens den Zeitpunkt nicht kennen, wo ihre Qualen aufhören sollen. Sie sind durch die Ueberzeugung niedergeschlagen, dass dieselben ewig dauern werden, und darin besteht zum Teil ihre Strafe. Uebrigens existiert keine bestimmte Grenze für die Strafzeit der niederen Geister. Der Weg zur Besserung steht ihnen stets offen, aber der Weg kann weit sein, und da sie, wie wir zu sehen Gelegenheit gehabt haben, oft mehrere Jahrhunderte lang auf solche Weise gepeinigt werden, so haben sie Grund zu glauben, dass sie ewig leiden sollen.

Der Spiritismus erkennt keine Teufel in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes an, räumt aber wohl ein, dass es böse Geister gibt, die viel Böses anrichten, dadurch, dass sie schlechte Begierden und Gedanken erwecken. Der Spiritismus lehrt jedoch zugleich, dass diese Geister nicht nur dazu geschaffen sind, um Böses zu tun, oder bestimmt sind, bis in Ewigkeit der Macht des Bösen unterworfen zu sein — der Ausschuss der Schöpfung und die Henker der Menschheit —, sondern dass sie unvollkommene und für das Gute unzugängliche Geister sind, deren Besserung Gott der Zukunft überlassen hat. Hiermit stimmt die Annahme der griechisch-katholischen Kirche überein, dass der Teufel zuletzt bekehrt werden wird, woraus sich die Bekehrung der bösen Geister ergibt und die Lehre von der ewigen Strafe verworfen ist."

Als den Weg, auf dem alle Geister zuletzt selig werden, nimmt Kardec die Wiedergeburt an. Seine Lehre unterscheidet sich jedoch dadurch von den Vorstellungen des Altertums über die Seelenwanderung, dass er bestimmt daran festhält, die Menschenseele könne nur in einem menschlichen Körper wieder Wohnung nehmen, während das Altertum sich auch Tiere als zeitweiligen Aufenthaltsort dachte. Die Kardecsche Lehre kann kurz in folgenden Sätzen wiedergegeben werden:

„Die Geister werden reiner und edler durch die Prüfungen, denen sie im irdischen Leben unterworfen sind. Da dieses Leben aber im Verhältnis zu der unbegrenzten Dauer des geistigen Lebens nur ein Augenblick ist, so würde ein Dasein in diesem Leben unmöglich zur vollständigen Läuterung des Geistes genügen; deswegen tritt dieser so oft aus dem irdischen Leben und wieder ins irdische

Leben zurück, als es zur Erreichung dieses Zwecks notwendig ist. Wie oft ein jeder Geist dieses irdische Dasein durchmachen muss, ist unbestimmt. Der Geist, der alle zu seiner Reinigung notwendigen Wiedergeburten durchgemacht hat, ist keiner mehr unterworfen. Er ist dann ein reiner Geist und geniesst die höchste Seligkeit des ewigen Lebens. Bei jeder Reïnkarnation schreitet der Geist fort an Kenntnissen und Erfahrungen, die seine Veredlung befördern. Die Wiedergeburt ist also die Hand, die ihm gereicht wird, damit er allmählich in der Veredlung wachsen kann. Das, was der Geist im irdischen Dasein sich an Kenntnissen und Sittlichkeit erworben hat, geht nie wieder verloren."

Nach diesen Proben von Kardecs Spiritismus unterliegt es keinem Zweifel, dass die ganze Lehre wesentlich aus religiösem Interesse entsprungen ist. Ausserdem hat sie die vorzügliche Eigenschaft, zugleich die verschiedenen mediumistischen Phänomene erklären zu können. Diese Seite des Spiritismus behandelt Kardec in seinem zweiten Hauptwerke: „Le livre des médiums", Paris 1861. In dem recht umfangreichen Werke ist eine Darstellung aller mediumistischen Phänomene gegeben, die man zu jener Zeit kannte. Am interessantesten erscheint mir der Abschnitt, der von den verschiedenen Arten der Medien handelt. Es ist gewiss der älteste Versuch einer Klassifikation derselben. Ein grosser Logiker war Kardec offenbar nicht.

Seine Einteilung der Medien wird nämlich nach zwei verschiedenen Gesichtspunkten durchgeführt, die er aber durcheinander wirft, indem er bald auf den Zustand der Medien, bald auf ihre Leistungen Rücksicht nimmt. Wir erhalten dabei folgende Klassen: die physikalischen Medien, die Laute und Bewegungen lebloser Gegenstände hervorrufen; die sensitiven Medien, die die Gegenwart der Geister empfinden; die hörenden, welche die Geister hören, und die sehenden, die sie sehen. Die redenden Medien sind die, durch deren Vermittlung die Geister auf dem Wege des Wortes sich kundgeben, die schreibenden heissen die, mit deren Hilfe die Geister schriftliche Mitteilungen machen. Dann hat man noch somnambule Medien, die nur im somnambulen Zustande wirken können, und heilende Medien, welche die Diagnosen und Verordnungen der Geister in Krankheitsfällen mitteilen.

Das Sonderbarste an der ganzen Einteilung ist der Umstand, dass Kardec nirgendswo, so weit ich sehen kann, zu erklären versucht, warum ein Medium im allgemeinen nur einer dieser Klassen angehört. Man sollte doch glauben, dass ein schreibendes Medium, mit dessen Hilfe die Geister einen Bleistift in Bewegung setzen können, auch andere leblose Gegenstände bewegen könnte, folglich auch ein physikalisches Medium wäre; aber dies ist keineswegs der Fall. — Was die Medien ferner eigentlich ausrichten sollen, ist auch nicht klar. Der deutschen Pneumatologie hat Kardec nämlich den

Satz entlehnt, dass die Geister eine halb materielle Hülle haben, den Nervengeist oder Perisprit, wie er ihn nennt. Im leiblichen Leben verbindet der Perisprit den Geist mit dem Leibe, im Tode aber folgt der Perisprit dem Geiste, und dadurch wird dieser fähig, sich dem Medium sichtbar oder hörbar zu machen und auf den irdischen Stoff einzuwirken. Wenn aber ein Geist durch den Perisprit auf einen Gegenstand, z. B. einen Tisch, in dessen Nähe das Medium sich gar nicht befindet, einwirken kann, warum braucht das Medium dann überhaupt zugegen zu sein? Das ist ein vollständiges Rätsel. Kardec hat offenbar recht, wenn er behauptet, dass der Spiritismus eine unvollkommene Wissenschaft sei, denn es bedarf wahrlich noch vieler experimenteller Untersuchungen und theoretischer Erwägungen, bevor nur im grossen und ganzen etwas mehr Klarheit in die Sache kommt.

Der Spiritismus im übrigen Europa.

Wie in Frankreich erregte der Spiritismus auch im übrigen Europa gleich bei seinem Auftreten grosses Aufsehen. Ueberall, namentlich aber in Deutschland, schrieb man eine ganze Reihe Bücher über die merkwürdigen Phänomene, besonders über das allgemeinste und das bekannteste, das Klopfen und Reden der Tische. Aber keiner der vielen Verfasser, die sich mit dem Spiritismus beschäftigten, hat ihn so allseitig behandelt und hat eine solche Bedeutung erlangt, wie Allan Kardec. Wir können deshalb ruhig diese zahlreichen, ganz oder teilweise vergessenen Autoren übergehen. Die Bewegung hat sich übrigens in den meisten Ländern offenbar bald wieder verloren, mit Ausnahme von England. Wahrscheinlich haben private spiritistische Kreise hier und da existiert, wo man sich regelmässig um Tische versammelte, um sich an einem Zusammensein mit den lieben Toten zu erfreuen. Aber ein bedeutenderes Medium, das die Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen erregt hätte, scheint in den ersten zwanzig Jahren nach dem Hervortreten des Spiritismus ausserhalb Englands nicht dagewesen zu sein.

In England dagegen blieb das Interesse für den Spiritismus frischer, wahrscheinlich infolge der näheren Verbindung mit Amerika. Beide Schwestern Fox, deren Namen unauslöschlich mit der Geschichte des modernen Spiritismus verknüpft sind, heirateten Engländer, und da sie ihre mediumistischen Eigenschaften viele Jahre hindurch bewahrten, so genügte ihr Aufenthalt in England allein, um die Bewegung hier aufrecht zu halten. Da sich nun die Medien im allgemeinen in solchen Kreisen entwickeln, in denen man sich mit spiritistischen Versuchen beschäftigt, so ist es ganz natürlich, dass allmählich immer

mehr gute Medien auf englischem Boden auftauchten. Zuletzt häuften die Tatsachen sich so an, dass Gelehrte sich gezwungen sahen, die Sache näher zu untersuchen; von diesem Zeitpunkte, d. h. von ungefähr 1870 an, kann man den modernen Okkultismus datieren. Aber schon vor dieser Zeit war ein bekannter hervorragender Gelehrter, der Naturforscher Alfred Russel Wallace, für den Spiritismus gewonnen worden. Er gab 1866 ein kleineres Buch: „The Scientific Aspect of the Supernatural", heraus, in welchem er unter anderem seine eigenen Erfahrungen mitteilt. Da es nun interessant ist, zu sehen, was gute Medien in der damaligen Zeit leisten konnten und was dazu gehörte, um eine skeptische Natur wie Wallace zu überzeugen, führe ich einige seiner merkwürdigen Beobachtungen an.

In seinem eigenen Familienkreise konnte Wallace nichts weiter als Bewegungen und Klopflaute an Tischen hervorrufen. Er sagt ausdrücklich, dass die Erscheinungen keine Fortschritte gemacht hätten; er schliesst daraus, dass seitens der Teilnehmer kein Betrug verübt worden sei, denn es wäre undenkbar, dass gebildete Menschen sich damit amüsieren könnten, immer wieder eine so erbärmliche und nichtssagende Betrügerei auszuüben. Hierin muss man ihm sicher recht geben. Das Tischrücken und die Klopflaute erfordern keine „Kunst", um zustande zu kommen, und wäre ein Betrug mit im Spiele gewesen, so hätten sich wohl merkwürdigere Phänomene eingestellt. Da Wallace damit nun nicht zufrieden war, so fing er im September 1865 mit Besuchen bei einem bekannten Medium, Mrs. Marshall in London, an. Hier war die Möglichkeit eines Betruges reichlich vorhanden, und so erlebte er denn auch eine Menge Wunder. Wir wollen einige derselben betrachten.

Die gewöhnliche Art und Weise, wie eine Geistesmitteilung bei Mrs. Marshall gegeben wurde, war folgende: Derjenige, welcher Mitteilungen wünschte, zeigte der Reihe nach auf die Buchstaben eines gedruckten Alphabets. Klopflaute gaben dann die Buchstaben an, welche die Antwort bildeten. Auf diese Weise konnten Namen oder ganze Sätze schnell zusammenbuchstabiert werden. Wallace erzählt nun, dass er einmal von seiner Schwester und einer Dame, die niemals früher bei Mrs. Marshall gewesen waren, begleitet wurde. „Die Dame wünschte, dass der Name eines verstorbenen Verwandten ihnen vorbuchstabiert werde, und sie zeigte in gewohnter Weise auf die Buchstaben des Alphabets, während ich (Wallace) die Buchstaben niederschrieb, die durch Klopfen angegeben wurden. Die ersten Buchstaben waren y, r, n. „Das ist dummes Zeug," sagte die Dame, „es ist am besten, wir fangen von vorne an." In demselben Augenblick kam ein e, und da ich zu verstehen glaubte, was es bedeutete, sagte ich: „Wollen Sie nicht fortfahren, ich verstehe es." Das Ganze wurde nun so vorbuchstabiert: y r n e h k c o c f f e j. Die Dame konnte jedoch die Namen noch nicht verstehen, bis ich sie in folgender Weise niedergeschrieben hatte: yrneh kcocffej, was wirklich der Name des Verstorbenen, Henry Jeffcock, nur von hinten gelesen, war.

Bei einer anderen Gelegenheit war ich von einem Freunde vom Lande begleitet, welcher dem Medium ganz fremd war, und dessen Name gar nicht genannt wurde. Nachdem wir eine angebliche Mitteilung von seinem

verstorbenen Sohne bekommen hatten, wurde ein Stück Papier unter den Tisch gelegt, und wenige Minuten nachher fanden wir den Namen des Mannes auf demselben geschrieben. Bei diesen Experimenten befand sich sicherlich keine Maschinerie unter dem Tische, und es bleibt deshalb nur die Frage übrig, ob es dem Medium möglich war, die Stiefel auszuziehen, Papier und Bleistift mit den Zehen zu fassen, einen Namen, den es erst erraten musste, zu schreiben und dann endlich die Stiefel wieder anzuziehen, ohne die Hände vom Tische zu nehmen oder irgendwie seine Anstrengungen zu verraten?"

Nachdem Wallace so durch Mrs. Marshall in die Phänomene des höheren Spiritismus eingeweiht worden war, suchte er in seinem eigenen Bekanntenkreise ein Medium zu finden, das etwas mehr als Klopflaute hervorrufen konnte. Es glückte ihm auch wirklich, ein weibliches Medium zu bekommen, in dessen Gegenwart verschiedene physikalische Phänomene erzielt wurden. Eins derselben, welches er häufig zu beobachten Gelegenheit hatte, beschreibt er auf folgende Weise: „Wir standen um einen kleinen Arbeitstisch, dessen Platte ungefähr 20 Zoll im Durchmesser betrug, und wir legten alle unsere Hände in der Nähe des Mittelpunktes dicht zusammen. Nach kurzer Zeit schwankt der Tisch von der einen Seite zur anderen, und gleichsam, als wolle er das Gleichgewicht erlangen, hebt er sich 6—12 Zoll senkrecht hoch und hält sich oft so fünfzehn bis zwanzig Sekunden in der Luft. Während dieser Zeit können eine oder zwei Personen aus der Gesellschaft auf denselben schlagen oder drücken, da er einer bedeutenden Kraft widersteht. Den ersten Eindruck, den man erhält, ist natürlich der, dass jemand den Tisch mit dem Fusse hebt. Um diesem Einwand entgegen zu treten . . . . konstruierte ich einen Zylinder von spanischem Rohre und Stangen, mit Leinen überzogen. Der Tisch wurde in diesen Zylinder wie in einen Brunnen gestellt, und da der Zylinder ungefähr 18 Zoll hoch war, hielt er die Füsse und die Kleider der Damen vollständig vom Tische ab. Dieser Apparat hinderte nun in keiner Weise die Bewegungen des Tisches nach oben, und da die Hände des Mediums stets von allen Anwesenden gesehen werden konnten, weil sie auf der Tischplatte ruhten, so leuchtet ein, dass die eine oder andere neue und unbekannte Kraft hier wirksam sein musste."

Während dieser letzte Satz zunächst darauf hindeuten könnte, dass Wallace auf einem okkultistischen Standpunkt stand, indem er eine unbekannte Kraft als Ursache der Phänomene annahm, so hat er sich doch später entschieden dem Spiritismus angeschlossen. 1874 liess er sich in Gegenwart des Mediums Mrs. Guppy vom Photographen Hudson mehrere Male photographieren. Auf den Bildern zeigten sich zugleich mehr oder weniger deutliche Bilder seiner vor vielen Jahren verstorbenen Mutter. Er sah selbst alle Platten während des Entwickelns, und jedesmal trat die fremde Gestalt in dem Augenblick hervor, wo der Entwickler über die Platte gegossen wurde, während sein eignes Bild erst ungefähr zwanzig Sekunden später sichtbar wurde. Es konnte also keinem Zweifel unterliegen, dass es wirklich Geister gibt, welche imstande sind, ins irdische Dasein einzugreifen und auf die Materie einzuwirken.

Einen ähnlichen Standpunkt nahm auch der bekannte deutsche Astrophysiker Zöllner ein; dieser stellte zur Erklärung der spiritistischen Phänomene eine Theorie von „vierdimensionalen intelligenten

Wesen", welche die eigentliche Ursache der mediumistischen Erscheinungen sein sollten, auf. Zöllner nähert sich hier offenbar dem Spiritismus, insofern er annimmt, dass intelligente Wesen, welche keine Menschen sind, bei den Phänomenen mitwirken, aber er unterscheidet sich auf der andern Seite wiederum von dem krassen populären Spiritismus dadurch, dass er diese Wesen als „vierdimensionale" charakterisiert. Dieser Zusatz zeigt, dass Zöllner seinen Ausgangspunkt von den mathematischen Betrachtungen über die Dimensionen des Raumes genommen hat; es ist auch bekannt, dass er sich viel mit diesem Zweige der Mathematik beschäftigte, ehe er mit spiritistischen Versuchen anfing. Die Theorie von den vierdimensionalen Wesen ist eine zwar höchst phantastische, aber unzweifelhaft richtige Konsequenz gewisser mathematischer Konstruktionen. Und Zöllner zog diese Konsequenz, um die spiritistischen Phänomene auf eine natürliche Weise zu erklären. Wenn es nämlich Wesen gibt, die den Raum nach vier Dimensionen wahrzunehmen vermögen, so können sie, wie Zöllner zeigt, alle spiritistischen Phänomene hervorrufen, und zwar dadurch, dass sie nur durch die vierte Dimension des Raumes ohne Anwendung anderer Naturkräfte als die, welche man bis jetzt kennt, wirken.

Zöllners Grundgedanke ist also der, die spiritistischen Phänomene auf natürliche Weise zu erklären; da dies aber gerade das Hauptstreben der Okkultisten ist, so ist er insofern also Okkultist. Aber er unterscheidet sich von andern Okkultisten dadurch, dass er einen sehr gewagten Versuch macht, gewisse mathematische Abstraktionen in die Wirklichkeit zu übertragen. Die anderen Okkultisten ziehen die natürlichere Erklärung vor, eine Naturkraft anzunehmen, deren Wirkungen ab und zu in den mediumistischen Phänomenen hervortreten, deren Gesetze wir aber bis jetzt noch nicht kennen. Es leuchtet aber ein, dass Zöllners Hypothese, mag sie nun glücklicher oder unglücklicher sein, als die anderen bisher versuchten Erklärungen, doch in die Reihe der okkultistischen Forschungen gehört. Wir wollen uns daher hier nicht weiter mit Zöllner aufhalten; ich werde später am rechten Orte seine Theorien und seine zahlreichen Experimente, die sie zu bestätigen schienen, ausführlich besprechen.

Die volkstümlichen spiritistischen Sitzungen.

Hervorragende Medien sind sehr selten. Wenn man eine der grösseren spiritistischen Zeitschriften durchsieht, so findet man, dass in dem halben Jahrhundert, welches seit dem Entstehen des modernen Spiritismus verflossen ist, kaum zwanzig Medien dagewesen sind, die ein solches Aufsehen erregt haben, dass ihre Namen in weiteren

Kreisen bekannt geworden sind. Etwas grösser würde die Anzahl der guten Medien wohl werden, wenn man alle diejenigen mitrechnete, die nie öffentlich aufgetreten sind, sondern nur in privaten Kreisen gewirkt haben. Aber die Erfolge dieser Privatmedien sind natürlich nur von verhältnismässig wenigen beobachtet worden, nur von Freunden und Bekannten, die gerade Zutritt zum Kreise hatten. Man darf deshalb ganz gewiss behaupten, dass nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der vielen Millionen, die sich dem Spiritismus angeschlossen haben, die merkwürdigeren mediumistischen Prästationen selbst gesehen hat.

Andererseits ist es eine Tatsache, dass sich Tausende von spiritistischen Kreisen auf der ganzen Erde finden, die regelmässig ein- oder zweimal in der Woche Sitzungen abhalten. Was findet nun in diesen Sitzungen statt? Da gute Medien äusserst selten sind, ein gutes Medium aber eine notwendige Bedingung für gute Resultate ist, so können auch keine besonders wunderbaren Begebenheiten bei diesen zahlreichen Sitzungen stattfinden. Andererseits hat es aber offenbar ein grosses Interesse, zu wissen, womit man sich in diesen Versammlungen beschäftigt; denn bei einer Untersuchung über diese Frage kommen wir zur Klarheit über mehrere wesentliche Punkte. Zunächst erfahren wir, womit der gewöhnliche Spiritist zufrieden sein muss, welche Phänomene er aus eigener Erfahrung kennt, und welche dazu dienen, seinen Glauben an Geister zu stärken. Sodann können wir die Phänomene, die bei den meisten Menschen als allgemeine mediumistische Gaben auftreten, scharf von den weit selteneren Erscheinungen, die eine besondere Entwicklung der Mediumität voraussetzen, trennen. Eine solche Sonderung ist augenscheinlich von der grössten Bedeutung, wenn man erkennen will, was den mediumistischen Phänomenen in letzter Instanz zugrunde liegt.

Genau darüber Rechenschaft abzulegen, was in den gewöhnlichen spiritistischen Sitzungen überhaupt vor sich geht, ist der Natur der Sache nach so gut wie ausgeschlossen. Da es alle möglichen Entwicklungsstufen bei den Medien gibt und da jedes Medium seine „hellen Augenblicke“ haben kann, in denen es mehr als gewöhnlich leistet, so kann man keine scharfen Grenzen ziehen. Ich hebe dieses ausdrücklich hervor, damit dieser oder jener Spiritist mir nicht den Vorwurf macht, dass ich Phänomene nicht mit aufgeführt habe, die er bei irgend einer Gelegenheit vielleicht gesehen hat oder — sich einbildet gesehen zu haben. In der folgenden Schilderung der gewöhnlichen Sitzungen bespreche ich nur das, was meiner Meinung nach als das Durchschnittliche, als das Normale betrachtet werden muss. Eine eingehende Benutzung der spiritistischen Literatur und

eine mehrjährige Teilnahme an solchen Sitzungen ist die Grundlage, auf der ich meine Auffassung aufbaue. Um die Uebersicht der Phänomene zu erleichtern, teile ich sie in drei Gruppen: die physikalischen, die physikalisch-intellektuellen und die rein intellektuellen Erscheinungen.

Die physikalischen Phänomene. In den Sitzungen, in denen die Geister sich durch Tischrücken bemerkbar machen, werden Mitteilungen gewöhnlich durch eine Reihe wilder und planloser Bewegungen der Tische eingeleitet. Dieselben drehen und bewegen sich oft mit so grosser Eile über den Fussboden, dass die Teilnehmer nur mit Mühe folgen können. Wenn die Bewegung erst in Gang gekommen ist, können ein oder zwei Teilnehmer dieselbe leicht unterhalten, und selbst ein einzelnes Medium ist unter diesen Umständen imstande, Kräfte zu entwickeln, die, wie man glauben sollte, weit über die eines Menschen hinausgehen. So kann ein einzelnes weibliches Medium scheinbar ohne Anstrengung den Tisch in Bewegung halten, selbst dann, wenn ein erwachsener, kräftig gebauter Mann sich darauf setzt. Ich habe selber mehrmals ein Gewicht von fünf Kilo mitten auf einen kleinen, runden Tisch gesetzt, der von zwei weiblichen Medien in lebhafter Bewegung gehalten wurde; wenige Sekunden nachher wurde das Gewicht wie eine Rakete weit hin in die Stube geschleudert. Dieses „Tischrücken“ infolge Berührung der Hände der Teilnehmer ist, soweit ich es zu beurteilen vermag, das einzige physikalische Phänomen, welches unter gewöhnlichen Verhältnissen vorkommt. Wie wir früher gesehen haben, war es auch das einzige, welches Wallace hervorbringen konnte, ehe er ein besonders entwickeltes Medium zur Mitwirkung fand. Ob in den gewöhnlichen Seancen Bewegungen von Tischen oder anderen Gegenständen ohne Berührung vorkommen, lasse ich dahingestellt sein. Es wird allerdings oft behauptet, dass dieses stattgefunden hat, aber ich habe meine guten Gründe, es zu bezweifeln. Ich habe nämlich zu wiederholten Malen stundenlang mit recht guten Medien gesessen und nach allen Regeln der Kunst versucht, einen Gegenstand, über dem wir die Hände hielten, in Bewegung zu setzen; aber wir konnten nicht einmal ein Streichhölzchen dazu bringen, sich auch nur um den Bruchteil eines Millimeters fortzubewegen. Als es ein einzigesmal geschah, dass die Medien glaubten, der Tisch bewege sich schwach ohne Berührung, zeigte sich leider bei näherer Untersuchung, dass einige Finger mit ihm noch in Berührung waren. Man kann daher sicher behaupten, dass es einer bedeutenden Entwicklung des Mediums bedarf, wenn dieses selbständige Bewegungen lebloser Dinge hervorbringen soll.

Die physikalisch-intellektuellen Phänomene. Wenn der Tisch des Umherfahrens müde geworden ist, dann beginnen wohl die „Klopflaute", durch welche die Geister sich bemerkbar machen. Ihre Mitteilungen können auf viele verschiedene Weisen gemacht werden. Eine dieser Methoden ist bereits früher erwähnt worden; sie besteht darin, dass ein Teilnehmer der Reihe nach auf die Buchstaben des Alphabets zeigt; die Klopflaute geben dann die Buchstaben an, aus welchen die Mitteilung zusammengesetzt wird. Bei der ältesten, aber beschwerlicheren Methode brauchte man keinen weiteren Apparat als den Tisch, welcher durch die Anzahl der Schläge die Stelle des Buchstabens im Alphabet direkt angab. So bedeutet ein Schlag a, zwei Schläge b usw. Soll eine Frage mit „nein" oder „ja" beantwortet werden, so bedeutet ein Schlag nein, drei Schläge ja, zwei Schläge dagegen, dass die Antwort unbestimmt sei.

Eine häufig angewandte Modifikation des Tisches ist die Planchette. Dies ist eigentlich weiter nichts als ein kleines, dreibeiniges Tischchen mit einer Platte, so gross wie ein paar Hände. Die Beine sind nur einige Zoll lang, zwei sind mit Rollen und das dritte ist mit einem Bleistift versehen. Setzt man dieses Tischchen auf einen Bogen Papier und legt die Hände auf dasselbe, so wird es sich nach Verlauf von kurzer Zeit zu bewegen anfangen, und der Bleistift zeichnet den Gang der Bewegung auf dem Papier ab. Unter den Händen der meisten Menschen kommt freilich im Anfange nur ein Gewirr von Strichen zustande, aber durch einige Uebung wird die natürliche Mediumität doch so entwickelt, dass Buchstaben, Worte und zuletzt ganze Sätze geschrieben werden. Auf solche Weise können Antworten auf gestellte Fragen erfolgen, und sehr oft weiss das Medium selbst nicht, was seine Hände geschrieben haben. Der gewöhnliche Charakter dieser Mitteilungen soll gleich betrachtet werden.

Die rein intellektuellen Phänomene unterscheiden sich nur dadurch von den zuletzt erwähnten, dass sie keinen besonderen physikalischen Apparat erfordern. Die Phänomene bestehen entweder in Schrift oder Rede, wonach die Medien in Schreib- oder Sprechmedien eingeteilt werden. Die Schreibmedien bedürfen natürlich eines Schreibgerätes, z. B. eines Bleistiftes, damit die Geister sich vermittels desselben verständlich machen können; sie nehmen dies Gerät zwar in die Hand, haben aber sonst kein besonderes Hilfsmittel — dadurch unterscheiden sich ihre Prästationen von den physikalisch-intellektuellen. Dass unter diesen Umständen eine bedeutend grössere Entwicklung der Mediumität erforderlich ist, um unbewusste Schrift hervorzubringen, davon kann man sich leicht überzeugen. Nur wenige Menschen sind imstande, die Planchette längere Zeit ruhig zu halten, wenn sie die Hände auf ihr ruhen lassen; ein Bleistift dagegen beginnt gewöhnlich nicht zu schreiben, wenn man ihn ruhig in der Hand hält. Dieser Unterschied beruht darauf, dass ein bedeutender

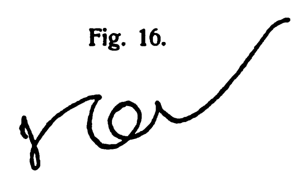
Reibungswiderstand überwunden werden muss, wenn eine Hand über ein Stück Papier hingleiten soll; bei den Rollen der Planchette ist der Widerstand so gering, dass selbst die leiseste Erschütterung den Apparat in Bewegung setzt. Die eigentlichen Schreib- und Sprechmedien sind gewöhnlich, wenn auch nicht immer, in einem eigentümlichen ekstatischen Zustande, „Trance“. Dieser Zustand ist lange nicht so häufig bei den Medien, welche durch Tischklopfen und ähnliche physikalische Phänomene Mitteilungen machen; daraus folgt, dass zu letzteren eine geringere Entwicklung der Mediumität erforderlich ist. Man sieht es nämlich gerne als ein Zeichen einer hohen Entwicklung eines Mediums an, wenn es während der Sitzungen in den Trancezustand verfällt. Aber nachdem ich verschiedene mehr oder weniger entwickelte Medien gesehen habe, bin ich zu der Ansicht gelangt, dass Trance keineswegs ein scharf begrenzter Zustand ist. Es finden sich vielmehr alle möglichen Abstufungen desselben, und namentlich die niedrigsten Stufen sind oft am schwersten zu konstatieren. Indes ist es sicher, dass die eigentlichen Schreib- und Sprechmedien gewöhnlich deutlichere Zeichen eines Trancezustandes darbieten, als die erwähnten physikalischen Medien. Die Bedeutung dieser Verschiedenheit soll im letzten Teil dieses Werkes näher dargelegt werden.

Wir betrachten jetzt den gewöhnlichen Charakter der Mitteilungen, welche auf die eine oder andere Weise zustande kommen, sei es durch Tischklopfen oder durch die Planchette, durch Schrift oder Rede. In jedem Falle unterscheide ich scharf zwischen dem, was ich gesehen habe, und dem, was gewöhnlich berichtet wird. Während nämlich die spiritistischen Zeitschriften voll sind von Berichten über „Geistermitteilungen“, die nur durch das Eingreifen höherer Mächte erklärt werden können, wenn sie überhaupt wahr sind, so bin ich so unglücklich gewesen, niemals derartiges zu erleben. In meiner Gegenwart sind niemals deutliche Antworten auf eine Frage gegeben worden, wenn nicht wenigstens einer der Mitwirkenden diese selber zu beantworten vermochte. Auch haben die Leistungen der Medien niemals die Kenntnisse oder Bildungsstufen der letzteren überschritten. Gleichwohl können recht merkwürdige Dinge geschehen; ich werde eine Reihe von Beispielen verschiedener Art anführen.

Längere Zeit hindurch experimentierte ich mit drei weiblichen Medien, zwei finnischen und einer deutschen Dame, Frau G. Letztere reiste ab. Die beiden finnischen Damen setzten sich in der folgenden Sitzung an die Planchette und fragten: „Denkt Frau G. an uns?“ Die Antwort lautete: „infidele“, mit grossen, deutlichen Buchstaben geschrieben. Diese Antwort erregte grosse Verstimmung bei den Medien, welche weiter fragten: „Warum ist sie untreu?“ Antwort: „amour et autre amitie“. Jetzt griff ich ein und

fragte: „Warum sprichst du französisch?", und die Antwort lautete: „Paris". Als ich das Wort vorlas, brachen die Medien in die Worte aus: „Ach ja! jetzt ungefähr muss Frau G. in Paris angekommen sein." Keine von ihnen hatte vorher daran gedacht — jedenfalls behaupteten sie es, und ich sehe es auch für wahrscheinlich an. Denn selbst, wenn sie daran gedacht hatten, war das doch kein Grund, die Antworten auf französisch zu geben; ihre eigne oder Frau G.s Muttersprache hätte doch näher gelegen, und die beiden Damen sprachen und schrieben alle drei Sprachen fliessend.

Fig. 16.



Ein männliches Medium, welches sich lebhaft für Politik interessierte, stellte in einer Sitzung am 20. März 1893, als er nebst einer der oben erwähnten Medien an der Planchette sass, die Frage: „Bekommen wir in diesem Jahr ein Finanzgesetz?" Die Antwort ist in natürlicher Grösse in nebenstehender Figur wiedergegeben. Es sei dem Leser überlassen, zu entscheiden, ob es ein „ja" oder nei"[1]) bedeutet. In genialer Zweideutigkeit scheint dieses graphische Kunststück den berühmten griechischen Orakelsprüchen nicht nachzustehen.

Man braucht nicht lange mit Medien, die verschiedenen Klassen der Gesellschaft angehören, zu arbeiten, um zu entdecken, dass derselbe Unterschied, welcher sich in ihrem täglichen Leben zeigt, sich auch in ihren mediumistischen Leistungen verrät.

Ich führe einige Beispiele aus meiner eignen Erfahrung an. In einem grösseren spiritistischen Kreise, welcher sich ausschliesslich aus Mitgliedern des ärmeren Bürgerstandes zusammensetzte, wirkten zwei ausgezeichnete weibliche Medien. An den Sitzungen nahmen sowohl Frauen als Männer teil, aber eines der bedeutendsten Mitglieder des Kreises kam immer allein; seine Frau war nämlich der Ansicht, dass die Mitteilungen der Geister gewöhnlich Unsinn seien, weshalb sie nicht mehr daran teilnehmen wollte. Diese Auffassung, die unleugbar ihrem gesunden Menschenverstande alle Ehre machte, reizte natürlich die Geister, die durch verschiedene Medien lange Reden und Schriftstücke an ihren Mann richteten, damit er sie auf bessere Gedanken brächte. Bei einer Gelegenheit, bei der ich zugegen war, wurde eines der Medien von einem Geiste V. ergriffen, der sich als die Tochter des erwähnten Ehepaares ausgab; unter Einfluss dieses Geistes hielt das Medium erst eine lange Rede an den Mann und schrieb darauf einen Brief an die Mutter. Dieser Brief gelangte allerdings niemals in die Hände derselben, da ich ihn zu mir nahm. Er füllt zwei Folioseiten aus, von welchen die erste hier in halber Grösse photographisch wiedergegeben ist (vgl. Fig. 17). Der Brief wurde in einem fast dunklen Zimmer geschrieben, ausserdem hielt das Medium noch die Augen geschlossen; dasselbe war in einem so tiefen Trance, dass es nicht merkte, wie ich ab und zu ein Blatt Papier zwischen seine Augen und den Bogen, auf dem es schrieb, schob. Es ist also ganz natürlich, dass die Linien des Schreibens ineinander übergehen, und dass häufig überflüssige Buchstaben vorkommen usw. Der Wortlaut des Briefes ist folgender:

„Min dyrebare Moder. Jeg er saa enderlig glad ved Fader, og Moder du maa for Aalt ikke tro at at Aanderne ikke altid er saa oprigtig, men

[1]) dänisch; = nein.

min Dyrebare Moder jeg taler ikke hos C . . . taler jeg ikke hjos, men prõv dem rigtig. Min kjäre Moder jeg vil gjärne tale med dig for der er mange ting, som jeg har at tale med dig. en Venlig hilsen fra din kjäre lille V. . . . til min kjäre Moder. Farvel for i Dag."

Fig. 17.

(„Meine teure Mutter. Ich bin so unendlich froh über Vater; und Mutter, du darfst keineswegs glauben, dass die Geister nicht immer so aufrichtig sind, aber meine teure Mutter, ich spreche nicht bei C. . . . spreche ich nicht, aber prüfe sie richtig. Meine liebe Mutter, ich wollte gerne mit Dir reden, denn es sind so viele Dinge, von denen ich mit Dir

zu reden habe. Einen freundlichen Gruss von deiner lieben kleinen V. . . . an meine liebe Mutter. Adieu für heute.")

Man muss zugeben, dass dieser Brief weder der Form noch dem Inhalte nach über die Leistungen einer einfachen Bürgersfrau hinausgeht.

In derselben Sitzung erhielt ich weitere Beweise dafür, dass die Kenntnisse und der Bildungsgrad des Mediums für dessen Leistungen massgebend sind. Ein Medium redete häufig, wie man mir im voraus erzählt hatte, „mit Zungen". Damit bezeichnen die Spiritisten das Phänomen, dass das Medium eine Sprache redet, die es oftmals selbst nicht versteht und jedenfalls im normalen Zustande nicht reden kann.

Man hat eine ganze Reihe Berichte über derartige Fälle; einer der interessantesten ist ausführlich von dem amerikanischen Richter Edmonds geschildert, dessen Tochter Laura ein Medium war. Ausser ihrer Muttersprache konnte sie nur französisch; nichtsdestoweniger verstand und sprach sie einmal in einer Sitzung mit einem Herrn Evangelides aus Griechenland neugriechisch, und der Grieche versicherte, dass ihre Sprache korrekt wäre. Ich war natürlich gespannt darauf, etwas Aehnliches zu erleben, aber ich wurde in meinen Erwartungen bitter getäuscht. Das redende Medium wurde allerdings vom Geiste eines kürzlich verstorbenen schwedischen Predigers, der lange Predigten durch den Mund desselben hielt, ergriffen; bei der ganzen Vorstellung aber wunderte mich nur eins, nämlich, wie schnell der schwedische Geistliche im anderen Leben seine Muttersprache vergessen hatte. Seine Sprache war einfach nach dem nicht unbekannten Rezepte gemacht: wenn man das e am Schlusse eines dänischen Wortes mit a vertauscht, so wird es schwedisch. Selbst die gewöhnlichsten schwedischen Ausdrücke hatte der Prediger vergessen; noch schlimmer aber war es, dass die Aussprache der einzelnen schwedischen Wörter, die er gebrauchte, falsch war. So kam z. B. das Wort „genom" mehrere Male vor, aber es wurde stets mit dem dänischen g statt je gesprochen. Kurz, die ganze Leistung machte den Eindruck, dass das Medium einmal eine abgerissene Ecke einer schwedischen Zeitung gesehen hatte und nun im Trancezustande einige Brocken reproduzierte, ohne eine Ahnung von der richtigen Aussprache des Schwedischen zu haben.

Nach solchen Erfahrungen ist man nicht sehr geneigt, an die Geschichte von Miss Laura Edmonds und ihrem korrekten Neugriechisch zu glauben, vorausgesetzt, dass sie wirklich nie etwas von der Sprache gelernt hat. Es fehlt nämlich im Berichte eben die Hauptsache: ein genaues Referat des Gespräches. Vielleicht würde das angebliche Wunder stark reduziert werden, wenn wir wüssten, wie viel und was Miss Laura eigentlich gesagt hat. Hat Herr Evangelides die ganze Unterredung besorgt, während sie sich darauf beschränkte, einige seiner Worte zu wiederholen, so hat er in völliger Uebereinstimmung mit der Wahrheit beteuern können, dass ihre Sprache korrekt war. Da gesprächige Personen, wie bekannt, eine Konversation äusserst interessant finden können, wenn sie ausschliesslich das Wort führen, so ist es sogar möglich, dass er gar nicht bemerkt hat, wie wenig sie sich an der Unterhaltung beteiligte. In den spiritistischen Seancen kommen Beispiele dieser Art durchaus nicht selten vor. So behauptete ein junger Däne,

durch das Medium Cecil Husk in London eine lange Unterredung mit seiner verstorbenen Mutter, die vollständig akzentfreies Dänisch sprach, gehabt zu haben; er war von der Identität des Geistes fest überzeugt. Ein anderer, bei der Sitzung anwesender Däne konstatierte dagegen, dass die angebliche Mutter nur wenige Worte mit stark hervortretendem, englischen Akzente sprach. Der Sohn, der selbstverständlich im voraus überzeugter Spiritist war, hatte in seiner Gemütsbewegung diese nicht unwesentlichen Umstände gar nicht bemerkt. Um das Zungenreden über jeden Zweifel zu erheben, genügt also, wie man sieht, nicht einmal ein stenographisches Referat; es müssen Phonogramme aufgenommen werden.

Es steht dem gewiss nichts im Wege, dass ein Medium in Trance Dinge mitteilt, deren es sich nicht bewusst ist, oder Sprachen redet, die es im normalen Zustande nicht beherrscht. Aber die Bedingung dazu ist doch unzweifelhaft die, dass das Medium die Sprache gekannt oder über die Sache, von der es redet, Bescheid gewusst hat. Das Ganze kann vollständig vergessen sein; aber bei einer gegebenen Veranlassung taucht es dann im Trancezustand wieder auf. Die Spiritisten behaupten allerdings, dass mitunter auch Mitteilungen über Dinge, von denen das Medium niemals etwas gewusst hat und nie hat wissen können, gegeben werden. Indes ist es nicht leicht zu beweisen, dass ein Mensch von einem gewissen Gegenstand niemals etwas hat reden hören; man gibt sich eben äusserst selten die Mühe, zu untersuchen, ob das Mitgeteilte nicht doch vielleicht innerhalb der Wissensgrenze des Mediums gelegen hat. Wenn eine solche Untersuchung einmal ausnahmsweise stattfindet, so kommt man gewöhnlich zu einem anderen Resultate.

Als Beispiele hierfür können einige recht merkwürdige mediumistische Mitteilungen angeführt werden, die der bekannte russische Spiritist, Staatsrat Aksákow, in mehreren Privatsitzungen erhielt. Die Medien waren nahe Verwandte von ihm. Aksákow, offenbar ein sehr gewissenhafter und energischer Mann, kam zuletzt zu dem Resultate, dass seine Medien die betreffenden Aussprüche wahrscheinlich in einem Buche gelesen und bald wieder vergessen hatten. Ich referiere hier kurz eine dieser Begebenheiten.

In einer von Aksákows Sitzungen buchstabierte der Psychograph die Worte: „EMEK HABACChA“. Auf Befragen, was dies bedeute, antwortete derselbe, dass es „Tal der Tränen“ bedeute und Hebräisch sei. Weiter wurde mitgeteilt, dass es ein bekanntes Motto sei, welches von einem portugiesisch-jüdischen Arzte Namens Sardovy gebraucht worden sei. Später erklärte der Psychograph jedoch, der Name sei nicht richtig, der Mann heisse B. Cardosio.

Aksákow untersuchte nun die Sache und fand, dass das Wort in der Tat hebräisch ist, „Tal der Tränen“ bedeutet und nur einmal im Alten Testament, Ps. 84, V. 7 vorkommt. Ueber Cardosio jedoch konnte er nur in Erfahrung bringen, dass es einen portugiesischen Arzt Namens Fernando Cardoso gegeben hätte, der zum Judentum übergetreten wäre. Aber Aksákow konnte in keinem ihm zur Verfügung stehenden Werke darüber Aufklärung finden, ob dieser Mann jemals das hebräische Zitat angewandt hatte. Er

gab seine Untersuchungen jedoch nicht auf, sondern durchforschte einige Jahre später die verschiedenen Werke des Cardoso im British Museum; sie waren voll von hebräischen Zitaten, aber das betreffende Wort konnte er nicht finden. Es blieb deshalb ein Rätsel, wie die Medien zu dem hebräischen Wort gekommen waren, und warum sie es mit dem den meisten Menschen gewiss unbekannten Cardoso in Verbindung gebracht hatten. Erst einige Jahre später fand Aksákow die Lösung des Rätsels; er las nämlich in einer kleinen deutschen Sammlung von Sinnsprüchen und Devisen die Worte: „EMEK HABBAChA — das Tal der Tränen" als ein Motto, gebraucht vom portugiesisch-jüdischen Arzt B. Cardosio. Es war also klar, dass die Medien den unrichtig geschriebenen Namen und das Motto hier entlehnt hatten. Beim weiteren Nachsuchen im Buche fand Aksákow, dass mehrere der merkwürdigen Mitteilungen in fremden Sprachen, die ihm in seinen Sitzungen gemacht worden waren, derselben Quelle entstammten. Das Buch war einige Monate vor jenen Seancen erschienen; es war daher mehr als wahrscheinlich, dass ein Medium flüchtig in demselben gelesen hatte; dabei waren einige Zitate im Gedächtnis hängen geblieben und später mediumistisch wiedergegeben worden. Aksákow fügt zwar hinzu, dass die Medien behaupteten, das Buch mit leiblichen Augen nie gesehen zu haben, so dass es doch möglich sei, der Inhalt desselben wäre ihnen auf irgend eine mystische Weise bekannt geworden. Wir werden aber später (Kap. 34, Kristallvisionen usw.) sehen, wie der Umstand, dass sie sich des Buches gar nicht erinnern, durchaus kein Beweis dafür ist, dass sie es nicht gesehen und flüchtig darin gelesen haben.

Würden alle Spiritisten ebenso sorgfältige Untersuchungen darüber anstellen, woher das Wissen der Medien stammt, so würde eine grosse Zahl der spiritistischen Wunder bald verschwinden und der Weg für eine streng wissenschaftliche Erklärung dieser Phänomene geebnet sein. Aber eben deshalb hüten die Spiritisten sich wohl davor, die mediumistischen Mitteilungen allzu genau bei Licht zu besehen.

Kapitel 22.

Die dialektische Gesellschaft.

1869 war ein wichtiges Jahr für die Geschichte des Spiritismus. In diesem Jahre trat das erste wissenschaftliche Komitee mit der besonderen Aufgabe, die spiritistischen Phänomene zu untersuchen, zusammen. Da dasselbe nach achtzehnmonatlicher Arbeit eine Erklärung abgab, die jedenfalls stark für die Wirklichkeit einiger mediumistischer Phänomene sprach, so schien die Sache dadurch eine wissenschaftliche Anerkennung in einem Grade gefunden zu haben, wie die Gutachten einzelner amerikanischer Gelehrten ihr nie hatten verschaffen können. Die Spiritisten triumphierten, obgleich der Bericht des Komitees keines-

wegs so günstig für die spiritistische Theorie lautete. Derselbe räumt zwar die Wirklichkeit der Phänomene ein, ist aber geneigt, sie als Wirkungen einer bis jetzt unbekannten Naturkraft anzusehen. Diese Auffassung, die gewöhnlich mit dem Namen Okkultismus bezeichnet wird, trat in den folgenden Jahren in stets schärferen Gegensatz zum eigentlichen Spiritismus; sie fand Anklang und weitere Ausbildung bei verschiedenen Gelehrten. Aber der Keim zu den verschiedenen Theorien dieser Männer liegt doch im Bericht der dialektischen Gesellschaft; man kann daher behaupten, dass die Entstehung des modernen Okkultismus seit der Abfassung dieses Berichtes zu datieren ist. Wir wollen nun sehen, wie dieses Komitee zustande kam, und wie es arbeitete.

Im Frühjahr 1867 hatte sich in London ein Verein unter dem Namen „die dialektische Gesellschaft" gebildet. Er stellte es sich vor allem zur Aufgabe, seinen Mitgliedern Gelegenheit zu einem völlig freien und ungebundenen Gedankenaustausch über solche Themata zu geben, über die im täglichen Leben nicht leicht diskutiert wird.

Im Programm der Gesellschaft heisst es hierüber:

„Die bürgerliche Gesellschaft hat im allgemeinen noch nicht einen so fortgeschrittenen Standpunkt erreicht, dass sie dem einzelnen gestattet, seine ehrliche und wohlüberlegte Anschauung auszusprechen, ohne dass er sich mehr oder weniger strenge Strafgerichte zuzieht. Die Wirkung hiervon ist die, dass die Menschen sich davor scheuen, solche Meinungen auszusprechen, die, wenn sie unrichtig sind, korrigiert, wenn sie richtig sind, aber angenommen werden müssen. In der dialektischen Gesellschaft zu London sollen deshalb niemandem wegen seiner Ansichten Vorwürfe gemacht werden, vielmehr soll jeder sogar ermuntert werden, über seine Anschauungen den Kollegen gegenüber vollständige Rechenschaft abzulegen."

Die Gesellschaft bestand aus angesehenen Gelehrten, Aerzten, Juristen, Ingenieuren und Männern in hervorragenden praktischen Stellungen; der Vorsitzende war der berühmte Forscher Sir John Lubbock. In Uebereinstimmung mit dem Programm diskutierte man frei über allerlei unpopuläre Themata, und so kam auch einmal im Januar 1869 die Rede auf den Spiritismus. In der folgenden Sitzung am 26. Januar ging man vom Reden zum Handeln über und wählte ein Komitee mit dem Auftrage, teils durch eigene Versuche, teils durch Verhör glaubwürdiger Zeugen und durch Sammeln von Berichten sich darüber klar zu werden, wie weit die spiritistischen Phänomene wahr seien oder nicht. Dieses Komitee bestand aus stark dreissig Mitgliedern. Es teilte sich in verschiedene Unterkomitees, von denen jedes seine eigene Aufgabe erhielt. Anderthalb Jahre nachher, am 20. Juli 1870, erstattete das Komitee seinen Bericht mit dem Wunsche, dass derselbe auf Kosten der Gesellschaft gedruckt

werden möge. Die Gesellschaft verweigerte dieses jedoch, weil die im Berichte gesammelten Zeugnisse und Erklärungen der untersuchten Phänomene so viele Widersprüche enthielten, dass man, streng genommen, weder aus noch ein wusste. Das Komitee veröffentlichte nun den Bericht auf seine eigene Verantwortung; derselbe bildet einen dicken Oktavband.

In diesem grossen Buche haben die Berichte der experimentierenden Unterkomitees über ihre Versuche, sowie die Schlüsse, die daraus gezogen werden, das grösste Interesse. Diese Schlüsse stellt das Komitee selber in folgenden sechs Punkten zusammen.

„Die Berichte der verschiedenen Unterkomitees ergänzen sich gegenseitig und scheinen uns nachstehende Sätze zu begründen:

1. Es können Töne sehr verschiedenen Charakters entstehen, welche von Möbeln, vom Fussboden und von den Wänden auszugehen scheinen, und die Schwingungen, welche sie begleiten, können oft deutlich wahrgenommen werden. Diese Töne können nicht von irgend einer Muskeltätigkeit oder von mechanischen Erfindungen herrühren.

2. Schwere Körper können in Bewegung gesetzt werden ohne mechanische Kunstgriffe irgend welcher Art und ohne entsprechende Anstrengung der Muskelkraft von seiten der Anwesenden, häufig zugleich auch ohne jede Berührung oder Verbindung mit irgend einer Person.

3. Die erwähnten Töne und Bewegungen finden oft zu der Zeit oder in einer solchen Weise statt, wie die anwesenden Personen es gewünscht haben; ausserdem können sie Fragen beantworten oder zusammenhängende Mitteilungen durch eine Reihe von Zeichen zusammenbuchstabieren.

4. Die auf diese Weise erhaltenen Antworten oder Mitteilungen sind meistens alltäglichen Charakters; bisweilen werden aber auch Tatsachen, die nur einem der Anwesenden bekannt sind, mitgeteilt.

5. Die Umstände, unter denen die Phänomene hervortreten, sind verschiedener Art; aber eine Tatsache ist wichtig, dass die Anwesenheit gewisser Personen für ihr Erscheinen notwendig zu sein scheint, während die Gegenwart anderer Personen gewöhnlich ein Hindernis ist. Dieser Unterschied ist jedoch nicht abhängig vom Glauben oder Unglauben der betreffenden den Phänomenen gegenüber.

6. Das Auftreten der Phänomene ist aber durchaus nicht durch die Anwesenheit oder Abwesenheit bestimmter Personen gesichert."

Wie man sieht, ist das Resultat der Anstrengungen so vieler hervorragender Männer kein bedeutendes gewesen. Das meiste von dem, was das Komitee gefunden hat, kann in jeder gewöhnlichen

Sitzung festgestellt werden. Die Gegenwart bestimmter Personen, der Medien, ist eine allgemein bekannte Bedingung für das Erscheinen der Geister. Die intellektuellen Phänomene, welche das Komitee wahrnahm, waren hauptsächlich nur „Alltäglichkeiten"; es hat sich niemals etwas gezeigt, worüber der eine oder der andere der Anwesenden nicht schon orientiert gewesen wäre. Das einzige seltenere Phänomen, welches das Komitee konstatieren konnte, war die Bewegung schwerer Körper ohne Berührung, und dies wurde noch dazu nur von einer experimentierenden Gruppe beobachtet. Da es indessen nicht ohne Bedeutung ist, zu sehen, wie man bei den Versuchen vorging, so gebe ich das Wesentlichste vom Berichte des Unterkomitees mit dessen eigenen Worten wieder.

„Das Komitee hat seit seiner Ernennung 40 Versammlungen abgehalten, in denen Versuche angestellt worden sind. Alle diese Versammlungen wurden in den Privatwohnungen der Mitglieder abgehalten, und zwar absichtlich aus dem Grunde, um jede Möglichkeit von im voraus angebrachten Maschinerien auszuschliessen. Die Tische, mit denen die Versuche angestellt wurden, waren schwere Speisetische; der kleinste war etwa 6 Fuss lang und 4 Fuss breit, der grösste 9 Fuss lang und $4^1/_2$ Fuss breit. Die Zimmer, in denen man die Versuche anstellte, wurden stets vorher und während der Versuche untersucht, um sicher zu sein, dass sich keine Maschinerie und kein Instrument vorfand, wodurch die Töne hervorgebracht werden konnten. Die Versuche wurden so oft als möglich bei vollem Gaslicht über dem Tische ausgeführt. In mehreren Fällen sassen einzelne der Mitglieder während der Dauer der Experimente unter dem Tische.

Das Komitee hat die Anwendung von professionellen oder bezahlten Medien ganz vermieden. Alle Anwesenden waren Mitglieder des Komitees, Personen von hervorragender sozialer Stellung und unbestechlicher Redlichkeit; sie würden keinen Vorteil von einem Betrug gehabt haben, hätten aber in den Augen ihrer Kollegen alles verloren, wenn ein solcher entdeckt worden wäre.

Das Komitee hat auch einige Versammlungen abgehalten, in denen kein Medium anwesend war, um zu prüfen, ob die Mitglieder durch eigene willkürliche Anstrengungen Wirkungen hervorbringen könnten, welche denen ähnlich waren, die in Gegenwart der Medien stattfanden. Aber sie vermochten in keiner Weise derartige Phänomene hervorzurufen.

Die lange und sorgfältig ausgeführten Versuche, bei denen alle denkbaren Vorsichtsmassregeln wahrgenommen wurden, führten zur Aufstellung folgender Sätze:

1. Unter gewissen körperlichen und seelischen Zuständen bei einer oder mehreren anwesenden Personen zeigt sich eine Kraft, die genügt, um eine Bewegung schwerer Körper ohne Anwendung von Muskelkraft, ohne Berührung oder materielle Verbindung irgend einer Art zwischen diesen Körpern und den betreffenden Personen herbeizuführen.

2. Diese Kraft kann deutliche Töne hervorbringen, welche scheinbar von festen Körpern ausgehen, die nicht berührt werden und keine sichtbare Verbindung mit irgend einer anwesenden Person haben. Dass diese Töne

von den verschiedenen festen Körpern ausgehen, ist dadurch nachweisbar, dass man durch Berührung die Schwingungen derselben wahrnehmen kann.

3. Endlich ist die wirkende Kraft häufig von Intelligenz geleitet.

Die Beschreibung eines einzelnen Experimentes und die Art, wie dasselbe ausgeführt worden ist, wird am besten die Sorgfalt beweisen, mit der das Komitee seine Untersuchungen angestellt hat. Solange ein Fuss, ein Finger oder Kleider den sich bewegenden oder tönenden Körper berührten oder möglicherweise auch nur berühren konnten, hatte man keine Sicherheit dafür, dass die Bewegungen oder die Töne nicht direkt von den Personen, welche die Dinge berührten, hervorgerufen wurden. Deshalb versuchte man folgendes Experiment: Ein Ausschuss von elf Personen sass erst 40 Minuten um einen der früher erwähnten grossen Esstische und brachte denselben auf verschiedene Weise in Bewegung und zum Tönen. Darauf wurden die Stühle neun Zoll vom Tische entfernt und mit der Rückseite gegen denselben gekehrt, und alle Anwesenden knieten nun auf den Stühlen und hatten ihre Arme auf der Rückenlehne. In dieser Stellung waren alle Füsse vom Tische abgewandt, so dass keiner mit denselben gegen den Tisch stossen konnte. Alle Hände waren über dem Tische sichtbar und wurden ungefähr vier Zoll von der Oberfläche entfernt gehalten. — Es dauerte keine Minute, so bewegte sich der gänzlich unberührte Tisch viermal, zuerst ungefähr fünf Zoll nach der einen, dann zwölf Zoll nach der entgegengesetzten Seite, hierauf fünf und schliesslich ungefähr sechs Zoll. Darauf wurden alle Personen noch weiter vom Tische entfernt, aber dieser bewegte sich trotzdem wieder. Diese Versuche wurden auch an anderen Abenden ausgeführt; im ganzen hat das Komitee mehr denn 50 derartige Bewegungen ohne Berührung gesehen. Bei Versuchen dieser Art wurde immer die äusserste Vorsicht angewandt, um alle mechanischen oder sonstigen Kunstgriffe zu verhindern. Diese waren aber schon deshalb ausgeschlossen, weil die Bewegungen bald in der einen, bald in der anderen Richtung erfolgten. Täuschung oder Betrug war somit unmöglich. Durch stetige Wiederholung dieser Versuche unter sehr verschiedenen Umständen kamen alle Mitglieder, wie skeptisch sie sich anfangs auch gestellt hatten, zu der Ueberzeugung, dass es eine Kraft gibt, die schwere Körper ohne materielle Berührung in Bewegung zu setzen vermag, und dass diese Kraft in einer noch unbekannten Weise von der Anwesenheit gewisser menschlicher Wesen abhängig ist.

Das Komitee kann keine bestimmte Ansicht über die Natur oder den Ursprung dieser Kraft aussprechen; es hat sich nur damit beschäftigt zu untersuchen, inwiefern die Kraft eine Tatsache sei oder nicht."

So weit der Bericht des Unterkomitees. Derselbe ist offenbar klar und deutlich genug und lässt keinen Zweifel darüber aufkommen, dass man wirklich das merkwürdige Phänomen beobachtet hat, dass schwere Körper ohne Berührung unter Umständen, wo jeder Betrug ausgeschlossen schien, sich bewegten. Aber der Wert des Berichtes wird unglücklicherweise dadurch abgeschwächt, dass nicht alle Mitglieder des Komitees darin einig sind, dass alles ganz richtig zugegangen sei. Mehrere Mitglieder, und noch dazu die angesehensten, haben lange Separatvota, in denen sie zu ganz abweichenden Resultaten kommen, abgegeben. So stammt ein Resümee von

einem sonst allerdings nicht weiter bekannten Mr. Jeffery her. Dieser scheint in seinem Referat besonders glücklich gewesen zu sein; denn mehrere andere Komiteemitglieder haben sich seinem Gutachten einfach angeschlossen. Er kommt zu folgendem Resultat:

„Alle Leistungen der sog. ‚Trancemedien‘, die wir gesehen haben, waren aller Wahrscheinlichkeit nach in den meisten Fällen weiter nichts als gewöhnliche hysterische Affektionen, während sie in anderen Fällen das Gepräge eines bewussten Betruges hatten; ausserdem waren die Aeusserungen welche die Medien im Trancezustande machten, durchschnittlich unzusammenhängend und geschmacklos.

Die schreibenden und zeichnenden Medien, die wir gesehen haben, benutzten Feder und Bleistift in gewöhnlicher Weise, nur mit dem Unterschied, dass die Medien sich bisweilen von phantastischen Impulsen leiten liessen.

Wir haben niemals durch Klopflaute oder in anderer Weise Mitteilungen von unbekannten Tatsachen, die später als richtig nachgewiesen werden konnten, erhalten können; die Mitteilungen haben niemals eine Belehrung von praktischer Bedeutung oder irgend einen neuen Gedanken enthalten, sie waren im Gegenteil entweder frivol oder absurd.

Wenn die Mitteilungen als Nachrichten von Geistern Verstorbener aufgefasst werden sollten, so stehen sie im Widerspruch mit unseren natürlichen erhabenen Vorstellungen vom Zustande der Seelen nach dem Tode; die angeblichen Offenbarungen waren für intelligente, religiöse Menschen geradezu anstössig.

Alle Phänomene, die Gegenstand unserer Untersuchungen gewesen sind, waren derartig, dass sie leicht durch Betrug hervorgerufen werden konnten; sie stellten grosse Forderungen an die Leichtgläubigkeit der Menschen. Aber die meisten Spiritisten besitzen einen solchen Glaubenseifer, dass ihr Zeugnis dadurch unzuverlässig wird; ausserdem ist die Grenze zwischen bewusstem Betrug und Selbstbetrug keine scharfe, sondern ein breites Gebiet, auf dem sehr viel populäres Blendwerk eine Zeitlang freies Spiel haben kann.

Dessenungeachtet sind mehrere von uns Zeugen von merkwürdigen Phänomenen gewesen, die wir doch nicht auf bewussten oder unbewussten Betrug zurückführen konnten.“

Es ist beachtenswert, dass Mr. Jeffery kein Bedenken hegt, viele der merkwürdigen Phänomene, welche viele Komiteemitglieder glaubten wahrgenommen zu haben, als bewussten Betrug oder Selbstbetrug zu erklären. Dieser Punkt wird in einem sehr ausführlichen Gutachten von Dr. Edmunds, dem Vorsitzenden eines Unterkomitees, näher ausgeführt. Er schreibt unter anderem:

„Durchaus wahrheitsliebende Menschen werden ohne Zweifel Dinge berichten, welche, wenn sie wahr sind, unerklärlich bleiben, es sei denn, dass man die Hypothese einer übernatürlichen Einmischung zu Hilfe nimmt. Aber ich habe hinreichend Erfahrungen gesammelt, um mich zu überzeugen, dass dergleichen Erzählungen ein Resultat von Selbstbetrug in der einen oder anderen Form sind; die Erzählung ist vielmehr ein Produkt der Phantasie als ein Bericht von Tatsachen. Wenn man z. B. ein halbes Dutzend

der glaubwürdigsten Personen aufforderte, jede für sich möge einen Bericht über die Ereignisse in einer dieser Sitzungen niederschreiben, so würden ihre Erzählungen ganz sicher in einem bedenklichen Masse von einander abweichen."

Dr. Edmunds erwähnt dann einige Beispiele dafür, wie die Angaben eines Teilnehmers über gewisse merkwürdige Einzelheiten in einer Versammlung von anderen Teilnehmern bestimmt geleugnet wurden. Dieses ist sehr interessant. Edmunds hebt hier eine Tatsache hervor, deren Bedeutung man längere Zeit hindurch nicht zu schätzen verstand; erst 20 Jahre später wurde es durch eine Reihe genialer Versuche bewiesen, dass mehrere Teilnehmer in derselben Versammlung gewöhnlich gar nicht dasselbe wahrnehmen, resp. das Wahrgenommene in derselben Weise darstellen. Besonders das wurde nachgewiesen, dass ein Ereignis, welches sich in einigen Berichten sehr wunderbar anhörte, in anderen ebenso zuverlässigen Darstellungen weit weniger rätselhaft erschien. Dieser Nachweis ist offenbar von grösster Bedeutung für die Beurteilung der Frage, wie weit man solchen Berichten überhaupt Glauben schenken darf. Wir werden uns deshalb im letzten Teil dieses Werkes hiermit näher beschäftigen. Um aber zu viele Wiederholungen zu vermeiden, soll in der folgenden historischen Darstellung auf solche Punkte sofort aufmerksam gemacht werden, wo die Berichte der Beobachter nicht ausreichen, um die behaupteten Tatsachen zu beweisen.

Kapitel 23.

Crookes und die psychische Kraft.

Crookes' Versuche mit Gewichtsveränderungen.

Man begreift, dass der Bericht der dialektischen Gesellschaft nicht das letzte Wort der Wissenschaft in der Frage über die Wirklichkeit der mediumistischen Phänomene sein konnte. Behauptung stand gegen Behauptung, so dass der unbefangene Leser schwer beurteilen konnte, welche Partei recht hatte. Es erregte deshalb allgemeine Freude, als bekannt wurde, dass der angesehene Chemiker William Crookes, Mitglied der Royal Society, angefangen hatte, die Sache einer neuen sorgfältigen Prüfung zu unterziehen, noch bevor die dialektische Gesellschaft ihre Untersuchungen abgeschlossen hatte. Namentlich die Versuche der Gesellschaft über Bewegungen ohne Berührung hatten seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; er wünschte sie unter zuver-

lässigeren und darum beweiskräftigeren Verhältnissen zu wiederholen. Solange nämlich das Urteil über die ausgeführten Bewegungen ausschliesslich auf den Gutachten der Anwesenden beruhte, war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass die beobachteten Bewegungen rein eingebildete, blosse Halluzinationen der Teilnehmer waren. Liess man dagegen die Kraft auf Apparate einwirken, welche so eingerichtet waren, dass sie automatisch die ausgeführte Bewegung aufzeichneten, so war jede derartige Möglichkeit ausgeschlossen; denn wie empfänglich die anwesenden Personen auch für Einbildungen sein mochten, so darf man doch nicht annehmen, dass ein Medium auf ein Instrument suggerierend einwirken kann. Uebrigens ging Crookes davon aus, dass der Nachweis, die ganze Sache sei Aberglaube und beruhe nur auf bis dahin unentdeckten Kunstgriffen, ihm mittels solcher Apparate leicht glücken werde. Er kam jedoch zu einem ganz anderen Resultat.

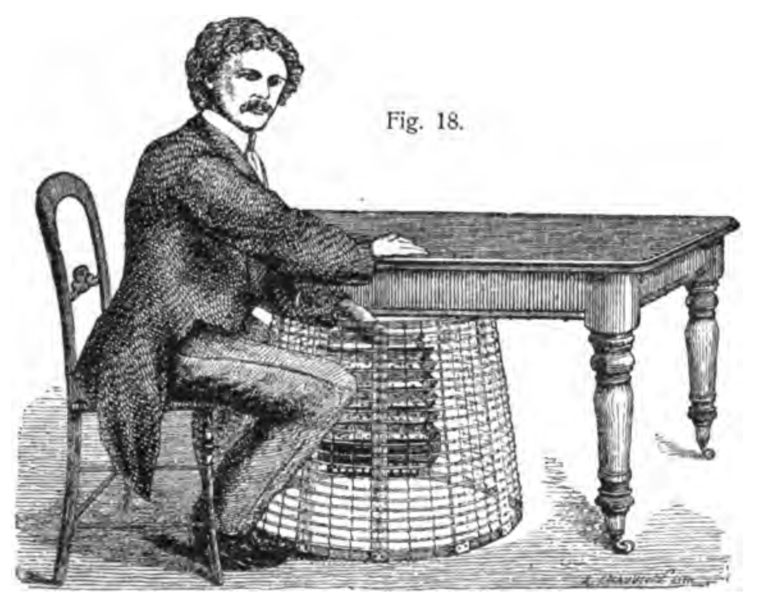


Fig. 18.

Das berühmte Medium Daniel Dunglas Home leistete Crookes Hilfe bei den Versuchen. In seiner Gegenwart zeigten sich aber merkwürdige Phänomene. Im Vergleich zu diesen war das, was Crookes mit anderen Medien erreichte, höchst geringfügig. Home hatte hauptsächlich die Gabe, auf musikalischen Instrumenten, die er nicht direkt berührte (gewöhnlich wurde eine Harmonika benutzt), Töne hervorzurufen, sowie das Gewicht von Körpern zu verändern. Beide Prästationen eignen sich vorzüglich für eine genaue wissenschaftliche Untersuchung und Crookes führte diese augenscheinlich mit grosser Sorgfalt aus. Er hat über diese Versuche mit Home und

anderen Medien in einer Reihe von Artikeln im „Quartely Journal of Science“ 1871—74 berichtet; die wichtigsten derselben sind in einem kleinen Buche gesammelt: „Researches in the phenomena of Spiritualism“. Nach dieser Quelle werde ich nun mit Crookes' eigenen Worten seine merkwürdigsten Resultate darstellen.

Dieser Bericht ist freilich so häufig zitiert und kommentiert, dass er kaum das Interesse der Neuheit für jemanden haben wird; wenn ich ihn trotzdem hier wortgetreu mit wenigen Auslassungen wiedergebe, so geschieht dieses, wie der Leser gleich sehen wird, in einer bestimmten Absicht.

„Die Sitzungen wurden am Abend in einem grossen, von Gas erleuchteten Zimmer abgehalten. Der Apparat, welcher dazu diente, die Bewegungen der Harmonika zu kontrollieren, bestand aus einem Bauer, das aus zwei Holzringen von 1 Fuss 10 Zoll, bezw. 2 Fuss Durchmesser hergestellt war. Die Ringe waren durch zwölf schmale Stäbe miteinander verbunden, so dass das Ganze ein trommelartiges Gestell bildete, das oben und unten offen war (vgl. Fig. 18). Rund um dieses Gestell waren 50 Yards[1]) isolierten Kupferdrahts in 24 Windungen gezogen, und zwar so, dass zwei benachbarte Windungen etwas weniger als einen Zoll voneinander entfernt waren. Diese Windungen waren wieder durch Schnüre befestigt; so entstanden Maschen, die etwas weniger als zwei Zoll lang und ein Zoll breit waren. Die Höhe des Bauers war so gross, dass es gerade unter meinen Esstisch geschoben werden konnte, und wenn es dort stand, konnte weder eine Hand noch ein Fuss von oben oder von unten hineinkommen.

Die Harmonika war ganz neu, da ich sie eigens zu diesen Versuchen gekauft hatte. Home hatte das Instrument nie gesehen und noch weniger vor Beginn der Versuche in der Hand gehabt.

In einem andern Teil des Zimmers war ein Apparat (vgl. Fig. 19) aufgestellt, um die Gewichtsveränderungen der Körper zu untersuchen. Es bestand aus einem Mahagonibrett, welches 36 Zoll lang, $9^1/_2$ Zoll breit und 1 Zoll dick war. An jedem Ende war als Fuss eine Mahagonileiste von anderthalb Zoll Breite angeschraubt. Das eine Ende des Brettes ruhte auf einem festen Tische, das andere wurde von einer Federwage, die an einem soliden dreibeinigen Ständer hing, getragen. Die Wage war mit einem selbstregistrierenden Zeiger versehen, welcher den ausgeübten Maximaldruck anzeigte. Der Apparat wurde so aufgestellt, dass das Mahagonibrett wagerecht war und dass der Fuss flach auf der Unterlage ruhte. In dieser Stellung übte es einen Zug von 3 lbs[2]) an der Federwage aus.

Bevor Home die Stube betrat, war der Apparat in Ordnung gebracht; der Zweck desselben wurde ihm in keiner Weise erklärt, ehe er Platz nahm. Um naheliegenden kritischen Einwendungen zu entgehen, ist es vielleicht von Wert, zu bemerken, dass ich Home am Nachmittage einen Besuch in seiner Wohnung abstattete; er bat mich, das Gespräch in seinem Schlafzimmer fortzusetzen, während er sich umkleidete. Ich muss daher bezeugen, dass keine Maschinerie, kein Apparat oder eine andere geheime Einrichtung an seinem Körper verborgen war.

---

[1]) = 45,7 m.

[2]) 1 pound (lb.) = 373,24 g.

Bei den Versuchen waren der hervorragende Physiker Dr. W. Huggins, Advokat (sergeant of law) E. W. Cox, mein Bruder und der Assistent an meinem chemischen Laboratorium zugegen.

Home sass auf einem niedrigen Lehnstuhl. Zwischen seinen Beinen stand unter dem Tische das oben erwähnte Bauer. Ich selbst sass dicht bei ihm zu seiner Linken, ein anderer Beobachter hatte ebenfalls dicht neben ihm zu seiner Rechten Platz genommen; die übrigen Anwesenden hatten sich rund um den Tisch verteilt. Den grössten Teil des Abends, namentlich wenn etwas von Bedeutung sich ereignete, hatten die Beobachter auf beiden Seiten von Home ihre Füsse auf die seinigen gestellt, so dass sie die geringste Bewegung seinerseits zu entdecken imstande waren.

Home nahm die Harmonika zwischen den Daumen und Mittelfinger der einen Hand an dem Ende, wo die Schlüssel sich nicht befanden. Darauf öffnete ich selbst den Bassschlüssel und zog das Bauer gerade so weit

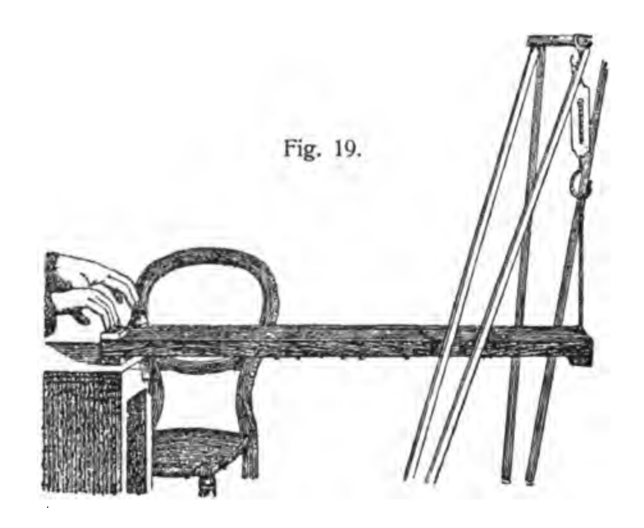


Fig. 19.

unter dem Tische hervor, dass die Harmonika mit den Schlüsseln nach unten in dasselbe gesteckt werden konnte; sodann wurde es wieder so weit zurückgeschoben, als Homes Arm es erlaubte, jedoch ohne dass seine Hand den am nächsten Sitzenden verborgen war. Bald darauf begann die Harmonika in einer höchst merkwürdigen Weise hin und her zu schwingen, dann gingen einige Laute von ihr aus, und schliesslich wurden mehrere Töne nacheinander von ihr gespielt. Während dieses geschah, kroch mein Assistent unter den Tisch und teilte mit, dass die Harmonika sich ausdehne und zusammenziehe; zugleich sahen wir anderen, dass die Hand, mit der Home die Harmonika hielt, ganz ruhig war; seine andere Hand ruhte auf dem Tische. Gleich darauf sahen wir, die wir dicht bei Home sassen, dass die Harmonika sich im Bauer bald hin und her, bald in einem Kreise bewegte, während sie gleichzeitig spielte. Dr. Huggins sah nun unter den Tisch und sagte, das Instrument bewege sich, obgleich Homes Hand ganz ruhig zu sein scheine.

Während Home beständig die Harmonika in der erwähnten Weise mit den Schlüsseln nach unten hielt, lag seine andere Hand ruhig auf dem

Tische, und seine Füsse wurden von den ihm zunächst Sitzenden festgehalten. Währenddessen hörten wir deutlich einzelne Töne nacheinander, danach wurde eine ganze Melodie gespielt. Da dieses Resultat nur dadurch zustande kommen konnte, dass auch die Schlüssel des Instrumentes in richtiger Ordnung niedergedrückt wurden, betrachteten die Anwesenden das Experiment als entscheidend. Aber das folgende war noch schlagender; denn Home entfernte seine Hand vollständig von der Harmonika, indem er jene aus dem Bauer herauszog und dem nächsten Nachbarn reichte. Das Instrument fuhr fort zu spielen, obgleich kein Mensch daran rührte.

Nachdem wir so entscheidende Resultate mit der Harmonika im Bauer erzielt hatten, wandten wir uns zu dem früher erwähnten Apparat mit der Wage. Home legte seine Finger leicht auf das äusserste Ende des Mahagonibrettes, das auf der Unterlage ruhte, während Dr. Huggins und ich ihm zu beiden Seiten sassen und darauf achteten, welche Wirkung nun eintreten würde. Fast unmittelbar danach begann der Zeiger der Wage nach unten zu gehen, und wenige Sekunden später stieg er wiederum. Diese Bewegung wiederholte sich mehrere Male und schien auf eine Wellenbewegung in der psychischen Kraft hinzuweisen. Das Ende des Brettes schwankte während des Versuches auf und ab. Nun nahm Home aus eigner Initiative eine kleine Handglocke und eine Streichholzschachtel, die sich in der Nähe befanden und legte sie einzeln unter jede Hand, um uns davon zu überzeugen, dass er keinen Druck ausübe. Die sehr langsame Bewegung der Federwage wurde nun noch deutlicher wahrnehmbar, und Dr. Huggins, welcher den Zeiger beobachtete, sagte, dass er bis auf $6^1/_2$ lbs. hinabging. Da das normale Gewicht des Brettes in der Stellung, in der es hing, 3 lbs. betrug, so hatte der Druck sich um $3^1/_2$ lbs. vermehrt. Als wir gleich darauf nach dem Maximumzeiger sahen, entdeckten wir, dass er auf 9 lbs. hinabgegangen war. Dies entsprach demnach einer Zunahme des Druckes von 6 lbs.

Um zu untersuchen, ob es möglich wäre, irgend eine Wirkung auf die Federwage durch Druck an der Stelle, wo Home seine Finger gehabt hatte, auszuüben, stieg ich auf den Tisch und setzte den einen Fuss auf das Ende des Brettes. Dr. Huggins, der den Zeiger der Wage beobachtete, erklärte, dass mein ganzes Körpergewicht (140 lbs.) den Zeiger um $1^1/_2$ bis 2 pounds zum Sinken brachte, wenn ich auf und ab schwang. Home sass in einem niedrigen Lehnstuhl; er hätte also selbst durch die grösste Anstrengungen die früher erwähnten Gewichtsveränderungen nicht hervorrufen können. Ich brauche wohl kaum zu sagen, dass sowohl seine Hände als seine Füsse sorgfältig von allen, die im Zimmer waren, beobachtet wurden, und dieser Versuch scheint mir daher, wenn möglich, noch entscheidender zu sein als der mit der Harmonika."

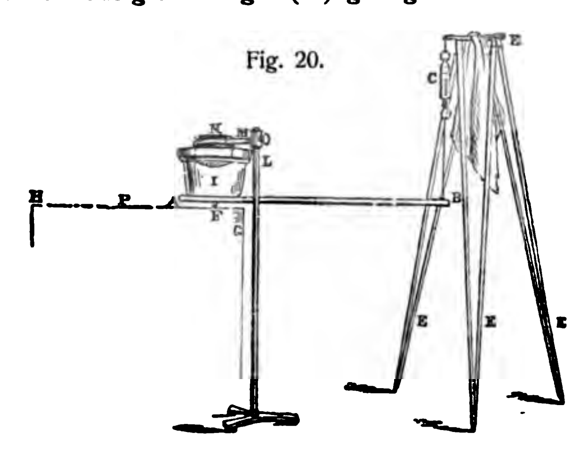
In bezug auf die Ursache dieser Phänomene, die Kraft, welche sie hervorgerufen hatte, macht Crookes noch einige Bemerkungen, die hier ohne Interesse sind. Er nennt diese unbekannte Ursache die „psychische Kraft", räumt aber ein, dass es übereilt wäre, irgend eine Hypothese über ihre Natur und Wirkung aufzustellen. In einer späteren Abhandlung spricht er sich dahin aus, dass seine sogenannte „psychische" Kraft dieselbe sei, die Professor Thury in Genf bereits 1855 unter dem Namen „ektenische oder fernwirkende" Kraft aufgestellt habe, ein Name, der vielleicht vorzuziehen ist, da er gar nichts über den Ursprung der Kraft andeutet. Da jedoch der

Name hier keine Rolle spielt, benutzen wir den mehr bekannten Ausdruck „psychische Kraft“ [1]).

Wir wollen nun eine andere Reihe von Crookes' Versuchen betrachten, welche mit demselben, jetzt aber etwas zweckmässiger eingerichteten Apparat ausgeführt wurden.

„Als ich das erstemal diese Versuche anstellte, sah ich es für notwendig an, dass Homes Hand den aufgehängten Körper, dessen Gewicht sich verändern sollte, berührte; aber später fand ich, dass dieses nicht unbedingt notwendig war, und ich änderte meinen Apparat daher in folgender Weise, wie es in beifolgender Figur (20) gezeigt ist.

Fig. 20.



A B ist das früher erwähnte Mahagonibrett, welches bei B an die Federwage C gehängt ist; die Wage wird von dem soliden Dreifuss E getragen. Der Apparat wurde nun weiter so eingerichtet, dass er die stattfindenden Gewichtsveränderungen automatisch aufzeichnen konnte. Die hierzu notwendige Einrichtung ist in der Figur nicht angegeben. Zu diesem Zwecke wurde eine feine Stahlspitze an den Zeiger der Wage horizontal angelötet. Unter der Wage wurde ein Uhrwerk angebracht, welches eine

[1]) In neueren spiritistischen Schriften findet man die psychische Kraft häufig mit Reichenbachs Odkraft verwechselt oder identifiziert; wir wollen deshalb das Verhältnis dieser beiden hypothetischen Kräfte etwas näher beleuchten. — Der Chemiker Karl Freiherr von Reichenbach ging von der Tatsache aus, dass das Nordlicht hauptsächlich an den magnetischen Polen der Erde auftritt; er nahm an, dass ein solches Lichtphänomen sich überall zeigen müsse, wo Magnetismus vorhanden sei, und er probierte deshalb, ob man bei vollständiger Dunkelheit ein ähnliches Licht durch grosse künstliche Magnete hervorbringen könne. Während er selbst und viele andere nichts wahrnahmen, fand er verschiedene Personen, die bei absoluter Finsternis an den Polen grosser Magnete wirklich Licht sahen. Jedoch wurde nicht nur der Gesichtssinn bei diesen Personen, den sogenannten „Sensitiven“, beeinflusst; auch der Temperatursinn zeigte sich empfänglich, denn die Sensitiven fühlten Wärme und Kälte, wenn sie die Hände über den Magnetpolen hielten. Die Sensitivsten wurden sogar von den Magneten angezogen, so dass man ihre Glieder durch magnetische Anziehung in die Höhe heben konnte. Als Reichenbach diese Phänomene weiter verfolgte, fand er, dass nicht nur Magnete dieses Licht ausstrahlten; ein jeder Gegenstand, der dem Sonnenlichte ausgesetzt gewesen oder mit einer chemischen Wirksamkeit in Berührung gekommen war, zeigte sich mehr oder weniger damit gesättigt. Kristalle und namentlich der menschliche Körper waren eine beständige Quelle dieses Lichts; sensitive Personen sahen dieselben als leuchtende Gegenstände im dunklen Raume. Reichenbach

geschwärzte Glasplatte an der Stahlspitze vorbeiführen konnte. Wenn dies geschieht, wird die Stahlspitze in der geschwärzten Oberfläche eine gerade Linie ziehen, solange die Wage in Ruhe ist. Aber sobald der Druck auf das Brett sich ändert, geht die Stahlspitze am Zeiger der Wage auf und ab und zeichnet folglich eine krumme Linie auf der Glasplatte. Aus der Form dieser Linie kann man berechnen, wie gross der Druck auf das Brett jeden Augenblick gewesen ist.

Während die Wage das Ende B des Brettes trägt, ruht das andere Ende A auf einem keilförmigen Holzstück, das an der Unterseite des Brettes festgeschraubt ist. Die untere Kante des Keiles, um den das Brett sich dreht, ruht auf einer festen und soliden Holzunterlage GH. Auf dem Brette, genau über dem Unterstützungspunkte, ist ein Glasgefäss I angebracht, das mit Wasser gefüllt ist. L ist ein massiver eiserner Ständer, dessen Arm einen Ring M N trägt; in denselben ist ein halbkugelförmiges Kupfergefäss eingesetzt, dessen Boden vielfach durchlöchert ist. Der eiserne Ständer berührt das Brett A B nicht, und der Arm desselben mit dem Kupfergefäss ist so eingerichtet, dass das Gefäss anderthalb Zoll ins Wasser reicht, aber weder den Boden noch den Rand des Glases berührt. Es zeigte sich nun, dass die Wage nicht im geringsten beeinflusst wurde, wenn man an dem eisernen Ständer rüttelte oder dagegen schlug; ebensowenig konnte man eine Gewichtsveränderung nachweisen, wenn man die Hand so tief ins Wasser steckte, als das durchlöcherte Kupfergefäss es erlaubte. Eine jede mechanische Uebertragung von Kraft vom Kupfergefäss aus auf das Brett AB war somit ausgeschlossen.

Der Bequemlichkeit halber werde ich die Versuche nun in mehrere Gruppen teilen und von jeder Gruppe ein einzelnes Beispiel zur näheren Beschreibung auswählen. Es wird jedoch kein Versuch erwähnt, der nicht mehrere Male wiederholt ist; einige derselben sind auch in Homes Abwesenheit mit anderen Personen, die ähnliche Gaben besassen, gemacht worden. Es war stets genügend Licht in dem Zimmer vorhanden (in meinem eigenen Esszimmer), in dem die Versuche angestellt wurden, um alles zu sehen, was vor sich ging.

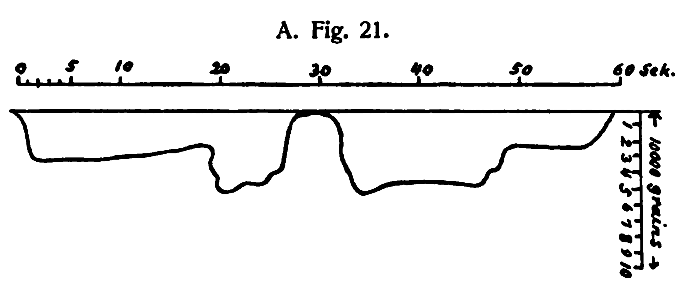
---

nannte diese unbekannte Kraft, von der alle diese Wirkungen nach seiner Annahme herrühren, die „Odkraft". Er versuchte auch, das Odlicht zu photographieren und die mit demselben verbundene Wärme zu messen, aber dies missglückte. Wohl glaubte er einmal eine Photographie des Odlichtes nach einer Exposition von 65 Stunden erhalten zu haben; aber er räumte später ein, dass dieses auf einem Irrtum beruht hätte; es war also kein anderer Beweis für die Existenz der Odkraft vorhanden, als die Wahrnehmungen der sensitiven Personen.

Seine ersten Versuche veröffentlichte Reichenbach in einer Reihe von Abhandlungen: „Untersuchungen über die Dynamide", 1849; später schrieb er ein grosses Werk über denselben Gegenstand: „Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode", 1854—55. Als er nähere Bekanntschaft mit dem Tischrücken machte, erklärte er auch dieses für eine Wirkung der Odkraft. Die Sensitiven glaubten nämlich, die Odflamme mit einer gewissen Kraft vom menschlichen Körper ausströmen zu sehen, und wenn diese Flamme auf irgend einen Körper einzuwirken begann, musste dieser in Bewegung gesetzt werden. Die Bewegungen der Wünschelrute, der tanzenden Tische und der sich drehenden Schlüssel konnten so erklärt werden, wie Reichenbach ausführlich in der Schrift „Die odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen", 1867, nachzuweisen suchte. Das von Menschen ausströmende Od — Reichenbach nennt es Biod — fällt also zum Teil mit der „psychischen Kraft" der modernen Okkultisten zusammen; aber während man sich die psychische Kraft doch unbedingt an Menschen und vielleicht an Tiere gebunden denken muss, kommt die angenommene Odkraft überall in der Natur vor. (In betreff der Erklärung der Oderscheinungen vgl. Kap. 35, „Suggerierte Halluzinationen".)

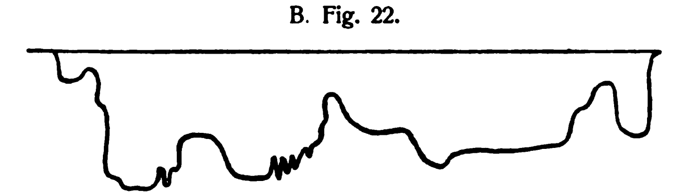
Experiment I. Nachdem der Apparat vollständig zurecht gestellt war, bevor Home in das Zimmer trat, wurde dieser gebeten, hereinzukommen und seine Finger in das Kupfergefäss N zu stecken. Er stand auf und tauchte die Fingerspitzen seiner rechten Hand ins Wasser; seine linke Hand und seine Füsse wurden von den Anwesenden festgehalten. Als er sagte, dass er eine Kraft oder einen Einfluss von seiner Hand ausgehen fühle, setzte ich das Uhrwerk in Bewegung, und beinahe in demselben Augenblicke sah man, wie das Ende B des Brettes langsam hinabsank und etwa

A. Fig. 21.



10 Sekunden lang unten blieb, dann stieg es etwas in die Höhe und ging zuletzt in seine normale Stellung zurück. Hierauf sank es wieder, stieg plötzlich, sank gradweise im Verlaufe von 17 Sekunden und stieg dann wieder bis zur normalen Höhe, auf der es bis zum Abschluss des Versuches verblieb. Der niedrigste Punkt, der auf der geschwärzten Glasplatte markiert war, entsprach einem direkten Druck von ca. 5000 grains (= 323 gr). Beifolgende Figur A (21) ist eine Kopie der Kurve, welche sich auf dem Glase

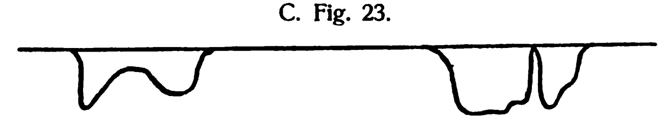
B. Fig. 22.



vorfand. Der horizontale Massstab gibt die Zeit in Sekunden, der vertikale den Druck in grains an.

Experiment II. Da die Berührung auch durch das Wasser hindurch sich ebenso wirksam wie eine direkte mechanische Berührung gezeigt hatte, wünschte ich zu sehen, ob die Kraft auch durch andere Teile des Apparates oder durch die Luft hindurch auf die Wage einwirken würde. Das Glasgefäss mit dem Wasser, der eiserne Ständer u. s. w. wurden entfernt, und

C. Fig. 23.



Home legte seine Hände bei P (vgl. Fig. 20) auf den Tisch, auf dem das eine Ende des Brettes ruhte. Einer der Anwesenden legte wiederum seine Hände auf Homes Hände und setzte seine Füsse auf dessen Füsse. Ich selbst gab ebenfalls während der ganzen Zeit genau auf ihn acht. In dem-

selben Augenblick wurde das Uhrwerk in Gang gesetzt. Das Brett stieg ungleichmässig auf und ab, so dass das Resultat die Kurve war, welche in Figur B (22) gezeigt ist.

Experiment III. Home wurde in einem Abstande von 1 Fuss vom Brette auf die eine Seite desselben gestellt. Seine Hände und Füsse wurden von einem der Anwesenden festgehalten. Eine neue Kurve, welche in Fig. C (23) dargestellt ist, zeigte sich auf der beweglichen Glasplatte."

Das Angeführte möge als Beispiel dafür genügen, wie Crookes bei diesen Versuchen zu Werke ging. Es wurden noch viele andere Experimente ausgeführt, teils mit den erwähnten, teils mit anderen Apparaten; aber man lernte dadurch nichts wesentlich Neues kennen. Natürlich kann ich hier keine vollständige Uebersetzung von Crookes' Werk wiedergeben; obige Zitate genügen, um dem Leser einen Eindruck von diesen berühmten Untersuchungen zu geben. Dieselben scheinen, wie Crookes sie hier beschrieben hat, sehr sorgfältig und streng wissenschaftlich ausgeführt zu sein. Crookes ersinnt und verwendet selbstregistrierende Messapparate, und Home wird wie eine Art Kraftmaschine behandelt, die bald hier, bald dort aufgestellt wird, um unter verschiedenen Verhältnissen erprobt zu werden. Die Stube ist genügend erleuchtet, um alles zu sehen, und mehrere angesehene Gelehrte überwachen die richtige Ausführung der Versuche. Hier sind offenbar alle denkbaren Garantien dafür, dass die gewonnenen Resultate vollkommen zuverlässig sind, vorhanden, und Crookes' Versuche sind deshalb auch immer ein schwerer Stein des Anstosses für die Gelehrten gewesen, welche solche mediumistischen Phänomene für Betrug seitens der Medien erklären wollten. Derartiges scheint vollständig bei den hier beschriebenen Experimenten ausgeschlossen zu sein, — vorausgesetzt, dass die Beschreibung überhaupt richtig ist.

Aber das ist sie nicht. Sie ist im Gegenteil so sehr ein Produkt von Crookes' Phantasie, dass sie gerade als ein Beweis dafür angesehen werden darf, wie ein auf seinem Gebiete ausgezeichneter Gelehrter sich in Selbstbetrug verwickeln kann, wenn er unbekannte Gebiete zu betreten wagt. Wohl möchte diese Behauptung sehr kühn erscheinen, wenn nicht Crookes selber den Beweis für ihre Richtigkeit geliefert hätte. Achtzehn Jahre nach diesem ersten Bericht hat er eine andere Darstellung derselben Versuche geliefert, aus der man ersieht, dass das Ganze doch in etwas anderer Weise vor sich gegangen ist. Im obigen Bericht von 1871 bemerkt Crookes zwar anfangs beiläufig: „Die Experimente sind sehr zahlreich, aber infolge der launenhaften Art und Weise, mit der die Kraft ausgeübt wird, und der Tatsache, dass Home einer unberechenbaren Ebbe und Flut dieser Kraft unterworfen ist, hat es sich nur selten ereignet, dass ein bei einer Gelegenheit gewonnenes Resultat sich noch bei einer fol-

genden hätte bestätigen lassen." Darin liegt aber gar nichts Verdächtiges. Wer mit schwierigeren, experimentell-psychologischen Untersuchungen ein wenig vertraut ist, weiss wohl, dass die schwankende Disposition der Versuchspersonen von Mal zu Mal recht verschiedene Resultate herbeiführen kann. Der gewissenhafte Forscher will aber ganz gewiss nur solche Ergebnisse veröffentlichen, die er unter bestimmten Bedingungen wiederholt festgestellt hat. Da man nun im ganzen Crookesschen Bericht keine Andeutung davon findet, wie die einzelnen Versuche sich gestaltet haben, so muss man unbedingt den Eindruck bekommen, dass die dargestellten Experimente in verhältnismässig wenigen Sitzungen, in denen alles glatt abging, ausgeführt worden sind. Männer der Wissenschaft ordnen hier alles; es finden keine Unterbrechungen, Störungen oder missglückte Versuche, keine verdächtigen Bewegungen von seitens Home statt; seine psychische Kraft wirkt bei diesen Gelegenheiten mit grosser Präzision. Liest man aber dann Crookes' Aufzeichnungen in seinem Tagebuche über diese Sitzungen mit Home, so wird der Eindruck ein wesentlich anderer. Diese Aufzeichnungen, welche teils während, teils unmittelbar nach den Sitzungen gemacht worden sind, hat Crookes in Proceedings of the Society for Psychical Research, Part XV 1889 veröffentlicht. Nur ein kleiner Auszug aus seinen Tagebüchern ist in denselben gedruckt; aber über die Sitzungen, die überhaupt besprochen werden, ist ein vollständiger Bericht gegeben. Zur näheren Illustration des Unterschiedes zwischen den beiden Darstellungen führe ich hier den Bericht über eine einzelne Sitzung an, in der einige der früher besprochenen Versuche angestellt wurden.

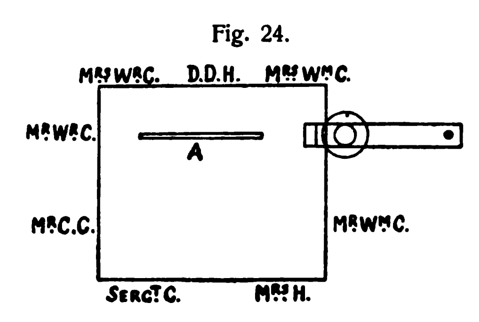
„Mittwoch, den 21. Juni 1871. Sitzung in Crookes Privatwohnung. Von 8.40 bis 10.30 abends. Anwesend sind: Mr. D. D. Home (Medium), Mrs. Wr. Crookes, Mr. Wr. Crookes, Mrs. Humphrey, Mr. C. Gimingham, Mr. Sergt. Cox, Mr. Wm. Crookes, Mrs. Wm. Crookes, Miss A. Crookes. Im Esszimmer, von einer Gasflamme erleuchtet; rund um den Esstisch. Auf dem Tische war eine mir gehörende Harmonika, ein langes, dünnes Holzlineal, ein Bleistift und etwas Papier; an der einen Seite, zum Teil auf dem Tische ruhend, war ein Apparat (vgl. Fig. 20) aufgestellt, um die Gewichtsveränderung der Körper zu untersuchen. Unter dem Tisch war das früher erwähnte Bauer.

Phänomene. Fast unmittelbar nachdem wir uns gesetzt hatten, wurden sehr lebhafte Vibrationen im Tische gespürt. Diese Vibrationen antworteten auf mehrere vorgelegte Fragen mit „Ja" und „Nein". Homes Hände wurden in einer sehr merkwürdigen Weise, die äusserst schmerzhaft aussah, zusammengezogen. Er erhob sich und streckte vorsichtig die Finger seiner rechten Hand ins Wasser des Kupfergefässes, indem er sorgfältig irgend einen andern Teil des Apparates zu berühren vermied. Mrs. Wm. Crookes, welche dicht dabei sass, sah das Ende des Brettes langsam hinabgehen und

wieder emporsteigen. Bei Beobachtung des automatischen Zeigers fanden wir, dass eine Druckvermehrung von 10 ounces (311 gr) stattgefunden hatte. Weiter geschah nichts.

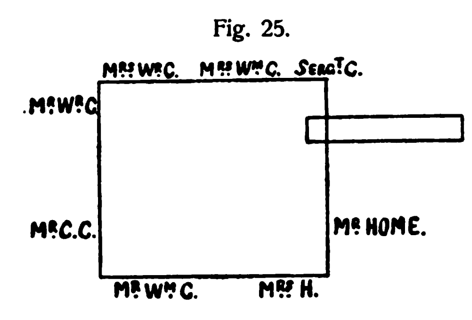
Am selbigen Abend von 10.45 bis 11.45. Diese Sitzung wurde gleich nach der vorigen abgehalten. Wir erhoben uns alle, gingen umher, öffneten die Fenster und wechselten die Plätze. Miss A. Crookes verliess die Gesellschaft; es wurde dann vorgeschlagen, dass wir uns wieder setzen möchten. Das Zimmer, der Tisch und die Apparate sind dieselben wie vorhin. Das Licht wurde gedämpft, aber es war noch hell genug, so dass wir einander unterscheiden und jede Bewegung sehen konnten. Der Apparat konnte auch deutlich unterschieden werden. Der automatische Zeiger wurde dicht an den festen Zeiger der Wage gebracht. Wir sassen nun in der Ordnung um den Tisch, wie sie in nebenstehender Figur (24) angegeben ist. A bezeichnet das oben erwähnte Lineal. Beinahe augenblicklich kam der Befehl: „Die Hände vom Tisch!“ Nachdem wir ruhig 1—2 Minuten, gegenseitig uns die Hände haltend, gesessen hatten, hörten wir schwere Schläge auf den Tisch und danach auf den Fussboden beim Apparate mit der Wage. Dieser wurde in Bewegung gesetzt, und man hörte, dass die Federwage schnell nach unten sank. Nun erhielten wir folgende Botschaft: „Die Wage etwas verändert. Nachsehen!“ Ich ging hin und sah nach der Skala, die eine Druckvermehrung von 9 lbs. anzeigte. Da dieses Resultat bei so schwacher Beleuchtung erreicht war, dass man kaum das Brett und den Zeiger sich bewegen sehen konnte, bat ich, der Versuch möge bei besserer Beleuchtung wiederholt werden. Das Gas wurde aufgedreht, und wir sassen wie vorhin. Jetzt sah man, wie das Brett sich auf und ab bewegte, während Home sich in einiger Entfernung davon befand und den Tisch nicht berührte, da seine Hände festgehalten wurden. Der Zeiger gab nun eine Druckvermehrung von 2 lbs. an.

Fig. 24.



Home bat uns nun, die Plätze vertauschen zu wollen. Wir sassen jetzt so, wie nebenstehende Figur (25) angibt. Nun wurde der Befehl gegeben: „Alle Hände, ausser Dans (Homes) vom Tische!“ Home rückte nun seinen Stuhl an die äusserste Ecke des Tisches und drehte seine Füsse fort vom Apparat, dicht an Mrs. H. heran. Man hörte nun schwere Schläge auf den Tisch und danach auf das Mahagonibrett, das heftig auf und nieder bewegt wurde. Dann kam folgende Botschaft: „Jetzt haben wir unser Aeusserstes getan!“ Der automatische Zeiger gab nun eine Gewichtsvermehrung von 4 lbs. an; dies sah ich, als ich an die Federwage herantrat.“

Fig. 25.



In derselben Sitzung ereigneten sich noch manche andere merkwürdige Dinge, aber diese haben weniger Interesse; für uns kommt es hier nur darauf an, zu sehen, unter welchen Umständen die Versuche mit dem Apparate ausgeführt wurden. Hierüber aber haben wir hinreichende Aufklärungen erhalten, die jedenfalls von einem Gesichtspunkte aus sehr befriedigend sind. Ich füge hier nur hinzu, dass die eben beschriebene Sitzung aus der Zahl der Aufzeichnungen willkürlich ausgewählt und ganz typisch ist. Ebenso wie hier geht es auch in allen übrigen Sitzungen zu, über die Crookes seine Aufzeichnungen veröffentlicht hat. Es ist leicht einzusehen, dass man aus den Notizen dieses Tagebuches ein ganz anderes Bild von den Verhältnissen bekommt als aus den ursprünglichen Berichten. Mehrere der Seancen oder jedenfalls Teile derselben sind fast Sitzungen im Dunkeln; denn so darf man sie doch nennen, wenn nur die zunächst Sitzenden eben wahrnehmen können, was vor sich geht. Sodann sehen wir, dass keineswegs Crookes, sondern Home den Gang der Versuche durch die gegebenen Befehle leitet. Crookes und die anderen Teilnehmer werden einfach gezwungen, die Plätze einzunehmen, welche ihnen angewiesen werden, bis irgend etwas sich ereignet hat. Home dagegen geht frei umher, geht auf eigne Hand zu den Apparaten hin, rückt seinen Stuhl umher u. s. w. Endlich finden verschiedene kleine Unterbrechungen statt: bald sollen die Hände auf dem Tische sein, bald nicht; das Gas wird niedergedreht und wieder aufgedreht; die Plätze werden gewechselt und derartiges mehr. Alles dieses zeigt uns, dass diese berühmten Crookesschen Sitzungen sich durchaus nicht von anderen spiritistischen Sitzungen unterscheiden; sie haben dasselbe unberechenbare und launenhafte Gepräge, dieselbe Abhängigkeit von dem Gutdünken des Mediums.

Dies gilt jedenfalls von den Sitzungen, über welche Crookes die Originalaufzeichnungen veröffentlicht hat. Möglicherweise hat er auch andere Versuche angestellt, die unter zuverlässigeren Verhältnissen ausgeführt sind. Aber es ist doch nicht wahrscheinlich, dass er unter seinen Aufzeichnungen gerade die, welche am wenigsten beweisen, hätte auswählen und die beweiskräftigen hätte ignorieren sollen. Wir dürfen daher ganz gewiss davon ausgehen, dass alle seine Versuche in Sitzungen, welche durchschnittlich denselben Charakter hatten wie die hier beschriebenen, angestellt sind. Folglich ist sein ursprünglicher Bericht von 1871 keine genaue Darstellung von dem, was wirklich stattgefunden hat, sondern ein Auszug, in dem nur gewisse bestimmte Ereignisse mit Auslassung aller begleitenden Nebenumstände geschildert werden. Wir wollen hier nicht untersuchen, von welcher Bedeutung gerade das ist, was Crookes aus seinem Bericht

fortlassen zu können glaubte; das werden wir im letzten Teil dieses Buches näher besprechen. Hier stellen wir nur zwei Tatsachen fest: 1. Crookes' Versuche sind keine streng wissenschaftlichen Untersuchungen; sie sind in ganz gewöhnlichen spiritistischen Sitzungen angestellt und zwar gelegentlich, wann es dem Medium, das durch die gegebenen „Geisterbotschaften" die Situation beherrschte, passte. 2. Crookes kann kaum eine Ahnung davon gehabt haben, wie bedeutungsvoll die Umstände sind, die er im Bericht von 1871 stillschweigend übergeht. Hätte er das eingesehen, so hätte er niemals obige Schilderung geben können, ohne sich eines bewussten Betrugs schuldig zu machen.

Geisterphotographien.

Wir können in dieser unserer geschichtlichen Darstellung uns natürlich nicht bei allen mediumistischen Phänomenen, die je aufgetreten sind, und bei den darüber angestellten Untersuchungen aufhalten, sondern beschränken uns teils auf die Erscheinungen, welche von hervorragenden Forschern besonders sorgfältig geprüft worden sind, teils auf solche, welche in theoretischer Beziehung entscheidende Bedeutung erlangt haben. Nach beiden Gesichtspunkten hin nehmen nun die sogenannten Geisterphotographien neben anderen angeblichen Beweisen von der Materialisation der Geister einen wichtigen Platz ein. Von allen Zeugnissen für die Wirklichkeit dieser Phänomene darf man die Crookesschen wohl als die zuverlässigsten ansehen; ihre theoretische Bedeutung liegt auf der Hand. Die bisher besprochenen mediumistischen Phänomene lassen sich nämlich auch ohne spiritistische Hypothese erklären. Es ist ja möglich, dass Geister bei den physikalischen und intellektuellen Prästationen ihre Hand wirklich mit im Spiele haben und sie in Gegenwart der Medien ausführen. Aber es ist auch denkbar, dass diese Erscheinungen ihre Ursache nur im Seelenleben des Mediums haben, also rein psychischer Natur sind, dass man sich also das Medium mit Kräften ausgerüstet denken muss, die von den Psychologen bisher nicht genügend beachtet worden sind. In diesem Falle liessen die mediumistischen Phänomene sich ganz gut ohne die spiritistische Hypothese erklären. Das ist Crookes' und der übrigen Okkultisten Auffassung. So unwahrscheinlich es ihnen auf der einen Seite erscheint, dass die Geister sich herablassen, um solche Kindereien — denn anders kann man wahrlich manche mediumistische Prästationen nicht bezeichnen — zu treiben, so wahrscheinlich dünkt es sie auf der anderen Seite, dass es in der Natur und auch im Menschen Kräfte gibt, welche die

Wissenschaft noch nicht kennt. Man muss also sagen, dass der Okkultismus auf den ersten Blick doch immerhin eine gewisse Aussicht auf den Sieg haben müsste. Umgekehrt aber: wenn es sich nachweisen liesse, dass die Geister sich uns wirklich sichtbar als lebende Wesen zeigen, so würde dieses natürlich sehr zugunsten des Spiritismus in die Wagschale fallen. Die Anhänger desselben haben daher von Anfang an eifrig nach solchen direkten und zuverlässigen Beweisen für das Mitwirken der Geister gesucht; und von den ersten Sitzungen an liegen auch schon Berichte darüber vor, dass man Hände gesehen und Berührungen gefühlt habe, und zwar unter solchen Umständen, bei denen keiner der Anwesenden der Urheber der Erscheinungen hat sein können. Solange nun derartige Zeugnisse nur von einzelnen vorlagen, wäre es ja möglich gewesen, dass es sich um Halluzinationen, um reine Einbildungen eines phantasiereichen Beobachters handelte. Volle Gewissheit erlangte man dagegen erst, wenn eine solche Geistererscheinung photographisch nachgewiesen werden konnte oder sich wenigstens mehreren streng kritischen Beobachtern mit solcher Deutlichkeit zeigte, dass jeder Zweifel an der Objektivität des Wahrgenommenen ausgeschlossen war.

Die Spiritisten haben denn auch im Laufe der Zeit mit vielem Geschick es verstanden, derartige Beweise zu liefern. Natürlich durfte man nicht erwarten, dass das Ziel auf einmal erreicht werden würde. Sowohl die Medien als auch die Geister konnten sich erst allmählich zu dieser neuen Art der Offenbarung entwickeln. Anfangs gelang es nur, Photographien von Wesen zu erhalten, welche höchstens den Medien sichtbar, allen übrigen dagegen unsichtbar waren. Aber 20 Jahre später hatten die Geister die Materialisation in einem solchen Grade vervollkommt, dass sie von einem grossen Zuschauerkreise gesehen und bei starkem elektrischem Lichte photographiert werden konnten. Ihre Atmung und ihr Pulsschlag wurden gemessen; Haarlocken wurden abgeschnitten und zum ewigen Andenken aufbewahrt. Ja, ein Teilnehmer an einer Crookesschen Sitzung, in der der Geist Katie King sich zeigte, erklärte rundweg, wenn dieser Geist eine psychische Kraft wäre, so müsste diese ein Weib sein. Hiernach konnte man also sagen, dass selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen und eklatante Beweise geliefert waren. Wir wollen letztere nun ihrer geschichtlichen Entwicklung nach etwas näher betrachten.

Die ältesten Geisterphotographien stammen aus der Zeit der Daguerrotypie. In einer amerikanischen spiritistischen Zeitschrift aus dem Jahre 1855 teilt der Redakteur mit, dass man lange vergebens gesucht habe, Geistererscheinungen auf einer Daguerrotypplatte sicht-

bar zu machen, dass jetzt aber die besten Aussichten für das Gelingen vorhanden seien.

Ein professioneller Daguerrotypist, der zugleich Medium war, hatte nämlich kurz zuvor ein Bild von seinem kleinen Knaben aufgenommen, und auf diesem Bilde zeigte sich oben ein breiter, wolkenähnlicher Lichtstreifen, der sich auf die Schultern des Knaben senkte und sich dort verlor. Der Lichtstreifen glich einem Sonnenstrahl, welcher durch eine kleine Oeffnung eindringt; bei näherer Beobachtung erschien er etwas durchsichtig. Kein früheres Bild hatte etwas ähnliches gezeigt. Trotz der sorgfältigsten Untersuchung der Umgebung war man nicht imstande, eine vernünftige Erklärung dieses Phänomens zu finden.

In demselben Jahrgange derselben Zeitschrift wird ein zweites ähnliches Ereignis mitgeteilt. Aber nach diesen allerdings recht zweifelhaften Resultaten scheinen die Geister die Manifestationen eingestellt zu haben; denn man hört nichts mehr von derartigen Bildern bis 1862. In diesem Jahr begann Mumler, vielleicht der bekannteste aller Geisterphotographen, seine Tätigkeit.

Mumler war ursprünglich Graveur; aber er pflegte Sonntags einen Freund zu besuchen, der in einem photographischen Geschäfte angestellt war, und es machte ihm Freude, der Arbeit desselben zuzusehen. So lernte er nach und nach die Technik des Photographierens, hatte aber keine Ahnung von der Natur und Wirkung der Chemikalien. Als er eines Sonntags ganz alleine im Atelier war, versuchte er sein eigenes Bild aufzunehmen und erhielt dabei ausser diesem noch eine andere Gestalt auf der Platte. Bis dahin hatte er noch nie etwas von Geisterbildern gehört und glaubte deshalb zuerst, die zweite Gestalt rühre davon her, dass die Platte nicht ganz rein gewesen sei und noch Spuren eines früheren Bildes trage, wie es bei dem damals angewandten Kollodiumverfahren nicht selten vorkam. Aber durch spätere Versuche, bei denen diese Möglichkeit ganz ausgeschlossen war, kam er zu der Ueberzeugung, dass solche Geistergestalten von einer Kraft herrührten, die zu beherrschen der Mensch nicht imstande wäre. Da er häufig ähnliche Gestalten auf seinen Platten erhielt, beschloss er, dem Rate mehrerer Freunde gemäss, seine frühere Beschäftigung aufzugeben und sich der Photographie zu widmen. Nachdem er die Kunst regelrecht erlernt hatte, liess er sich als Photograph und Medium nieder; aber er hatte seine Tätigkeit noch nicht lange ausgeübt, als bekannt wurde, dass das Bild einer noch lebenden Person bei verschiedenen seiner Photographien als Geist figurierte. Nach dieser Entdeckung verlor das Publikum das Vertrauen zu ihm, und man hörte nichts weiter von ihm und seinen Bildern, bis er 1869 in New York auftrat. Hier wurde er nach einigen Monaten wegen Betrugs angeklagt. Einige Photographen deckten nämlich die Methode auf, wie er Geistergestalten auf den Platten hervorrief; vier andere Fachmänner erklärten allerdings, dass sie alle seine Operationen überwacht, aber nie etwas Verdächtiges gesehen hätten. Einer derselben hatte Mumler sogar zu sich ins Haus kommen lassen; aber trotzdem hatten sich auch hier die Geistergestalten gezeigt, obgleich Mumler mit Platten und Instrumenten gearbeitet hatte, die niemals früher in seinen Händen gewesen waren.

Nach diesem Zeugnis gab der Richter das Urteil ab, er sei zwar persönlich davon überzeugt, dass der Angeklagte in betrügerischer Weise vorgegangen sei; er könne ihn aber aus Mangel an genügenden Beweisen nicht verurteilen. Diese ziemlich zweifelhafte Freisprechung machten die Spiritisten sich natürlich sehr zu Nutzen.

Während des Prozesses traten auch verschiedene Personen auf, welche bezeugten, dass sie in den Geisterbildern ganz deutlich verstorbene Verwandte und Freunde hätten erkennen können. Dies schien natürlich ein ausgezeichnetes Argument für die Echtheit der Bilder zu sein. Damit der Leser aber selbst beurteilen kann, welchen Wert man dergleichen Beweisen beilegen darf, wird hier eine dieser Mumlerschen Geisterphotographien (Taf. I, Fig. 1) wiedergegeben. Es sollte mich sehr wundern, wenn nicht die meisten Menschen bei einigermassen gutem Willen ebenfalls eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dieser undeutlichen weissen Gestalt und einem ihrer Bekannten entdecken können.

Während Mumler, wie gesagt, freigesprochen wurde und seine Tätigkeit noch viele Jahre hindurch zur Freude der gläubigen Spiritisten fortsetzte, ging es den professionellen Geisterphotographen, welche in Europa auftraten, wesentlich schlechter. 1872 begann ein Photograph Hudson in England ähnliche Bilder zu liefern, wie Mumler es getan hatte; aber dieselben waren so roh ausgeführt, dass die Spiritisten selbst Verdacht schöpften und den Mann verleugneten. Aehnlich ging es Parkes einige Jahre später in England. Am meisten Aufsehen und Aergernis erregte aber Buguet in Paris. Von Leymarie, dem Redakteur der „Revue spirite“, empfohlen und von dem damals sehr angesehenen Medium Firman unterstützt, begann er 1873 seine Tätigkeit. Lombard aber, ein im Dienste der Polizei stehender Photograph, schöpfte Verdacht, dass das Ganze auf Betrug beruhte. Unter einem falschen Namen ging er zu Buguet, um mit einem Geist zusammen photographiert zu werden. Als Buguet die Kassette mit der Platte in den Apparat stecken wollte, nahm Lombard die Kassette und verlangte, dass die Platte ohne Exposition entwickelt werden sollte. Buguet räumte nun ein, dass das Bild des Geistes sich bereits im voraus auf der Platte befände. Bei einer Haussuchung fand man dann in Leichengewänder gehüllte Puppen und ausserdem eine Anzahl Köpfe, die aus Photographien ausgeschnitten und auf Karton geklebt waren. Mit Hilfe dieses Apparates stellte Buguet die verschiedenen Bilder von Geistern her.

Obgleich viele Personen auch bei dieser Gelegenheit erklärten, dass sie in den Geistergestalten auf Buguets Bildern verstorbene Freunde wiedererkannt hätten, wurden die Angeklagten doch des Betruges schuldig befunden; Buguet und Leymarie erhielten ein Jahr Gefängnis und eine Geldstrafe von 500 Frcs., Firman dagegen sechs Monate Gefängnis und eine Geldstrafe von 300 Frcs.

Das Merkwürdigste bei diesen Geisterphotographien und den daraus entstandenen Prozessen ist vielleicht der Umstand, dass sie deutlich zeigen, welch mächtiger Trieb im Menschen liegt, sich um jeden Preis — betrügen zu lassen. Der bekannte Spiritist Aksákow hatte lange Misstrauen gegen Buguet gehegt und deswegen an mehrere französische Spiritisten geschrieben.

„Aber meine Warnungen,“ sagt er, „fanden bei dem französischen Enthusiasmus keine Beachtung. Ehe ich meinen Verdacht veröffentlichte, wartete ich das Resultat von Buguets Besuch in England ab; ich wusste, dass die englischen Spiritualisten in dieser Beziehung durch eine gute Schule gegangen waren: sie hatten ebenfalls einen spiritualistischen Photographen gehabt, Mr. Hudson, welcher der gewöhnlichen Versuchung anheimfiel, das Falsche mit dem Wahren um des Gewinnes willen zu vermengen; aber sie entlarvten ihn bald und verliessen ihn. Das Urteil der englischen Spiritualisten fiel dennoch zugunsten Buguets aus . . . Leider hat soeben der Prozess bewiesen, dass meine Verdachtsgründe mehr als gerecht waren und dass Buguet die französische Leichtgläubigkeit ausbeutete, wie sie es verdiente, indem er das Wahre mit dem Falschen vermischte.“ (Psychische Studien 1875, S. 339.)

Man sieht hieraus, dass Aksákow doch nicht viel besser als seine Glaubensgenossen ist. Obwohl der Prozess klar und deutlich bewiesen hatte, dass Buguet ein einfacher Betrüger war, greift er noch nach einem höchst schwachen Strohhalm, indem er andeutet, dass unter Buguets vielen tausend falschen Geisterbildern doch einige echte („das Wahre mit dem Falschen“) gewesen sein könnten. Dasselbe gilt nach seinem Urteil auch von Hudson. Aksákow hat hier wohl hauptsächlich an Bilder gedacht, auf denen sich die sog. Identitätsbeweise nachweisen lassen, d. h. Gegenstände verschiedener Art, namentlich Kleidungsstücke, welche für die Verstorbenen charakteristisch waren. Ein solcher Gegenstand von besonderer Gestalt ist in den verwischten Geisterbildern offenbar viel genauer wieder zu erkennen als menschliche Gesichtszüge, und ein derartiges bestimmtes Kennzeichen scheint deshalb ein guter Beweis für die Echtheit des Bildes zu sein — natürlich unter der Voraussetzung, dass der Photograph den Verstorbenen resp. das für denselben charakteristische Merkmal nicht gekannt hat; denn in diesem Falle würde er ja ebensogut den Identitätsbeweis liefern können, wie das Bild des Geistes selbst. Leider weiss man nicht viel von der Enstehungsgeschichte dieser Bilder; die meisten Berichte sind zu unvollständig, als dass man aus ihnen ersehen könnte, inwieweit die notwendigen Vorsichtsmassregeln getroffen worden sind. Darf man nach einer der wenigen Geschichten, die einigermassen ausführlich geschildert worden sind, ein Urteil abgeben, so sind die Identitätsbeweise nicht sehr überzeugend.

Eine ungenannte Dame (Mrs. X. können wir sie nennen) kam eines Tages mit einer Freundin, Mrs. F., zu Hudson und wurde photographiert. Auf dem Bilde (siehe Taf. I, Fig. 2) zeigte ihr verstorbener Vater sich mit einem Sammetkäppchen, das er in seinen letzten Lebensjahren getragen hatte, und das Mrs. X. sich gerade als Erkennungszeichen gedacht hatte. Die näheren Umstände bei der Entstehung dieses Bildes hat Mrs. X. selbst in einem Briefe an die Freundin beschrieben, und dieser Brief wurde in „Human Nature" 1874 von dem bekannten spiritistischen Verfasser Stainton Moses unter dem Pseudonym M. A. (Oxon) veröffentlicht. Aus diesem ziemlich ausführlichen Briefe nehme ich folgende Hauptpunkte heraus.

Mrs. X. wohnte auf dem Lande, fünfzehn Meilen von London entfernt, und kannte keine anderen Spiritisten als ihre beiden Töchter, von denen die eine ein Medium war. Durch diese Tochter erhielt sie fortwährend Mitteilungen von einem Geiste, welcher sich für ihren verstorbenen Vater ausgab; der Geist wollte sich ihr gerne zeigen, aber die Kraft des Mediums war dazu nicht hinreichend. Eines Abends, als sie wie gewöhnlich an dem Tische sassen, erhielten sie plötzlich die Mitteilung: „Geh zu Hudson, ich werde mich dort zeigen." Sie wurden nun darüber einig, dass man ein bestimmtes Erkennungszeichen verabreden müsse, im Falle die Aehnlichkeit des Bildes eine geringe sei, und die Mutter sagte zu den Töchtern, dass sie nur an das Zeichen denken, es aber nicht nennen wolle, damit es nicht verraten werde. Das tat sie auch, und der Tisch zeigte durch seine lebhaften Bewegungen, dass er der Wahl beistimmte.

Einige Tage darauf reiste die Mutter mit der Tochter, die kein Medium war, nach London. Unterwegs bat die Tochter die Mutter, ihr das Zeichen zu sagen, das sie gewählt habe; sonst könnten die Skeptiker nachher leicht Einwendungen erheben, wenn nur die Mutter das Zeichen gekannt hätte. Mrs. X. flüsterte der Tochter denn auch zu, woran sie gedacht hatte. Nach ihrer Ankunft in London trennten sie sich. Die Tochter besuchte verschiedene Läden, und Mrs. X. ging zu ihrer Freundin, um mit ihr zu Hudson zu gehen. Sie war nie bei ihm gewesen, und er kannte sie nicht einmal dem Namen nach; aber gleich auf der ersten Platte zeigte ihr verstorbener Vater seine markierten Gesichtszüge unter dem erwähnten schwarzen Sammetkäppchen, welches gerade der Identitätsbeweis war, an den die Mutter gedacht hatte.

So lautet in kurzen Zügen der Bericht. Derselbe würde unzweifelhaft recht überzeugend sein, wenn Mrs. X. so vorsichtig gewesen wäre, das gedachte Erkennungszeichen nicht zu verraten. Aber weshalb wollte die Tochter dieses absolut wissen? Sollte man sich nicht denken können, dass sie, um der Mutter eine Freude zu machen, den frommen Betrug begangen hätte, Hudson das Geheimnis mitzuteilen? Sie hatte Zeit genug dazu, da sie wusste, dass die Mutter erst die Freundin abholen wollte; Hudson aber sollte sich wohl hüten, den Zusammenhang der Sache zu verraten; es lag also nicht die geringste Wahrscheinlichkeit dafür vor, dass es entdeckt werden würde. Leider schweigt die Erzählung gerade über diesen wichtigen Punkt vollständig.

Die Geschichte hat aber noch ein interessantes Nachspiel. In einem 1894 unter dem Titel: „The veil lifted" erschienenen Buche über Geisterphotographien wird obige Begebenheit wörtlich so erzählt: „Die Mutter ging zu Hudson mit ihrer Tochter. Sie sagte dem Photographen nicht,

woran sie dachte. Sie dachte und wünschte, dass ihr Vater sich zeigen sollte. Sie sagte weder ihrer Tochter noch sonst jemandem etwas von dem Zeichen, das sie gewählt hatte. Sie dachte daran, dass ihr Vater sich mit seinem eigentümlichen schwarzen Käppchen, das er in seinen letzten Jahren getragen hatte, zeigen sollte. Dieses Kennzeichen wurde nicht besprochen, ehe die Platte entwickelt war; da zeigte das Käppchen sich aber auch ganz deutlich, wie man auch auf dem Bilde sieht; die Gesichtszüge sind auch so markiert, dass kein Zweifel möglich ist." Dieser Bericht ist ein gutes Beispiel von spiritistischer Darstellungsweise. Der Verfasser hat hier ganz ungeniert den kleinen Nebenumstand fortgelassen, der wahrscheinlich die Erklärung der ganzen merkwürdigen Begebenheit enthält, dass die Tochter nämlich der Mutter das Geheimnis entlockt hatte. Durch eine solche Wiedergabe wird die Begebenheit allerdings höchst rätselhaft und übernatürlich. Das ist ja aber auch die Hauptsache; auf die — Wahrheit kommt es weniger an.

Wenn die spiritistischen Schriftsteller ähnliche Verdrehungen nicht einmal in den Fällen, wo der wahre Sachverhalt bekannt ist, vermeiden, so kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, wie zuverlässig ihre Berichte sind, wenn sie ihre eigenen Beobachtungen darstellen.

Während alle hervorragenden professionellen Geisterphotographen früher oder später als Betrüger entlarvt worden sind, stellt sich die Sache etwas anders bei den Männern, welche als Amateure, nur aus Interesse für die Sache gesucht haben, Geisterphotographien hervorzubringen. Unter diesen Männern haben jedenfalls einige in gutem Glauben gehandelt und sich unzweifelhaft eines bewussten Betrugs nicht schuldig gemacht; gleichwohl ist es einzelnen von ihnen gelungen, Geisterbilder zu erzielen. Der bekannteste von ihnen ist der Engländer Beattie, ein gut situierter Photograph, der sich von seinem Geschäfte zurückgezogen hatte. Als Hudsons Betrügereien entlarvt waren, bekam er Lust, die Sache selbst zu untersuchen.

Er vereinigte sich daher mit einigen Freunden, rechtschaffenen und angesehenen Männern, und mietete Atelier und Instrumente von einem Fachmann, Josty; dieser Josty, den Beattie sonst nicht weiter erwähnt, ging ihm stets zur Hand und scheint zum Teil auch als Medium gedient zu haben. Von Josty weiss man weiter nichts, als dass es beständig mit ihm bergab ging; er war dem Trunk ergeben, wurde insolvent, und endete im Armenhaus. (Proceedings of S. P. R. Vol. VII, S. 286.)

Beatties Versuche wurden 1872 und 1873 ausgeführt. Die Spiritisten betrachten dieselben als die beachtenswertesten Experimente, die jemals in der Art gemacht worden sind. Zuerst sah man nichts an den Bildern; aber allmählich tauchten unregelmässige hellere Partien auf, welche schliesslich die Form von menschlichen Gestalten annahmen. Nebenstehende Photographien (Taf. II, Fig. 1—4) zeigen uns vier von Beatties Bildern, welche aus der ganzen Reihe ausgewählt sind, um die fortschreitende Entwicklung vor Augen zu führen. Es ist wohl zu beachten, dass das Medium Josty und

Beatties Geisterphotographien.

1

2

3

4

bisweilen auch einer der anderen Herren im voraus sagen konnten, was sich auf den Platten zeigen würde. Denkt man ferner daran, dass Mr. Josty gerade kein gut beleumundeter Mensch war, so wird man es nicht unwahrscheinlich finden, dass er beim Entstehen der Bilder seine Finger mit im Spiele gehabt hat. Aber dieser kleine und doch wesentliche Punkt ist erst 1891 aufgeklärt worden; die ursprünglichen Berichte über Beatties Versuche erwähnen Jostys Mitwirken mit keinem Worte, und man begreift darum, dass Beatties Bilder für den Spiritismus von grosser Bedeutung waren.

Die Materialisationen.

Nach dem bisherigen musste man es als abgemacht ansehen, dass die Geister sich wirklich in Gestalten, welche chemische Strahlen zurückwarfen oder aussandten, zu zeigen vermochten. Deswegen konnten sie auch auf eine photographische Platte einwirken, ohne dem gewöhnlichen menschlichen Auge sichtbar zu werden. Es blieb jetzt nur noch ein Ziel übrig, nämlich die Geister zu veranlassen, dass sie sich allen sichtbar zeigten; denn dann war der Sieg des Spiritismus entschieden. Dieses Ziel wurde wirklich auch kurze Zeit, nachdem Beattie seine epochemachenden Photographien gemacht hatte, erreicht. Schon ein paar Jahre früher kam die Nachricht aus Amerika, dass Geister sich in Gegenwart des Mediums Mrs. Andrews einer ganzen Versammlung deutlich gezeigt hätten. Die europäischen Medien fingen nun gleich an, zu demselben Zweck Sitzungen abzuhalten, und es gelang ihnen auch wirklich bald, solche Erscheinungen hervorzurufen. Ein Umstand war dabei allerdings recht misslich, nämlich, dass die materialisierten Geister nicht nur in den Gesichtszügen, sondern auch in der Stimme, dem Auftreten und den Reden immer eine bedenkliche Aehnlichkeit mit den Medien selbst hatten. Die Gegner des Spiritismus redeten deshalb sofort von Betrug. Crookes nahm sich 1872 nun vor, die Sache zu untersuchen. Als Medium wählte er die fünfzehnjährige Florence Cook, bei der man wegen ihrer Jugend doch gewiss keinen Betrug annehmen durfte. Länger als zwei Jahre stand sie ausschliesslich ihm und seinen Freunden zur Verfügung; sie experimentierten in verschiedenen Privathäusern und unter allen erdenklichen Vorsichtsmassregeln, um jeden Betrug auszuschliessen, fortwährend mit ihr. Dennoch gelang es ihnen nicht, festzustellen, was und wer die Gestalt war, die sich beständig mit ihr zusammen zeigte.

Einen zusammenhängenden Bericht über diese Crookesschen Versuche gibt es leider nicht. Bald hat dieser, bald jener Teilnehmer an den Seancen Mitteilungen über dieselben veröffentlicht, und diese Artikel finden sich zerstreut in verschiedenen Zeitschriften. Crookes

selbst hat nur drei kleine Briefe im Gesamtumfang von 11 Druckseiten über seine Beobachtungen veröffentlicht; und dieselben haben vielmehr den Charakter eines novellistischen Essays, als den einer wissenschaftlichen Darstellung. Dies ist um so merkwürdiger, als er nach den bei seinen Versuchen mit Home gemachten Erfahrungen sehr wohl wissen musste, dass er seine skeptischen Kollegen nur schwer überzeugen würde. Man hätte daher von ihm eine so ausführliche Darlegung erwarten dürfen, dass jeder die Möglichkeit von Taschenspielerei, Sinnestäuschungen u. s. w. ausschloss. Eine solche Darstellung liegt aber nicht vor; aus seinen Berichten kann man nicht einmal ersehen, bei welchen Gelegenheiten die verschiedenen Beobachtungen gemacht worden sind. Dass die entscheidenden „Beweise" nicht in Crookes' eigenem Hause erhalten worden sind, sondern bei der Familie Cook (in Hackney), wo das Schlafzimmer des Mediums als Dunkelkammer diente, hat Podmore in seinem grossen Werke „Modern Spiritualism" (Bd. 2, S. 155) durch Zusammenstellung der verschiedenen Berichte nachgewiesen. In der ganzen Sammlung von Aufsätzen findet sich nur ein einziges Aktenstück, das wissenschaftlichen Wert beanspruchen kann, nämlich der unten zu besprechende Bericht Varleys über die elektrische „Bindung" des Mediums; diese recht detaillierte Darstellung zeigt aber, dass die Methode — jedenfalls in der angewandten Form — gar nicht hinreichte, um Betrug auszuschliessen. So lange wir von der ganzen Sache nicht mehr als das bis jetzt vorliegende wissen, wird kein besonnener Forscher diese Gespenstergeschichte als Beweis für die Möglichkeit der Materialisationen annehmen können.

Wegen der Unzulänglichkeit der Berichte ist es jetzt unmöglich, zu entscheiden, wer der in Florence Cooks Seancen erscheinende Geist „Katie King" gewesen ist.

Dieser gab selbst an, er sei die materialisierte Gestalt einer Hofdame, Annie de Morgan, aus der Zeit der Königin Anna. Weist man diese Erklärung ab, so bleiben nur drei Möglichkeiten übrig. Entweder hat 1. das Medium selbst den Geist gespielt, oder 2. Katie King ist eine von dem Medium verschiedene Person gewesen, oder endlich 3. es wechselte je nach den Umständen, so dass bald die erste, bald die zweite Möglichkeit eintrat. Dieses dritte ist unzweifelhaft das wahrscheinlichste. Es heisst nämlich in den Berichten, dass Katie und das Medium zuweilen einander äusserst ähnlich, zuweilen aber sehr verschieden waren. So schreibt Varley: „Katie glich sehr dem Medium, Miss Cook, und ich sagte zu ihr: Sie sehen genau so aus wie Ihr Medium." Sie erwiderte: „Ja, ja." Andere Teilnehmer bestätigen, dass sie in einiger Entfernung dem Medium völlig glich. Ein bekannter Arzt, Dr. Sexton, sagt dagegen, dass Katie in einer anderen Sitzung 4 cm grösser wäre als Miss Cook, und eine ganz andere Cesichtsform und Hautfarbe hätte. Crookes schreibt, dass Katies Grösse wechselte;

bei einigen Gelegenheiten war sie einen halben Kopf grösser als das Medium, auch hatte sie keine Löcher in den Ohren, während Florence gewöhnlich Ohrringe trug. Ausserdem war Katie voller, hatte eine hellere Hautfarbe, und ihr Haar war heller und kräftiger. Diese einander widersprechenden Angaben werden leicht verständlich, wenn man davon ausgeht, dass bald das Medium selbst, bald eine andere Person die Rolle des Geistes spielte. Wenn man nun einigermassen genaue Berichte über den Ort, die Einrichtung der Dunkelkammer, die Vorsichtsmassregeln gegen einen etwaigen Betrug, das Aussehen und die Handlungen des „Geistes“ hätte, so würde man daraus ersehen können, ob der Geist dem Medium dann immer glich, wenn die Mitwirkung einer zweiten Person ausgeschlossen war, oder ob grössere Unterschiede sich etwa dann zeigten, wenn die äusseren Umstände eine solche Mitwirkung ermöglichten. In diesem Falle würde kaum ein Zweifel darüber bestehen können, wie sich alles zugetragen hat. Leider reicht aber das vorliegende Material bei weitem nicht aus, um obiges darzulegen; andererseits schliesst es aber ebenso wenig eine solche Möglichkeit aus.

Dass Florence Cook wenigstens manchmal im Gewande des Geistes steckte, dafür spricht besonders der Umstand, dass niemand das Gesicht beider zu gleicher Zeit sehen durfte.

Das Medium lag angeblich während der Versuche stets in Trance in einem dunklen Raum, der aber durch einen dichten Vorhang von dem Aufenthaltsorte der Zuschauer getrennt war, während der Geist sich oftmals mehrere Stunden lang unter den Zuschauern frei umherbewegte. Nur einzelne Teilnehmer erhielten Erlaubnis, in den dunklen Raum einzutreten; hier aber verschwand der Geist fast immer für sie, wenn sie das Medium sahen. In einer der letzten Sitzungen wurde Katie bei elektrischem Lichte photographiert, während der Vorhang zur Seite gezogen war, so dass man das Medium auch sehen konnte; aber das Bild, das auf Taf. I, Fig. 3 wiedergegeben ist, zeigt nur einen Teil von der Gestalt des Mediums, da das Gesicht durch Katie verdeckt wird. Man könnte daher wohl annehmen, dass Miss Cook selbst als Geist auftrat, während ein Bündel ausgestopfter Kleider das schlafende Medium darstellen musste; ob es sich so verhält, wissen wir nicht, da eine nähere Untersuchung nicht stattfand.

Auch in der Sitzung, wo Mr. Varley die sinnreiche elektrische „Bindung“ des Mediums anwandte, kann Florence Cook sehr wohl Katie gespielt haben. Das Medium wurde in einen elektrischen Stromkreis in der Weise eingeschaltet, dass zwei Goldmünzen, an welchen die Poldrähte angelötet waren, etwas über den Handgelenken des Mediums mit elastischen Bändern an die Vorderarme angebunden wurden. Im Stromkreise befand sich ausserdem ein empfindliches Galvanometer, dessen Ablenkung erheblich kleiner wurde, wenn das Medium die Arme bewegte. Die Drähte, die von der Dunkelkammer zum Nebenzimmer, wo das Galvanometer aufgestellt war, führten, gestatteten dem Medium, sich frei zu bewegen. Eine Minute vor dem Erscheinen Katies wurde die Ablenkung des Galvanometers bedeutend kleiner und stieg nicht wieder, so dass die Drähte an den Armen des Mediums sich verschoben haben mussten. Sobald aber der Geist Katie seine Arme heftig bewegte, schwankte das Galvanometer jedesmal wieder; wenn sie dagegen schrieb oder dergleichen kleinere Bewegungen machte, war wenig

oder nichts zu bemerken. Mehrmals zeigte Katie ihre Hände und Arme. Es findet sich aber im ganzen Bericht kein Wort davon, dass ihre Arme entblösst waren; diese Behauptung ist ein späterer Zusatz von Aksákow (vgl. Animismus und Spiritismus, 1. Aufl., S. 245). Sind die Arme des Geistes, wie es wohl am wahrscheinlichsten ist, in einem weissen Gewande verhüllt gewesen, so haben die Anwesenden bei der schlechten Beleuchtung die Befestigungen der Drähte an den Handgelenken natürlich auch nicht sehen können. Der vorliegende Versuch beweist also durchaus nicht, dass das verzückte Medium nicht auch bei dieser Gelegenheit als Geist aufgetreten ist. Dagegen spricht die von Varley hervorgehobene grosse Aehnlichkeit zwischen Katie und dem Medium neben dem Umstande, dass die Sitzung in Mr. Luxmoores Privatwohnung bei verschlossenen Türen stattfand, sehr dafür, dass Katies Rolle hier nicht von einer Unbekannten gespielt wurde.

Bei anderen Gelegenheiten dagegen können nach den uns vorliegenden Berichten Katie King und Florence Cook nicht dieselbe Person gewesen sein.

Das ergibt sich erstens aus dem oben erwähnten grossen Unterschiede in ihrem Aussehen, zweitens aus dem Umstand, dass Katie sich immer in einem weissen, ausgeschnittenen Gewande zeigte, während das Medium vor Beginn der Sitzung gewöhnlich ein dunkles, am Halse eng anschliessendes Kleid trug. Crookes sah oft, wenn er in die Dunkelkammer kam, das Medium wenige Sekunden später, nachdem Katie allen sichtbar gewesen war; es ist also ziemlich undenkbar, dass sie die Kleider so schnell hätte wechseln können. In den beiden sogenannten Abschiedssitzungen, im Mai 1874, wo Katie sich zum letztenmal zeigte, sah Crookes ausserdem — allerdings bei sehr schwacher Beleuchtung — das Medium und den nebenstehenden Geist gleichzeitig, und er konnte sich davon vergewissern, dass er zwei lebendige Wesen vor sich hatte. Bei diesen Sitzungen bemerkte er auch die oben erwähnten grossen Unterschiede ihres Aussehens. Die Seancen fanden aber in Mr. Cooks Wohnung statt, wo die Dunkelkammer Miss Cooks Schlafzimmer war; aus den Berichten geht hervor, dass selbst gläubige Spiritisten diesen Sitzungen jede Beweiskraft absprachen. Alles spricht also dafür, dass wenigstens in diesen Fällen eine Unbekannte als Katie aufgetreten ist.

Dass Katie King ein lebender Mensch war, kann keinem Zweifel unterliegen. Crookes befühlte ihren Puls und untersuchte die Atmung, er schnitt eine Haarlocke von ihr ab, nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass das Haar wirklich auf ihrem Kopfe wuchs. Einmal küsste er sie sogar — nach ausdrücklich eingeholter Erlaubnis. Er kam dabei, wie er selbst sagt, zu der Ueberzeugung, dass sie ein Weib sei, ebenso körperlich wie das Medium. Ferner sagten andere Anwesende aus, dass sie Gelegenheit gehabt hätten, die Wärme ihres Körpers durch die leichte Drapierung hindurch zu fühlen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat also Florence Cook, dann und wann von einer unbekannten Schönen unterstützt, eine interessante Komödie gespielt. Diesen Schluss zog Crookes aber nicht. Er sah es für un-

möglich an, dass die 1871 erst fünfzehnjährige Florence mehrere Jahre hindurch einen so raffinierten Betrug hätte ausführen können; er nahm vielmehr an, dass der Geist Katie eine Art Ausstrahlung des Mediums, eine Wirkung ihrer psychischen Kraft wäre. Bei dieser Erklärung hat er jedoch ganz ausser acht gelassen, dass Katie, im Vergleich mit der kleinen Florence, gross und stark gebaut war, und dass er die beiden Mädchen gleichzeitig gesehen und gefühlt hatte. Wie dies sich miteinander reimt, darüber spricht er sich klugerweise nicht aus. Ein völlig materielles Wesen, dessen Stoff dem Medium entlehnt ist, kann doch nicht grösser als das Medium sein, ohne dass das letztere sehr reduziert wird; folglich steht die gleichzeitige Existenz der beiden Wesen in unlösbarem Widerspruch mit der Crookesschen Hypothese. — Die Sache lässt sich aber, wie schon angedeutet, viel einfacher und natürlicher erklären.

Was Florence hat bewegen können, ihr kühnes Unternehmen durchzuführen, darauf wollen wir hier nicht näher eingehen. Die Frage, allgemeiner gefasst, wird uns später beschäftigen, wenn wir die Natur der Mediumität näher besprechen. Ihre Eltern waren indes an ihrer Entwicklung als Medium nicht ganz uninteressiert. Ein reicher Gönner hatte Florence nämlich durch ein bedeutendes Geschenk in ökonomischer Beziehung sichergestellt, damit sie sich ihrer Ausbildung zum Medium vollständig hingeben konnte. Die Sitzungen wurden daher stets unentgeltlich abgehalten.

Trotz alledem war es nicht ohne grosse Bedeutung sowohl für Miss Cook als für die ganze Sache, dass sie öfters des Betrugs überführt wurde. Ein solcher unangenehmer Vorfall ereignete sich am 9. Dezember 1873 bei einer Sitzung im Hause ihrer Eltern und veranlasste sie zu dem ungewöhnlichen Schritt, Crookes um eine genaue Untersuchung ihrer Manifestationen in seinem eigenen Hause zu bitten. Wie er dieselbe ausführte und was man von der Sache weiss, haben wir eben gesehen. Die von Crookes bezeugte Echtheit ihrer mediumistischen Manifestationen hat jedoch nicht verhindert, dass sie bei einer späteren Sitzung entlarvt wurde. Sie veranstaltete nämlich 1879 und 1880 in „British Association of Spiritualists" eine Reihe von Sitzungen, in denen ein Geist Mary sich zeigte. Einige anwesende Herren schöpften aber Verdacht, dass Florence (die damals verehelichte Mrs. Corner) selbst den Geist im weissen Gewande darstellte. In einer Sitzung am 9. Januar 1880 sprangen sie deshalb plötzlich hervor und ergriffen „Mary", welche bei der Untersuchung sich denn auch als die nur mit Flanellunterzeug und Korsett bekleidete Mrs. Corner erwies. Und noch später, im Jahre 1899, hielten verschiedene polnische Gelehrten, unter welchen sich der bekannte Arzt Ochorowicz befand, mit Mrs. Corner sechs Sitzungen ab, über deren Resultate ein recht ausführlicher Bericht vorliegt. Es heisst

hier: „Mit Rücksicht auf die aufgezählten Tatsachen ... hielten es die Unterzeichneten für überflüssig, weiteren ... Sitzungen beizuwohnen, indem sie als Schlussresultat zur Ueberzeugung gekommen waren, dass alle oben aufgezählten, von ihnen beobachteten Erscheinungen sich zu einer armseligen, schlecht ausstudierten Komödie reduzieren lassen und mit dem Mediumismus nichts Gemeinschaftliches haben." Hiermit hatte Florence Cook ihre Rolle als Medium ausgespielt; sie starb am 22. April 1904.

Wir kommen wohl der Wahrheit am nächsten, wenn wir annehmen, dass das Gutachten der polnischen Forscher auch in bezug auf die früheren Leistungen der Miss Cook das richtige trifft: das Erscheinen Katie Kings war eine Komödie, deren wahre Natur wegen der Anmut des jugendlichen Mediums und des Zutrauens, das die damaligen Forscher ihr entgegenbrachten, nicht erkannt wurde. Von einem bewussten Betrug seitens des Mediums braucht jedoch keine Rede zu sein (vrgl. Kap. 36, „die Natur der Mediumität").

Das schmerzliche Ereignis, die Entlarvung der Mrs. Corner, erklärten die Spiritisten als eine „Pseudomaterialisation". Das Medium, welches in Trance liege, könne leicht unter dem Einflusse einer Autosuggestion dahin kommen, unbewusst als Geist aufzutreten, ehe die wirkliche Materialisation begonnen habe. Diese Erklärung ist unzweifelhaft richtig; leider ist nur bisher kein einziger stichhaltiger Beweis dafür geliefert worden, dass nur einzelne und nicht alle Materialisationen Pseudomaterialisationen dieser oder ähnlicher Art sind. — Ausser Crookes' Bild von Katie King und Florence Cook gibt es gegenwärtig nur eine einzige zuverlässige Photographie, welche den materialisierten, sichtbaren Geist und das Medium gleichzeitig zeigt. Diese Aufnahme ist 1887 von Aksákow in einem Privatkreise in London gemacht worden.

Jede Möglichkeit, dass das Medium hier eine Unterstützung von aussen her bekommen könnte, schien ausgeschlossen zu sein. Aber das Medium war der bekannte, wiederholt bei Betrügereien ertappte Eglington, der Geist aber, welcher nicht näher von den Anwesenden untersucht wurde, sieht — einer Puppe, die aus Maske, Rock, Betttuch etc. gebildet ist, nicht unähnlich (vrgl. Taf. I, Fig. 4). Die Originalphotographie selber ist so undeutlich, dass man sich wirklich zuerst fragen muss, ob der „Geist" nicht das Medium und das Medium nicht eine Puppe ist. Aksákows lange Schilderung von den Vorgängen in der Sitzung schliesst diese Möglichkeit auch keineswegs aus. Da während des Photographierens und unmittelbar nachher der Geist der eigentlich Handelnde war, ist es wohl am wahrscheinlichsten, dass das Medium sich hier als Geist maskiert hat.

Jedenfalls muss man sagen, dass bis jetzt noch kein positiver und unanfechtbarer Beweis für die Wirklichkeit der Materialisationen geliefert worden ist.

Die Geisterphotographien zerfallen also, wie wir gesehen haben, in zwei Gruppen: in Bilder von Geistern, welche den Menschen (vielleicht mit Ausnahme des Mediums) nicht gleichzeitig sichtbar sind, und in solche, in denen der Geist zu gleicher Zeit von mehreren gesehen wird. Von den Bildern der ersten Klasse ist es bei allen entweder als sicher oder doch als höchst wahrscheinlich nachgewiesen, dass man mit den Platten irgendwelche betrügerischen Künste vorgenommen hat. Dagegen sind die wenigen Bilder der zweiten Klasse, welche existieren, von Männern gemacht worden, deren Name allerdings dafür bürgt, dass die photographische Platte keiner unredlichen Manipulation unterworfen worden ist. Aber in diesen Fällen ist zunächst der photographierte „Geist" und seine Natur nicht über jeden Zweifel erhaben. Weiter ist aber auch mit dem Zugeständnis, dass wenigstens einige dieser Bilder „echt" sind, d. h. hervorgerufen durch andere Mittel, als durch die uns bekannten Naturkräfte, für die Wahrheit des Spiritismus noch nichts bewiesen. Crookes, der doch einer der erfahrensten Forscher auf diesem Gebiete ist, behauptet, wie wir oben gesehen haben, dass man sich sehr wohl denken könne, die Geistergestalten seien nur durch die psychische Kraft des Mediums selbst hervorgerufen. Diesen Gedanken hat E. v. Hartmann dann wieder aufgenommen und im einzelnen durchgeführt, indem er beweist, wie die meisten mediumistischen Phänomene durch jene Kraft leicht erklärt werden können. Diese Meinungsverschiedenheiten zwischen den Spiritisten und Okkultisten haben für uns insofern Interesse, als sie deutlich zeigen, dass sowohl die spiritistische als auch die okkultistische Theorie auf einer höchst unsicheren Basis ruht. Nur das wollen wir konstatieren, dass die Spiritisten keineswegs den endgültigen Sieg, den sie von den Materialisationen erwarteten, erlangt haben.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch erwähnt, dass man ausser den Photographien noch einen anderen mehr handgreiflichen Beweis für die Materialisation der Geister hat, nämlich Abgüsse von den Händen und Füssen der Geister. Der amerikanische Geologe Professor Denton hat den Ruhm, zuerst solche Abgüsse hergestellt zu haben. Er hatte die Beobachtung gemacht, dass man, wenn man den Finger abwechselnd in geschmolzenes Paraffin und in kaltes Wasser taucht, einen dicken Paraffinüberzug über den Finger erhält, den man abnehmen kann, ohne ihn zu beschädigen. Wenn man dann die Paraffinhülse mit Gips füllt, so erhält man einen ganz genauen Abguss des Fingers; jede Pore und Linie in der

Haut zeigt sich an demselben so deutlich, dass kein Künstler den Finger so genau wiederzugeben vermag. Von dieser Entdeckung machte er in einer Materialisationssitzung Gebrauch und erhielt Abgüsse von Fingern, die keine Aehnlichkeit mit denen der Anwesenden hatten. Später haben die Spiritisten auf diese Weise Abgüsse von ganzen Händen und Füssen erzielt, und sie betrachteten dieses als einen ausgezeichneten Beweis für das Mitwirken der Geister. Denn eine solche Paraffinform kann nach ihrer Behauptung nicht von der Hand eines Menschen gezogen werden, ohne zu zerbrechen, da die Hand durch die enge Oeffnung beim Handgelenk hindurchgezogen werden muss. Wenn eine solche Form also unbeschädigt bleibt, so stammt sie von einem weniger materiellen Wesen her, als der Mensch es ist.

Für die Okkultisten hat diese Behauptung offenbar keinen grossen Wert; denn wenn die psychische Kraft an irgend einem Ort im Raume etwas, das einem lebenden Wesen ähnlich ist, hervorbringen kann, so kann sie dieses Wesen auch an dem Orte sich auflösen und verschwinden lassen, wenn die Form gebildet ist. So kann man also ebenfalls mit Hilfe der psychischen Kraft die Entstehung dieser Paraffinformen erklären.

Indes ist der durch die Paraffinformen gelieferte Beweis für die Materialisation der Geister ebensowenig stichhaltig, wie die anderen Beweise, weil diese Formen gleichfalls unter durchaus unzuverlässigen Umständen in den Spiritistensitzungen entstanden sind. In Aksákows „Animismus und Spiritismus", T. I, finden sich zahlreiche Berichte über derartige Sitzungen. Bald gleichen die gewonnenen Formen vollkommen den Händen und Füssen des Mediums, bald nicht. Was aber den letzteren Fall betrifft, so wird nirgends eine Garantie dafür gegeben, dass das Medium die Form nicht vor der Sitzung schon bei sich gehabt hat. Endlich ist auch die Behauptung, dass ein Mensch die über seiner Hand oder seinem Fuss hergestellte Form nicht unverletzt abstreifen kann, ganz aus der Luft gegriffen. Es gehört für viele nur geringe Uebung dazu, um das möglich zu machen. Wir werden im letzten Teil des Buches näher hierauf eingehen.

Kapitel 24.

Zöllner und die vierdimensionalen Wesen.

Die Psychographie oder die direkte Schrift.

In der Geschichte des Spiritismus nimmt Friedrich Zöllner (geb. 1834, gest. 1882), Professor der Astrophysik in Leipzig, eine ähnliche Stellung wie William Crookes ein. Das, was die Untersuchungen dieser beiden Männer bedeutungsvoll macht, ist nicht die Neuheit der beobachteten Phänomene; denn dieselben Phänomene waren den Spiritisten schon lange vorher mehr oder weniger bekannt. Alle früheren Berichte aber über derartige Erscheinungen stammten fast ausschliesslich von Laien her, von Männern oder Frauen, welche

ohne wissenschaftliche Bildung waren und niemals einen Beweis dafür geliefert hatten, dass sie genügende Uebung im Beobachten und Experimentieren besassen. Infolgedessen nahm man, besonders in der Gelehrtenwelt, die Berichte, welche den Naturgesetzen doch völlig widersprachen, mit grossem Misstrauen auf. Anders aber stellte sich die Sache, als zwei so namhafte Experimentatoren, wie Crookes und Zöllner es anerkanntermassen waren, nach langen Untersuchungen für die Wirklichkeit der Phänomene in die Schranken traten. Ihre Mitteilungen konnte man nicht ohne weiteres als ein Phantasieprodukt von der Hand weisen. Entweder mussten die beobachteten Phänomene sich ereignet haben, oder man musste nachweisen, wie die berühmten Forscher sich unter den gegebenen Umständen doch geirrt hatten. Die Bedeutung ihres Eintretens für den Spiritismus erhellt am besten daraus, dass einerseits die Anhänger desselben sich den Gegnern gegenüber stets auf die Autorität dieser Forscher berufen. Andererseits ist gerade das Auftreten dieser Männer der Anlass zu ausgiebigen und interessanten Untersuchungen darüber geworden, unter welchen Verhältnissen und in welchem Umfange man sich überhaupt auf Beobachtungen und Berichte anderer verlassen darf. Crookes' und Zöllners wissenschaftliche Autorität hat daher sowohl für die Spiritisten als deren Gegner eine grössere Bedeutung gehabt, als die Fülle der Zeugnisse, die man für diese Sache abgelegt hat. Aus diesem Grunde beschäftigen wir uns hauptsächlich mit den Resultaten dieser Forscher auch bei den Phänomenen, die andere schon lange vor ihnen beobachtet haben.

Zöllners Versuche wurden sämtlich mit dem amerikanischen Medium Henry Slade ausgeführt und umfassten hauptsächlich zwei Arten von Phänomenen: die „direkte Schrift" und die „Durchdringlichkeit der Materie". Jede dieser Gruppen soll nun im Zusammenhang mit der eigentümlichen Theorie, welche Zöllner zur Erklärung der Phänomene aufstellte, näher besprochen werden.

Die „direkte" oder „psychische Schrift" wurde zuerst von dem livländischen Baron Ludwig von Güldenstubbe gemeinschaftlich mit seiner Schwester Julie entdeckt.

Er hat einen Bericht über seine Versuche unter dem Titel: „Pneumatologie positive et experimentale", Paris 1857, herausgegeben. Aus diesem Werke geht hervor, dass er ein ungewöhnlich gutes Medium gewesen sein muss, da er unter solchen Umständen, unter denen ein anderes Medium kaum etwas hätte ausrichten können, doch noch Resultate erzielte. Er begann damit, Papier und Bleistifte in ein verschlossenes Kästchen zu legen; den Schlüssel zu demselben trug er beständig bei sich. Von Zeit zu Zeit revidierte er das Papier. Nach dem Verlaufe von zwölf Tagen zeigten sich zuerst einige mystische Zeichen auf demselben. Bei einer späteren Beob-

achtung aber, als das Kästchen geöffnet war, sah er deutlich die Schrift auf dem Papiere gleichsam entstehen, ohne dass ein Bleistift angewandt wurde. Von der Zeit an gab er den Gebrauch des Bleistifts vollständig auf und erhielt allmählich Tausende von Psychogrammen einfach dadurch, dass er ein Stück weisses Papier auf den Tisch in seiner Stube oder auf das Postament irgend einer Statue eines öffentlichen Gebäudes, auf Grabsteine in Kirchen oder auf Kirchhöfen legte. Diese Manifestationen fanden im Antikensaale des Louvre, in der Domkirche zu Saint-Denis, im British Museum, in der Westminsterabtei, auf verschiedenen Kirchhöfen in Paris usf. oft in Gegenwart zahlreicher Zeugen statt. Stets waren es die Geister berühmter Verstorbenen, welche die Schrift ausführten; sowohl Güldenstubbe als auch seine Schwester sahen den Geist bei der Arbeit. Aehnliche Resultate sind, soviel man weiss, weder früher noch später von irgend einem Medium erreicht worden.

Das Medium, welches nächst Güldenstubbe das Merkwürdigste auf dem Gebiete der Psychographie geleistet hat, ist der oben genannte Amerikaner Slade. In seiner Heimat soll er es schon 1860 zu direkter Schrift gebracht haben. Berühmt wurde er jedoch erst, als er 1876 nach London kam und hier öffentliche Sitzungen abhielt. Diese erregten ein ungeheures Aufsehen; eine grosse Anzahl mehr oder weniger bekannter Männer nahm an denselben teil; in Zeitungen und Zeitschriften berichteten sie über ihre Wahrnehmungen. Ein grosser Teil dieser Referate findet sich gesammelt in einem kleinen interessanten Buche: „Psychography, a treatise on one of the objective forms of psychic or spiritual phenomena“, by M. A. (Oxon.), London 1878; ausserdem sind noch Berichte über ähnliche Sitzungen mit anderen Medien in demselben enthalten. Der Verfasser bespricht unter anderen auch einige seiner eignen Versuche mit Slade, aber dieselben sind so kurz gefasst und oberflächlich beschrieben, dass sie ganz wertlos sind. Grössere Bedeutung dagegen haben die Berichte, welche von den Mitgliedern der British Association of Spiritualists gegeben worden sind. Dieser Verein wünschte Slades Prästationen einer genauen Kontrolle in seinen eigenen Räumen zu unterwerfen. Slade willigte unter der Bedingung ein, dass jedesmal nicht mehr als zwei Mitglieder bei den Versuchen zugegen sein sollten. Ein Bild von den Leistungen des Mediums erhalten wir aus einigen Berichten über eine Sitzung. Der Rapport eines Mr. Edmands lautet:

„Slade erschien zur Sitzung des Untersuchungskomitees und wurde in das Versuchszimmer geführt, in dem er je 2 Mitglieder empfing. Mister Hannah und ich waren die letzten, die hineinkamen. Wir fanden Slade an einem gewöhnlichen Klapptische stehend, welcher zugleich mit drei Stühlen, auf denen wir sitzen sollten, acht bis zehn Fuss von den übrigen Gegenständen im Zimmer entfernt stand. Von den Mitgliedern, welche vor Mister Hannah und mir bei Slade gewesen waren, empfing ich zwei Tafeln, von

denen die eine eine gewöhnliche Schultafel, die andere eine Doppeltafel mit Scharnieren war. Bei Beginn der Sitzung wurde eine kurze Botschaft auf die Schultafel, die sich teilweise unter dem Tische befand, geschrieben. Ich sprach dann den Wunsch aus, dass etwas in mein Notizbuch, das ich Slade zugleich mit einem Stückchen eines blauen Bleistiftes reichte, geschrieben werden möge. Wir bekamen die Nachricht, dass versucht werden solle, uns eine Botschaft zuteil werden zu lassen.

Slade hielt nun das Taschenbuch offen und vollständig sichtbar über dem Tische; er legte dann das Stückchen Bleistift auf das offene Blatt und schloss das Buch, soweit dieses sich wegen des Daumens, mit dem er das Buch an der einen Ecke hielt, machen liess. Innerhalb einer Minute hörten wir, dass geschrieben wurde, und zwar ohne irgend eine Bewegung von seiten des Mediums, indem sowohl das Buch als auch Slades beide Hände vollkommen sichtbar waren; es fand sich denn auch wirklich eine schriftliche Mitteilung im Buche. Nun wurde ein Stückchen Griffel auf die eine Hälfte der Doppeltafel gelegt und die andere Hälfte geschlossen, so dass der Griffel zwischen den beiden Tafeln lag. Slade hielt die geschlossene Tafel einen Augenblick unter den Tisch, aber auf Hannahs Aufforderung hin wurde sie auf den Tisch gelegt, wo Slade sie nur mit der Spitze seiner Finger berührte. Als die Tafel auf den Tisch gelegt wurde, öffnete Slade sie und zeigte uns, dass sie noch nicht beschrieben wäre. Ungefähr im selben Augenblick hörten wir aber, dass geschrieben wurde, und als wir die Tafel öffneten, fanden wir einen Satz darauf; diese Mitteilung wurde von Mr. Hannah und mir aufbewahrt und dadurch bezeugt, dass wir unsere Namen auf den Rahmen der Tafel schrieben."

Mr. Hannahs Rapport stimmt in bezug auf den ersten und letzten Versuch in allem Wesentlichen mit Mr. Edmands' Bericht überein. Dagegen lautet sein Bericht über den Versuch mit dem Taschenbuche doch etwas anders:

„Mr. Edmands sprach den Wunsch aus, dass etwas in sein Taschenbuch geschrieben werden möge. Es wurde ein Stückchen eines bunten Bleistiftes auf dasselbe gelegt, und Slade hielt es vollständig offen, halb sichtbar und halb verdeckt, unter der Ecke der Tischplatte. Im Verlaufe einer Minute schien das Buch ohne irgend eine Bewegung von seiten des Mediums erschüttert zu werden, und wir hörten, dass etwas geschrieben wurde; das Buch sowohl wie Slades beide Hände waren sichtbar."

Es ist einleuchtend, dass beide Berichte nicht ganz wahr sein können. Nach dem einen hielt Slade das Buch geschlossen über dem Tische, der andere Bericht sagt aber gerade das Gegenteil, dass das Buch geöffnet und teilweise unter dem Tische war. Das ist aber nicht die einzige Differenz: auch in den Berichten der anderen Komiteemitglieder finden sich ähnliche, wenn auch nicht ganz so bedeutende Abweichungen. Ausserdem lässt ein Bericht häufig äusserst wichtige Dinge ausser acht, die ein anderer bespricht. So sagt z. B. Edmands in seinem oben angeführten Berichte, dass man die Doppeltafel untersuchte, als sie auf den Tisch gelegt wurde; aber Mr. Hannah erwähnt dieses mit keinem Worte. Wem soll man nun glauben?

Wenn die verschiedenen Berichte über dieselbe Sache so sehr voneinander abweichen und wichtige Umstände verschweigen, so steigert das wahrlich nicht das Vertrauen zur Zuverlässigkeit des Beobachters. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, dass beide Parteien auch da, wo sie übereinstimmen, sich geirrt haben können, und man kann nicht behaupten, dass die Untersuchungen der „British Association of Spiritualists“ irgendwie dazu gedient haben, Slade von der gegen ihn erhobenen Anklage wegen Betrugs zu entlasten.

Bald nach Slades Ankunft in London, wahrscheinlich im September 1876, fasste der Zoologe Prof. Lankester den Verdacht, dass Slades Leistungen nur geschickt ausgeführte Taschenspielerkünste wären. Da Slade nun einmal eine angeblich reine Tafel unter den Tisch gebracht hatte, riss Lankester die Tafel von ihm fort und fand, dass die „Geisterbotschaft“ schon darauf stand. Er hatte Slades Hand und Arm sich schon vorher bewegen sehen, ganz so, als ob er auf die Tafel schriebe. Hieraufhin erhob Lankester gegen Slade eine Anklage wegen Betrugs, und dieser wurde auch nach dem „Landstreichergesetz“ zu drei Monaten Gefängnis mit schwerer Arbeit verurteilt. Bei der Berufung gegen dieses Urteil verwarf das Appellationsgericht dasselbe zwar wegen eines in der ersten Instanz begangenen Formfehlers. Slade wurde auf freien Fuss gesetzt; aber damit war natürlich nicht bewiesen, dass er den Betrug nicht begangen hatte.

Er brachte das folgende Jahr abwechselnd in England und Holland zu. Im Herbste 1877 kam er nach Berlin. Seine Leistungen erregten hier dasselbe Aufsehen wie in London, aber trotz aller Anstrengungen gelang es den Spiritisten doch nicht, Helmholtz, Virchow oder andere berühmte Gelehrte zur Untersuchung der Phänomene zu bewegen. Dagegen beschloss Zöllner in Leipzig, sich der Sache anzunehmen. Am 15. November 1877 kam Slade infolge der Einladung nun zum erstenmal nach Leipzig. Mit mehreren grösseren und geringeren Unterbrechungen experimentierte Zöllner mit ihm bis zum Juni 1878. Slades „Kraft“ erreichte unter diesen Versuchen in Leipzig ihren Höhepunkt; in Zöllners Anwesenheit glückten ihm verschiedene Experimente, welche ihm später nie wieder gelungen sind. Eine Beschreibung dieser Versuche nebst den Resultaten hat Zöllner im 1.—3. Bande seiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ (Leipzig 1878/79) herausgegeben. Indessen handelt nur ein kleiner Teil dieser 2000 Seiten zählenden Bände von den Versuchen selbst. Den grössten Teil des Werkes nimmt ein heftiger Angriff Zöllners gegen verschiedene deutsche Gelehrte ein, weil diese sich nicht auf eine Untersuchung der Sladeschen Prästationen einlassen wollten, ihn vielmehr stets für einen gewandten Taschenspieler hielten, der Zöllner beständig täuschte.

Wenn man diese Ausfälle liest, welche meist weit über das Ziel hinausschiessen, bekommt man allerdings zweifellos den Eindruck, dass *Zöllner* in seinen letzten Lebensjahren, wie es vielfach behauptet worden ist, nicht ganz normal gewesen sei. Sein Eifer, die Wirklichkeit der mediumistischen Phänomene nachzuweisen, ist eine vollständige Monomanie geworden, in welcher er alles, was „wissenschaftliche Methode“ heisst, vergisst. Anstatt genaue Berichte über seine Versuche zu veröffentlichen und auf diese Weise darzulegen, dass jede Möglichkeit eines Betruges unter den gegebenen Umständen auszuschliessen ist, beschränkt er sich darauf, in wenigen Zeilen die Resultate ohne Angabe der Nebenumstände mitzuteilen; sodann überschüttet er seine Gegner auf vielen Druckbogen mit den ausgesuchtesten Grobheiten. Eine solche Darstellung ist alles andere als eine wissenschaftliche Abhandlung; Zöllners Berichte gehören zu den wertlosesten Arbeiten, die auf diesem Gebiete überhaupt geliefert worden sind.

Nur ausnahmsweise und meistens in ganz anderem Zusammenhange lässt Zöllner sich herab, das Wichtigste, nämlich die Nebenumstände, zu schildern. Von einem seiner merkwürdigsten Versuche in Bezug auf die direkte Schrift erzählt er gelegentlich folgendes (Wissensch. Abh., Bd. 2, S. 216, Anm.):

„Es wurden zwei von mir selbst gekaufte, mit Zeichen versehene und sorgfältig gereinigte Schiefertafeln mit einem ca. 4 Millimeter dicken Bindfaden kreuzweis fest zusammengebunden, nachdem zuvor ein etwa 3 mm dickes Splitterchen von einem neuen Schieferstift dazwischen gebracht war. Diese Tafel wurde dicht an die Ecke auf die Platte eines kurz zuvor von mir selber gekauften Spieltisches von Nussbaumholz gelegt. Während nun W. Weber, Slade und ich am Tische sassen und mit magnetischen Experimenten beschäftigt waren, wobei unsere sechs Hände auf dem Tische lagen und diejenigen Slades über zwei Fuss von der Tafel entfernt waren, begann es plötzlich zwischen den unberührten Tafeln sehr laut zu schreiben. Als wir die Tafeln trennten, standen in 9 Zeilen die folgenden Worte . . . . . . Die Tafel trug das vorher von mir auf derselben angebrachte Zeichen; es kann also von einer Vertauschung oder vorangegangenen Präparation derselben nicht die Rede sein.“

Selbst ein mittelmässiger Taschenspieler wird imstande sein, etwas auf ein Paar zusammengebundene Tafeln zu schreiben, während zwei alte Gelehrte, in andere Versuche vertieft, daneben sitzen; günstigere Bedingungen für einen Betrug lassen sich wohl kaum finden. Aber Zöllner sieht in diesen und ähnlichen Leistungen ein Zeugnis von der Wirklichkeit intelligenter, vierdimensionaler Wesen. Dass Wesen, die verhältnismässig verständliche Sätze schreiben, intelligente genannt werden müssen, leuchtet ein; warum Zöllner aber sie „vierdimensional“ nennt, werden wir weiter unten sehen.

Die Durchdringlichkeit der Materie.

In zahlreichen Berichten über spiritistische Sitzungen liest man, dass mehr oder weniger feste Gegenstände plötzlich in einem geschlossenen Raume, in dem sie vorher nicht waren, gefunden worden sind. So sind grosse Blumenbuketts vor den Augen der Anwesenden in dem verschlossenen Sitzungszimmer plötzlich erschienen. Dinge, welche kurz vorher an einem Ende des Hauses gesehen wurden, sind angeblich ohne Zutun von Menschen in einen andern Raum gebracht worden, Metallklumpen in hermetisch verschlossene Glasflaschen gekommen usw. Es leuchtet ein, dass dergleichen Ereignisse sich nicht gut erklären lassen ohne die Fähigkeit der Geister, den irdischen Stoff durchdringlich zu machen, so dass nicht nur die Geister selbst, sondern auch mehr materielle Gegenstände durch den Stoff hindurch geführt werden können, ohne eine Spur davon zu hinterlassen. Diese Phänomene werden deshalb mit Recht als die merkwürdigsten Erscheinungen unter den Prästationen der Medien angesehen, da sie vollständig den uns bekannten Naturgesetzen widersprechen. Aber andererseits ist es auch klar, dass es ungemein schwierig ist, diese Art von Versuchen zu kontrollieren. Denn da der Gegenstand immer ganz unerwartet und unvermutet in dem abgeschlossenen Raum erscheint, so wird es nachträglich ziemlich unmöglich sein, festzustellen, ob er nicht schon vorher auf natürlichem Wege hineingebracht worden ist. Hier hängt alles von der Umsicht und Genauigkeit der Beobachter ab, und ein Bericht, welcher überzeugen soll, muss äusserst detaillierte Mitteilungen über alles, was die Beobachter und das Medium ausgeführt haben, enthalten. Aber die Beschreibungen, die bis jetzt in der Literatur vorliegen, erfüllen nicht einmal die bescheidensten Ansprüche in dieser Beziehung.

Einer der ältesten Versuche dieser Art wurde im Laboratorium des amerikanischen Chemikers, Professor Hare, im Jahre 1858 ausgeführt.

Ausser dem Medium, einem jungen Mann von 19 Jahren, war nur Hare und ein Dr. Peters anwesend; von letzterem rührt die einzige Beschreibung der Vorgänge her. Zuerst erhielten sie einige Mitteilungen von Geistern mittels des „Spiritoskops". Dieses war ein von Hare erfundener Apparat; es bestand wesentlich aus einem Zeiger, der auf ein verborgenes Alphabet wies, so dass das Medium die angezeigten Buchstaben nicht wissen konnte. Eine dieser Mitteilungen lautete: „Lass Dr. Peters zwei Flaschen und zwei Stücke Platin in den Kasten legen." Hare stand auf und nahm zwei hermetisch verschlossene Flaschen und zwei Klumpen Platin in der Grösse von Büchsenkugeln. Dieses wurde in einen langen, schmalen Kasten, der auf dem Tische stand, gelegt; Dr. Peters untersuchte denselben sorgfältig, ohne etwas Verdächtiges in seiner Einrichtung zu finden. Der

Kasten wurde dann verschlossen, und man ging wieder zu den Versuchen mit dem Spiritoskop über. Nach 55 Minuten teilte der Apparat mit: „Wir haben eine Gabe für Dr. Peters; lass ihn zum Kasten gehen und sie nehmen.“ Der Kasten stand nur einen Fuss von Peters entfernt; als er ihn öffnete, fand er die beiden Platinkugeln in den hermetisch verschlossenen Flaschen.

Mehr enthält der Bericht von Dr. Peters nicht. Es wird kein Wort davon erwähnt, was in den 55 Minuten geschah, die die Geister gebrauchten, um das Platin in die Flaschen zu bringen. Wir erfahren nur, dass die Gelehrten mit dem Spiritoskop weiter arbeiteten; aber das geschah doch wohl kaum eine ganze Stunde lang ununterbrochen. Auch erwähnt Dr. Peters nicht, wie oft er den Kasten während der langen Zeit aus den Augen verlor; endlich enthält der Bericht keine Spur eines Nachweises, dass die Flaschen und die Platinkugeln am Schlusse des Experimentes dieselben waren, wie am Anfang. Im Laufe von 55 Minuten konnte das Medium leicht Gelegenheit finden, den Kasten zu öffnen und den Inhalt mit Flaschen, die Platinkugeln enthielten, zu vertauschen.

Peters' Bericht gibt uns also keine Garantie dafür, dass die Sache nicht auf ganz natürliche Weise vor sich gegangen ist.

Von einem ähnlichen Ereignis berichtet Crookes. Es handelt sich hier um eine kleine Glocke, welche plötzlich aus einer Stube, in der zwei Knaben ihre Schularbeiten machten, verschwand und dann in dem sorgfältig verschlossenen Zimmer für spiritistische Sitzungen auftauchte. Zwei Umstände sind hierbei jedoch sehr verdächtig. Einmal kennen wir Crookes' Methode, zu berichten, so gut, dass man seiner Darstellung schon von vornherein kein grosses Gewicht beilegen darf. Zweitens aber war das Medium die bekannte Miss Fay, die später umherreiste und Taschenspielervorstellungen gab; dieser Umstand macht es aber sehr wahrscheinlich, dass das Erscheinen der Glocke im Sitzungszimmer nur ein geschickt ausgeführtes Kunststück gewesen ist. — Später wiederholten sich derartige Begebenheiten häufig in den spiritistischen Sitzungen.

Die umfassendsten Versuche dieser Art sind wohl von Zöllner angestellt worden. Lange bevor er für den Spiritismus Interesse bekam, hatte er sich mit einer eigentümlichen Gruppe von mathematischen Problemen, mit der Lehre vom vierdimensionalen Raum, beschäftigt. Während wir Menschen uns nur drei Dimensionen im Raume vorstellen können, liegt, rein mathematisch betrachtet, kein Hindernis vor, sich Räume mit vier oder noch mehr Ausdehnungen zu denken, und es lassen sich Berechnungen über begrenzte Teile von solchen vierdimensionalen Räumen ebenso wie bei den gewöhnlichen dreidimensionalen Körpern ausführen. Als Zöllner nun später mit den spiritistischen Untersuchungen anfing, kam er auf die Idee, dass viele von den wunderbaren Phänomenen, besonders die, welche auf der Durchdringlichkeit der Materie zu beruhen schienen, leichter auf einem anderen Wege erklärt werden könnten. Wenn man nämlich annimmt, dass der Raum, den wir in drei Ausdehnungen auf-

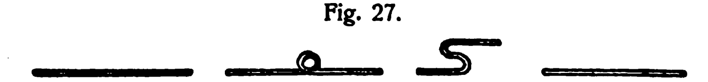
fassen, noch eine vierte hat, so muss es möglich sein, einen Körper in jeden beliebigen verschlossenen Raum bringen zu können. Man braucht den Körper nur durch die vierte Dimension hindurchzuführen, und er wird dann, ohne den bis jetzt bekannten Naturkräften zu widerstreiten, an jedem Punkte in einem begrenzten dreidimensionalen Raume sichtbar sein können. Diesen für gewöhnliche Sterbliche etwas dunkeln Gedanken hat Zöllner in einer kleinen Abhandlung im „Quarterly Journal of Science" April 1878 populär darzustellen gesucht. Zum besseren Verständnis gebe ich das Wichtigste aus dieser Abhandlung mit Zöllners eigenen Worten wieder:

„Wir wenden nun diese Vorstellung vom vierdimensionalen Raum an auf die Lehre, an einer vollständig biegsamen Schnur einen Knoten zu schlagen. Möge die Linie a———b eine solche Schnur vorstellen; wenn sie gestreckt ist, kann sie ganz in einem Raume mit einer Dimension liegen. Wenn die Schnur nun so gebogen wird, dass alle ihre Teile beim Biegen in derselben Ebene verbleiben, so ist bei dieser Operation ein Raum mit zwei Ausdehnungen erforderlich. Wir können z. B. der Schnur die nebenstehende Form (Fig. 26) geben; denken wir uns, dass sie unendlich dünn ist, so liegen alle ihre Teile in einer Ebene, d. h. in einem Raume von zwei Dimensionen. Falls die biegsame Schnur, ohne dass sie gebrochen wird, in die ursprüngliche gerade Linie zurückgebracht werden soll, während alle ihre Teile während dieser Operation in derselben Ebene verbleiben, so kann dies nur dadurch geschehen, dass das eine Ende der Schnur einen vollständigen Kreis von 360° beschreibt.

Fig. 26.

Für Wesen, welche den Raum nur nach zwei Dimensionen auffassen können, werden die Operationen mit der Schnur dem entsprechen, was wir gemäss unserer Auffassung von drei Dimensionen „einen Knoten schlagen und wieder lösen" nennen. Wenn nun ein Wesen, das infolge seiner körperlichen Organisation darauf beschränkt ist, nur zwei Dimensionen erfassen zu können, dennoch die Eigenschaft besässe, Handlungen, welche ausschliesslich nur im dreidimensionalen Raume möglich sind, auszuführen, so würde ein solches Wesen imstande sein, den zweidimensionalen Knoten auf viel leichtere Weise zu lösen. Es würde nur nötig haben, den einen Teil der Schnur umzudrehen, indem diese nur aus der Ebene herausgehoben und dann wieder niedergelegt würde. Die Schnur würde dann die Stellungen folgender Figur (27) nacheinander einnehmen. Mit Hilfe derselben Operationen in umgekehrter Reihenfolge würde ein solches Wesen auch imstande sein, einen zweidimensionalen Knoten zu schlagen, und zwar ohne den weitläufigen Prozess, der notwendig ist, wenn alle Teile der Schnur in derselben Ebene verbleiben sollen.

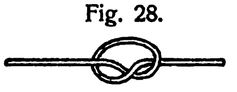
Fig. 27.



Wenden wir nun eine analoge Betrachtung auf einen Knoten in dem dreidimensionalen Raum an, so sieht man leicht, dass ein solcher Knoten

nicht geschlagen oder wieder gelöst werden kann ohne Operationen, bei denen die Teile der Schnur eine doppelte Krümmung beschreiben, wie beifolgende Figur (28) zeigt. Wir dreidimensionale Wesen können einen solchen Knoten nur dadurch schlagen oder lösen, dass wir das eine Ende der Schnur 360° in einer Ebene drehen, die nicht mit der andern Ebene, in welcher der zweidimensionale Teil des Knotens liegt, zusammenfällt. Wenn es nun aber Wesen unter uns gäbe, die imstande wären, vierdimensionale Bewegungen mit materiellen Substanzen auszuführen, so würden diese Wesen auch imstande sein, einen Knoten viel leichter zu schlagen und zu lösen, analog demjenigen, was von dem zweidimensionalen Knoten gesagt worden ist."

Fig. 28.



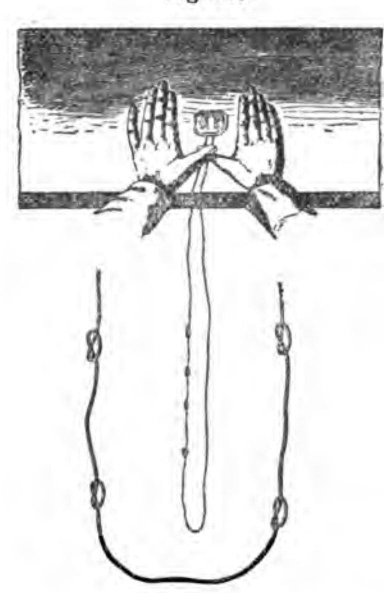
Für den Leser, der in geometrischen Betrachtungen nicht geübt ist, wird es wahrscheinlich etwas schwierig sein, Zöllners Gedankengang zu folgen. Aber durch ein einfaches Experiment wird ein jeder wenigstens die Konsequenzen desselben verstehen können. Man nehme ein Stückchen Bindfaden, etwa von der Länge einer Elle, schlage an demselben einen ganz gewöhnlichen einfachen Knoten, wie er in Figur 28 gezeigt ist. Es ist nun leicht einzusehen, dass der Knoten nicht gelöst werden kann, ohne dass das eine Ende durch die Schlinge gezogen wird. Bindet man daher die beiden freien Enden des Fadens zusammen und versiegelt der Sicherheit halber noch diese zusammengebundene Stelle, so wird kein Mensch den Knoten, der an der Schnur ist, lösen können. Wir haben jetzt eine Schnur ohne Enden, aber mit einem Knoten darin. Wir überzeugten uns aber vorher davon, dass der Knoten nur dadurch gelöst werden kann, dass man das eine Ende der Schnur durch die Schlinge zieht; da die Schnur nun keine Enden hat, so ist der Knoten selbstverständlich nicht zu lösen — jedenfalls nicht für uns Menschen. Und ebenso unmöglich wird es uns sein, einen neuen Knoten zu schlagen. Aber für Zöllners vierdimensionale Wesen ist es eine Kleinigkeit, den Knoten zu lösen oder einen neuen zu schlagen, ohne die Schnur an irgend einem Punkte zu beschädigen. Wie dieses geschehen kann, können wir Menschen zwar nicht verstehen, eben weil wir nur dreidimensionale Wesen sind; aber derjenige, welcher Zöllners Gedankengang zu folgen vermag, wird einsehen, dass es möglich sein muss. Und es ist nicht nur möglich, es ist auch wirklich ausgeführt. Ich lasse Zöllner wieder reden:

„Dieser Versuch — einen Knoten in einer Schnur ohne Enden zu schlagen — ist im Laufe von wenigen Minuten in Leipzig am 17. Dezember 1877, vormittags 11 Uhr, in Gegenwart des Amerikaners Henry Slade gelungen. Die beigefügte Figur (29) zeigt eine Schnur mit vier Knoten und zugleich die Stellung meiner Hände, welche von Slades Hand und von der linken Hand eines andern Herrn berührt wurden. Während das Siegel stets sichtbar auf dem Tische lag, wurde die Schnur, welche damals noch ohne Knoten war, von meinen Daumen fest gegen die Tischplatte gedrückt; der übrige Teil der Schnur hing in meinen Schoss hinab. Ich wünschte, dass nur ein Knoten geschlagen würde; nichtsdestoweniger wurden im Laufe von wenigen Minuten vier Knoten geschlagen, welche in der Zeichnung genau wiedergegeben sind.

Die Hanfschnur hatte die Dicke von ungefähr einem Millimeter; sie war stark und neu; ich selbst hatte sie gekauft. Ihre ganze Länge, ehe

Knoten an ihr geschlagen waren, betrug 148 cm; folglich war die Länge der doppelten Schnur, als die Enden vereinigt waren, ungefähr 74 cm. Die Enden waren mit einem gewöhnlichen Knoten zusammengebunden; die Enden, welche (nach dem Zusammenbinden) ungefähr anderthalb Zentimeter vom Knoten entfernt waren, wurden auf ein Stück Papier gelegt und mit gewöhnlichem Lack versiegelt, so dass der Knoten gerade am Rande des Siegels sichtbar war. Das Papier um das Siegel herum war abgeschnitten, wie die Figur zeigt.

Fig. 29.



Die erwähnte Versiegelung zweier solcher Schnüre war von mir selbst mit meinem eigenen Petschaft in meinem Zimmer am Abend des 16. Dezembers in Gegenwart mehrerer Freunde ausgeführt; Slade war nicht dabei. Zwei ähnliche Schnüre von derselben Beschaffenheit und Länge waren von Wilhelm Weber mit seinem Petschaft und in seinem eigenen Zimmer am Morgen des 17. Dezembers versiegelt worden. Mit diesen vier Schnüren ging ich in ein benachbartes Haus, das von einem meiner Freunde bewohnt wurde; dieser hatte Slade in seinem Hause Gastfreundschaft angeboten, damit er ausschliesslich zu meiner und meiner Freunde Disposition stehen und eine Zeitlang der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen werden könnte. Die erwähnte Sitzung fand gleich unmittelbar nach meiner Ankunft im Wohnzimmer statt. Ich wählte selbst eine der vier versiegelten Schnüre und schlug sie, um sie nicht aus dem Auge zu verlieren, während wir am Tische sassen, um meinen Hals, so dass das Siegel vorne hinabhing und stets gesehen werden konnte. Als der Versuch ausgeführt werden sollte, hatte ich das Siegel, welches unverändert blieb, in der Weise, wie oben erwähnt ist, vor mir auf dem Tische. Slades Hände waren die ganze Zeit hindurch sichtbar; mit der linken Hand strich er sich öfters über die Stirn, indem er über Schmerzen klagte. Der Teil der Schnur, der vom Tische hinabhing, ruhte in meinem Schosse und war infolgedessen nicht sichtbar — ich konnte aber stets Slades Hände sehen. Besonders achtete ich darauf, dass dieselben ihre Stellung nicht veränderten. Er selbst schien vollständig passiv zu sein, so dass man nicht recht annehmen kann, dass er diese Knoten bewusst und mit Willen geschlagen hatte; man kann nur sagen, dass sie sich unter den hier beschriebenen Umständen in seiner Gegenwart ohne irgend eine sichtbare Berührung bildeten, und dies geschah in einem Zimmer, das vom Tageslicht hell erleuchtet war."

Es ist nun leicht zu verstehen, warum Zöllner „vierdimensionale" Wesen als Urheber dieser und ähnlicher Phänomene annimmt. Hier wurde nämlich eine Handlung ausgeführt, die für uns Menschen mit unseren drei Dimensionen zwar unmöglich ist, aber nach Zöllners Theorie für Wesen, die eine vierte Dimension zu ihrer Verfügung haben, möglich sein muss. Das-

selbe gilt vom Hervorbringen einer Schrift auf der Innenseite zusammengebundener Tafeln; dieses würde auch leicht mit Hilfe der vierten Dimension erklärt werden können, ohne dass man die Durchdringlichkeit des Stoffes anzunehmen, d. h. die Naturgesetze umzustossen braucht. Zöllners Annahme von vierdimensionalen intelligenten Wesen ist also eine Hypothese, die gerade die mediumistischen Phänomene zu erklären sucht, ohne mit den Gesetzen der Physik in Widerspruch zu kommen; ob man das als Spiritismus bezeichnen will oder nicht, bleibt nur ein Streit um Worte.

Wie verhält es sich nun mit dem erwähnten Versuch? Wenn man den ausführlichen Bericht durchliest, erhält man den Eindruck, dass hier ein Irrtum doch ganz unmöglich ist; Zöllner muss wirklich etwas beobachtet haben, das sich nicht als ein Taschenspielerkunststück von Slades Seite erklären liess und folglich auf unbekannten Kräften beruhte. Dieses muss man unzweifelhaft einräumen, wenn die Sache sich tatsächlich so zugetragen hat, wie sie beschrieben wird, d. h. wenn Slade sofort ohne Vorbereitung die verlangten Knoten hätte schlagen können. Aber das ist nicht der Fall. Zöllner teilt selbst bei einer andern Gelegenheit (Wissenschaftliche Abhandlungen, Bd. 2, S. 1191) mit, dass er zu wiederholten Malen, jedoch ohne Erfolg, versucht habe, in versiegelten Schnüren Knoten zu erhalten. Diejenigen, die gemacht waren, waren stets derartig, dass sie von Menschen ohne Beschädigung des Siegels geschlungen werden konnten. Erst am 17. Dezember gelang es, die oben beschriebenen richtigen Knoten zu erhalten. Diese Mitteilung ist offenbar von grösster Bedeutung. Wir erfahren zunächst, dass Zöllner wiederholt das Experiment ohne Erfolg versucht hat. Ferner wissen wir, dass er damals, als der Versuch gelang, vier neue Schnüre mitbrachte. Wo sind die alten geblieben? Hat Zöllner sie aufbewahrt oder vernichtet? Ist denn die Möglichkeit, dass Slade sich eine oder mehrere derselben angeeignet hat, ganz ausgeschlossen? Wenn er das aber getan hat, so hat er sich auch einen Abdruck der Siegel machen können, und es ist eine Kleinigkeit für ihn gewesen, eine Schnur mit Knoten zu versehen und nachträglich zu versiegeln. Hat er dann später in der Sitzung Zöllners neue Schnur keinen Augenblick in der Hand gehabt? Wenn das der Fall gewesen ist, so hat er auch leicht die Schnüre vertauschen und die bereits fertige so auf den Tisch legen können, dass die Knoten unsichtbar in Zöllners Schoss lagen. Dann wäre das Kunststück ausgeführt.

In Zöllners Darstellung werden diese Möglichkeiten übergangen. Folglich haben wir auch keine Garantie dafür, dass die ganze Sache sich nicht auf rein natürlichem Wege, vielleicht in der angedeuteten Weise, zugetragen hat. Erst wenn die genannten Fragen so beantwortet sind, dass jede Möglichkeit eines Betruges von Slades Seite ausgeschlossen ist, kann man Zöllners Experiment als ein wirklich neues Phänomen, für welches eine andere Erklärung als die natürliche gesucht werden muss, bezeichnen. Da Zöllner ferner diese verschiedenen Punkte nun gar nicht berührt und offenbar auch kein Verständnis für die Bedeutung des Umstandes hat, dass mehrere Versuche derselben Art schon früher ohne Erfolg angestellt waren, so sind seine Untersuchungen nicht mit der nötigen Sorgfalt gemacht worden. Es kann uns

deshalb nichts nützen, dass er später mit dem Knotenexperiment in verschiedener Weise abwechselte, und dass es ihm mit Darmschnüren, Holzringen und vielen anderen Dingen gelang. Alles dieses ist wertlos, weil die Beschreibungen unzuverlässig sind. Möglich ist es, dass die Sache so vor sich gegangen ist, wie er es erzählt; aber es ist auch möglich, dass er verschiedene Umstände, die den Vorgang ganz natürlich erklären würden, einfach übersah. Dies hat er an einer Stelle getan: es kann also auch wiederholt geschehen sein.

Ein Versuch muss jedoch noch erwähnt werden, weil er nicht gelang. Während Slade Knoten in Darmschnüren, deren Ende zusammengebunden und versiegelt waren, leicht lieferte, so missglückte es ihm bei einer Schnur, welche aus einem Darm so geschnitten war, dass sie einen ununterbrochenen Ring bildete. Und dieses ist sehr verdächtig. In einer wirklich endlosen Schnur, einem geschlossenen Ringe, kann ein Mensch nur Knoten schlagen, wenn die Schnur durchgeschnitten wird; aber dann kann sie nicht wieder zusammengefügt werden, ohne dass man diese Stelle entdeckt. Kommt es dagegen darauf an, Knoten in einer Schnur zu schlagen, deren Enden zusammengebunden und versiegelt sind, so lässt das sich leicht machen, wenn man nur einen Abdruck vom Petschaft hat, so dass man das richtige Siegel daraufsetzen kann, sobald die Knoten geschlagen sind. Slade scheint demnach nur das geleistet zu haben, was mit gewöhnlichen menschlichen Hilfsmitteln ausgerichtet werden kann.

Kapitel 25.

Theosophie und Fakirismus.

Mme. Blavatsky und die Theosophie.

Die Theosophie bildet ein eigentümliches Zwischenglied zwischen dem populären Spiritismus und dem mehr wissenschaftlichen Okkultismus. Wie der Spiritismus ist sie vorwiegend ein religiöses System, hat aber mit dem Okkultismus das gemeinsam, dass sie das Eingreifen der Geister in die Menschenwelt leugnet und die mediumistischen Phänomene als Wirkungen neuer Naturkräfte erklärt. Weiter aber als in diesen Hauptpunkten geht die Uebereinstimmung der Theosophie mit jenen beiden Richtungen auch nicht; in allen anderen Fragen nimmt sie eine Sonderstellung ein und zeigt

hier eine nur sehr geringe Verwandtschaft mit irgend einem anderen europäischen religiösen oder philosophischen System. Die Grundgedanken in der Theosophie sind vielmehr augenscheinlich asiatischen Religionen, namentlich dem Buddhismus entlehnt. Dadurch ist in die europäische Geistesentwicklung ein neues Moment hineingekommen, das wir ebensowenig stillschweigend ausser acht lassen dürfen, wie wir die hochbegabte, in vielen Beziehungen beachtenswerte Urheberin der ganzen Lehre übergehen können.

Helena Petrowna v. Hahn-Rottenstern, eine Tochter des russischen Obersten Graf Peter v. H.-R., ist in Jekaterinoslaw in Südrussland 1831 geboren. Von ihrer frühesten Kindheit an war sie Dienstboten überlassen. So wurde ihre Phantasie mit Märchen von allen möglichen Geistern genährt; ausserdem impfte man ihr früh den Glauben ein, dass sie als „Sonntagskind" besonders geeignet sei, Geister zu sehen und mit ihnen zu verkehren. Sie war ein sehr nervöses, somnambules Kind, das schon früh an Halluzinationen und hysterischen Anfällen litt. So glaubte sie sich stets von Wesen umgeben, die zwar für andere unsichtbar waren, in deren Gesellschaft sie sich aber besonders wohl fühlte. Ausserdem soll sie als Kind auf der einen Seite höchst unliebenswürdig, streitsüchtig und trotzig und auf der andern grübelnd und mystisch, wie die Seherin von Prevorst, gewesen sein. Es ist leicht zu verstehen, dass aus solchen Anlagen in Verbindung mit einer unbezwinglichen Energie ein eigenartiger Mensch sich entwickeln musste.

1848 heiratete Helena Petrowna den General Blavatsky; aber nach drei Jahren wurde die Ehe wieder aufgelöst, und Mme. Blavatsky reiste nun zwölf Jahre lang in Europa, Amerika, Aegypten und Indien umher. Während dieses Reiselebens bildete sie auch ihre Fähigkeiten als Medium aus. Von den folgenden sieben Jahren berichtet ihre Biographie nichts. Nach ihrer eigenen Aussage hat sie diese Zeit bei den Mahatmas im Himalaya zugebracht. Diese Mahatmas, die Mme. Blavatsky angeblich entdeckt hat, sind nach ihrer Aussage eine Gesellschaft von weisen Männern, welche sich in den unzugänglichsten Gegenden von Tibet aufhalten und durch ein heiliges Leben und durch fleissige Erforschung der Geheimnisse der Natur eine fast göttliche Einsicht und Macht erreicht haben sollen. Ein Mahatma oder Adept ist imstande, die Gedanken der Menschen zu lesen und in jeder beliebigen Entfernung zu beeinflussen. Er kann materielle Gegenstände in ihre Bestandteile zerlegen und auflösen; durch heimliche Kräfte vermag er diese Teile an jeden beliebigen Ort „hinströmen" zu lassen, wo er sie wieder zu ihrer ursprünglichen Form zusammensetzt; auf solche Weise kann ein Gegenstand plötzlich in einem verschlossenen Raum erscheinen. Der Adept vermag ferner durch unsichtbare Kräfte und ohne Berührung Töne hervorzurufen, Körper in Bewegung zu setzen und umgekehrt es zu verhindern, dass Gegenstände fortgerückt werden können. Er kann anderen Adepten in jeder Entfernung und ohne ein materielles Verbindungsmittel Mitteilungen machen und endlich eine Zeitlang die Seele vom Körper trennen, so dass diese auf eigene Hand unabhängig von Zeit und Raum Ausflüge zu unternehmen vermag.

Bei dieser (erfundenen) Brüderschaft von weisen Männern, welche in vielen Jahrtausenden bestanden haben soll, hielt Mme. Blavatsky sich angeblich sieben Jahre auf und wurde in die Geheimnisse eingeweiht und selber Adeptin. Während die Mahatmas ihre Weisheit bis dahin als tiefes Geheimnis für sich behalten hatten, hielten sie nun die Zeit für gekommen, um mit derselben hervorzutreten; sie sandten deshalb den weiblichen Chela oder Lehrling aus, um „die Lehre der Eingeweihten" der Welt kundzugeben.

Im Jahre 1870 kehrte Mme. Blavatsky aus Indien zurück, gründete erst in Kairo eine spiritistische Gesellschaft, welche jedoch bald aufgelöst wurde, und zog dann auf Befehl ihres Lehrers, Mahatma Koot Hoomi, durch Europa nach New-York. Hier verband sie sich mit dem eifrigen Spiritisten Oberst Henry Olcott und stiftete 1875 gemeinschaftlich mit ihm die theosophische Gesellschaft. Diese hatte den Zweck: „1. Den Grund zu einer allgemeinen Brüderschaft, welche die ganze Menschheit ohne Rücksicht auf Rasse, Farbe oder Glauben umfassen soll, zu legen. 2. Das Studium der arischen und anderer Schriften über Religion und Wissenschaft zu fördern und die Bedeutung der alten asiatischen Literatur, besonders der brahmanischen, buddhistischen und zoroastrischen Philosophie, zu verteidigen. 3. Die verborgenen Geheimnisse der Natur, namentlich die psychischen Kräfte, die im Menschen schlummern, zu erforschen." Oberst Olcott wurde der erste Präsident dieser Gesellschaft, und er verlegte das „Hauptquartier" nach der Vorstadt Adyar bei Madras in Indien.

Wenige Jahre später, 1877, gab Mme. Blavatsky in Boston ihr grosses Hauptwerk: „The Isis Unveiled" in zwei dicken Bänden heraus. Hier sucht sie nachzuweisen, dass das, was sie Theosophie nennt, nur der geheime innere Kern in den religiösen und philosophischen Systemen aller Zeiten, in Magie, Spiritismus u. s. w., ist. Die Lehre, die sie aufstellt, ist mit anderen Worten ein Auszug der verschiedenartigsten Systeme; sie verrät bei der Gelegenheit ihre grosse Belesenheit in alten und seltenen magischen Werken. Nach Aussage der Verfasserin ist das Buch jedoch keineswegs auf rein natürliche Weise entstanden; vielmehr stammt der grösste Teil von den Mahatmas her, deren Seelen die Verfasserin nachts in ihrem Arbeitszimmer besuchten; am nächsten Morgen fand sie dann stets eine Menge beschriebener Bogen vor, welche die Zahl derjenigen, die sie während derselben Zeit hätte schreiben können, weit überschritt.

Mme. Blavatsky und der Oberst Olcott bereisten nun Indien und predigten überall die neue Religion, die Theosophie. Sie fanden auch wirklich eine Menge Anhänger, welche die Lehre dann weiter verbreiteten, so dass in den folgenden Jahren theosophische Gesellschaften rund umher, namentlich in den englisch redenden Ländern, gestiftet wurden. Dass die Theosophie einen nicht unbedeutenden

Anhang fand, hatte wesentlich dieselben Gründe, wie die Verbreitung des Spiritismus. Erstmal haben die religiösen Dogmen der Theosophie, die buddhistischen Ursprungs sind, ein eigentümlich bestrickendes, mystisch-phantastisches Gepräge, ganz abweichend vom Typus der abendländischen Religionen. Da die Theosophie ferner nichts von der Lehre einer ewigen Verdammnis weiss, so verschaffte auch das schon ihr manche Anhänger. Zugleich aber bezeugte Mme. Blavatsky die Wahrheit ihrer Lehre und erwies sich selbst als Adeptin durch eine Reihe wunderbarer Handlungen.

Briefe von ihren Freunden, den Mahatmas, besonders von ihrem Lehrer Koot Hoomi, fielen von der Decke der Stuben, in denen sie sich aufhielt; diese Briefe enthielten lange, ausführliche Besprechungen der tiefsinnigen Probleme, über die gerade debattiert worden war. Gegenstände, die sie einen Augenblick in der Hand gehalten hatte, verschwanden und fanden sich in andern Häusern wieder, in denen sie gar nicht gewesen war. Eine Brosche, die von einer ihr völlig unbekannten Person in einer ganz andern Gegend Indiens verloren worden war, schaffte sie auf Wunsch herbei und liess sie in einem Kissen, das ganz willkürlich ausgewählt wurde, wiederfinden. Namentlich zeigten diese wunderbaren Dinge sich im Hauptquartier in Adyar. Hier offenbarte Koot Hoomi sich in Astralgestalt, d. h. seine Seele erschien nur mit einer dünnen materiellen Hülle versehen, damit die Sterblichen ihn sehen konnten. Hier befand sich auch „the shrine“, der heilige Schrein, den die Eingeborenen mit religiöser Ehrfurcht betrachteten. Zerschlagene Gegenstände, die man in denselben legte, verschwanden und wurden durch neue von derselben Art ersetzt. Ebenso erging es den mit Fragen an die Mahatmas versehenen und in den Schrein gelegten Briefen; wenige Minuten später fanden sich nachher umfangreiche Antworten darauf usw.

Alle diese Wunder erregten natürlich grosses Aufsehen; sie wurden aber erst recht bekannt durch Sinnetts kleines, meisterhaft geschriebenes Buch: „The Occult World“ 1881, das in die meisten europäischen Sprachen übersetzt ist. Der Verfasser geht hier sehr praktisch vor. Er begnügt sich nicht damit, die Begebenheiten zu erzählen und zu behaupten, dass alles infolge der höheren Einsicht der Mahatmas und ihrer Lehrlinge auf durchaus natürlichem Wege vor sich gehe. Er zeigt zugleich, dass die scheinbaren Wunder ganz mit den jetzt bekannten Naturgesetzen übereinstimmen, so dass die abendländischen Naturforscher sich nur eine tiefere Kenntnis der Naturkräfte zu erwerben brauchen, um dasselbe leisten zu können. Das Werk ist wirklich so gut geschrieben und erhält dadurch einen solchen Schein von Glaubwürdigkeit, dass man jedenfalls nicht von vornherein die Möglichkeit jener „Wunder“ leugnen darf. Und doch scheinen diese nur abgefeimte Betrügereien gewesen zu sein. Ein Mr. und Mme. Coulomb, die sich lange im Hauptquartier in Adyar aufhielten, wurden eines Tages uneinig mit Mme. Blavatsky und er-

zählten nun überall, dass sie zugleich mit zwei indischen Fakiren die Helfershelfer der Mme. Blavatsky bei der Ausführung der Betrügereien gewesen wären. Dieses erregte so grosses Aufsehen, dass die „Society for Psychical Research“ in London eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, Mr. Hodgson, nach Indien sandte, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Er stellte mit beiden Parteien Kreuzverhöre an, nahm Berichte auf und setzte sich in den Besitz von einigen Briefen der Mme. Blavatsky und von solchen, die angeblich von den Mahatmas herrührten. Diese wurden von Graphologen in London verglichen; es zeigte sich, dass die Mahatmasbriefe von Mme. Blavatskys eigener Hand herstammten. Hodgson stellte ferner fest, dass die meisten Berichte über die verschiedenen Wunder sich widersprachen. „The shrine“ war nichts anderes als ein Taschenspielerapparat mit verschiebbarer Hinterwand, so dass man durch eine geheime Wandtür, die sich in Mme. Blavatskys Schlafzimmer befand, in denselben gelangen konnte. In seinem umfangreichen Berichte, welcher in „Part 9“ der „Proceedings“ der Gesellschaft vom Jahr 1885 veröffentlicht ist, kommt Hodgson zu dem Resultat, dass „Mme. Blavatsky die gebildetste, sinnreichste und interessanteste Betrügerin ist, welche die Geschichte aufzuweisen hat, so dass ihr Name aus dem Grunde der Nachwelt überliefert zu werden verdient“.

Hodgsons Bericht war ein schwerer Schlag für die Theosophie. Viele der theosophischen Gesellschaften lösten sich auf, und es half nichts mehr, dass Sinnett 1886 eine Biographie von Mme. Blavatsky schrieb: „Incidents in the life of Madame Blavatsky“, in welcher er sie von allen Anklagen rein zu waschen suchte. Die theosophischen Gesellschaften sagten sich vom Hauptquartier los, und sie, die die Bewegung hervorgerufen hatte, starb, von den meisten vergessen und verlassen, 1891 in London.

Das religiöse System der Theosophie wurde, wie oben erwähnt, zuerst von Mme. Blavatsky in „Isis Unveiled“ dargelegt. Dieses Riesenwerk erschien 1887 völlig umgearbeitet unter dem Titel „Secret Doctrin“. Später gab sie eine kurz gefasste Darstellung der Hauptpunkte des Systems in „Key to Theosophy“ heraus. Die beste, anschaulichste und geistreichste Schilderung der Lehre ist jedoch von Sinnett in seiner „Esoteric Buddhism“ 1883 gegeben worden. Im Gegensatz zu den meisten anderen positiven Religionen erscheint die Theosophie in diesen Werken als reinster Pantheismus. „Wir verwerfen die Vorstellung von einem persönlichen, ausserhalb der Welt stehenden, menschenähnlichen Gott, der nur der riesenhafte Schatten eines Menschen und nicht einmal des besten Menschen ist. Wir glauben an ein allumfassendes, göttliches Prinzip, die Wurzel von

allem, aus dem alles hervorgeht und zu dem alles im grossen Cyklus des Lebens wieder zurückkehren wird," heisst es in „Key to Theosophie". Charakteristisch für die Lehre sind ferner die beiden vom Buddhismus entlehnten Gedanken von Karma und der Reinkarnation.

Karma ist „das Gesetz der unvermeidlichen Folgen". Alles, was einem Menschen hier auf Erden begegnet, nicht allein seine äusseren Verhältnisse, sondern auch die Entwicklung seiner Persönlichkeit, ist eine strenge Folge seines früheren Lebens in dieser und in den früheren Existenzen. Wenn der Mensch stirbt, kommt die Seele nach Devachan, wo sie eine vollkommene Seligkeit geniesst, ohne irgend eine Erinnerung oder Kenntnis vom Elende des Erdenlebens mehr zu haben. Dieser Zustand der Seligkeit ist der Lohn für das Gute, das die Seele während ihres Aufenthaltes auf Erden vollbracht hat; er dauert so lange, bis diese Verdienste verbraucht sind. Dann wird die Seele wieder geboren, tritt von neuem in einen menschlichen Körper ein, und sowohl die äusseren Verhältnisse als die innere Entwicklung, wie sie jetzt für die Seele beginnen, sind die direkten Konsequenzen des früheren Erdenlebens. Was die Seele damals verbrochen hat, rächt sich nun früher oder später, indem es die natürlichen Folgen nach sich zieht. So wird die Seele sich abwechselnd bald in Devachan, bald auf der Erde aufhalten, bis alle Schuld gesühnt ist und damit die Notwendigkeit einer Wiedergeburt fortfällt. Dann geht die Seele in das allgemeine göttliche Prinzip, in Nirvana, auf.

So kann die Lehre der Theosophie von der Menschenseele und deren Schicksal in kurzen Zügen dargestellt werden. Indes müssen wir bemerken, dass wir durch solch einen kurzen Auszug dem ganzen Systeme auch seinen eigentümlichen Duft nehmen. Die vielen dem Buddhismus entlehnten Einzelheiten, mit denen nicht nur die Seelenlehre, sondern auch die Kosmologie ausgestattet ist, tragen so deutlich den Typus der reichen morgenländischen Phantasie, dass es eigentlich erst dadurch verständlich wird, dass die Theosophie so zahlreiche Anhänger gefunden hat. Es liegt ausserhalb unserer Aufgabe, auf diese interessanten Details näher einzugehen; für uns ist es wichtiger, den Beweis zu prüfen, den die Theosophie für die Wahrheit ihrer Lehre zu liefern sucht.

So wie die Spiritisten die Bestätigung ihrer Lehre in den Mitteilungen der Geister finden, so berufen die Theosophen sich auf die Mahatmas. Die Theosophie ist die bis jetzt geheim gehaltene Lehre derselben; aber da diese auch auf anderen Gebieten eine weit grössere Einsicht als andere Sterbliche besitzen, muss ihre Lehre von der Weltordnung und dem Schicksale der Menschenseele über jeder

Kritik erhaben sein. Ausserdem sind sie unmittelbar von Gautema Buddha während seiner letzten Inkarnation unterwiesen. Buddha war bei seinem vorletzten Aufenthalte auf der Erde schon so weit gekommen, dass er zu Nirvanas ewiger Seligkeit eingehen konnte, aber er verzichtete freiwillig darauf, um noch einmal als Lehrer für die Menschen geboren zu werden; somit ist das Wissen der Mahatmas so gut wie göttlichen Ursprungs. Fragen wir aber, welcher Wahrheitsbeweis denn für die Existenz und das übermenschliche Wissen der Mahatmas geliefert werden kann, dann werden wir auf die wunderbaren Taten, die Mme. Blavatsky und andere Adepte ausgerichtet haben, verwiesen. Mme. Blavatsky hat also ebensogut wie andere Religionsstifter ihre Zuflucht zu Wundern nehmen müssen, um ihre Sendung zu legitimieren. Aber als ein Kind des 19. Jahrhunderts glaubt sie selbst nicht an Wunder im Sinne einer Aufhebung der Naturordnung; sie fasst sie vielmehr nur als Wirkungen einer höheren Einsicht in die Naturgesetze auf und ist der Ansicht, dass die Wissenschaft des Abendlandes allmählich auch so weit kommt. Wie es sich nun mit der „höheren Einsicht“ der Mme. Blavatsky und mit der Existenz ihrer Lehrer, der Mahatmas, verhält, dürfte durch die Untersuchung der englischen Gesellschaft hinreichend aufgeklärt sein. Die Theosophie schrumpft damit zu einem reinen Phantasieprodukte zusammen.

Der Fakirismus.

Es ist entschieden eine geniale Idee der Mme. Blavatsky, den Aufenthaltsort der Mahatmas nach Tibet, d. h. ins unzugängliche Grenzgebiet Indiens zu verlegen. Denn die indischen Fakire, und besonders die höhere Gruppe oder Sekte, die sogenannten Yogi, haben schon seit langer Zeit einen grossen Ruf als Zauberer in Europa gehabt. Die Theosophen betrachten diese Yogi nun als eine Art unvollkommener Mahatmas, insofern dieselben wohl viele wunderbare Dinge vollbringen können, aber doch nicht die Höhe der Adepten erreichen. Es lässt sich nun auch nicht leugnen, dass die indischen Fakire offenbar schon lange mit gewissen psychologischen Vorgängen vertraut gewesen sind, über die die Wissenschaft des Abendlandes erst viel später klar geworden ist. So ist es z. B. Tatsache, dass der Portugiese Abt Faria von den Fakiren lernte, Hypnose durch Suggestion hervorzurufen und zwar schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts, also zu einer Zeit, wo man in Europa kaum über den Humbug, mit dem der Mesmerismus sich umgab, hinweggekommen war. Ferner ist es unzweifelhaft, dass die Fakire sich in einen künst-

lichen Schlafzustand zu versetzen vermögen, ähnlich dem, wie er natürlicherweise bei vielen Tieren vorkommt, so dass sie längere Zeit, Wochen oder Monate hindurch ohne Nahrung und beinahe ohne zu atmen leben können. Diese Tatsachen zeugen doch von Kenntnissen, die auf gewissen Gebieten die unsrigen übertreffen. Naturwidrig ist darum aber weder die auf Suggestion beruhende Hypnose, noch das „lebendig Begrabenwerden“ der Fakire.

Anders dagegen verhält es sich scheinbar mit anderen Leistungen der Fakire. 1875 gab der Franzose Jacolliot ein Buch: „Le spiritisme dans le monde. L'inititation et les sciences occultes dans l'Inde“, heraus, in dem er die bekanntesten Fakirkunststücke aus eigener Anschauung beschreibt. Schwere bronzene Gegenstände bewegen sich auf den blossen Wink des Zauberers; Stöckchen schreiben Antworten auf gedachte Fragen in den Sand; Samenkörner, die Jacolliot selbst ausgewählt hat, schiessen in wenigen Stunden zu grossen Pflanzen empor u. s. w. Alles dieses geht, wie es scheint, vor sich, ohne dass es in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Fakir steht, der ruhig, halb nackend auf dem Fussboden dasitzt, nur ausgerüstet mit seinem Bambusstab mit sieben Knoten als dem Zeichen seiner Würde. Taschenspielerei scheint hier also ganz ausgeschlossen zu sein, und Jacolliot kommt deshalb auch zu dem Schluss, dass unbekannte Kräfte hier mitwirken. Seine Beobachtungen verlieren aber dadurch an Wert, dass er immer allein mit dem Fakir zusammen war; er wollte es nämlich so verhindern, dass die eingeborenen Diener des Zauberers mit diesem unter einer Decke spielen konnten. Und da er es zugeben muss, dass er die stechenden Augen des Fakirs, die ihn bisweilen stundenlang anstierten, ehe etwas geschah, nicht aushalten konnte, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass er geradezu von diesem hypnotisiert worden ist. Während der Hypnose hat der Fakir ihm dann alles das vorgaukeln können, was er mit offenen Augen gesehen zu haben sich einbildet. Uebrigens vermögen die Fakire eine Menge ebenso wunderbarer Dinge nur durch ihre erstaunliche Fertigkeit in der Taschenspielerei auszuführen. Mr. Hodgson benutzte seinen oben erwähnten Aufenthalt in Indien dazu, um bei den Fakiren in die Schule zu gehen; er behauptet, die Kniffe der meisten oben erwähnten Kunststücke zu kennen. Ausserdem führt er treffende Beispiele dafür an, wie schwer es selbst für gute Beobachter ist, einen zuverlässigen Bericht über das abzugeben, was sie bei solchen Vorstellungen wahrgenommen haben. Die Ereignisse erscheinen nachher viel wunderbarer, als wie sie in Wirklichkeit gewesen sind. Wir kommen später auf diesen Punkt seiner Untersuchungen zurück.

Ein Fakirkunststück ist indes noch der näheren Besprechung wert, weil es eine besondere Geschichte hat. Der Bericht über dasselbe findet sich in „Isis Unveiled". Ein Fakir tritt auf einem offenen Platz auf, wo er alsbald von einer Schar Zuschauer umgeben ist. Er breitet ein Stückchen Teppich auf der Erde aus und tritt auf demselben umher. Der Teppich fängt nun an, sich zu bewegen, und bald darauf kriecht ein Knabe unter dem Teppich hervor. Der Zauberer nimmt ein Seil und wirft es in die Luft. Es steigt höher und höher, bis das eine Ende in der Luft verschwindet, während das andere auf die Erde hinabreicht. Der Knabe klettert an dem Seil empor und verschwindet vor den Augen der Zuschauer in der Luft. Es entspinnt sich jetzt eine Unterredung zwischen dem Fakir und dem Knaben, die damit endet, dass der Fakir zornig ein Messer ergreift und ebenfalls an dem Seil emporklettert. Er bleibt oben eine Weile weg, und kurz darauf fallen die blutigen Glieder des Knaben nebst Kopf und Rumpf herab; danach erscheint der Fakir wieder, indem er am Seil herabgleitet. Den zerstückelten Körper des Knaben steckt der Zauberer in einen Sack und schüttelt diesen; schliesslich hüpft der Knabe lebendig aus dem Sacke wieder heraus und läuft davon. So erzählt Mme. Blavatsky die Sache als Beweis für die wunderbaren Leistungen der Fakire.

Am Schlusse des Jahres 1890 schilderte ein junger Amerikaner, Mister S. Ellmore, denselben Vorgang in „Chicago Tribune", indem er hinzufügte, dass er selbst mit einem Freunde dieser Vorstellung in Indien beigewohnt hätte. Der Freund, ein Künstler, hatte einige Skizzen davon aufgenommen, Ellmore dagegen eine Reihe von Momentaufnahmen gemacht. Die Skizzen des Künstlers zeigten alles, was der Bericht angab. Die photographischen Bilder dagegen zeigten nur den Fakir, wie er eifrig gestikulierte, und die Zuschauer, wie sie je nach der Handlung bald nach oben, bald nach unten blickten. Aber vom Seil, vom Knaben, von den blutigen Gliedern usw. war nicht die geringste Spur auf den Bildern zu sehen. Der Verfasser zog daraus den Schluss, dass der Fakir seine Zuschauer hypnotisiert und ihnen das ganze Ereignis auf halluzinatorischem Wege vorgetäuscht habe. Diese Geschichte ging durch alle Blätter und wurde auch von den wissenschaftlichen Zeitschriften aufgenommen.

Da es nun nach unserer jetzigen Kenntnis vom Hypnotismus ganz unverständlich ist, wie ein einzelner Mann einen ganzen Zuschauerkreis hypnotisieren und dieselbe Halluzination bei allen, und zwar auch bei Ausländern, die seine Sprache nicht einmal verstanden, hervorrufen konnte, so erregte die Sache grosses Aufsehen. Mr. Hodgson schrieb an die Herausgeber des amerikanischen Blattes und teilte ihnen mit, dass er sich während seines Aufenthaltes in Indien vergeblich bemüht habe, dieses Kunststück zu sehen; ja es sei ihm nicht einmal geglückt, einen Menschen zu finden, der es jemals beobachtet habe oder der auch nur jemanden kenne, welcher Zeuge des Kunststückes gewesen sei. Er möchte deshalb gerne den Ort wissen, wo Mr. Ellmore der seltenen Vorstellung beigewohnt habe. Nun kam die Wahrheit an den Tag. Mr. Ellmore teilte offenherzig mit, dass die ganze Geschichte erdichtet sei; er hätte sich gedacht, dass die Fakirkunststücke nur auf hypnotischer Grundlage beruhten, und dass dieses durch Momentphotographien bewiesen werden könnte. Auf Grund dieser Hypothese hätte er die Geschichte erdichtet und den Verfassernamen S. Ellmore = sell more (betrüge mehr) gebraucht, um dem denkenden Leser anzu-

deuten, dass das Ganze eine Mystifikation sei. Das ganze Kunststück war also nur ein Phantasieprodukt eines erfinderischen Yankees.

Aber woher hat Mme. Blavatsky die Geschichte? Hierüber klärt uns Kiesewetter in den „Psych. Studien“ 1891, S. 419 ff. auf. Es ist bekannt, dass diese Dame, oder richtiger wohl einer ihrer Helfershelfer in der alten europäischen Literatur über Magie sehr gut bewandert war. Nun findet sich aber eine ganz ähnliche Geschichte in Johann Weiers „De praestigiis daemonum“; es ist also sehr wahrscheinlich, dass Mme. Blavatsky dieselbe frei umgedichtet und nach Indien verlegt hat, um sie als Beweis für die hohen Leistungen der Fakire zu benutzen. Das wunderbare Kunststück ist demnach von Anfang bis Ende erfunden. Die Moral von der Geschichte ist offenbar die, dass man solchen Berichten gegenüber sehr vorsichtig sein muss, selbst wenn Momentaufnahmen und sonstiger wissenschaftlicher Apparat ihnen einen gewissen Schein von Glaubwürdigkeit geben.

Kapitel 26.

Spiritismus und Okkultismus seit 1880.

Die physikalischen Manifestationen.

Die Untersuchungen Zöllners schliessen die klassische Periode des modernen Spiritismus ab. Was später publiziert ist, enthält nichts Neues; ausser den Namen der Medien und der mit denselben arbeitenden Forscher ist alles, wenigstens auf dem Gebiete der physikalischen Manifestationen, nur eine Wiederholung von früherem. Ausserdem hat der Glaube an die Bedeutung dieser Phänomene im letzten Vierteljahrhundert sehr abgenommen. Es gelang zwar weder Crookes noch Zöllner, die von ihnen beobachteten Erscheinungen als unzweifelhafte und von der Wissenschaft anerkannte Tatsachen festzustellen. Niemand war aber zu jener Zeit imstande, die Sache zu erklären; man neigte daher im allgemeinen wohl zu der Annahme, dass es sich um Aeusserungen irgend einer bisher unbekannten Kraft handelte. Die zahlreichen späteren Untersuchungen haben die Grundlage dieses Glaubens immer mehr erschüttert. Indem die Einsicht in die Natur der Mediumität fortwährend zunahm, zeigte es sich einerseits, dass die Annahme bisher unbekannter Kräfte zur Erklärung der physikalischen Manifestationen nicht notwendig, andererseits, dass die Behauptung, es sei alles Betrug [1]), nicht stichhaltig war. Der Schwer-

[1]) Der bewusste Betrug kommt unzweifelhaft bei vielen Medien vor; aber die echt mediumistischen Leistungen werden doch in einem solchen anormalen Zustande ausgeführt, dass man von Betrug im eigentlichen Sinne nicht reden darf. Indessen ist die Entscheidung, ob das Medium eine Leistung bewusst oder unbewusst ausgeführt hat, im einzelnen Fall nicht nur schwierig, sondern oft unmöglich. Die Folge davon ist, dass das Wort „Betrug“ in dieser Beziehung einerseits oft mit Unrecht gebraucht wird, andererseits sich nicht vermeiden lässt. Vgl. Näheres hierüber Kap. 36, „Die Natur der Mediumität“.



punkt der mediumistischen Leistungen, welcher in der klassischen Periode unbedingt in den physikalischen Manifestationen lag, ist daher nach und nach aufs intellektuelle Gebiet verlegt worden; hier sucht man jetzt die Beweise für die spiritistischen und okkultistischen Theorien zu liefern. Um dieses näher darzulegen, fangen wir zunächst mit den physikalischen Leistungen an.

Das Ende der siebziger Jahre war der Höhepunkt für die physikalischen Medien. Was Slade in Leipzig leistete, ist kaum jemals vorher oder nachher erreicht oder gar übertroffen worden. Ja es schien fast, als ob die mediumistischen Leistungen sich nur zu dieser schwindelnden Höhe erhoben hätten, damit der Fall nachher um so tiefer würde. Die nächsten Jahre brachten nämlich eine ganze Reihe von Entlarvungen, durch welche die bekanntesten Medien überführt wurden, dass sie Taschenspielerkunststücke oder andere Kniffe bei ihren Leistungen angewandt hätten. Was die Ursache zu dieser „Entlarvungsepidemie“ war, ist nicht gut zu sagen. Möglicherweise hat Slades Ruf die anderen Medien angestachelt, so dass sie sich über die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit hinausgewagt und ihre Zuflucht zu Betrügereien genommen haben, die auf die Länge der Zeit nicht unentdeckt bleiben konnten. Es ist aber auch denkbar, dass die Augen des Publikums infolge der Kritik, welche besonnene Gelehrte als Augenzeugen von Slades Leistungen an diesen übten, für die Betrügereien mehr geöffnet wurden. Jedenfalls fasste man die Medien Williams und Rita 1878 bei einer Materialisationssitzung in Holland in einem rein spiritistischen Kreise ab und überführte sie, dass sie selbst als „Geister“ agiert hätten. Das Jahr 1880 brachte nicht weniger als zwei sensationelle Begebenheiten dieser Art, indem Eglinton in München und Florence Cook, Crookes' bekanntes Medium, in London entlarvt wurden. Dies letztere Ereignis ist schon oben S. 331 geschildert. Die folgenden Jahre waren ebenfalls reich an Entlarvungen; 1881 Mr. und Mrs. Fletcher, 1882 Mrs. Wood, vor allem 1884, wo das in ganz Europa bekannte Medium, der Amerikaner Bastian, von dem österreichischen Kronprinz Rudolf und dem Erzherzog Johann als Betrüger abgefasst wurde.

Indes fielen nicht nur die professionellen Medien der epidemischen Entlarvungssucht als Opfer, sondern dann und wann wurden auch die in privaten Kreisen arbeitenden Medien dadurch blossgestellt. Dies ist um so merkwürdiger, da Fremde fast nie zu solchen Kreisen zugelassen wurden und jedenfalls nur dann, wenn ihre gute Gesinnung ausser Zweifel stand. Jenes Schicksal traf u. a. Mrs. d'Esperance (1880), die später als das „Gothenburger Medium“ bekannt wurde; sie zog sich infolgedessen fast ein Dezennium hindurch von jeder

mediumistischen Tätigkeit zurück. Ihre Leistungen, besonders ihre Selbstbeobachtungen während der Seancen, die sie eingehend dargestellt hat, werden uns weiter unten (vgl. Kap. 36) beschäftigen.

Die Spiritisten suchten natürlich in allen diesen Fällen den schlechten Eindruck durch mehr oder weniger sinnreiche Hypothesen und Erklärungen abzuschwächen, wie wir es bereits oben im Falle Cook gesehen haben. Es ist hier nicht der Ort, näher zu untersuchen, ob die Spiritisten oder ihre Gegner recht hatten. Dass in vielen Fällen allerdings kein bewusster Betrug von seiten der Medien vorlag, darf man sicher annehmen. Aber die Wirkung der zahlreichen Entlarvungen blieb natürlich nicht aus. Die Medien wurden ängstlich, und dieses setzte wiederum ihre Leistungsfähigkeit herab, so dass viele nicht mehr öffentlich aufzutreten wagten, während die Prästationen der übrigen verhältnismässig unbedeutend blieben. In den folgenden Jahren bis 1890 war ein Medium deshalb eine grosse Seltenheit; ein bedeutendes professionelles Medium kam nicht mehr vor. Hierzu trug wesentlich noch das 1882 in London erschienene Buch: „Confessions of a medium“ bei, das alle gläubigen Spiritisten mit Schrecken erfüllte. Da ich ein Exemplar dieses Buches nicht habe auftreiben können, so muss ich mich mit einem kurzen Referat aus den „Psychischen Studien“ 1883, S. 191 begnügen. Das vom Buguetprozesse her bekannte Medium Alfred Firman hatte mehrere Jahre lang einen Gehilfen, Chapmann, der allmählich in alle Geheimnisse eines professionellen Mediums eingeweiht worden war. So lernte er, dass die physikalischen Leistungen — wenigstens bei dem Medium Firman — nur in Taschenspielerkniffen bestanden. Auf die Länge der Zeit wurde es ihm unerträglich, leichtgläubige und ehrliche Menschen beständig zu täuschen, und er erklärte Firman, dass er die schändliche Handlungsweise des Mediums öffentlich bekanntzugeben gedenke. Daraufhin verliess Firman ihn in einem fremden Lande, wo er aller Existenzmittel entblösst war; er verwirklichte alsbald seinen Plan und schrieb das erwähnte Buch. In diesem sind die Sitzungen der physikalischen Medien so genau beschrieben, dass keiner, welcher jemals einer solchen Vorstellung beigewohnt hat, Zweifel daran hegen kann, dass der Verfasser eine jahrelange Erfahrung auf diesem Gebiete hat.

Eine Arbeit ähnlicher Art ist Truesdell: „Bottom facts concerning Spiritualism“, New York 1883. Mr. Truesdell muss ein sehr scharfer Beobachter gewesen sein, indem er in einer Sitzung mit Slade dessen Handlungsweise aufdeckte und seine Freude daran hatte, Slade durch eine geschickte Unterschiebung einer Geisterschrift zu verwirren. Später trat er selbst als Medium auf, und hat in seinem Buche die angewandten Kniffe nachgewiesen.

Gegenüber diesen Enthüllungen, deren Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben war, räumten die besonneneren Spiritisten ein, dass man in Zukunft noch vorsichtiger als bisher zu Werke gehen müsste, um sich vor Betrug zu sichern. Der Redakteur der „Psychischen Studien", Dr. Wittig, benutzte sogar die Gelegenheit, offen einzugestehen, dass einige der besten Beweise für die Materialisation unzweifelhaft falsch wären. Es bezog sich dieses auf einige Paraffinformen von Geisterhänden, die aus Sitzungen, welche der Deutsche Reimers mit verschiedenen Medien in England abgehalten hatte, stammten[1]. Im Spiritistenlager war man also klar darüber, dass man sich auf schwankendem Boden befände. Und die Medien, welche am besten wissen mussten, in welchem Umfange sie dieselben Künste wie Firman anwandten, wurden natürlich sehr vorsichtig. Bedeutende physikalische Manifestationen waren daher nicht mehr zu sehen, als die Seybert-Kommission 1884 ihre Untersuchungen anfing. Mr. H. Seybert hatte der Universität Pennsylvania eine Summe Geldes unter der Bedingung vermacht, dass sie eine eingehende und unparteiische Untersuchung des Spiritismus vornehmen lassen sollte. Die zu diesem Zwecke ernannte Kommission hielt zahlreiche Sitzungen mit verschiedenen Medien, u. a. Slade, Eglinton, Mrs. Kane (einer der Schwestern Fox) ab und stellte ihre Resultate in einem umfangreichen Berichte 1887 dar. Das allgemeine Ergebnis desselben war dem Spiritismus entschieden ungünstig. Wenn die Kommission solche Vorsichtsmassregeln ersann, die einen Betrug unmöglich machten, so lehnten die Medien es entweder ab, unter diesen Bedingungen zu arbeiten, oder die Sitzungen waren erfolglos. Wenn die Kommission sich dagegen darauf beschränkte, zu beobachten, was die Medien ihr vorführten, so erhielt sie allerdings Manifestationen; diese waren aber durch so kindische Taschenspielerkniffe zustande gebracht, dass man sich nur wunderte, wie jemand sich dadurch täuschen lassen konnte. Die von Slade, Eglinton, Keeler, Rothermel und andern Medien angewandten Methoden wurden ohne Schwierigkeit entdeckt. Zu dieser Zeit stand die Sache des Spiritismus sehr schlecht.

Eine neue Epoche fing mit dem Hervortreten des italienischen Mediums Eusapia Palladino an.

Sie ist 1854 in einer armen Bauernfamilie geboren, hat nie lesen und schreiben gelernt und leidet nach den Untersuchungen hervorragender Aerzte unzweifelhaft an Hysterie. Ihre ersten mediumistischen Manifestationen zeigten sich, als sie 13 oder 14 Jahre alt war; sie wurde darauf von ihren Landsleuten Damiani und Chiaia in aller Stille als Medium ausgebildet. Auf

[1] Nach diesem Geständnis ist es um so auffallender, dass gerade diese Geisterhände in Aksákows „Animismus und Spiritismus", 1. Aufl. 1890, als Beweise abgebildet sind.



Veranlassung ihrer Gönner fanden 1891 in Neapel und 1892 in Mailand Sitzungen statt, wo Eusapia von mehreren Gelehrten und bekannten Spiritisten untersucht wurde. An diesen Sitzungen nahmen der berühmte italienische Psychiater Lombroso, der Astronom Chiaparelli, der französische Physiologe Ch. Richet, die Spiritisten Aksákow und du Prel, sowie mehrere italienische Gelehrte teil. Die Untersuchungen haben besonders durch die Sorgfalt, mit der sie angestellt sind, ein grosses Interesse. Die Phänomene sind dieselben, die man von anderen spiritistischen Sitzungen her kennt: die Bewegungen und Gewichtsveränderungen lebloser Gegenstände, Gewichtsveränderung des Mediums, Materialisationen, Abdrücke von Geisterhänden in Ton oder Mehl usw. Aber die Teilnehmer wussten jetzt, um was es sich bei derartigen Versuchen handelte, und sie konnten deshalb die notwendigen Vorsichtsmassregeln treffen, soweit das Medium es erlaubte. Der veröffentlichte Bericht[1]) über die Versuche in Mailand ist deshalb auch recht detailliert und vorsichtig abgefasst. Die Teilnehmer meinen zwar, dass die beobachteten Erscheinungen nicht durch die bisher bekannten Naturkräfte zustande gebracht seien, geben aber andererseits zu, dass die Beobachtung der Manifestationen so schwierig ist, dass fernere Untersuchungen notwendig sind.

Die Sitzungen hatten indes keineswegs alle Teilnehmer von der Echtheit der Phänomene vollständig überzeugt. Richet hat seine Auffassung von der Sache in einer besonderen Abhandlung dargelegt und kommt zu dem Resultate, dass keine einzige Erscheinung unter absolut sicheren und zwingenden Umständen beobachtet worden sei. Es war stets ein kleiner Haken dabei; wenn der Tisch sich ohne Berührung heben sollte, bauschte Eusapias Kleid sich auf, so dass es dem einen Tischbein zu nahe kam; wenn sie auf der Wage stand und eine Gewichtsveränderung stattfand, so geschah dieses nur, sobald sie jemanden anrührte, „um mehr Kraft zu holen“, oder sobald ihr Kleid die Diele streifte usw. Wollte man sich nun durch besondere Vorrichtungen vor diesen verdächtigen Begleiterscheinungen schützen, so widersetzte Eusapia sich dem, oder es ereignete sich nichts mehr von dem Augenblick an. Eigentlich fand ein Experimentieren mit dem Medium gar nicht statt. Die Kommission musste sich darauf beschränken, die Phänomene zu beobachten, die sich in der Nähe des Mediums zeigten, und zwar unter den Bedingungen, die dieses stellte. „In demselben Grade, als man die Bedingungen zu verschärfen suchte, nahmen die Erscheinungen ab,“ schreibt Richet. Ferner geht aus seiner Darstellung hervor, dass das Medium selbst die meisten im Dunkeln beobachteten Manifestationen hätte ausführen können, wenn es ihm nur gelungen wäre, eine Hand oder einen Fuss der Kontrolle zu entziehen. Eine durchaus sichere Ueberwachung aber war kaum möglich,

[1]) Dieser sowie die meisten anderen Berichte über Sitzungen mit Eusapia finden sich in Rochas „L'extériorisation de la motricité“, 4. Aufl., Paris 1906, wiedergegeben.



weil das Medium sich beständig hin und her bewegte; dadurch verloren die Anwesenden, die seine Hände und Füsse festhalten sollten, immer wieder, wenn auch nur für Augenblicke, den Kontakt mit dem Medium. Indes gelang es doch nicht, demselben einen wirklichen Betrug nachzuweisen; Richet betrachtet die Sache deshalb als noch nicht entschieden.

Im folgenden Jahre wurde Eusapia von Ochorowicz in Warschau in Gegenwart verschiedener Gelehrten untersucht. Man wendete hier sinnreiche elektrische Kontrollapparate an; es gelang aber trotzdem nicht, die Natur der Phänomene mit Sicherheit festzustellen. Eine heftige Polemik erhob sich zwischen den Teilnehmern; der Elektrotechniker Reichman behauptete, dass es sich nur um armselige Taschenspielerkünste handelte, die durch die als notwendig angesehene schlechte Beleuchtung begünstigt wurden; Ochorowicz und seine Anhänger dagegen bekämpften diese Auffassung. Der Streit veranlasste Richet verschiedene für diese Untersuchungen sich interessierende Forscher, die Professoren Sidgwick und Lodge, Mrs. Sidgwick, Ochorowicz, F. Myers, Schrenck-Notzing u. a., zu mehreren Zusammenkünften mit Eusapia einzuladen, welche auf seinen Besitzungen Carqueiranne und der Insel Rouband abgehalten wurden. Man stellte hier als zweifellos fest, dass Eusapia selbst, so oft sie Gelegenheit hatte, die Manifestationen nur durch betrügerische Manipulationen zustande brachte. In den „schlechten" Seancen war kein einziges Phänomen „echt"; in den „guten" dagegen konnte man sie des Betruges nicht überführen, und nahm daher an, dass hier wirklich Aeusserungen unbekannter Kräfte beobachtet wurden. Diese Sonderung zwischen guten und schlechten Sitzungen ist indes ganz und gar willkürlich; tatsächlich fanden in beiden Arten von Sitzungen dieselben Erscheinungen statt. Wenn aber Eusapia weniger gut disponiert war, oder die Kontrollierenden zufälligerweise schärfer beobachteten, so gelang es ihnen, die Kniffe des Mediums zu entdecken; und dann waren die Seancen selbstverständlich schlecht; im entgegengesetzten Falle wurden sie als gut bezeichnet. Uebrigens waren die Anwesenden nicht einmal darüber einig, ob überhaupt gute Sitzungen vorkamen. Jedenfalls behauptete Mrs. Sidgwick, dass in den Seancen, an welchen sie sich beteiligte, alle Manifestationen von Eusapia ebenso gut hätten ausgeführt werden können, wenn sie über keine anderen Kräfte als ihre Hände verfügte.

Um die Sache näher zu prüfen, lud Society for Psychical Research 1895 Eusapia nach England ein und hielt in Mr. Myers Haus in Cambridge 20 Sitzungen ab. Aus dem hierüber abgefassten Berichte geht hervor, dass die Untersuchenden zu dem übereinstimmenden

Resultate kamen, „dass alles von Anfang bis zu Ende Betrug war“. Noch in demselben und in den folgenden Jahren experimentierten wieder verschiedene französische Forscher, u. a. A. de Rochas, Sabatier und de Fonteney, mit Eusapia; da sie aber die in Cambridge getroffenen Vorsichtsmassregeln unberücksichtigt liessen, kamen sie auch zu einem Resultat, das dem der englischen Experimentatoren völlig entgegengesetzt war. Und darüber kann man sich nicht wundern; denn viele der genannten Forscher waren in solchem Grade von ihren okkultistischen Theorien befangen, dass sie sogar handgreifliche Betrügereien der Eusapia nicht als solche erkannten, sondern okkultistisch deuteten. Ein einziges Beispiel zeigt dieses genügend.

Ein sehr beliebtes Experiment, das Eusapia bei guter Beleuchtung in wachem Zustande oft ausführt, besteht darin, dass sie die Schale einer kleinen Briefwage anscheinend ohne Berührung in Bewegung setzt. Zu diesem Zwecke führt sie ihre Hände senkrecht neben der Wage auf und ab; ein feines Haar, zwischen den Fingern der beiden Hände ausgespannt, erhöht den Ausschlag der Wage oder setzt ihn herab, je nachdem es oberhalb oder unterhalb der Schale gehalten wird. Von diesem „Experimente“ sagt Rochas: „Aus zahlreichen Beobachtungen geht hervor, dass man bisweilen das fluistische Band sehen kann, das die Finger Eusapias verbindet, wenn sie die Spitzen derselben in geringer Entfernung einander entgegenhält. Es ist dies das Band, das oberflächliche Beobachter für einen Draht angesehen haben, wodurch die Erscheinung vorgetäuscht wird“ (a. a. O., S. 411, Anm.). Kommentare dürften hier überflüssig sein; der Glaube, der sich nicht einmal durch den direkt erkennbaren Betrug erschüttern lässt, ist unangreifbar.

Es würde zu weit führen, hier sämtliche von mehr oder weniger bekannten Forschern ausgeführte Untersuchungen zu erwähnen. Ich schliesse daher diese kleine historische Skizze mit der klaren Darstellung ab, die der Berliner Psychiater Moll in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ 1903 von einer Sitzung mit Eusapia gegeben hat:

„Das Programm dieser Frau ist sehr eintönig. Die Teilnehmer sitzen um einen Tisch herum, die Palladino unmittelbar vor einer Portiere, die ihr vielfach als Deckung dient. Jede Sitzung zerfällt in zwei Teile. Der erste findet bei hellem Lichte statt; es erfolgen nun allerlei Bewegungen des Tisches, anscheinend ohne Zutun der Frau Palladino und der anderen Teilnehmer. Dann beginnt der zweite Teil; er findet bei ganz schwacher Beleuchtung statt. Dabei wird je eine Hand der Eusapia von der entsprechenden Hand des Nachbars berührt; desgleichen der linke Fuss Eusapias von dem rechten Fuss des linken Nachbars und der rechte Fuss Eusapias von dem linken Fuss des rechten Nachbars. Entweder setzt der Nachbar den entsprechenden Fuss auf den der Palladino, oder diese setzt ihren entsprechenden Fuss auf den des Nachbars, oder es findet auch ein Aneinanderstellen statt. Gleichzeitig werden gelegentlich die Hände der Nachbarn auf das entsprechende Knie der Palladino gelegt. Durch solche Massregeln soll festgestellt werden, dass die Hände und Beine der Palladino die Dinge, die

sich nachher im Dunkeln begeben, nicht künstlich machen können. Was sich nun begibt, ist im wesentlichen folgendes: Die Portiere, die sich hinter der Eusapia befindet, bewegt sich nach vorn und bauscht sich anscheinend nach vorn auf. Ein Saiteninstrument, z. B. eine Gitarre, die hinter ihr liegt, gibt allerlei Töne, auch ganze Akkorde an, sie wird nach vorn gehoben und geworfen. Ein kleiner Tisch, der links vor ihr steht, wird gehoben und geht nach vorn; eine auf ihm stehende Flasche mit Wasser geht in die Höhe, und in ein daneben stehendes Glas wird Wasser aus der Flasche gegossen. Die Anwesenden werden bald hier, bald dort berührt, gezwickt, an den Haaren gezogen, gekitzelt usw.

Die „Gläubigen" behaupten, dass diese Erscheinungen unmöglich mechanisch von der Palladino hervorgerufen werden könnten, die Hände und Füsse würden ja kontrolliert. Während nun die Spiritisten im engeren Sinne meinen, dass dieser Hexensabbat von den „Geistern" der Verstorbenen herbeigeführt werde, nehmen andere, die man bald zu den Spiritisten im weiteren Sinne rechnet, bald als „Psychisten" bezeichnet, an, dass dem Medium eine besondere, bisher unbekannte Kraft innewohne, ohne mechanische Hilfsmittel Gegenstände zu bewegen.

Nun einige Worte über die Art, wie die Eusapia „arbeitet". Ihr Hauptkniff ist folgender: Wir sahen, dass ihre Hände und Füsse angeblich von den Nachbarn kontrolliert wurden. In Wirklichkeit geschieht dies aber nur im Anfang. Sie benutzt den Kunstgriff, dessen Anwendung ich im Jahre 1892 in meiner Erwiderung gegen Lombroso als wahrscheinlich annahm, heute aber als gewiss hinstelle. Das anscheinende Festhalten der Hände der Eusapia durch die beiden Nachbarn wird nämlich bald illusorisch gemacht. Nachdem sie die rechte Hand des linken Nachbars der linken Hand des rechten Nachbars, unter geschickter Ablenkung der Aufmerksamkeit, genähert, berührt sie mit ihrer linken Hand teilweise die rechte Hand des linken Nachbars, teilweise die linke Hand des rechten Nachbars, während sie gleichzeitig möglichst schnell ihre rechte Hand von der linken Hand des rechten Nachbars fortzieht, ohne dass dies die Nachbarn bemerken. Sie hat auf diese Weise ihre rechte Hand freigemacht. Ja, sie kann noch weiter gehen; sie legt schliesslich die rechte Hand des linken Nachbars auf die linke Hand des rechten Nachbars und hat dann beide Hände frei. Dasselbe macht sie mit den Füssen, wobei sie etwas verschiedene Methoden anwendet. Die Hauptsache ist stets, bei geschickter Ablenkung der Aufmerksamkeit, eine oder beide Hände, einen oder beide Füsse zu befreien. Dies ist der Haupttrick der Palladino. Da es fast dunkel ist und sie ausserdem die hinter ihr befindliche Portiere nach vorne nimmt und über Arme und Hände legt, ist natürlich der Schwindel nicht leicht zu sehen. Wenn man aber genau aufpasst, so merkt man ganz genau den Moment, wenn sie Hand oder Fuss befreit. In einem Falle konnte Dessoir feststellen, dass seine Hand die Hand des andern Teilnehmers berührte, während sie angeblich die Hand der Palladino berühren sollte. Ich habe in einem Falle, als sie mich fragte, ob ich ihre Hand noch fühle, geantwortet, dass ich jetzt zwei Hände fühlte. Sie hatte nämlich meine Hand — ich sass zu ihrer Linken — an die Hand des mir gegenübersitzenden Herrn gebracht, hatte aber ihre eigene Hand nicht schnell genug zurückgezogen, und so konnte ich ganz deutlich zwei Hände fühlen. In dieser Weise ist sie, wenn sie Hand und Fuss freigemacht hat, imstande, allerlei Handlungen mechanisch

auszuführen. Mit dem linken Fuss und der linken Hand schiebt sie die Portiere nach vorn, bewegt den linksstehenden Tisch, bringt die links seitlich hinter ihr liegende Gitarre zum Erklingen, indem sie mit dem Fuss über die Saiten streicht. Sie hebt mit der linken Hand die Wasserflasche, giesst das Wasser ein usw. Sie berührt ferner mit dem linken Fuss den linken Nachbar. Man kann bei genauem Zusehen auch deutlich erkennen, wie sie die entsprechenden Mitbewegungen macht, z. B. mit dem Körper sich nach rechts biegt, wenn sie zu irgend einer Bewegung das linke Bein in der Hüfte heben muss.

Nachdem sie die rechte Hand freigemacht, bewirkt sie auch das Erscheinen der „Geisterhand", die der Botaniker Prof. Penzig in Genua erblickt hat, und die auch in meiner Sitzung über dem Kopfe der Palladino zu sehen war. Sie hebt einfach ihre rechte Hand ganz frech über ihrem Kopf in die Höhe und dies wird als Geisterhand angesehen. Ich habe trotz des Neunzehntel Dunkels deutlich die Bewegungen gesehen, als sie den rechten Arm hochhob."

Dr. Moll schliesst seine Abhandlung mit folgenden Worten:

„Obwohl ich mich seit etwa 17 Jahren mit dem Spiritismus beschäftigt habe und dabei immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen bin, dass es sich bei den Vorführungen der Medien im wesentlichen um absichtliche Betrügereien handelt, war ich doch etwas stutzig geworden, als man mir von den Wundern erzählte, die sich bei der Palladino begäben und man mir die grossen Gelehrten nannte, die zu den gläubigen Anhängern dieser Frau gehören. Als ich aber meine Sitzung mit ihr unter verhältnismässig günstigen Bedingungen hielt, da blieb für mich als Wunder nur Eines übrig, nämlich der Umstand, dass grosse Gelehrte solch frechen durchsichtigen Schwindel auf eine unbekannte Kraft zurückführen."

Ungefähr gleichzeitig mit dem Auftreten der Palladino, d. h. im Jahre 1890, fing das früher erwähnte Medium Mrs. d'Esperance wieder an, Sitzungen abzuhalten. Obschon sie nie öffentlich auftrat, ihre Leistungen auch nie einer wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen worden sind, hat sie dennoch eine nicht geringe Rolle gespielt, indem Aksákow ihren Manifestationen einen grossen Wert beilegte. Er hielt 1890 in Gothenburg verschiedene Sitzungen mit Mrs. d'Esperance besonders zu dem Zwecke ab, Photographien zu erhalten, auf welchen sowohl das Medium, als auch die materialisierte Gestalt sich zeigten; dies gelang ihm aber nicht. Es finden sich zwar in Mrs. d'Esperances Buche: „Im Reich der Schatten" Bilder von diesen Aufnahmen. Da Aksákow aber dieselben als wertlos bezeichnete und von deren Veröffentlichung abriet, darf man sie gewiss als „verdächtig" ansehen. Später, Anfang Dezember 1893, besuchte Mrs. d'Esperance ihn in St. Petersburg, wo er sich mit ihr über die Möglichkeit der Materialisationen besprach, die seiner Ansicht nach zu einer gleichzeitigen Dematerialisation des Mediums führen müssten. Auf das leicht empfängliche Medium wirkten diese theoretischen Auseinandersetzungen wie eine Suggestion, so dass sie wenige Tage nachher,

am 11. Dezember, in einer Privatsitzung in Helsingfors sich dematerialisiert fühlte. Der Unterkörper des Mediums verschwand nämlich vom Stuhl, der Oberkörper aber schwebte über dem Sitze desselben; und um die Anwesenden hiervon zu überzeugen, führte das Medium die Hände derselben auf dem Stuhlsitze hin und her. Den eigentlichen Sachverhalt dieser Dematerialisation kann man aus den Zeilen der verschiedenen Berichte, die Aksákow zugestellt wurden, herauslesen. Der Stuhl, auf welchem das Medium vor der Dunkelkammer sass, hatte nur oben eine feste Rückenlehne, während zwischen der Lehne und dem Sitze eine 19 cm hohe und 29 cm breite Oeffnung war. Unmittelbar vor der Dematerialisation bemerkte einer der Anwesenden, Ingenieur Schoultz, dass das Medium sich ein wenig erhob; ihr Kleid breitete sich aus; und darauf senkte sie sich wieder zur gewöhnlichen Höhe. Diese Bewegungen deuten darauf hin, dass das Medium die Beine oder vielleicht den ganzen Unterkörper durch die Oeffnung der Rückenlehne hindurch steckte, so dass nur ihr Oberkleid vorne vom Stuhle schlaff herabhing. Leider dachte niemand daran, zu untersuchen, was hinter dem Stuhle war; hier hätte man unzweifelhaft den fehlenden Teil des Mediums gefunden. Zwar würde eine solche Entdeckung auf die Spiritisten wahrscheinlich keinen Eindruck gemacht haben wir aber hätten damit den sicheren Anhalt zur natürlichen Erklärung. Jedenfalls stimmen alle Berichte darin überein, dass die Stellung des Mediums so oberflächlich untersucht wurde, dass man dieser Manifestation keinen Wert als Beweis für die behauptete Dematerialisation beilegen darf. Dagegen ist dieser Fall ein äusserst charakteristisches Beispiel einer echt mediumistischen Leistung und hat insofern ein nicht geringes Interesse; wir werden später auf ihn zurückkommen, wenn die Selbstbeobachtungen der Mrs. d'Esperance besprochen werden sollen (vgl. Kap. 36).

Im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts machte das sogenannte „Blumenmedium“ Anna Rothe in Deutschland viel von sich reden. Ihre Spezialität waren die „Apporte“, d. h. das Herbeischaffen von Blumen, Früchten und ähnlichen leichteren Gegenständen, die während der Sitzungen plötzlich von der Decke herabfielen oder vom Medium anscheinend aus der leeren Luft herausgegriffen wurden. Dass es sich hier um einfache Taschenspielereien handelte, war vielen sofort klar; aus dem grossen, von Dr. E. Bohn gesammelten Aktenmaterial (Der Fall Rothe, Breslau 1901) geht hervor, wie plump und unvorsichtig diese Künste vorbereitet und ausgeführt wurden. Es kann daher auch nicht wundernehmen, dass Frau Rothe schliesslich im März 1902 des Betruges überführt, und da sie sich ihre Sitzungen gut bezahlen liess, zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Ob

die Rothe neben ihren unzweifelhaften bewussten Betrügereien auch dann und wann echt mediumistische Phänomene geleistet hat, lässt sich kaum entscheiden. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei den noch auftretenden englischen Medien Eldred und Husk; die zahlreichen Berichte über ihre Sitzungen machen es recht wahrscheinlich, dass sie überhaupt keine Medien sind, sondern das Materialisieren von Geistern nur als eine wenig anstrengende und gut bezahlte Profession treiben.

Von viel grösserem Interesse als die professionellen sind die privaten Medien, so u. a. die Offizierstochter Martha B., mit der Richet im Hause des Generals Noël in Algier zahlreiche Sitzungen abgehalten hat. In diesen Seancen materialisierte sich ein Geist Bien Boa, der neben dem Medium photographiert wurde. Wie gewöhnlich in solchen Fällen ist auf dem Bilde die Gestalt des Mediums nur teilweise sichtbar; der Geist aber hat ein deutliches Gepräge der Unechtheit, indem seine Kleidung zum Teil aus weiblichen Gewändern besteht. Hierzu kommen noch folgende Umstände. Erstens konnte von einer Untersuchung der Mlle. Martha vor oder nach den Sitzungen keine Rede sein. Zweitens spielen eine professionelle Handleserin und eine 22jährige Negerin, letztere im Dienste des Generals Noël, in dieser Geschichte eine höchst verdächtige Rolle. Eine derselben war in den meisten Fällen während der Sitzungen in der Dunkelkammer anwesend; diese Person wurde aber niemals untersucht. Drittens sind die Berichte so unvollständig, dass man die Bedeutung dieser Nebenmedien für das Gelingen der Materialisationen nicht beurteilen kann. Als Beweis dafür, dass Mlle. Martha nicht die zur Geisterdarstellung nötigen Geräte an ihrem Körper verbarg, wird angeführt, dass sie einmal unmittelbar nach einer Seance an einem Baum emporkletterte. Wir wissen aber nicht, ob bei dieser Seance die Handleserin oder die Negerin mitgewirkt und so die verdächtigen Sachen weggebracht hat. Richet hat durch seine Untersuchungen zur Evidenz dargetan, dass der Geist wie ein lebender Mensch atmen konnte; dass dieser atmende Geist Mlle. Martha war, lässt sich zwar nicht mit Sicherheit konstatieren; es liegt aber auch keine Tatsache vor, die dieser Annahme widerspricht. Richet baut seine Ueberzeugung von der Echtheit der Materialisation hauptsächlich darauf auf, dass man dem vornehmen Fräulein einen solchen Betrug nicht zutrauen könne. Er beweist hierdurch nur, dass die Natur der Mediumität ihm ein versiegeltes Buch geblieben ist.

Ebenso ungünstig wie mit den Materialisationen steht es mit den eigentlichen Geisterphotographien, die erhalten werden, wenn der Geist unsichtbar oder wenigstens dem Medium sichtbar ist.

Solche Leistungen sind in der neueren Zeit recht selten, was wohl mit der weiten Verbreitung photographischer Kenntnisse zusammenhängt. Es ist den professionellen Geisterphotographen schwieriger geworden, ihre Künste auszuüben, weil die zahlreichen Möglichkeiten zur Darstellung solcher Bilder den meisten Amateuren recht wohl bekannt sind. Ich hebe hier nur einige der interessantesten Fälle hervor.

Der Arzt Dr. Hotz veröffentlichte 1899 eine Serie Geisterphotographien, die er einige Jahre vorher mit dem Medium Frau Demmler erhalten hatte. Die Bilder waren zweifellos in der Weise entstanden, dass die Platten zweimal exponiert worden waren. Auf manchen Bildern warf der Geist einen recht deutlichen Schatten, dessen Richtung mit der Lichtrichtung des Bildes nicht immer übereinstimmte. Zugleich sah man, dass die Lage der Niveaulinie bei der doppelten Exposition nicht berücksichtigt war, so dass Wände und Fussboden sich teilweise deckten. Dies alles wurde sofort von der Breslauer Gesellschaft für psychische Forschung bemerkt, worauf Dr. Hotz erwiderte, dass die Bilder dem Anschein nach zwar so entstanden sein könnten, in Wirklichkeit sei das aber unmöglich, da die Platten in versiegelten Kasetten von der einen bis zur folgenden Sitzung aufgehoben seien. Er habe, wie er ferner mitteilte, diese Platten zuweilen ohne vorherige Exposition entwickelt und dennoch Geister darauf erhalten; nach der Anschaffung einer neuen Kamera sei es ihm indes nicht mehr gelungen, solche Bilder zu erzielen, was seiner Meinung nach nur davon herrühre, dass die neue Kamera erst mit dem mediumistischen Fluidum geladen werden müsse. In der weiteren Diskussion des seltsamen Falles kam endlich die Lösung des Rätsels ans Licht, indem Fabrikant Heckner, in dessen Dienst die Familie Demmler stand, ganz zufällig bemerkte, „dass die Platten in ihrem (Frau Demmlers) Gewahrsam waren, und niemand ohne Wissen und Willen der Familie Demmler zu den Platten gelangen konnte.“ (Psych. Studien, 1900, S. 613.) Hätte Dr. Hotz dies sofort gesagt, so würde die ganze Diskussion nicht entstanden sein, denn niemand bezweifelte, dass es Herrn Demmler und seinem Bruder möglich war, in der ziemlich langen Zwischenzeit zwischen den einzelnen Sitzungen die Siegel von den Kasetten zu lösen und die Platten zu exponieren, indem eine in einem weissen Betttuch verhüllte Person als Geist auftrat. Wenn Dr. Hotz dann später die Platten exponierte, musste sich selbstverständlich immer nach der Entwickelung ein Geist darauf zeigen. An den neuen Kasetten war es wahrscheinlich schwieriger, die Siegel loszumachen, ohne dass es bemerkt werden konnte, und deshalb gelang es ihm nicht, mit dieser Kamera Geisterbilder zu erhalten. Das Wunderbare bei der Sache sind also nicht die entstandenen Geisterbilder, sondern der Umstand, dass Dr. Hotz nicht die Bedeutung des von ihm verschwiegenen Momentes, der Aufbewahrung der gefüllten Kasetten bei der Demmlerschen Familie, hat einsehen können.

Boursnell in London ist wohl jetzt der bekannteste professionelle Geisterphotograph. Er wurde zuerst 1895 von William Stead in einem Artikel in „Borderland“ unter dem Namen Z. erwähnt. Nach einigen Bemerkungen über die mediumistischen Eigenschaften Boursnells setzt Stead eingehend auseinander, unter welchen Bedingungen Geisterphotographien aufgenommen werden müssen, um überhaupt etwas zu beweisen. Diese

von einem bekannten Fachphotographen angegebenen, übrigens selbstverständlichen Bedingungen, können wir folgendermassen wiedergeben: Der Untersuchende muss seinen eigenen Apparat, sowie eigene Platten anwenden und die Kasetten selbst zu Hause füllen; die Platten sind mit einem deutlichen Namen oder Zeichen zu versehen. Der ganze Apparat darf von keinem anderen als dem Experimentierenden vor, während und nach der Aufnahme berührt werden. Der Untersuchende soll in dem Augenblicke exponieren, wo der Geisterphotograph es wünscht; die Platten darf er aber erst zu Hause, in seiner eigenen Dunkelkammer herausnehmen, wo er sie selbst entwickelt. Nach Steads eigener richtigen Auffassung ist der Beweis also nur dann einwandsfrei, wenn dem Geisterphotographen jede Gelegenheit abgeschnitten ist, die in der Dunkelkammer äusserst leicht auszuführenden Kniffe anzuwenden. Trotzdem hat er die angegebenen Vorsichtsmassregeln selber nicht befolgt. Bei einigen Versuchen brachte er zwar Platten mit seinem Namen mit; diese wurden aber dem Photographen ausgeliefert, der sämtliche Verrichtungen ausführte. Sein Zutrauen zu dem Medium wurde mit zahlreichen schönen Geisterphotographien belohnt, die unzweifelhaft ohne Ausnahme durch eine doppelte Exposition zustande gebracht sind und in vielen Fällen deutliche Spuren einer solchen tragen. Ausser diesen von Stead veröffentlichten Bildern liegen mir verschiedene andere Reproduktionen Boursnellscher Photographien vor, die samt und sonders durch eine doppelte Exposition ausgeführt sein können, wenn der darauf eingerichtete Photograph nur einige Sekunden mit der Platte in der Dunkelkammer allein gewesen ist. Und aus den Berichten über die Entstehung dieser Bilder geht in allen Fällen hervor, dass Boursnell eine solche Gelegenheit gehabt hat. Als Beweis für die Möglichkeit der Geisterphotographie sind diese Bilder also nicht viel wert.

Prof. Hyslop schreibt in seinem Buche: „Science and a future life“ (Boston 1905, S. 100): „Von den Materialisationen und den direkten Geisterschriften spreche ich nicht, weil ich sie als absolut wertlos betrachte, wenn sie nicht unter solchen Bedingungen vorkommen, die bisher nie erfüllt worden sind.“ Dies Urteil des bekannten Spiritisten können wir ohne Bedenken als das Resultat der physikalischen mediumistischen Leistungen des vorigen Vierteljahrhunderts ansehen.

Die intellektuellen Manifestationen.

Die in Trance redenden oder schreibenden Medien sind keineswegs selten. Mit wenigen Ausnahmen sind ihre Leistungen aber entweder bedeutungslos, so dass sie die Aufmerksamkeit weiterer Kreise nicht auf sich gezogen haben, oder nicht genügend untersucht, so dass man ihnen keinen Wert beimessen darf. In beiden Beziehungen bildet jedoch das amerikanische Medium Mrs. Piper eine beachtenswerte Ausnahme. An ihren Sitzungen hat ein Vierteljahrhundert hindurch eine Schar äusserst kritischer Beobachter teilgenommen, von welchen viele zu der Ueberzeugung gekommen sind,

dass Mrs. Pipers Mitteilungen nur durch die Annahme irgend einer übernormalen Fähigkeit zu erklären sind. Wir werden im folgenden auf diesen interessanten Fall etwas näher eingehen.

Mrs. Piper lernte die Tranceerscheinungen zum ersten Male kennen, als sie 1884 bei einem blinden Medium, Mr. Cocke, der vom Geiste eines französischen Arztes, Namens Finny, kontrolliert wurde, ärztliche Hilfe suchte. Schon während des zweiten Besuches bei diesem Medium wurde sie bewusstlos und vom Geiste eines Indianermädchens ergriffen oder „besessen". Sie bildete sich nun in einem Privatkreise als Medium aus und wurde hier von einem Dr. Phinuit, mitunter auch von anderen Geistern kontrolliert. Zuletzt wurde Phinuit der vorherrschende Geist. Der Psychologe Prof. W. James hatte 1885 mehrere Sitzungen mit Mrs. Piper und führte zahlreiche andere Personen unter falschen Namen zu denselben. Von diesen Teilnehmern liegen 25 Berichte vor; die eine Hälfte derselben enthält nichts besonderes, die andere dagegen teilt sehr wunderbare Ergebnisse der Seancen mit. Prof. James schliesst die Darstellung seiner Untersuchung mit folgender Bemerkung ab: „Ich bin von der Ehrlichkeit des Mediums und ebenso von der Echtheit ihres Trancezustandes überzeugt. Obschon ich anfangs geneigt war, anzunehmen, dass die zutreffenden Mitteilungen, die sie gab, entweder glückliche Zufälligkeiten wären oder darauf beruhten, dass sie die Teilnehmer und ihre Verhältnisse kannte, so glaube ich jetzt, dass sie im Besitze einer bisher unerklärten Kraft ist."

Der folgende Experimentator war Dr. Hodgson, der nach Abschluss seiner Untersuchungen über Mme. Blavatsky (S. 350) 1887 nach Amerika ging. Er hielt viele Sitzungen mit Mrs. Piper ab und nahm nach und nach etwa 50 verschiedene, dem Medium unbekannte Personen zu diesen Seancen mit. Er traf alle erdenklichen Vorsichtsmassregeln, um zu verhindern, dass das Medium sich über diese Personen im voraus unterrichten konnte. Ausserdem benutzte er einige Wochen lang Privatdetektivs, um zu entdecken, ob Mrs. Piper oder ihre Verwandten etwa Nachforschungen über die Teilnehmer bei den Seancen anstellten; es liess sich aber keine Spur hiervon entdecken. Hodgson kommt in seinem Berichte, den er erst 1892 veröffentlichte, zu dem Resultate: „Selbst wenn man den Kenntnissen, die sich das Medium auf gewöhnlichem Wege hat verschaffen können, den zufälligen Uebereinstimmungen und dem Erraten, gefördert durch bewusste oder unbewusste Hilfe seitens der Teilnehmer und durch die vermutete Hyperästhesie des Mediums, den denkbar weitesten Spielraum einräumt, so bleiben dennoch zahlreiche Kenntnisse übrig, die Mrs. Piper in ihrem Trancezustande entwickelte und die nur durch

die Hypothese erklärt werden können, dass sie irgend eine übernormale Fähigkeit besitzt."

Schon lange vor dem Erscheinen dieses Berichtes hatte die Society for Psychical Research in London im November 1889 eine Untersuchung eingeleitet, die besonders die Aufgabe hatte, jede Möglichkeit eines Betruges auszuschliessen. Zu diesem Zwecke wurde Mrs. Piper eingeladen, nach England zu kommen, wo es wegen der neuen und unbekannten Verhältnisse sehr schwer für sie sein musste, sich die nötigen Nachrichten zu verschaffen, falls sie dies versuchen sollte. Bei ihrer Landung in Liverpool wurde sie von Prof. O. Lodge empfangen, nach Cambridge begleitet und im Hause Mr. F. Myers untergebracht. Hier waren neue Dienstboten angenommen, die nichts von der Familie und deren Angelegenheiten kannten und so der Mrs. Piper auch nichts berichten konnten, selbst wenn diese ihnen Geld dafür versprochen hätte. Das älteste Kind des Hauses war 9 Jahre alt; es konnte also auch nicht viele Auskünfte geben. Um alle möglichen Quellen einer Belehrung auszuschliessen, hatte Myers im voraus Photographien, Albums etc. verborgen. Gleich bei der Ankunft des Mediums erhielt Myers die Erlaubnis, das Gepäck desselben zu untersuchen, was er denn auch sofort persönlich tat. Biographien berühmter Männer und ähnliche Werke, die dem Medium nützlich sein konnten, fehlten vollständig; es fand sich überhaupt kein Buch unter den Sachen. Die Sitzungen wurden gewöhnlich um 11 Uhr vormittags gehalten, und die Fremden, die zu denselben Zutritt erhielten, wurden von Mr. Myers direkt ins Seancezimmer geführt und erst hier unter einem falschen Namen der Mrs. Piper vorgestellt.

Die erwähnten Massregeln zeigen, mit welcher Vorsicht man bei diesen Untersuchungen zu Werke ging; da man nie etwas Verdächtiges entdeckte, kann das Medium also nur sehr geringe Kenntnisse von den Besuchenden erhalten haben. Trotzdem waren die Sitzungen in England ebenso erfolgreich wie in Amerika, und die von Prof. O. Lodge und Dr. W. Leaf veröffentlichten Berichte bestätigten die früher gewonnenen Resultate. Als Beispiel der Leistungen der Mrs. Piper kann folgender Fall dienen, der von Prof. Lodge mitgeteilt ist.

„Ich habe einen Onkel, jetzt einen recht alten Mann; von einer grossen Familie weilen nur er und zwei seiner Brüder noch unter den Lebenden. Sein Zwillingsbruder ist seit etwa 20 Jahren verstorben. Ich weckte sein Interessse für die vorliegende Sache und bat ihn, mir irgend etwas zu schicken, das seinem Zwillingsbruder gehört hätte. An einem bestimmten Tage erhielt ich mit der Morgenpost eine wunderliche alte goldene Uhr, die von seinem Bruder getragen und hochgeschätzt war; an demselben Morgen, ehe jemand von der Uhr etwas gehört hatte, überreichte ich sie der Piper, sobald sie in Trance gekommen war.

Fast augenblicklich wurde gesagt, dass die Uhr einem meiner Onkel gehört habe, der in einer früheren Sitzung erwähnten Person, die infolge eines Falles gestorben sei; er hätte Onkel Robert, den noch lebenden Zwillingsbruder, sehr lieb gehabt; die Uhr gehörte jetzt diesem Onkel Robert, mit welchem er sehr gern in Verbindung treten möchte. Nach vielen Schwierigkeiten und verschiedenen falschen Versuchen gelang es Dr. Phinuit, den Namen Jerry — eine Abkürzung von Jeremiah — anzugeben, und er sagte mit Nachdruck, als ob eine dritte Person die redende war: Dies ist meine Uhr, und Robert ist mein Bruder, und ich bin hier. Onkel Jerry, meine Uhr." Dies alles fand an demselben Morgen, wo die Uhr angekommen war, in der ersten Sitzung statt, bei welcher ausser mir selbst nur ein zum ersten Male eingeführter Stenograph anwesend war.

Auf diese Weise war ich augenscheinlich mit jemandem in Verbindung gekommen, der angeblich ein verstorbener Verwandter war und den ich in seinen letzten Jahren als einen Blinden eben gekannt hatte, dessen früheres Leben mir aber gänzlich unbekannt war. Ich sagte diesem angeblichen Verwandten, dass es, um Onkel Robert von seiner Gegenwart zu überzeugen, sehr bedeutungsvoll wäre, wenn er alltägliche Ereignisse aus ihren Knabenjahren erzählen könnte, die ich genau berichten wollte. Er war durchaus meiner Meinung, und in zahlreichen folgenden Sitzungen liess er Dr. Phinuit eine Anzahl Kleinigkeiten mitteilen, mittelst derer es seinem Bruder möglich würde, ihn wiederzuerkennen. Bemerkungen in bezug auf seine Blindheit, seine Krankheit und die Hauptereignisse seines Lebens waren für meinen Zweck verhältnismässig wertlos; die Einzelheiten einer Kindheit dagegen, die zwei Drittel eines Jahrhunderts zurücklag, waren mir gänzlich unbekannt. Mein Vater war eines der jüngsten Mitglieder der Familie, und er hatte diese Brüder nur als Erwachsene gekannt.

„Onkel Jerry" erinnerte an verschiedene Tatsachen, z. B. ihr gemeinsames Schwimmen in der Bucht, wobei sie in Gefahr waren, zu ertrinken; an das Töten einer Katze auf Smiths Feld; an den Besitz einer kleinen Büchse und einer besonders langen Haut, einer Schlangenhaut, die seiner Meinung nach jetzt dem Onkel Robert gehörte. Alle diese Angaben sind mehr oder weniger vollständig bestätigt worden. Interessant ist es aber, dass der Zwillingsbruder, von dem ich die Uhr erhielt, nicht alles erinnern konnte. Er erinnerte sich des Schwimmens in der Bucht, obgleich er nur Zuschauer gewesen war. Ebenso konnte er sich ins Gedächtnis zurückrufen, dass er die Schlangenhaut und eine Schachtel, worin sie aufgehoben wurde, gehabt hatte; wo sie jetzt war, wusste er nicht. Das Töten der Katze stellte er aber ganz und gar in Abrede, und an Smiths Feld erinnerte er sich auch nicht mehr. Da sein Gedächtnis aber häufig versagt, hatte er die Güte, einen anderen Bruder, Frank, einen früheren Schiffskapitän, jetzt in Cornwall, zu fragen, ob er von einigen dieser Tatsachen etwas wusste — selbstverständlich ohne irgend welchen Grund dieser Frage anzugeben.

Das Resultat seiner Anfragen war, dass die Existenz von Smiths Feld, einem Orte in der Nähe ihrer Heimat, wo sie gewöhnlich spielten, mit Sicherheit festgestellt wurde; ebenso wurde das Totschlagen der Katze von einem anderen Bruder erinnert. Schliesslich wurden alle Einzelheiten inbetreff des Schwimmens in der Bucht, in der Nähe eines Mühlenbaches angegeben; Frank und Jerry waren die Helden dieses tollkühnen Unternehmens.

Für einige andere behauptete Tatsachen habe ich keine Bestätigung erhalten können; vielleicht ergeben sich ebenso viele Angaben unbestätigt als bestätigt. Einige Mitteilungen sind jedenfalls falsch, soweit ich entdecken konnte. Eine geringfügige Sache konnte ich selbst kontrollieren, die aber doch von Bedeutung ist, weil niemand wohl eine Erinnerung davon haben konnte, selbst wenn er es je gewusst hätte. Phinuit bat mich, das Uhrwerk aus seinem Gehäuse zu nehmen und es bei guter Beleuchtung zu untersuchen; ich würde dann in der Nähe des Griffes einige Einschnitte sehen, die Jerry mit seinem Messer gemacht zu haben angab.

Es finden sich tatsächlich daselbst einige feine Einschnitte. Ich hatte das Werk vorher nie aus dem Gehäuse herausgenommen, indem ich es sorgfältig vermied, es selbst zu betasten oder von anderen betasten zu lassen. Mrs. Piper hatte ich in ihrem wachen Zustande nicht einmal die Uhr sehen lassen; dies geschah erst gegen Ende der Sitzungen, wo ich die Uhr absichtlich auf dem Tische liegen liess, als sie aus dem Trancezustand erwachte. Sie bemerkte bald die Uhr und betrachtete dieselbe mit natürlicher Neugierigkeit; augenscheinlich wurde sie sich der Existenz der Uhr dann zum ersten Male bewusst."

Dieser recht ausführlich berichtete Fall ist aller Wahrscheinlichkeit nach der merkwürdigste, der überhaupt in den Sitzungen der Mrs. Piper vorgekommen ist; denn es wurden hier Tatsachen angegeben, die nicht nur den Teilnehmern unbekannt, sondern sogar dem Gedächtnisse der Lebenden entschwunden waren. Dies kommt sonst nicht vor; was die Teilnehmer an den Sitzungen nicht wissen oder jedenfalls nicht gewusst haben, können die „Geister" auch nicht angeben. Als Beweis für die spiritistische Natur dieser Tranceleistungen würde es ganz besonders wertvoll sein, wenn es einmal den Geistern gelänge, etwas mitzuteilen, das tatsächlich keinem Lebenden je bekannt sein konnte. Es ist versucht worden, einen solchen Beweis zu führen; der Versuch schlug aber gänzlich fehl. Miss H. Wild schrieb zu dem erwähnten Zwecke einige Tage vor ihrem Tode, am 28. Juli 1886, einen Brief, der Prof. W. James zugestellt wurde. Man versuchte es nun mehrmals, durch Mrs. Piper mit der verstorbenen Miss Wild in Verbindung zu kommen, damit diese den Inhalt des versiegelten Briefes mitteilte. Phinuit behauptete zwar, mit Miss Wild gesprochen zu haben, aber seine Angaben über den Inhalt des Briefes waren völlig falsch. Dieser erfolglose Versuch spricht sehr gegen die Annahme von der Mitwirkung der Geister.

Ein persönlicher Freund von Dr. Hodgson, George Pelham, mit dem er oft Gespräche über das Leben nach dem Tode geführt hatte, starb 1892 in New-York. G. P. hatte die Anschauung, dass ein persönliches zukünftiges Leben unbegreiflich und darum unwahrscheinlich sei. Einmal versprach er aber Hodgson, dass er, wenn er vor ihm sterbe und dann noch weiter existiere, die „Dinge lebendig machen" würde, um seine fernere Existenz kundzugeben. Nach dem

Tode Pelhams verflossen etwa fünf Wochen, ohne dass er in den Sitzungen der Mrs. Piper erwähnt wurde; dann nannte Phinuit plötzlich in einer Seance, wo sowohl Hodgson als ein anderer Freund Pelhams anwesend waren, den Namen und teilte mehrere Einzelheiten mit, die nur den anwesenden Freunden bekannt sein konnten. In der folgenden Zeit hielten verschiedene Freunde Pelhams mehrere Sitzungen mit Mrs. Piper ab; in diesen wurden solche Tatsachen angegeben, dass die Anwesenden keinen Zweifel an der Identität Pelhams hegen konnten. U. a. wurde auch das Versprechen, die Dinge lebendig zu machen, erwähnt, und endlich wurde sogar Hodgson davon überzeugt, dass er mit dem verstorbenen G. P. verkehrte. In diesen Sitzungen, die mehrere Jahre hindurch abgehalten wurden, trat übrigens eine wesentliche Aenderung der Trancephänomene ein. George Pelham wurde neben Phinuit ein „Kontrollgeist"; während Phinuit sich aber stets mündlich äusserte, teilte G. P. sich schriftlich mit, und es kam zuweilen vor, dass die beiden Kontrollgeister sich gleichzeitig, jeder auf seine Weise, äusserten. Diese Tatsachen sind in Hodgsons zweitem Berichte (1898) aufgezeichnet; hier finden sich ausserdem zahlreiche andere interessante Mitteilungen, die verschiedenen Teilnehmern gemacht sind. Die folgende Episode ist ein charakteristisches Beispiel von den Leistungen der Mrs. Piper.

Prof. Nichols fragte in einer Sitzung, welches Wort in den Ring seiner Mutter eingraviert sei. Er dachte dabei an einen Ring, den diese stets an ihrem Finger gehabt hatte, und den er jetzt nach ihrem Tode trug. Statt dieses Wortes wurde ein anderes genannt, das sich in einem anderen Ring befand, den er vorher von seiner Mutter erhalten, aber verloren hatte. Der Fall ist um so merkwürdiger, als Nichols das betreffende Wort fast vergessen hatte und in der Sitzung ganz gewiss nicht daran dachte.

Solche Ereignisse sind keineswegs selten und beweisen also, dass die Trancemitteilungen der Mrs. Piper sich jedenfalls nicht immer auf das beziehen, an das die Teilnehmer gerade denken.

Der Fall G. Pelham verliert übrigens, wie man doch ausdrücklich betonen muss, viel von seiner Beweiskraft dadurch, dass die Schrift desselben, mittels derer er sich angeblich durch Mrs. Piper offenbart, fast unleserlich ist. Podmore hat das Aktenmaterial durchgesehen und behauptet (Proceedings of S. P. R. Vol. 17, S. 378), die Schrift sei so undeutlich, dass sie nur von Dr. Hodgson und einigen anderen, die sich darin lange geübt haben, entziffert werden könne — wenn sie sich überhaupt deuten lasse. Zuweilen scheint sie selbst Hodgsons Auslegungskunst zuschanden gemacht zu haben. Dies ist sehr bedenklich; wie wir später (Kap. 28) sehen werden, lässt sich aus einer solchen Schrift fast alles, was man wünscht, oder nur erwartet, herauslesen. Es ist also nicht genau zu

beurteilen, wie viel von den wunderbaren Mitteilungen Pelhams tatsächlich von der Hand der Mrs. Piper geschrieben und wie viel von Hodgson in das Gekritzel einfach hineingelegt ist. Da Hodgson seine Ueberzeugung von der Gegenwart Pelhams besonders dadurch gewann, dass Pelham ihm und seinen andern Freunden Geheimnisse mitteilte, die ihnen und nur ihnen im voraus bekannt waren, so haben die erwartungsvollen Freunde dem angeblichen Pelham vielleicht auch durch ihre wohlwollenden Auslegungen der Schrift eine nicht unwesentliche Hilfe geleistet.

Während der Sitzungen, die Hodgson mit Mrs. Piper abhielt, trat 1895 eine neue Aenderung der Kontrolle ein. In einer Konversation mit Pelham wurde der unter dem Pseudonym M. A. Oxon als spiritistischer Verfasser und als Medium bekannte W. S. Moses erwähnt; dies war die Veranlassung, dass W. S. Moses später selbst sich durch Mrs. Piper äusserte. Er gab indes den in seinen „Spirit Teachings“ vorkommenden Kontrollgeistern: Imperator, Rektor, Doktor u. s. w., ganz falsche Namen und war überhaupt anfangs äusserst unklar. Um die Sachlage zu klären, ersuchte W. S. Moses den Imperator, die Kontrolle zu übernehmen, was er denn auch tat. Dr. Phinuit sprach zum letzten Male im Januar 1897; seit der Zeit sind Imperator und Pelham die kontrollierenden Geister. Während deren Herrschaft hat Prof. Hyslop eine grössere Reihe von Sitzungen abgehalten; diese bieten indes nichts besonders Interessantes, da die Mitteilungen, wie Podmore nachweist, einfach durch geschickte Anwendung der von Hyslop gegebenen Andeutungen zustande gekommen sein können.

Es gibt, wie gesagt, mehrere Medien von demselben Typus wie Mrs. Piper; das bedeutendste ist wohl die Engländerin Mrs. Thompson, geboren 1868, verheiratet 1886 mit einem wohlhabenden Kaufmann; ihre Sitzungen mit verschiedenen Mitgliedern der S. P. R. waren daher unentgeltlich. Da sie ihre mediumistische Fähigkeit erst 1896 entdeckte, ist dieselbe noch nicht so genau untersucht wie die der Piper. Ihre Leistungen sind aber ungefähr derselben Art, so dass wir uns hier mit der obigen Darstellung des Falles Piper als einem typischen Beispiel genügen lassen können.

Allgemeine Entwicklung.

Bei der weiteren Entwicklung des Spiritismus in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts hat sich der Gegensatz zwischen der religiösen und wissenschaftlichen Richtung schärfer ausgeprägt als je zuvor. Der Spiritismus hat sich als Religion immer

weiter verbreitet. So unnatürlich und vernunftwidrig dies auf den ersten Blick auch erscheint, so ist es doch leicht begreiflich. Denn der Gedanke von einer Verbindung zwischen dem Menschen und der Geisterwelt ist ja an und für sich recht hübsch, wenn man von den barocken Formen absieht, die er in den spiritistischen Sitzungen oft annimmt; er hat ausserdem, wie oben gezeigt, nach der freireligiösen Seite hin eine weit reichende Bedeutung. Dieser Gedanke hat nun auch in den Kreisen der Gebildeten immer mehr Eingang gefunden und ist als religiöses Dogma kritiklos angenommen worden. Die Leistungen der Schreib- und Sprechmedien hat man dann als Beweis für die Mitwirkung von Geistern angesehen, ohne auf den Nachweis kritischer Forscher, dass jene Darbietungen eine Mitwirkung von Geistern gar nicht erfordern, irgendwelche Rücksicht zu nehmen. Indes entging es doch der Aufmerksamkeit der gebildeteren Spiritisten nicht, dass die Mitteilungen der Geister durchschnittlich äusserst wertlos sind und nur dazu dienen, den Spiritismus in den Augen der Gegner lächerlich zu machen. Die religiösen Spiritisten sind daher immer mehr geneigt, die mediumistischen Phänomene als schädlichen Auswuchs anzusehen, von dem man sich am liebsten frei machen möchte. In seinem bekannten Vortrag: „Vom Spiritismus, von seiner Bedeutung und seinen Gefahren" kommt der norwegisch-amerikanische Prediger Kr. Janson diesem Standpunkt sehr nahe; derselbe scheint auch in Amerika recht allgemein zu sein. Damit haben die Spiritisten ihrer Lehre das experimentell wissenschaftliche Gepräge genommen und sie zur reinen Religion gemacht. In naher Verbindung hiermit steht die Vereinigung, die etwa 1890 zwischen den angloamerikanischen und den romanischen Spiritisten stattgefunden hat, bei der die Lehre von der Reïnkarnation in etwas veränderter Form allgemein angenommen worden ist.

Während der Spiritismus sich so als neue Religion immer mehr ausbreitet, haben die einsichtsvolleren, wissenschaftlich denkenden Spiritisten eingesehen, dass die Hypothese von dem Mitwirken der Geister zur Erklärung der meisten mediumistischen Phänomene nicht notwendig ist. Die Hypothese von den Geistern wird deshalb von den Vorkämpfern des Spiritismus jetzt nur bei einzelnen, verhältnismässig seltenen Erscheinungen festgehalten. Alle übrigen Manifestationen werden dagegen durch natürliche oder okkulte Kräfte erklärt. Mit anderen Worten: der wissenschaftliche Spiritismus hat sich dem Okkultismus sehr genähert. Aber der Okkultismus hat seinerseits auch wesentliche Wandlungen durchgemacht und zwar hauptsächlich infolge des Nachweises, dass viele bis dahin unerklärliche mediumistische Phänomene nur Wirkungen von bekannten psychischen

Kräften sind. Dadurch ist das Gebiet der okkulten Kräfte sehr eingeschränkt worden. Wir werden jetzt im folgenden in kurzen Zügen die Umstände darlegen, welche die erwähnten Aenderungen im Spiritismus und im Okkultismus herbeigeführt haben. Selbstverständlich können wir dabei nicht alle, oft nur wenig von einander abweichenden Standpunkte einzelner Forscher berücksichtigen. Die Hauptwerke über das Gesamtgebiet des Spiritismus und Okkultismus dienen uns hierbei als Repräsentanten der verschiedenen Richtungen. Die siegreiche spiritistische Religion lassen wir hierbei ganz ausser acht.

Wie schon oben (S. 355) erwähnt, stand man den Untersuchungen von Crookes und Zöllner anfangs ratlos gegenüber, indem man einerseits ihnen nicht jeden Wert absprechen, andererseits aber auch eine natürliche Erklärung nicht finden konnte, selbst wenn nur ein Teil der angeblichen Beobachtungen richtig war. 1885 erschien indes Eduard v. Hartmanns bekanntes Werk „Der Spiritismus", in dem er von den mediumistischen Erscheinungen als Tatsachen ausgeht und zu beweisen sucht, dass man keineswegs Geister als wirkende Ursache derselben anzunehmen braucht. Was bisher in die Erscheinung getreten ist, kann seiner Ansicht nach schon durch eine „psychische Kraft" genügend erklärt werden. Das Medium wirkt in Trance wie ein Hypnotiseur auf alle Teilnehmer, die wie in einen somnambulen Zustand versetzt werden. Unter diesen Umständen werden dann die Vorstellungen des Mediums wie Halluzinationen auf die Anwesenden übertragen, so dass diese nachher wirklich meinen, das erlebt zu haben, was ihnen vorsuggeriert worden ist. Da nun aber eine photographische Platte oder eine Tafel sich nicht hypnotisieren lässt, so muss E. v. Hartmann annehmen, dass die psychische Kraft des Mediums auch wirklich leuchtende Phantome im Raume hervorzubringen und leblosen Stoff in Bewegung zu setzen vermag, so dass Photographien, Schrift, Paraffinformen und ähnliche handgreifliche Resultate gewonnen werden können.

Diese Theorie hat leider den höchst unglücklichen Fehler, dass sie dieselbe Sache auf verschiedene Weise zu erklären sucht. Wenn sich in einer Sitzung eine Geistergestalt zeigt, so ist es nach v. Hartmann gewöhnlich nur eine Halluzination, eine Einbildung aller Anwesenden; aber wenn jemand plötzlich auf den Knopf eines photographischen Apparates drückt und so ein dauerndes Bild von der Gestalt erhält, so ist diese plötzlich ein aus psychischer Kraft gebildetes Phantom geworden, da sie sonst nicht photographiert werden könnte. E. v. Hartmann hat nun in reichem Masse von beiden Hypothesen je nachdem, wie es ihm passte, Gebrauch gemacht. Eine Auffassung aber, die willkürlich zu derartigen schwankenden Erklä-

rungen greift, ist wissenschaftlich unhaltbar. Es war deshalb nicht schwer für den hervorragenden Führer der Spiritisten, den schon oft erwähnten russischen Staatsrat Aksákow, E. v. Hartmann zu widerlegen. In seinen Artikeln „Kritische Bemerkungen über Dr. v. Hartmanns Werk: Der Spiritismus", welche sich durch fünf Jahrgänge der „Psych. Studien" hindurch erstrecken und 1890 in Buchform unter dem Titel: „Animismus und Spiritismus" erschienen, nimmt er alle bis dahin bekannten mediumistischen Phänomene durch. Punkt für Punkt widerlegt er seinen Gegner von der Voraussetzung aus, dass ein jedes Phänomen immer auf dieselbe Weise erklärt werden muss, dass aber die verschiedenen Arten der Phänomene keineswegs alle von derselben Ursache herzurühren brauchen. Es kann nicht geleugnet werden, dass der Spiritist den Philosophen hier vollständig ad absurdum führt. Auch v. Hartmanns Gegenschrift: „Die Geisterhypothese des Spiritismus", Leipzig 1891, beweist dieses unfreiwillig durch die klägliche Weise, wie der Verfasser sich unter der überlegenen Kritik seines Gegners windet.

Aksákow ist kein fanatischer Spiritist. Er sucht beständig die am nächsten liegende und natürlichste Ursache der Phänomene und teilt diese deshalb in drei grosse Gruppen je nach den Ursachen, die ihnen zugrunde liegen, ein. Zur ersten Gruppe rechnet er die elementaren mediumistischen Phänomene, wie Tischrücken, Mitteilungen durch Tischklopfen, durch Schrift und Rede. In allen diesen Fällen wirkt die Person des Mediums selbst in bekannter, natürlicher Weise; höchstens kann ein mehr oder weniger abnormer psychischer Zustand, Trance, in gewissen Fällen notwendig sein, besonders bei den eigentlichen Schreib- und Sprechmedien. Die zweite Gruppe wird von den animistischen Erscheinungen gebildet, in denen die psychische Kraft des Mediums nach uns bis jetzt unbekannten Gesetzen über die Leistungsfähigkeit des Körpers hinausragt. Hierher gehört z. B. die Gedankenübertragung auf grössere Entfernungen, Bewegung von Gegenständen ohne Berührung und Materialisationen. Hinsichtlich dieser Phänomene schliesst sich Aksákow also, wie man sieht, den Okkultisten an. Die spiritistischen Phänomene endlich weichen in bezug auf die Erscheinungsform nicht wesentlich von den bisher erwähnten ab; sie können auf den ersten Blick von ganz derselben Art sein, unterscheiden sich jedoch von den vorigen durch ihren intellektuellen Inhalt. Nur wenn eine Mitteilung wirklich über das Wissen des Mediums und der Anwesenden hinausgeht, ist man berechtigt und gezwungen, das Mitwirken höherer intellektueller Wesen anzunehmen. Daher sieht er nur in einer sehr beschränkten Zahl von Fällen einen sicheren Beweis für das Mitwirken von Geistern

und warnt ausdrücklich davor, jedes ungewöhnliche Phänomen als eine Manifestation der Geister zu betrachten. In jedem einzelnen Falle solle man immer die am nächsten liegende und natürlichste Erklärung suchen.

Einen ähnlichen Standpunkt nimmt der überproduktive spiritistische Verfasser Carl du Prel ein. In einer wirklich genialen Weise hat er die Lehre Zöllners von den vierdimensionalen intelligenten Wesen entwickelt, so dass das Eingreifen derselben in die Menschenwelt nicht nur nicht im Widerspruch mit den Naturgesetzen steht, sondern eine natürliche Folge von ihrer eigenen fortschreitenden Entwicklung, sowie von der des Menschen ist. Du Prel darf mit Recht sagen, dass seine okkultistische Lehre eine einfache, wenn auch phantastische Konsequenz von Darwins Entwicklungstheorie ist. Da du Prel und Aksákow die hervorragendsten Repräsentanten des Spiritismus ihrer Zeit waren, so sieht man, dass der mehr wissenschaftliche Spiritismus sich schon damals dem Okkultismus näherte.

Auf der anderen Seite haben die Okkultisten seit 1880 eine immer grössere Anzahl von den okkulten Phänomenen in das Gebiet der uns bekannten Naturkräfte hineingezogen. Hierzu gaben vor allem die wissenschaftlichen Untersuchungen über die Hypnose, die etwa 1880 begannen, die Veranlassung. Man entdeckte bei diesen Untersuchungen, dass viele von den Phänomenen, die bis dahin nur von den spiritistischen Sitzungen her bekannt waren, sich künstlich bei den Hypnotisierten hervorrufen liessen, namentlich, wenn diese hysterisch waren, also in der „grossen Hypnose", im hystero-hypnotischen Zustand. Dadurch fiel jetzt ein wesentlich anderes Licht auf viele bis dahin rätselhafte Phänomene. Von einer ganz anderen Seite her arbeitete man nun Hand in Hand mit diesen streng wissenschaftlichen Versuchen. 1882 wurde die „Society for Psychical Research" in London besonders zu dem Zweck gegründet, um die mystischen psychischen Phänomene zu untersuchen; der erste Präsident der Gesellschaft war der bekannte Professor Henry Sidgwick. Die ersten Abhandlungen, die in den „Proceedings" der Gesellschaft erschienen, haben ein stark okkultistisches Gepräge. Aber nachdem die Gesellschaft durch ihre umfangreichen Untersuchungen die Wunder der Mme. Blavatsky aufgedeckt hatte, war das Misstrauen gegen alle derartigen Erscheinungen geweckt, und die folgenden Abhandlungen lieferten immer neue Beweise gegen das Mitwirken von okkulten Kräften bei den physikalisch-mediumistischen Leistungen. Namentlich die genialen Untersuchungen der Gesellschaft über die Fehler, die allen menschlichen Beobachtungen normalerweise anhaften, haben es höchst wahrscheinlich gemacht, dass das Wunderbare gar nicht in

den spiritistischen Sitzungen, sondern nur in den Berichten der Teilnehmer über dieselben vorkommt. Wir wollen indes uns hier nicht länger bei diesen Untersuchungen aufhalten, da dieselben im letzten Teil unseres Werkes der Gegenstand einer ausführlichen Besprechung werden.

Das schon bestehende Misstrauen gegen die physikalischen Manifestationen wurde noch stärker, als es glückte, die Palladino in Cambridge zu entlarven. Seitdem sind derartige mediumistische Leistungen in den Proceedings der Gesellschaft überhaupt nicht mehr besprochen worden. Einen um so grösseren Platz nehmen dagegen die Berichte über die Sprech- und Schreibmedien, besonders Mrs. Piper und Mrs. Thompson, ein, und diese sorgfältig und kritisch angestellten Untersuchungen führten schliesslich zu der Ueberzeugung, dass die Mitteilungen dieser Medien sich nur durch die Annahme einer übernormalen Fähigkeit erklären liessen. Eben dieser Standpunkt wird in Podmores grossem Werk „Modern Spiritualism" festgehalten. Es heisst hier: „Mit einigen zweifelhaften Ausnahmen, die weder zahlreich noch gewichtig genug sind, um auf der Wage schwer zu wiegen, können die physikalischen Phänomene des Spiritismus auf der einen Seite durch Taschenspielerei und automatische Bewegungen und auf der anderen Seite durch Illusionen und Beobachtungsfehler erklärt werden" (Vol. 2, S. 289). Und ferner lesen wir: „Indem es zugegeben wird, dass die sogenannten physikalischen Phänomene des Spiritismus keine Mitwirkung physischer Kräfte ausser denen der menschlichen Muskeln beweisen, während das Medium bei der Ausführung der Kunststücke nicht völlig bewusst und willkürlich handelt, ist der Boden für das eigentliche Problem des Spiritismus gereinigt." (Vol. 2, S. 329). Nunmehr handelt es sich darum, ob die Mitteilungen der Sprech- und Schreibmedien, die angeblich von Verstorbenen herrühren, tatsächlich die Mitwirkung von Geistern beweisen. Podmore kann dies nicht zugeben. „Meines Ermessens sind die Fälle, die auf irgend eine übersinnliche Quelle einer Inspiration hindeuten, weder zahlreich noch unzweideutig genug, um uns eine solche Mitwirkung zu verbürgen." Indem er dann besonders die Leistungen der Mrs. Piper betrachtet, sagt er: „Im ganzen genommen haben die Tatsachen mich fast vollständig davon überzeugt, dass Mrs. Piper in ihrem Trancezustande *eine* Fähigkeit ausser den normalen besitzt — nämlich die Fähigkeit, die Gedanken der Anwesenden ‚abzuzapfen'. Weiter zu gehen, scheint mir aber nicht sicher genug." (Vol. 2, S. 344—345.)

Andere Forscher sind indes nicht so kritisch und besonnen. Während Hyslop, wie wir oben (S. 367) sahen, in seinem Werke „Science and a future life" mit Podmore darin übereinstimmt, dass

er den physikalischen Phänomenen jeden Wert abspricht, sieht er die Trancemitteilungen um so bedeutungsvoller an. Seiner Ansicht nach lassen sie sich nur durch die spiritistische Hypothese erklären. Noch weiter geht F. Myers in der grossen, als Materialsammlung wertvollen Arbeit „Human personality and its survival of bodily death“ 1903. Indem er alle Erscheinungen, die angeblich in den spiritistischen Sitzungen zu beobachten sind, als Tatsachen betrachtet, stellt er eine Hypothese von der Natur der menschlichen Seele auf, durch welche jene Erscheinungen sich erklären lassen. Im Gegensatz zu der jetzt üblichen Auffassung, nach der das Bewusstsein die höchste Form des menschlichen Seelenlebens ist, dagegen das Unbewusste sich nur unter anormalen und krankhaften Zuständen äussert, meint Myers, dass das Unbewusste mit viel wertvolleren Fähigkeiten und Kräften ausgestattet sei, die wir noch gar nicht kennen, und die erst bei der weiteren Entwicklung des Menschengeschlechts zutage treten werden. Die bei den Medien in Trance beobachteten Erscheinungen seien eben nur Andeutungen dieser höheren Fähigkeiten, die einst jeder normale Mensch wird besitzen und ausüben können. Diese Hypothese ist mit grossem Scharfsinn und logischer Konsequenz durchgeführt und könnte richtig sein, wenn die Tatsachen wahr wären. Die Schwäche der Arbeit ist aber eben die unkritische Behandlung des Beobachtungsmaterials; die vorliegenden Tatsachen sind keineswegs imstande, das grosse theoretische Gebäude zu tragen.

Zu den Fähigkeiten, die Myers dem Unbewussten zuschreibt, gehört selbstverständlich auch die Eigenschaft, von Geistern beeinflusst zu werden; indes sind seiner Ansicht nach doch die meisten mediumistischen Manifestationen durch die verschiedenen Kräfte des Unbewussten *ohne* Mitwirkung von Geistern zu erklären. Auf diesem Standpunkte stehen wohl im allgemeinen die meisten besonneneren Spiritisten; es gibt jedoch namentlich unter den Franzosen und Italienern auch Gelehrte, nach deren Auffassung fast alle mediumistischen Leistungen spiritistischen Ursprungs sind.

IV. Abschnitt.

Die magischen Geisteszustände.

Kapitel 27.

Der Mensch als das Zentrum der magischen Kräfte.

Das Resultat der geschichtlichen Untersuchungen.

Wir haben bei der geschichtlichen Darstellung des Aberglaubens und der Zauberei gesehen, dass das Menschengeschlecht zu allen Zeiten an die Möglichkeit magischer Operationen geglaubt hat. Man suchte durch diese ein Doppeltes zu erreichen; teils wollte man Aufschluss über Dinge bekommen, die ausserhalb des Gebietes der Erfahrung liegen und deshalb auf diesem Wege nicht wahrgenommen werden können; teils erstrebte man eine Macht über die äussere Welt und einen Einfluss auf sie, wie man dieselben mit den gewöhnlich zu Gebot stehenden Mitteln nicht zu erreichen vermochte. Der Aufschluss, den man wünschte, betraf fast stets die Zukunft; man kann daher alle diesem Zwecke dienenden Methoden als „Wahrsagekünste" bezeichnen. Die Macht über die irdischen Dinge dagegen, welche man durch die magischen Handlungen zu erlangen strebte, bezog sich auf die mannigfachsten Verhältnisse, auf Heilung von Krankheiten und Verlängerung des Lebens, auf Erwerb von Reichtum und sexuelle Genüsse, auf Unabhängigkeit von Raum und Zeit, auf Nutzen oder Schaden des Nächsten, überhaupt auf alles, was ein Menschenherz begehrt.

Der Glaube, dieses durch magische Künste erlangen zu können, zieht sich durch alle Zeiten hindurch. Bald durchdringt er alle Kreise der Gesellschaft, bald beschränkt er sich auf die weniger gebildeten

Klassen, doch nur, um nach kurzer Zeit wieder mit erneuter Kraft alle Stände zu ergreifen. — Ebenso geht es mit den Theorien, mit denen man die magischen Wirkungen begründete und erklärte. Sieht man von unwesentlichen Nebenumständen ab, so bleiben eigentlich nur zwei Haupttheorien übrig. Nach moderner Bezeichnung können wir die eine die spiritistische nennen; diese nimmt an, dass alle magischen Wirkungen durch höhere intelligente Wesen hervorgerufen werden. Die andere, die okkultistische, setzt eine unbekannte, alles durchdringende Naturkraft als die Ursache voraus. Diese Theorien haben Jahrhunderte hindurch friedlich nebeneinander bestanden. So war die Zauberei der Chaldäer Beschwörungskunst, also spiritistischer Art, ihre Wahrsagekunst dagegen wissenschaftlich okkultistisch. In der ursprünglichen europäischen Magie scheint das Verhältnis zunächst ein umgekehrtes gewesen zu sein; die Ursache der magischen Einwirkungen lag, wie man glaubte, in der unmittelbaren Macht der Zaubermittel über die Dinge; bei den Weissagungen und Prophezeiungen dagegen wirkten — wenigstens mitunter — die Fylgjur und andere Geister mit. Nachdem die chaldäische und die europäische Magie sich vermischt hatten, überwog bald die eine, bald die andere Auffassung. Aber selbst in der magischen Philosophie eines Cornelius Agrippa, in welcher der wissenschaftlich-okkultistische Gedankengang doch vorherrschen sollte, spielt der Glaube an Geister noch eine grosse Rolle: die Herrschaft des gelehrten Magiers über die okkulten Kräfte erreicht ihren Höhepunkt da, wo er mit ihrer Hilfe die himmlischen Intelligenzen und Dämonen, in denen die Kräfte ihren Ursprung haben, herabzuziehen vermag.

Also auch hier gehen die beiden Theorien friedlich nebeneinander her; überhaupt ist es erst in unseren Tagen zum eigentlichen Kampfe zwischen diesen beiden wesentlich verschiedenen Prinzipien gekommen.

Natürlich stehen die theoretischen Anschauungen in einer beständigen Wechselwirkung mit der praktischen Betätigung derselben. Ebenso wie die Theorien dazu dienen, die Bedeutung der magischen Handlungen zu erklären, so sollen auch umgekehrt die magischen Künste die Richtigkeit der Theorien bestätigen, indem sie — wenigstens scheinbar — zu den gewünschten Resultaten führen. Da nun die theoretischen Anschauungen sowohl wie der Glaube an die praktische Betätigung sich Jahrtausende hindurch von der Wiege des Menschengeschlechtes bis zur Gegenwart hartnäckig erhalten haben, so muss allen diesen Vorstellungen doch offenbar etwas Wirkliches zugrunde liegen. Einerseits muss es Phänomene geben, die zum Glauben an die Existenz höherer Wesen oder geheimer Kräfte führen;

andererseits muss man auch wirklich etwas durch die magischen Operationen erreichen können. Denn wenn diese niemals zu dem gewünschten Resultate führen würden, so müsste der Glaube an sie doch zuletzt abnehmen; und im Sturze würden sie die Theorien mit sich zu Fall bringen. Ja, diese würden im Laufe der Zeit schon längst verschwunden sein, wenn sie tatsächlich nichts anderes als Phantasiegebilde wären, d. h. weder begründet in bestimmten Beobachtungen, noch gestützt und bestätigt durch die magischen Handlungen. Die Geschichte des Aberglaubens selbst zeigt uns deutlich, dass das das Schicksal jeder unbegründeten Theorie ist. Jede Annahme, die zuerst wohl auf gewissen Erfahrungen zu beruhen schien, ist doch zuletzt verschwunden, wenn die Erfahrungen nicht länger für die Richtigkeit der Annahme sprachen.

Ein paar Beispiele werden genügen, um dies zu erklären.

Die Astrologie der Chaldäer fusste, wie wir wissen, auf der Annahme, dass ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen den periodisch eintretenden Stellungen der Planeten und den ebenfalls bis zu einem gewissen Grade sich wiederholenden irdischen Begebenheiten zu existieren schien (vergl. S. 46). Dieser Glaube an den Einfluss der Sterne hielt sich bis in das 19. Jahrhundert, aber er fing an zu wanken, als die astronomische Beobachtungskunst sich mehr entwickelte. Da machte man die traurige Entdeckung, dass die genau aufgestellten Horoskope nicht mit den wirklich eintretenden Begebenheiten übereinstimmten, und dass man darum seine Zuflucht zu allerlei Künsten nehmen musste, um Uebereinstimmung zu erzielen. Der Zweifel an der Richtigkeit der Theorie tritt also in dem Augenblicke auf, wo die magischen Operationen nicht mehr zu dem gewünschten Resultate führen. Die Männer der Wissenschaft gaben aber den Glauben an die Astrologie ganz auf, als die Gesetze für die Bewegungen der Planeten gefunden waren und es aus diesen hervorging, dass sich keinerlei Zusammenhang zwischen den streng berechneten Bewegungen und den ganz unberechenbaren irdischen Ereignissen nachweisen liess. — So ging es auch mit der Alchimie. Sie entstand, wie wir (S. 169 f.) gesehen haben, aus Beobachtungen über die Veränderungen der Metalle. Da man aber diesen Zweig der Wissenschaft nicht beherrschte und nicht wusste, worin die Veränderungen bestanden, führten die Beobachtungen zu der Annahme, dass das eine Metall sich in ein anderes verwandeln lassen müsste. Aber dieser Glaube verschwand wieder, als man einsah, dass die Veränderungen sich nur auf die physikalischen Eigenschaften der Metalle bezogen, und dass man dem gewünschten Resultate der wirklichen Substanzveränderung trotz ungeheurer Opfer an Kraft, Zeit und Geld keinen einzigen Schritt näher gekommen war.

Diese Beispiele beweisen also, dass weder die theoretischen Anschauungen noch die praktische Betätigung sich halten, wenn sie keine Stütze in der Erfahrung finden; demnach muss allen abergläubischen Vorstellungen und magischen Künsten, die sich durch die Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart erhalten haben, etwas Wirkliches zugrunde liegen. Dies ist auch um so wahrscheinlicher,

als die Spiritisten und Okkultisten sich stets auf eine Menge Beobachtungen zur Stütze ihrer Lehren berufen. Hierzu kommt ferner der Umstand, dass die Beobachtungen der Gegenwart in wunderbarer Weise mit den Beschreibungen ähnlicher Ereignisse aus älterer Zeit übereinstimmen. Es sind also unzweifelhaft dieselben Phänomene, die sich zu allen Zeiten wiederholen. Der Glaube an Geister und okkulte Kräfte muss durch gewisse Tatsachen hervorgerufen sein, welche ihn Jahrtausende hindurch unterhalten haben und dieses noch heutigen Tages tun.

Unsere Aufgabe besteht nun in der Untersuchung der Frage, was das für Phänomene sind, welche die abergläubischen Vorstellungen, den Glauben an die Wahrsagekünste und an andere Zauberei veranlasst haben und noch aufrechthalten. Bei unserer Betrachtung des Aberglaubens muss diese Untersuchung notwendigerweise der Hauptpunkt werden; denn erst das Resultat derselben gibt uns das Recht, ob wir die verschiedenen Anschauungen als abergläubisch hinstellen dürfen oder nicht. Erst wenn der Nachweis gelungen ist, dass die ganze Theorie und Praxis der Magie auf schlechter Beobachtung und falscher Auslegung natürlicher, mehr oder weniger wohl bekannter Phänomene beruht, dann haben wir das Recht, diesen unrichtigen Auslegungen den Namen Aberglauben beizulegen. Und sollte es sich bei einer solchen Untersuchung zeigen, dass wirklich Punkte noch da sind, die sich durch die uns bis jetzt bekannten Kräfte nicht erklären lassen, so bleibt nichts anderes übrig, als offen und ehrlich einzuräumen, dass die Magier hier recht gehabt haben. Es ist in der Geschichte der Wissenschaft ja keineswegs etwas Fremdes, dass ein Zeitalter etwas als Aberglauben verworfen hat, das sich später doch als richtig erwies. Die Möglichkeit ist also durchaus nicht ausgeschlossen, dass wir bei der Betrachtung des ganzen Gebietes auf diese oder jene Tatsache stossen, der die Wissenschaft bisher nicht die rechte Bedeutung beigelegt hat.

Die erste Frage, die sich uns aufdrängt, ist nun die: Wo sollen wir die Kräfte suchen, die bei den magischen Operationen wirksam sind? In der leblosen oder in der lebenden Natur? Sind es rein physische oder sind es psycho-physische Kräfte, um die es sich handelt? Es kann nun keinem Zweifel unterliegen: Diese Kräfte müssen in der beseelten Natur und zwar genauer ausgedrückt im Menschen gesucht werden. Die Physik und die Chemie unserer Zeit stehen ja den magischen Wirkungen machtlos gegenüber; letztere können durch die bisher bekannten physikalischen Kräfte nicht genügend erklärt werden. Der grosse Fortschritt der Naturwissenschaften unserer Zeit macht es aber höchst unwahrscheinlich, dass es in der Natur noch

Kräfte gibt, die sich zwar in jeder spiritistischen Sitzung zeigen, die der Naturforscher aber in seinem Laboratorium niemals antrifft. Schon aus diesem Grunde wird es wahrscheinlich, dass die magischen Kräfte im Menschen gesucht werden müssen. Auch unsere obigen geschichtlichen Ausführungen weisen darauf hin. Man war sich zu allen Zeiten klar darüber, dass nicht jeder Zauberei ausüben konnte. Dies ist eben nicht zu erlernen, etwa wie der Gebrauch einer Dampfmaschine oder eines Telephons. Die Zauberei stellte ganz bestimmte Anforderungen an die, welche sich mit ihr befassten. Hexen, Zauberer, Magier und Medien sind immer Menschen mit besonderen Anlagen gewesen, und diese Anlagen mussten wiederum erst noch entwickelt werden. Die vorurteilsfreien und einsichtsvollen Untersuchungen der neueren Zeit auf diesem Gebiete haben ja auch dahin geführt, dass ein bestimmtes Gewicht auf die Mediumität gelegt worden ist. Nur einzelne Menschen, die Medien, haben gezeigt, dass sie die notwendigen Bedingungen besitzen, um magische Wirkungen hervorzurufen. Der Mensch ist also der Mittelpunkt der magischen Kräfte. Folglich müssen wir vor allen Dingen die psychischen Eigenschaften und Fähigkeiten untersuchen, um zu sehen, in welchem Umfang sie die magischen Erscheinungen erklären können.

Aber noch eins haben die geschichtlichen Untersuchungen uns gelehrt. Unzweifelhaft haben wir aus unserer Zeit die besten Schilderungen der durch magische Handlungen erreichten Resultate. Der gegenwärtige hohe Standpunkt der wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden ist auch nicht ohne Einfluss auf die Forschungen auf dem Gebiete der Magie geblieben. In den letzten Jahrzehnten haben zahlreiche Naturforscher sich mit diesem Studium abgegeben; ihre Beobachtungen in spiritistischen Sitzungen sind sicherlich genauer und zuverlässiger als ähnliche Darstellungen älteren Datums. Man findet überhaupt nur sehr wenige derartige Schilderungen aus früherer Zeit. Wir haben wohl eine ganze Anzahl von Berichten über die angewandten Methoden, aber keine ausführlichen Beschreibungen von den wirklich erreichten Resultaten. Wir kennen verschiedene alte Horoskope, die mit dem späteren Leben der betreffenden Personen auch zu stimmen scheinen; wir haben Berichte über einige gelungene Metallverwandlungen, sowie Ueberlieferungen einzelner Magier über tatsächlich ausgeführte Geisterbeschwörungen. Aber alle diese Beschreibungen sind sehr kurz und stammen ausserdem von Männern, die in den abergläubischen Vorstellungen ihres Zeitalters vollständig befangen waren: von skeptischen Beobachtern haben wir aus älterer Zeit fast gar keine Berichte über wirklich gelungene magische Operationen. Wir müssen uns deshalb an unsere Zeit halten. Leider hat aber die Ge-

schichte des Spiritismus uns gelehrt, dass auch die modernen Untersuchungen auf diesem Gebiete keineswegs unanfechtbar sind. In manchen Fällen stehen die Angaben der verschiedenen Beobachter im Widerspruch miteinander; und selbst da, wo Einigkeit über die Vorgänge herrscht, sind die Berichte keineswegs stets so ausführlich und genau, dass man sich ohne weiteres auf sie verlassen kann.

Steht es aber so mit den Berichten, so muss auch jede Untersuchung über die magischen Kräfte im Menschen notwendigerweise zuerst mit einer Untersuchung über das menschliche Beobachtungsvermögen überhaupt, sowie mit einer Bestimmung derjenigen Fehler, die den menschlichen Beobachtungen anhaften können, beginnen. Denn es liesse sich doch denken, dass manche anscheinend magischen Wirkungen nur daher rühren, dass der Mensch unter gewissen Umständen gar nicht richtig beobachten kann. In diesem Falle werden ganz natürliche Phänomene selbst dem tüchtigsten Beobachter als magisch erscheinen. Es ist aber selbstverständlich verfehlt, die Ursache zu solchen Wirkungen tiefer im Seelenleben zu suchen, wenn sie auf der Oberfläche liegt, nämlich in der Unvollkommenheit des Beobachtungsvermögens. Für ein Phänomen, das gar nicht Tatsache ist, das vielmehr nur in der Vorstellung des Beobachters existiert, kann man natürlich keine andere Erklärung finden, als dass der Mensch eben unter den gegebenen Umständen nicht richtig beobachtet hat. Vor allen Dingen müssen wir also untersuchen, mit welchen Beobachtungsfehlern ein vorliegender Bericht möglicherweise behaftet ist.

Eine solche vollständige Darstellung derjenigen Faktoren, die zu den verschiedenen abergläubischen Vorstellungen und magischen Handlungen Anlass gegeben haben, scheint noch nicht vorzuliegen. Der Streit zwischen den Spiritisten und den Okkultisten hat, wie oben S. 375 ff. erwähnt ist, zu verschiedenen Theorien über die magischen Kräfte geführt; aber dieselben nehmen fast ausschliesslich auf die modernen Phänomene Bezug. Es gibt wohl einzelne Verfasser, wie Schindler, Perty, Maury und zum Teil auch du Prel, welche auch die älteren, abweichenden Formen in den Kreis ihrer Untersuchungen hineinziehen. Keiner von ihnen aber hat den Beobachtungsfehlern auch nur die geringste Aufmerksamkeit geschenkt, weshalb zahlreiche Phänomene unerklärt für sie bleiben. Indes sind die älteren Auslegungen der Rätsel der Magie nicht ohne Bedeutung für uns, und wir beginnen deshalb mit einem kurzen Ueberblick über einige der älteren Erklärungsversuche.

Aeltere Erklärungsversuche.

Es ist interessant zu beobachten, dass ein Mann wie Cornelius Agrippa, der während der Glanzperiode der europäischen Magie lebte und in seinem grossen Werke klare Zeugnisse von seinem Glauben an die Magie abgelegt hat, selbst doch offenbar ein richtiges Gefühl davon hatte, wo die Erklärung für die magischen Kräfte zu suchen sei.

In einem Briefe an Aurelius Aquapendente schreibt er nämlich: „Was man nun Grosses von der unbesiegbaren Gewalt der magischen Kunst, von den wundersamen Bildern der Astrologen etc. liest, erzählt und schreibt, wird als nichtig, erdichtet und falsch erfunden werden, so oft man es buchstäblich auffasst. Aber dennoch wird dergleichen von den bedeutendsten Philosophen und heiligen Männern berichtet; sollen wir deren Ueberlieferungen Lügen nennen? Das zu glauben würde von wenig Pietät zeugen. Es liegt also den Buchstaben ein geheimer, in Mysterien gehüllter Sinn unter, welchen bisher noch keiner der alten Meister entschleierte. Wer denselben ohne Anleitung eines erfahrenen, treuen Lehrers allein durch das Lesen der Bücher erkennen will, muss vom göttlichen Lichte erleuchtet sein, was nur wenigen gegeben ist. Deshalb tappen so viele im Dunkeln. .... Du sollst wissen, dass wir die Ursachen so grosser Wirkungen nicht ausser uns suchen sollen; in uns ist ein wirkendes Wesen, welches alles ohne Beleidigung Gottes und der Religion erkennt und vollbringt, was die Astrologen, Magier, Alchimisten und Nekromanten versprechen. Ich sage: in uns ist der Urheber jener Wunderdinge:

Nos habitat non tartara, sed nec sidera coeli,
Spiritus in nobis, qui viget, illa facit.“ [1])

Man findet nun wirklich in der „Occulta Philosophia“ eine Menge von Bemerkungen derselben Art, indem Agrippa wenigstens andeutet, wie verschiedene magische Wirkungen erreicht werden können, nicht durch äussere Mittel, d. h. mit Hilfe der Sterne und der Dämonen, sondern durch die eigenen Kräfte der Seele. Eine der deutlichsten Stellen ist folgende: „Vieles wirkt unser Geist durch den Glauben, der ein festes Zutrauen, eine gespannte Aufmerksamkeit und eine entschiedene Hingebung des Wirkenden oder Aufnehmenden ist, und der in jeder Sache mithilft und dem Werke, das wir vollbringen wollen, Stärke verleiht, so dass gleichsam in uns ein Bild der aufzunehmenden Kraft und der in uns oder von uns zu vollbringenden Sache entsteht. Wir müssen daher bei einem jeden Werke, bei jeder Anwendung von irgend welchen Dingen ein starkes Verlangen ausdrücken, unsere Einbildungskraft spannen, die zuversichtlichste Hoffnung und den festesten Glauben haben; denn dieses trägt sehr viel zum Gelingen bei...... Um auf magische Weise zu wirken, ist daher ein standhafter Glaube und ein unerschütterliches Vertrauen erforderlich; man darf in den Erfolg nicht den geringsten Zweifel setzen, ja nicht einmal den Gedanken daran aufkommen lassen. Denn wie ein fester und unerschütterlicher Glaube

[1]) Uns hält weder die Höll', noch die ewigen Sterne des Himmels;
Nur der lebendige Geist ist es, der dieses vollbringt.

sogar bisweilen dann, wenn er die Sache falsch angeht, Wunderbares vollbringt, so zerstreut und bricht jedes Misstrauen und jeder Skrupel die Geisteskraft des Operierenden."

Kiesewetter hat alle diese zerstreuten Aeusserungen zu einem Ganzen gesammelt und es als Agrippas „esoterische Lehre", d. h. als die geheime Lehre von der Magie, die der Magier einzelnen Auserwählten vortrug, dargestellt. Hierin liegt aber doch eine starke Ueberschätzung der Agrippaschen Anschauungen. Agrippa kann infolge verschiedener missglückter magischer Operationen sehr gut ein Gefühl davon gehabt haben, dass die magischen Kräfte im Menschen selbst gesucht werden müssen, und dass die magischen Methoden deshalb nicht buchstäblich genommen werden dürfen; aber nichts spricht dafür, dass er imstande gewesen ist, eine psychologische Erklärung der Magie systematisch durchzuführen. Noch verfehlter ist Kiesewetters Versuch, seine eigenen spiritistisch-okkultistischen Theorien in Agrippas zerstreute Bemerkungen hineinzulegen. Was Kiesewetter in dieser Beziehung leistet, ist wahrlich ein Beweis für die Richtigkeit des Agrippaschen Satzes: dass ein starker Glaube das Wunderbarste auszurichten vermag.

In Agrippas zerstreuten Bemerkungen ist nichts weiter als eine erste unsichere Andeutung einer psychologischen Erklärung der Magie enthalten. Erst 300 Jahre später sehen wir, indem wir von zahlreichen mehr oder weniger gelungenen Anläufen absehen, eine wirklich durchgeführte psychologische Begründung der magischen Phänomene im Buche des Arztes Bruno Schindler: „Das magische Geistesleben. Ein Beitrag zur Psychologie", 1857.

Schindler geht davon aus, dass unser Seelenleben wie alle Kräfte in der Natur zwei Pole hat. Die Psychologen haben bisher nur den einen Pol beachtet, das normale, wache Seelenleben — den Tagpol; der andere — der Nachtpol — ist jedoch ebenso wichtig, da wir in ihm die Erklärung für alle mystischen Ereignisse, magischen Wirkungen usw. suchen müssen. Je mehr die Wirksamkeit des Nachtpols in den Vordergrund tritt und den Tagpol zur Seite drängt, desto ausgeprägter wird der magische Zustand. Man kann deshalb eine ganze Reihenfolge solcher Zustände mit stets wachsender Stärke nachweisen.

Ebenso wie der Tagpol vermittels der äusseren Sinne Reize aufnimmt, so bekommt auch der Nachtpol vermittels der inneren Sinne Eindrücke von der ganzen Natur.

Dies sieht man schon auf dem niedrigsten Stadium des Nachtbewusstseins im Traume. „Im Schlafe, wo der innere Sinn geöffnet ist, wo das Individuum seine Pforten dem Allleben der Natur erschliesst, wo die unzähligen Radien kosmischer und tellurischer Kräfte sich in dem Individuo reflektieren, anderseits aber das niedere, stoffliche, bildende Leben prävaliert: da zeigt auch das Traumleben jene beiden Richtungen geistiger Tätigkeit, einmal das wirre Spiel der Phantasie, erregt durch Gefühle der niederen Leiblichkeit, getrübt durch die Leidenschaften des Fleisches, das schuld-

beladene Tagleben, die sündhaften Begierden; andererseits die Stimme der Natur, welche als Orakel die Vergangenheit erklärt, die Gegenwart durchmisst und die Zukunft verkündet und als Ahnung, Inspiration, Prophetie ins Bewusstsein kommt." Eine höhere Form des magischen Zustandes haben wir in der Ahnung, welche entsteht, wenn die Vorstellungen des Nachtpols sich in das Tagbewusstsein einschieben; nehmen die Vorstellungen eine bestimmte Form an, dann führen sie zum räumlichen und zeitlichen Hellsehen. Ueberwiegt das Nachtbewusstsein vollständig, so führt das zum Prophezeien, das nur in der Ekstase, die sich nach aussen hin in konvulsivischen Bewegungen zu erkennen gibt, stattfindet. Dieser Zustand zeigt deutlich, dass der Wille die Herrschaft über den Körper verloren hat, dass also der Tagpol verdrängt worden ist. Da der Mensch in allen diesen Zuständen selbst nicht darüber klar ist, woher die neuen Vorstellungen kommen, werden letztere je nach den Umständen entweder als Offenbarungen oder als Resultate einer dämonischen Besessenheit aufgefasst.

Alle künstlichen Mittel, die man gebraucht hat, eine Ekstase hervorzurufen — Salbungen, Räucherungen, Anrufungen, Enthaltsamkeit, hypnotisierende Mittel u. s. w. — bewirken nach Schindlers Auffassung nur, dass der Nachtpol über den Tagpol das Uebergewicht bekommt. Die Vorstellungen, welche im Nachtbewusstsein des Individuums schlummern, treten in jenen Zuständen hervor und nehmen die Gestalt von wirklichen Beobachtungen an. Das Individuum sieht nichts anderes, als was es zu sehen wünscht; alle Geisterbeschwörungen führen mit anderen Worten nur zu Halluzinationen. Wirklichen Wert haben dagegen die Aufklärungen, die das Individuum in dem ekstatischen Zustand über das Vergangene und Zukünftige empfängt, weil dieselben durch die gesamte Einwirkung des Daseins auf den Nachtpol des Bewusstseins verursacht werden. Durch welche Kräfte diese Einwirkung zustandekommt, wissen wir noch nicht. Schindler meint jedoch, dass die von Reichenbach entdeckte Odkraft (vgl. S. 313 Anm.) eine wesentliche Rolle hierbei spielt; der innere Sinn wird wahrscheinlich vom Odlichte beeinflusst, da die Propheten zu allen Zeiten von einem übernatürlichen Lichte reden. Doch ist die Odkraft sicher nicht die einzige Kraft, die bei den Prophezeiungen wirksam ist. Wir wissen vorläufig nur sehr wenig von den gegenseitigen Wirkungen der Dinge, und die Gesetze für den Nachtpol des Bewusstseins können deshalb noch gar nicht angegeben werden.

Alle operative Magie beruht endlich nach Schindlers Auffassung auf einer Fernwirkung, die von dem Nachtpole des Menschen ausgeht, leblose Gegenstände in Bewegung setzen und in verschiedener Weise auf andere Menschen einwirken kann.

Das Eigentümliche bei Schindlers Theorie besteht also darin, dass alle magischen Wirkungen dem Nachtpol des Bewusstseins zugeschrieben werden, der als ganz verschieden vom Tagpol, dem normalen Seelenleben, aufzufassen ist. Der Nachtpol empfängt von der Aussenwelt Eindrücke, die ganz anderer Art sind, als unsere gewöhnlichen Sinnesreize; seine Tätigkeit weicht so sehr vom Tagpol ab, dass wir die Gesetze dafür gar nicht angeben können. — Die psychologische Forschung der neueren Zeit hat jedoch diese Spaltung des

Seelenlebens in zwei ungleichartige Bestandteile nicht anerkennen können. Schindler hat darin unzweifelhaft recht, dass das normale wache Bewusstsein keine Phänomene aufweist, welche die magischen Wirkungen erklären können, und dass die Erklärung deshalb in den weniger bekannten Zuständen des Seelenlebens, die man heutzutage „die unbewussten“ oder die „unterbewussten“, „subliminalen“ zu nennen pflegt, zu suchen ist. Aber er hat unrecht, wenn er diese beiden Seiten des Seelenlebens als zwei polare Gegensätze hinstellt. Soweit die neuere Psychologie mit ihren Untersuchungen des „Unbewussten“ vorgedrungen ist, hat es sich gezeigt, dass dieses ganz denselben Gesetzen unterworfen ist, wie das bewusste Seelenleben. Schindler, der hiervon nichts ahnte, konnte deshalb nur auf das Unbewusste, den Nachtpol, als das wahrscheinliche Organ der magischen Kräfte hinweisen; eine wirkliche Erklärung konnte er nicht geben. Im folgenden werden wir nun sehen, wie die Forschungen der neueren Zeit über die Mechanik des Unbewussten zu einem Verständnis der magischen Phänomene führen kann.

Einen wesentlichen Fortschritt weist Maximilian Perty in seinem bedeutenden Werke „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ (1861) auf. Perty, der bis 1876 Professor der Zoologie in Bern war, hatte sich viel mit Physiologie und Psychologie beschäftigt und steht der modernen Wissenschaft weit näher als Schindler. Den grössten Teil der mystischen Erscheinungen, das Traumleben, die Mondsucht, die Besessenheit, Geisterbeschwörungen, magische Heilungen usw. erklärt er ohne Annahme von magischen Kräften, indem er nachweist, wie alle diese Phänomene sich unter bekannte physiologische und psychologische Gesetze einreihen lassen. Wir brauchen hier nicht näher auf Pertys Erklärungen einzugehen, da die Darlegungen, die wir im folgenden geben, in manchen Punkten sich an die seinigen anlehnen. Nur eine geringe Zahl von Phänomenen, so die Wahrsagekunst, Gedankenübertragung, mechanische Kraftäusserung bei geringerer oder grösserer Entfernung, bedarf anderweitiger Auslegung, da Perty diese nicht durch die ihm bekannten Kräfte erklären kann; er nimmt nämlich, wie Schindler, für diese eine ganz unbestimmte, magische Kraft beim Menschen an.

Vor allem vermisst man bei Perty eine Untersuchung über das Beobachtungsvermögen des Menschen, sowie eine kritische Prüfung des vorliegenden Materials. Er hält alle Berichte einfach für gut und zuverlässig, ohne zu fragen, wo sie herstammen. Das ist auch hauptsächlich der Grund, weshalb so viele mystische Phänomene ihm unerklärlich bleiben; aus demselben Grunde geht er auch zuletzt zum Spiritismus über.

In einer späteren Schrift: „Der jetzige Spiritualismus", sagt er ausdrücklich: „Bedenkt man die grosse Menge bedeutender und urteilsfähiger Menschen in Europa und Amerika, welche die Realität der spiritualistischen Phänomene bezeugen, so kann es doch nur Mangel an Kenntnis dieses Gebietes sein, wenn manche Schriftsteller diese Angaben für Schwärmerei, Aberglauben, Betrug erklären wollen. Das Zeugnis der Sinne gesunder Menschen wird bei den feierlichen Gerichtsverhandlungen aller Völker als gültig angenommen und muss es auch bei den spirituellen Manifestationen. Dass diese Erscheinungen von den gewöhnlichen abweichen, dass sie den Naturgesetzen, soweit diese bis jetzt bekannt sind, widersprechen, ist kein Grund, sie zu verwerfen .... Der Spiritualismus ist geeignet, den Blick des Menschen über die mechanische Sphäre hinaus zu erweitern."

Das ist eine etwas sonderbare Logik. Der Umstand, dass das Zeugnis eines jeden normalen Menschen in Rechtsfragen, wo es sich nur um gewöhnliche menschliche Handlungen handelt, als zuverlässig anzusehen ist, berechtigt doch wahrlich nicht zu der Annahme, dass man sich auf den ersten besten Bericht von spiritistischen Manifestationen, die allem, was das tägliche Leben uns lehrt, widersprechen, verlassen darf. Es wäre doch natürlicher, den Schluss zu ziehen: gerade weil die spiritistischen Manifestationen vollständig von den Ereignissen des täglichen Lebens abweichen, wird es äusserst schwierig sein, die Phänomene richtig aufzufassen, und man muss demnach ganz besondere Forderungen an den Beobachter stellen, wenn sein Zeugnis als gültig angenommen werden soll. Gerade Pertys Uebertritt zum Spiritismus ist ein Beispiel dafür, wohin es führt, sich blindlings auf die Zuverlässigkeit der menschlichen Berichte zu verlassen.

Der Gang der Untersuchung.

Fassen wir nun in Kürze die Resultate unserer bisherigen Betrachtungen zusammen, so ist damit der Gang für die folgenden Untersuchungen gegeben. Die historische Entwicklung des Aberglaubens stellte es als zweifellos hin, dass die magischen Kräfte im Menschen selbst zu suchen sind. Da aber im normalen wachen Bewusstseinsleben Phänomene, die den Anlass zu dem Glauben an magische Kräfte geben können, sich nicht nachweisen lassen, so muss man die Ursache zu diesem Glauben in den selteneren psychischen Phänomenen, die während Krankheiten, im Schlafe oder in schlafähnlichen Zuständen auftreten, suchen. Forscher wie Schindler und Perty haben denn auch nachgewiesen, dass zahlreiche abergläubische Vorstellungen ihren Ursprung in diesen Phänomenen haben. Die psychologischen Studien der letzten Jahrzehnte haben es ferner in noch stärkerem Masse dargetan, welch grosses Gewicht auf das Ein-

greifen des Unbewussten in das Bewusstseinsleben gelegt werden muss; hierdurch haben schon manche, früher unverstandene Phänomene ihre Erklärung gefunden. Demnach werden uns hauptsächlich die Störungen des Bewusstseins und das sogenannte unbewusste Seelenleben im folgenden beschäftigen. Besonders aber werden wir auf die Punkte der Phänomene eingehen, welche zu einer Erklärung der vielen, im geschichtlichen Teil dargestellten abergläubischen Vorstellungen führen können.

Die Erklärung, die wir somit erstreben, muss zwei verschiedene Ziele ins Auge fassen: wir müssen die Ursachen sowohl zur Entstehung der abergläubischen Vorstellungen als zu ihrer Fortdauer nachzuweisen suchen. Von diesen zwei Aufgaben wird die erste uns sicherlich die grössten Schwierigkeiten bereiten, weil der Ursprung der meisten Anschauungen im allgemeinen in Dunkel gehüllt ist; denn sie reichen in eine Zeit zurück, aus der wir keine positiven Nachrichten haben. Aber aus früher dargelegten Gründen liegt es nahe, anzunehmen, dass dieselben Phänomene, die einen bestimmten Glauben unterhalten haben, auch bei der Entstehung desselben mitwirkten. Natürlich müssen wir in jedem einzelnen Fall uns die Frage vorlegen, ob diese Phänomene denn auch wirklich hinreichen, um jenen bestimmten Glauben hervorzurufen. Sollte dieses sich als unwahrscheinlich erweisen, so müssen wir uns nach andern Ursachen umsehen.

Ueberall nun, wo uns der Nachweis gelingt, dass eine bestimmte Gruppe von Vorstellungen durch unrichtige Erklärung bekannter physikalischer und psychischer Phänomene hervorgerufen oder unterhalten worden ist, haben wir damit auch das Recht, diese Vorstellungen als abergläubische zu bezeichnen, bewiesen.

Um nun etwas Ordnung in das bunt zusammengewürfelte Material, das wir im folgenden behandeln werden, zu bringen, wollen wir mit einer Untersuchung des menschlichen Beobachtungsvermögens als der notwendigen Grundlage für die Prüfung der Zuverlässigkeit der Berichte beginnen. Danach betrachten wir die einzelnen psychischen Phänomene, indem wir von den normalen und gewöhnlicheren zu den selteneren und sodann zu den anormalen krankhaften übergehen. Wir schliessen endlich mit einer kurzen Besprechung der technischen Hilfsmittel der Magie, die ausserhalb des Rahmens der psychologischen Untersuchungen liegt.

Kapitel 28.

Das menschliche Beobachtungsvermögen.

Die normalen Beobachtungsfehler.

Es ist bisher stets hervorgehoben worden, dass das Beobachtungsvermögen des Menschen höchst unvollkommen ist, so dass man sich nicht ohne weiteres auf die Berichte verlassen kann, selbst wenn diese von Männern herstammen, deren ehrliches Bestreben, wahrheitsgetreu zu referieren, über jeden Zweifel erhaben ist. Allerdings steht diese Behauptung in scharfem Widerspruch zu der gewöhnlichen Auffassung, dass jeder Mensch mit gesunden Sinnen auch richtig beobachten könne. Sie scheint ferner in bedenklichem Grade an der Grundlage unserer ganzen modernen Naturwissenschaft zu rütteln, die ja ausschliesslich auf Beobachtung aufgebaut ist. Wie hätten die Naturwissenschaften ihren jetzigen hohen Standpunkt erreichen können, wenn der Mensch tatsächlich nicht imstande wäre, richtige Beobachtungen zu machen?

Hierauf aber ist zu erwidern: die Zuverlässigkeit der naturwissenschaftlichen Resultate beruht gerade darauf, dass die notwendigen Beobachtungen unter den denkbar günstigsten Verhältnissen, d. h. unter Umständen, wo die Möglichkeit eines Irrtums bedeutend herabgesetzt ist, gemacht werden. In Museen, Laboratorien und Observatorien kann der Forscher ruhig und ungestört bei seiner Arbeit sitzen; er kann seine Beobachtungen immer wiederholen und so die Fehler berichtigen, die sich möglicherweise eingeschlichen haben. Was heute seinem Auge entgeht, kann er morgen entdecken; er kann seine Sinne durch zahlreiche Hilfsmittel, welche die moderne Technik ihm zur Verfügung stellt, schärfen; endlich kann er — und das ist vielleicht die Hauptsache — das augenblicklich niederschreiben, was er gesehen hat, so dass er nicht gezwungen ist, sich auf sein Gedächtnis zu verlassen; denn dieses würde ihn sicher im Stich lassen, wenn er erst einige Zeit nachher über die vielen kleinen Einzelheiten, die er beobachtet hat, Rechenschaft ablegen sollte. Nur unter solchen Verhältnissen können zuverlässige, d. h. in dem Grade zuverlässige Beobachtungen, wie sie überhaupt Menschen möglich sind, angestellt werden. Dazu ist allerdings auch Uebung erforderlich. Jeder Naturgeschichtslehrer weiss aus Erfahrung, dass man selbst begabten älteren Kindern ein Tier oder eine Pflanze zeigen und ihre

Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Teil des Gegenstandes hinlenken kann, ohne dass die Kinder imstande wären, sich über das, was sie an demselben bemerken sollen, zu äussern; sie sehen eben nichts. Zum Beobachten gehört ebensogut Uebung, wie zu allem andern in der Welt, und nur da, wo mit genügender Uebung und unter günstigen Verhältnissen gearbeitet wird, kann man sich auf die Richtigkeit der Beobachtungen verlassen.

Daher ist leicht einzusehen, dass die meisten Beobachtungen mystischer Ereignisse keinen grossen Wert haben; denn diese Beobachtungen sind meistens unter sehr ungünstigen Verhältnissen und ausserdem von Leuten, deren Uebung im Beobachten recht zweifelhaft ist, angestellt worden. Jedenfalls wurden die mystischen Phänomene erst in der neuesten Zeit in den Laboratorien der Forscher zum Gegenstand planmässiger Untersuchung gemacht. Aber selbst hier, wo die Bedingungen doch günstiger sind, als sie es zuvor waren, sind noch viele Fehler möglich, weil diese eben in der Natur der Phänomene selbst liegen. Die mystischen Ereignisse sind, wie schon gesagt, keineswegs Begebenheiten des täglichen Lebens, sondern seltene Phänomene, über die man nicht Herr ist, unberechenbare Erscheinungen, die plötzlich, unerwartet und meistens im Dunkeln auftreten. Die genaue Beobachtung derselben stösst daher selbst in Laboratorien auf zahlreiche Schwierigkeiten. Noch schlimmer aber wird es natürlich, wenn diese unerwarteten Phänomene, wie es gewöhnlich der Fall ist, nun von Leuten wahrgenommen werden, die gar nicht darauf vorbereitet sind, etwas Ungewöhnliches zu sehen: selbstverständlich sind die Beobachtungsfehler dann noch grösser; ja es wird dem Beobachter nur äusserst selten gelingen, seine Ruhe und Kaltblütigkeit zu bewahren: unter dem Einflusse der Furcht oder einer andern Gemütsbewegung kann eben kein Mensch sich auf seine Sinne verlassen. Aber selbst wenn wir annehmen, dass der Beobachter innerlich gar nicht erregt wird, so wird doch die Richtigkeit seiner Beobachtung noch durch andere Schwierigkeiten in Frage gestellt. Er hat oft keine Gelegenheit, zu untersuchen, wie das Phänomen zustande kommt. Er hat nur kurze Zeit, um die Beobachtungen anzustellen. Vielleicht ist seine Stellung nicht einmal eine günstige. Er hat ausserdem kein Hilfsmittel, um Zeit- und Raumverhältnisse zu bestimmen, so dass er nur nach Gutdünken und Augenmass urteilen kann.

Aber schlimmer noch als dies alles ist die Gefahr, dass selbst da, wo die Bedingungen so günstig sind, dass der Beobachter sofort das Beobachtete niederzuschreiben vermag, sich oft noch Fehler in das Referat einschleichen können. Während das eine geschrieben wird, wird

das andere vergessen; der Gang der Begebenheiten wird nicht genau festgehalten; und das Referat wird natürlich noch ungenauer, wenn es erst nach Wochen oder Monaten, vielleicht sogar erst nach Jahren, abgefasst wird. Wir werden später sehen, wie gross die Gedächtnisfehler unter solchen Umständen werden können.

Es leuchtet also ein, dass Fehler sich sehr leicht in Berichte, denen nicht planmässige, methodisch durchgeführte Beobachtungen zugrunde liegen, einschleichen. Diese Fehler zerfallen, wie bereits angedeutet, in zwei Gruppen, in die eigentlichen Beobachtungsfehler und in Gedächtnisfehler, die erst hervortreten, wenn das Beobachtete mündlich oder schriftlich zusammengestellt wird. In der Praxis hat eine Trennung dieser beiden Fehlergruppen wenig Bedeutung, weil jede Beobachtung, die anderen mitgeteilt wird, notwendigerweise mit beiden Arten von Fehlern behaftet ist. Aber da es für unsere nachfolgenden Untersuchungen von Wichtigkeit ist, dass wir wenigstens die wichtigsten Fehler, die einem Berichte anzuhaften pflegen, kennen lernen, so trennen wir vorläufig jene Gruppen und untersuchen jede für sich. Zu demselben Zwecke wollen wir auch die Frage näher betrachten, worin die eigentlichen Beobachtungsfehler ihren Grund haben.

Das menschliche Beobachtungsvermögen ist nicht, wie der Name anzudeuten scheint, ein einzelnes, sondern ein aus verschiedenen seelischen Tätigkeiten zusammengesetztes Vermögen. Beobachten wir einen Gegenstand, so empfangen wir von demselben vermittelst unserer Sinne eine Anzahl äusserer Reize, die in unserem Bewusstsein verschiedene Empfindungen hervorrufen können. Wenn aber unsere Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt gelenkt ist, so fassen wir bekanntlich das nicht auf, was anderswo geschieht; folglich muss die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gerichtet sein, durch den Empfindungen hervorgerufen werden sollen. Die im Bewusstsein auftauchenden Empfindungen verbinden sich mit älteren, schon vorhandenen; dadurch entsteht die Vorstellung von einem bestimmten äusseren Gegenstande; erst wenn dieses geschehen ist, haben wir „eine Beobachtung gemacht“.

Wählen wir zur Beleuchtung dieses Vorganges ein bestimmtes Beispiel. Ich gehe auf der Strasse; auf der gegenüberliegenden Seite liegen in einem Schaufenster einige sehr einladende Aepfel. Mein Auge streift dieselben; trotzdem sehe ich sie nicht, wenn ich mit der Beobachtung irgend einer Szene auf der Strasse beschäftigt bin. Richtet sich meine Aufmerksamkeit dagegen auf die Aepfel, so empfange ich eine Reihe von Reizen, welche die Empfindungen von etwas Rundem, Gelbem und Rotem hervorrufen. Dieselben Empfindungen habe ich früher schon oft gehabt; sie sind meistens von be-

stimmten Geruchs- und Geschmacksempfindungen begleitet gewesen. Der Gegenstand, von dem dieselben ausgehen, führt, wie ich gelernt habe, den Namen „Apfel". Alle diese Empfindungen sind nun oft gleichzeitig in meinem Bewusstsein gewesen, so dass sie hier in feste Verbindung miteinander getreten sind, sich „assoziiert" haben. Die Folge davon ist, dass einige von ihnen nicht auftreten können, ohne auch die übrigen hervorzurufen; vor meinem Bewusstsein steht deshalb die Vorstellung von einem Apfel. Ich glaube also, diesen beobachtet zu haben; aber es ist doch klar, dass die Vorstellung vom Apfel nur zum Teil meiner sinnlichen Wahrnehmung entstammt; mein Bewusstsein hat vielmehr recht viel von seinem eigenen Inhalt zur Vorstellung hinzugefügt. Das ist der psychische Vorgang. Eine vollständige Beobachtung kommt eben nur zustande durch sinnliche Wahrnehmung, verbunden mit Aufmerksamkeit und Assoziation. Jede dieser psychischen Tätigkeiten fügt aber dem Resultate, d. h. der Beobachtung, ihre besonderen Fehler bei; wir müssen deshalb dieselben einzeln für sich ins Auge fassen. Selbstverständlich können wir aber dabei nicht die vielen kleineren, in neuerer Zeit nachgewiesenen Fehler, die auf der Unvollkommenheit unserer Sinne oder auf der eigentümlichen Natur der Aufmerksamkeit und der Assoziationen beruhen, in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, etwa wie die Irradiation, die gefärbten Ränder der Gesichtsbilder, die Tonverschmelzung, die Kontrasterscheinungen, die Zeitverschiebung bei gleichzeitiger Beobachtung durch zwei Sinne u. s. f. Diese Fehler haben mehr theoretisches Interesse und sind eigentlich nur bei den feineren Beobachtungen von Bedeutung, dagegen nicht bei den gröberen, ohne technische Hilfsmittel ausgeführten Beobachtungen; um letztere aber handelt es sich bei unserem Thema. Wir berücksichtigen deshalb nur die Fehler, die sich bei Beobachtungen unter gewöhnlichen Verhältnissen einschleichen.

Die sinnliche Wahrnehmung. Die Sinne, deren wir uns bei der Beobachtung der Aussenwelt besonders bedienen, sind das Gesicht, Gehör und der Tastsinn. Geruch und Geschmack sind von untergeordneter Bedeutung; wir können deshalb von ihnen ganz absehen. Von den erstgenannten Sinnen ist das Gesicht wiederum das wichtigste, weil wir mit seiner Hilfe weit genauere Aufschlüsse über die Beschaffenheit, den Ort und die Entfernung der Gegenstände bekommen als durch einen anderen Sinn. Es ist jedoch eine bekannte Tatsache, dass das Auge uns täuschen kann. Sind die äusseren Reize sehr schwach oder unbestimmt, so kommt man leicht zu einer ganz falschen Auffassung vom beobachteten Gegenstand. Die Beobachtungsfehler, die so entstehen, sind jedoch nicht so sehr durch

Unvollkommenheit der Wahrnehmung als durch die hervorgerufenen Assoziationen herbeigeführt. Wir verschieben daher die Betrachtung dieser Gesichtsillusionen auf später. Aber das Auge gibt uns nicht nur über die Beschaffenheit der Dinge Aufschluss; es ist zugleich das einzige Organ, das wir besitzen, um die Entfernung und die Grösse eines Gegenstandes zu beurteilen. Dazu dient nicht nur das Gesichtsbild, sondern auch der feine Muskelapparat, der sich im und am Auge befindet. Aber trotz — oder richtiger infolge des sehr komplizierten Baues dieses Organs ist unser Urteil über Grössen im Raume immer mit Fehlern behaftet, von denen wir jetzt die wichtigsten betrachten wollen.

Im allgemeinen können wir wohl mit ziemlicher Genauigkeit entscheiden, welche von zwei Linien oder Flächen die grösste ist. Aber kommt nur eine kleine Schwierigkeit hinzu, so wird das Urteil gleich ungenau.

Nebenstehende Figur Nr. 30 zeigt z. B. zwei Geraden a und b, welche genau gleich gross sind. Es ist aber unmöglich, dieses zu erkennen, und zwar wegen der Winkel, die durch die Schenkel mit a und b gebildet werden. Ebenso ist es mit den beiden untenstehenden Vierecken Fig. 31 und 32; beide Figuren sind genau Quadrate, aber die Lage und Richtung der Striche bewirkt, dass das eine höher, das andere breiter erscheint. Derartige Täuschungen gibt es viele; sie beweisen, wie leicht unser Urteil irregeführt wird. Welche enormen Fehler können sich bei der Beurteilung der Grösse eines Gegenstandes einschleichen, wenn dieselbe im Freien unter ungünstigen Verhältnissen nur nach Augenmass erfolgt! Brehm macht in dieser Beziehung in seinem „Tierleben“ (Bd. VII S. 299) folgende treffende Bemerkungen: „Aus eigener Erfahrung weiss ich, wie ausserordentlich schwer es hält, die Länge der Schlangen richtig zu schätzen. Selbst derjenige, welcher hierin wohl geübt ist und seine Schätzungen später durch Anlegung des Massstabes erprobt hat, irrt in unbegreiflicher Weise. Schon bei kleinen Schlangen von Meterlänge, und selbst wenn man diese ruhig vor sich liegen sieht, auch volle Zeit hat, ihr Bild genau sich einzuprägen, ist man nur zu leicht geneigt, ein reichliches Dritteil zuzusetzen; bei Schlangen aber, welche drei Meter lang sind, verdoppeln und verdreifachen sich die Schwierigkeiten und damit die Fehler der Schätzung, und wenn ein solches Tier vollends

Fig. 30.

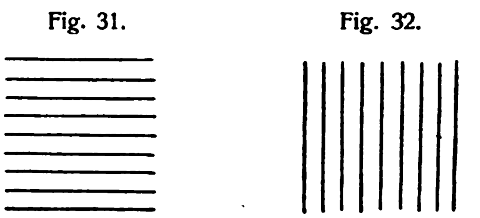


Fig. 31. Fig. 32.

sich bewegt, ist letztere einfach unmöglich. Worin dies eigentlich liegt, vermag ich nicht zu sagen, sondern nur als tatsächlich zu versichern, dass ausnahmslos jeder überschätzt, welcher überhaupt zu schätzen versucht, und dass jeder immer wieder in denselben Fehler verfällt, auch wenn er denselben wiederholt erkannt hat. Ueber die Täuschung vergewissert man sich erst, nachdem man einen Massstab angelegt hat. Kein Wunder also, wenn die rege Einbildungskraft der Eingeborenen südlicher Gegenden sich noch viel weniger als die unsrige Schranken auferlegt und die wirkliche Grösse auf das Doppelte und Dreifache schätzt. Derselbe Indier oder Südamerikaner, welcher mit dem Anschein vollster Zuverlässigkeit von einer fünfzig Fuss langen Riesenschlange erzählt, die er selbst gesehen, bezüglich erlegt haben will, wird dem ruhig messenden Forscher, welcher ein Tier von sechs Meter erlegte, erklären, dass letzteres an Grösse alles von ihm Gesehene gleicher Art bei weitem übertreffe."

Diese Bemerkungen werden von anderer Seite bestätigt. Wenn also zuverlässige Naturforscher selbst einräumen müssen, dass sie trotz aller Uebung nicht richtig zu schätzen vermögen, so ist es klar, dass man kein grosses Gewicht auf Berichte z. B. älterer Autoren über Tiere von ungeheurer Grösse legen darf. Uebrigens ist wohl zu beachten, dass diese Ueberschätzung keineswegs ausschliesslich der Furcht zuzuschreiben ist, die man vielleicht im Anblick eines solchen Ungeheuers empfinden wird. Ich habe Brehms Angaben vermittelst Seile, die in grossen Windungen auf einen Rasen gelegt und von vier geübten Beobachtern nach Augenmass geschätzt wurden, nachgeprüft; danach wurde die Länge der Seile gemessen. Die dabei gemachten Fehler waren zwar nicht so gross wie die, welche Brehm angibt, waren aber doch ähnlicher Art. Wenn meine künstlichen Schlangen kürzer als ungefähr zwei Meter waren, wurden sie durchschnittlich stets zu klein geschätzt, waren sie dagegen über zwei Meter, wurde die Länge überschätzt. Im übrigen war der Unterschied in der Schätzung der verschiedenen Beobachter ein recht grosser. Während die Fehler beim geübtesten zwischen $^1/_{20}$ und $^1/_{10}$ schwankten, steigerten sie sich bei den weniger geübten bis zu $^1/_8$ und $^1/_4$. Dass die Fehler sich hierbei niedriger stellten, als nach Brehms Angaben zu erwarten war, rührt wohl hauptsächlich daher, dass unsere Seile nicht so gefährlich waren wie lebendige Schlangen, so dass wir uns viel näher heranwagen und eine für die Beurteilung günstigere Stellung einnehmen konnten.

Ganz ähnliche Fehler, wie bei der Beurteilung der Grösse eines Gegenstandes macht man bei der Schätzung seiner Entfernung. Nur wenige Menschen sind hierin geübt. Ist die Entfernung ziemlich gross, kann der Fehler im Vergleich zum Abstand mehrere Male grösser werden. Aber selbst bei sehr geübten Beobachtern beträgt der Fehler mindestens $^1/_{10}$ der geschätzten Entfernung.

Dies bestätigt eine bei einigen militärischen Uebungen aufgenommene mir vorliegende Tabelle. Die Schätzungen betrafen alle möglichen Entfernungen zwischen 100—2100 Meter; für den Geübtesten betrug der Fehler $^1/_{10}$, für die weniger Geübten ungefähr $^1/_6$ der Entfernung.

Bei derartigen Schätzungen werden die Entfernungen bald überschätzt, bald unterschätzt; dies ist wesentlich vom Wetter abhängig.

Bei unklarem Wetter, Nebel, Regen, wo alles undeutlich erscheint, schätzt man die Entfernung leicht zu gross; bei klarem Wetter, wo alles sich scharf abhebt, erscheint die Entfernung kürzer, als wie sie wirklich ist. Das Resultat wäre in Kürze also folgendes:

Die Grösse und die Entfernung von Gegenständen kann nur annäherungsweise geschätzt werden; unter ungünstigen Verhältnissen werden die Fehler sehr gross.

Wie das Gesicht kann auch das Gehör die Quelle zu zahlreichen Irrtümern werden, wenn die äusseren Reize so schwach und undeutlich sind, dass eine präzise Wahrnehmung unmöglich ist; hierauf werden wir später zurückkommen. Ferner ist die Eigentümlichkeit unseres Gehörs, dass wir keinen besonderen Apparat haben, um die Richtung des Schalles zu beurteilen, ebenfalls eine beständige Ursache zu Fehlern. Je nachdem der Schall stärker in das rechte oder in das linke Ohr dringt, nehmen wir an, dass die Quelle des Schalles auf der einen oder auf der anderen Seite liegt. Der Bau des äusseren Ohres hilft uns beurteilen, ob ein Laut von vorne oder von hinten kommt. Alle diese Schätzungen können nur auf freiem Felde oder in einem regelmässigen Raume, in dem nicht zu viele Gegenstände sich befinden, einigermassen sicher vorgenommen werden. Unter schwierigeren Verhältnissen wird die Beurteilung unmöglich. Sitzt man in seinem Zimmer und hört einen Wagen auf der Strasse vorbeifahren, so kann man aus der Stärke des Schalles wohl beurteilen, ob der Wagen sich nähert oder entfernt; aber es ist unmöglich zu entscheiden, von welcher Seite er kommt. Man kann es richtig raten, aber man irrt sich ebenso häufig. Wenn viele Menschen an einem Tische sitzen und einer an einem Tischbein kratzt, wird man gewöhnlich nicht angeben können, von welcher Seite des Tisches das Geräusch kommt. Aber da der Laut nicht unbekannt ist, wird man im allgemeinen darüber klar sein, dass derselbe von irgend einer Stelle des Tisches ausgeht. Handelt es sich dagegen um unbekannte Geräusche, über deren Ursprung und Ursache man sich nur Vermutungen hingeben kann, so wird es uns ganz unmöglich zu entscheiden, wo sie herkommen. Bei einigen Versuchen, die später erwähnt werden, habe ich wiederholt Gelegenheit gehabt, dieses zu beobachten. Einige der Anwesenden meinten, das Geräusch käme vom Boden, andere glaubten von den Wänden, andere wiederum sahen es für wahrscheinlich an, dass es von einer Wasserleitung in der einen Ecke des Zimmers käme; in Wirklichkeit aber rührte es von einem kleinen Apparate an einem Beine des Tisches, um den alle sassen, her (vergl. S. 419, Anm. 26). Diese Erfahrungen zeigen also,

dass der Ausgangspunkt eines Geräusches nur unter günstigen Verhältnissen bestimmt werden kann; ist dasselbe aber unbekannter Natur, so ist eine solche Bestimmung im allgemeinen unmöglich.

Darum wenn in Berichten über spiritistische Sitzungen erzählt wird, dass man Klopflaute („raps") von allen möglichen Ecken des Zimmers, in dem das Medium sich nicht aufhielt, ausgehen hörte, so darf man dem kein Gewicht beilegen. Das Medium kann den Laut sehr gut selbst in irgend einer Weise hervorbringen, ohne dass die Anwesenden es entdecken. Auch bei dem Bauchreden, das ganz gewiss zu allen Zeiten eine grosse Rolle in der Magie gespielt hat, kommt die Täuschung nur dadurch zustande, dass man den Ausgangspunkt des Lautes nicht beurteilen kann.

Unter unseren 5 Sinnen haben wir zu keinem wohl so grosses Vertrauen als zum „Gefühl", d. h. dem Tast- oder Druck- und dem Temperatursinn. Wenn etwas als recht sicher bezeichnet werden soll, so sagt man, „man könne es doch fühlen". Nichtsdestoweniger können diese Sinne uns täuschen; und das rührt daher, dass

eine Druck- und Kälteempfindung einige Zeit nachwirkt, nachdem der äussere Reiz aufgehört hat.

Hierauf beruht folgendes Kunststück: wenn ein geübter Taschenspieler uns ein Zweimarkstück in die Hand drückt und uns veranlasst, dieselbe zu schliessen, so haben wir das Gefühl, als ob wir es noch in der Hand halten; er aber hat es schon entfernt, bevor wir die Hand schlossen. Die Druckempfindung wirkt eben nach. Noch besser gelingt dieses Kunststück, wenn der Gegenstand sehr kalt ist. Legt man z. B. eine kalte Hand auf die Hand eines anderen Menschen und lässt sie einige Zeit liegen, kann man sie leicht entfernen, ohne dass der andere es merkt, vorausgesetzt, dass der Betreffende es nicht sieht. Hierauf beruhte eins von Miss Fays (der bekannten Taschenspielerin) wunderbarsten Kunststücken. Nachdem sie sich unmittelbar vorher die Hände in eiskaltem Wasser gekühlt hat, setzt sie sich neben die sie „kontrollierenden" Personen. Ueber alle wird eine Decke gelegt, die bis zum Halse reicht. Ihr Nachbar zur Rechten nimmt dann ihre rechte Hand in seine linke, und sie legt wiederum ihre eiskalte linke Hand auf seine Hand; dann beginnen die „Manifestationen". Wer den Kniff nun nicht kennt, wird natürlich glauben, ihre linke Hand ruhe beständig auf seiner Hand, weil er die Kälte fortwährend fühlt; sie hat aber schon bei Beginn der Manifestationen ihre linke Hand entfernt und verfügt frei über dieselbe. Wahrscheinlich wird derselbe Kniff von den spiritistischen Medien in den Dunkelsitzungen recht häufig angewandt.

Die Aufmerksamkeit. Es ist aus dem täglichen Leben genügend bekannt, dass wir von dem, was um uns her passiert, weder etwas sehen noch hören, wenn wir in irgend eine Beschäftigung vertieft sind und auf diese unsere ganze Aufmerksamkeit konzentrieren. Andererseits kann sich die Aufmerksamkeit aber auch zu gleicher

Zeit auf mehrere äussere Reize erstrecken; die Auffassung jedes einzelnen Reizes wird aber dann um so unsicherer und undeutlicher, je mehr die Aufmerksamkeit sich nach verschiedenen Richtungen hin verteilt und zerstreut. Man kann nur scheinbar gleichzeitig in einem Buche lesen und einem Gespräche folgen: in Wirklichkeit fehlt uns jedenfalls von demselben Moment die richtige Auffassung des Gelesenen oder Gehörten. Die Bedeutung der Aufmerksamkeit für unser ganzes Bewusstseinsleben kann kurz in folgenden zwei Hauptsätzen ausgedrückt werden:

Konzentriert man die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt, so kommen keine anderen gleichzeitigen Reize zum vollen Bewusstsein.

Je mehr die Aufmerksamkeit sich auf verschiedene gleichzeitige Reize verteilt, desto undeutlicher wird die Auffassung jedes einzelnen.

In dieser doppelten Tatsache liegt der Grund zahlreicher Beobachtungsfehler.

So wird man z. B. bei einem etwas verwickelten Ereignis nur gewisse Einzelheiten auffassen. Konzentriert man die Aufmerksamkeit nun auf einen bestimmten Punkt, so wird man die anderen gleichzeitigen Begebenheiten gar nicht wahrnehmen; sucht man umgekehrt seine Aufmerksamkeit nach mehreren Richtungen hin zu verteilen, um zu beobachten, was an verschiedenen Stellen vor sich geht, so wird die Auffassung der einzelnen Ereignisse nur unvollständig und ungenau. Darum kann der beste Beobachter es nicht vermeiden, von einem guten Taschenspieler getäuscht zu werden. Die meisten Taschenspielerkunststücke erfordern allerdings eine gewisse Fingerfertigkeit und Gewandtheit; aber die Hauptsache besteht darin, dass der Künstler es versteht, die Aufmerksamkeit der Zuschauer irrezuleiten. Während alle sich anstrengen, das zu sehen, worauf der Künstler die Aufmerksamkeit hinlenkt, macht er ungesehen und ungeniert seine Operationen an einer anderen Stelle. Wir werden im folgenden oft sehen, was in dieser Beziehung möglich ist.

Auf der Aufmerksamkeit beruht auch unsere Schätzung von der Dauer einer verflossenen Zeit. Während unser Urteil über Grössen im Raume von bestimmten Empfindungen abhängig ist, gilt dieses nicht bei der Zeit; der sogenannte „Zeitsinn“ ist kein besonderer Sinn und beruht nicht auf besonderen Empfindungen und Wahrnehmungen. Unsere Schätzung der Zeit hängt ausschliesslich ab von der Abwechslung; hierbei kommt es aber nicht so sehr auf die Abwechselung zahlreicher Vorstellungen an, als auf die abwechselnde Anspannung und Erschlaffung der Aufmerksamkeit. Handelte es sich

nur um die Zahl der Vorstellungen, so würde die Schätzung der Zeit selten Schwierigkeit machen. In einem längeren Zeitraume kann man unter sonst gleichen Verhältnissen mehr ausrichten als in einem kurzen; demnach werden in einem längeren Zeitabschnitte verhältnismässig auch mehr Vorstellungen im Bewusstsein auftauchen als in einem kurzen, und die Vermutung liegt nahe, dass man aus der Menge der Vorstellungen einen Rückschluss auf die Länge der verflossenen Zeit machen kann. In gewissen Fällen ist das auch tatsächlich möglich. Ein geübter Redner wird aus der Länge seiner Rede ungefähr die Dauer derselben schätzen können. Ebenso haben einige Menschen es im Gefühl, wie viel die Uhr ist, wenn sie bei einer ruhigen gleichförmigen und gewohnten Arbeit sitzen; hier bildet die Grösse der geleisteten Arbeit den Massstab für die Schätzung der Zeit. Aber andererseits ist es auch bekannt, dass „die Stunden wie Minuten fliegen", wenn man in angenehmer Gesellschaft verweilt. Hier erscheint die Zeit also kurz trotz der Menge von wechselnden Vorstellungen; und umgekehrt wenn wir warten, wird die Zeit uns lang, gerade weil wir keine Beschäftigung haben. Diese Beispiele zeigen uns, dass unsere Schätzung der Zeit in vielen Fällen unabhängig ist von der Menge der Vorstellungen.

Andere Umstände aber lehren uns, dass sie wesentlich von der Aufmerksamkeit abhängt. Sind wir in einem interessanten Gespräch begriffen, so wird die Zeit schnell verlaufen, weil unsere Aufmerksamkeit gefesselt bleibt. Wenn wir dagegen infolge eines natürlichen Dranges oder einer Unpässlichkeit bald aufzubrechen wünschen, so wird die Zeit uns unerträglich lang, weil die von unseren Organen ausgehenden Gefühle stets die Aufmerksamkeit vom Gespräche ablenken. Oder wenn wir etwas, das eintreten soll, gespannt erwarten, so wird die Zeit uns kurz, weil hier die Aufmerksamkeit stets konzentriert bleibt. Man würde es z. B. kaum aushalten, stundenlang um einen Tisch zu sitzen, um diesen zum Tanzen zu bringen, wenn nicht die Spannung in bezug auf den Erfolg die Zeit verkürzte. Wir sehen also, dass die Zeit uns schnell verläuft, sobald die Aufmerksamkeit stetig angespannt ist; wechselt dagegen Anspannung und Erschlaffung der Aufmerksamkeit miteinander ab, so wird die Zeit uns lang. So ist unser Urteil über die Länge der Zeit also wesentlich abhängig von unserer Aufmerksamkeit und nicht so sehr von der Menge der Vorstellungen. Nur unter besonderen Umständen, bei einer gewohnten und gleichförmigen Anspannung der Aufmerksamkeit, wird die Zeit entsprechend der Menge der Vorstellungen einigermassen richtig geschätzt werden können. Hieraus folgt also:

Die Länge der Zeit kann nur unter besonderen gewohnten Verhältnissen einigermassen richtig geschätzt werden.

Die Assoziationen spielen, wie oben erwähnt, eine wesentliche Rolle bei jeder Beobachtung, indem sie das Wahrgenommene ergänzen und vervollständigen. Aber dadurch werden sie auch eine reiche Quelle für Beobachtungsfehler. Wohl ist jede Empfindung immer mit vielen anderen in unserem Bewusstsein verbunden; aber regelmässig und aufs engste verknüpft ist sie doch nur mit einigen ganz bestimmten Empfindungen, die so die festesten werden. Deshalb löst auch jede Empfindung regelmässig bestimmte, uns bekannte Vorstellungen aus. Infolgedessen kann man unter gewissen Umständen sehr leicht zu einer ganz falschen Auffassung eines Gegenstandes kommen, wenn die Wahrnehmung nicht scharf und deutlich genug ist. Ein paar Beispiele werden dies verständlicher machen.

In einer gewissen Entfernung sieht man einen Menschen, der an Grösse und Gang an einen guten Freund erinnert. Diese beiden Eigentümlichkeiten rufen bei dem Beobachter das Bild des Freundes hervor; beeilt man sich nun, ihn einzuholen, so entdeckt man vielleicht bei geringerer Entfernung, dass es gar nicht der Freund ist. Die Assoziationen haben hier also zu einer falschen Auffassung des Wahrgenommenen geführt. Derartige falsche Auffassungen von Sinneseindrücken nennt man gewöhnlich Illusionen; sie können auf allen Gebieten vorkommen, sobald die Wahrnehmung nicht scharf und deutlich ist. So kann z. B. eine Stimme im benachbarten Zimmer die Vorstellung von einem Bekannten auslösen; in Wirklichkeit ist es vielleicht eine ganz andere Person, deren Stimme nur einen ähnlichen Klang hat. In einer nächtlichen militärischen Uebung habe ich einmal eine halbe Stunde lang in einem Graben gelegen, ohne vorrücken zu dürfen, weil ich zwei auf einem Hügel weidende Pferde für eine im Anmarsch begriffene feindliche Abteilung hielt. Da die Evolutionen des angeblichen Feindes mir schliesslich doch zu merkwürdig erschienen, wagte ich vorzugehen und entdeckte meinen Irrtum.

Hier und in allen ähnlichen Fällen sind es die Assoziationen, die uns täuschen, und für alle diese Illusionen gilt, wie wir gesehen haben, das allgemeine Gesetz:

Man überschätzt stets die Aehnlichkeit, die ein unbekannter Gegenstand mit Bekanntem hat.

Das Gedächtnis. Bis jetzt haben wir nur die Fehler, welche sich bei der Beobachtung selbst einschleichen, betrachtet. Wir wollen jetzt die Fehler besprechen, welche auftreten, wenn das Beobachtete frei nach dem Gedächtnis referiert werden soll. Jeder weiss, wie unzuverlässig das Gedächtnis ist; es kann bei dem einen besser sein als bei dem anderen, aber im Laufe der Zeit werden trotzdem immer mehr Einzelheiten von der betreffenden Tatsache vergessen. Die

Erfahrung des täglichen Lebens lehrt uns, dass nur die Ereignisse in der Erinnerung haften bleiben, auf welche die Aufmerksamkeit konzentriert gewesen ist, oder die einen grossen Eindruck auf uns gemacht haben; das sind aber keineswegs immer die wichtigsten Momente einer Begebenheit.

Sehen wir z. B., wie ein Mensch auf der Strasse überfahren wird, so behalten wir vielleicht das Bild eines blutenden und hilflos daliegenden Menschen im Gedächtnis; denn das macht den grössten Eindruck auf uns. Ausserdem werden wir uns wohl auch noch der Punkte, auf die unsere Aufmerksamkeit bei dieser Begebenheit sich gerade richtete, erinnern. Werden wir aber später gezwungen, als Zeugen in einer gerichtlichen Verhandlung Angaben über das Ereignis zu machen, so entdecken wir sofort, dass wir uns verschiedener Umstände, die bei der Frage über den Hergang der Sache von wesentlicher Bedeutung sind, gar nicht mehr erinnern. Die Erinnerung wird aber umso unzuverlässiger, je verwickelter der Hergang ist.

In unserem Gedächtnis haften nur die Punkte eines Vorganges, auf die unsere Aufmerksamkeit besonders gerichtet gewesen ist, oder die einen starken Eindruck auf uns gemacht haben; dieselben können aber für den ganzen Verlauf der Sache höchst unwesentlich sein.

Aber selbst wenn man sich auch der meisten einzelnen Punkte in einer Kette von Vorstellungen erinnert, so wird das Gedächtnis uns doch oft in bezug auf die zeitliche Reihenfolge derselben im Stich lassen. Allerdings geschieht dieses seltener, wenn diese einzelnen Punkte in einer natürlichen und notwendigen Ordnung einander folgen. Da die Ursachen den Wirkungen selbstverständlich vorausgehen, so wird man wohl selten oder nie die Glieder, welche im ursächlichen Verhältnis zueinander stehen, miteinander vertauschen, — vorausgesetzt, dass man sich darüber klar ist, was in jedem einzelnen Falle die Ursache und was die Wirkung ist. Aber das kann man allerdings nicht immer entscheiden. So ist man z. B. bei einem Taschenspielerkunststück, das man nicht versteht, völlig unklar darüber, durch welche der verschiedenen Handgriffe der Spieler das Kunststück eigentlich ausführt. Deshalb erinnert man sich auch nicht genau der Reihenfolge der einzelnen Manipulationen, und verschiedene Augenzeugen werden das Kunststück in verschiedener Weise beschreiben. Dasselbe gilt auch bei einer grösseren Reihe von Ereignissen, wo die einzelnen Punkte nicht mit Notwendigkeit in einer bestimmten Ordnung einander folgen; auch hier findet leicht eine Verwechslung statt. Es gibt ja zahlreiche Begebenheiten in unserem Leben, die wir sehr gut erinnern, von denen wir aber nicht bestimmt sagen können, wann sie eintrafen, ob es bei dieser oder jener Gelegenheit war. Wir haben wohl eine genaue Erinnerung der ein-

zelnen Tatsachen, aber die Reihenfolge derselben ist verwischt. Die Erfahrung lehrt uns also:

In der Erinnerung wird bei einer Reihe von Tatsachen die Reihenfolge derselben leicht vertauscht, wenn nicht besondere Umstände es verhindern.

In nahem Zusammenhang hiermit steht die bekannte Erfahrung, dass wir leicht Begebenheiten, die einander ähnlich sind, miteinander vermischen. Hat man verschiedene Begebenheiten, die in wesentlichen Punkten einander ähnlich waren, erlebt, so springt man in der Erinnerung leicht von der einen zur anderen über und mengt die Einzelheiten durcheinander. Ja, wenn nicht besondere Umstände es verhindern, kann man beide Begebenheiten zuletzt ganz miteinander verschmelzen. Im Leben kommen vielleicht selten Ereignisse vor, die einander so genau gleichen; desto häufiger aber findet dies bei unserer Lektüre statt. Hat man zwei ähnliche Erzählungen gelesen, so wird man sie bald verwechseln; zuletzt gehen sie in der Erinnerung ganz ineinander über. Dasselbe kann natürlich ebensogut geschehen, wenn es sich nicht um gehörte oder gelesene Begebenheiten, sondern um wirkliche Erlebnisse handelt, namentlich wenn diese keinen tiefen Eindruck auf uns gemacht haben. Wir müssen deshalb auch folgendes zu den verschiedenen Gedächtnisfehlern, die möglich sind, hinzufügen:

In einer Reihe von Ereignissen können zwei Vorfälle, die einander ähnlich sind, leicht miteinander verwechselt und vermischt werden, auch wenn sie durch einen längeren Zeitraum von einander getrennt sind; und wenn man sie nicht infolge besonderer Umstände auseinander hält, werden sie in der Erinnerung oft ganz miteinander verschmolzen.

Der Einfluss der Gemütsbewegung und der Befangenheit.

Bis jetzt haben wir nur die Beobachtungsfehler betrachtet, welche unter günstigen Verhältnissen entstehen, d. h. wenn der Beobachter sich kaltblütig und unbefangen verhält. Nun müssen wir aber auch auf die Gemütsbewegung und auf die Befangenheit Rücksicht nehmen, da sie in hohem Grade die Beobachtung beeinflussen.

Die Gemütsbewegung. Bei allen Gemütsbewegungen, den Lust-, wie Unlustgefühlen, dreht sich unser Bewusstsein nur um die Vorstellungen, welche durch die Ursache der Gemütsbewegung hervorgerufen sind. Solange der Affekt anhält, denken wir nur an das, was mit unserer Sorge oder Freude, mit unserem Zorn oder unserer

Furcht u. s. w. in Verbindung steht; alle anderen Vorstellungen finden keinen Eingang bei uns. Aus letzterem ergibt sich — und die tägliche Erfahrung bestätigt es —, dass der Mensch im Affekt ein äusserst schlechter Beobachter ist. Allerdings ist es wohl selten der Fall, dass wir gerade dann Beobachtungen machen sollen, wenn wir zufällig in eine Gemütsbewegung gekommen sind. Umgekehrt wird aber gerade das, was wir beobachten wollen, uns oft genug selbst in eine gewisse Erregung bringen, so dass wir also gerade in dem Augenblick, wo es darauf ankommt, Beobachtungen zu machen, am wenigsten dazu geeignet sind. Die Gemütsbewegungen, um die es sich hierbei handeln kann, sind natürlich sehr begrenzt; die häufigsten sind wohl Spannung, Erwartung, Furcht und Schrecken; wir wollen diese nun näher betrachten.

S p a n n u n g und E r w a r t u n g sind nahe verwandt miteinander. Der Zustand, den man „Spannung“ nennt, entsteht durch das Bewusstsein, dass etwas nicht näher Bekanntes eintreten wird. Man ist „gespannt“ auf etwas, was da kommt, wenn man dieses nicht kennt. Richtet sich dagegen unsere Aufmerksamkeit auf etwas Bestimmtes und Bekanntes, so nennt man diesen Zustand „Erwartung“. Ein Zug verspätet sich; man „erwartet“, dass er kommt, aber man ist „gespannt“ zu sehen, wie spät er kommt. Man kann also sagen, dass Spannung Erwartung von etwas Unbekanntem und Erwartung eine auf etwas Bekanntes gerichtete Spannung ist. Wie die Erfahrung uns lehrt, sind die beiden Zustände psychologisch durch eine starke Konzentration der Aufmerksamkeit charakterisiert. Da aber die Aufmerksamkeit notwendigerweise auf etwas Bestimmtes gerichtet werden muss, und dieses Moment gerade bei der „Spannung“ fehlt, so folgt daraus die eigentümliche Unruhe, die bezeichnend ist für die Spannung; die Aufmerksamkeit flattert unruhig von einem Punkt zum anderen. In der „Erwartung“ dagegen ist die Aufmerksamkeit beständig auf das gerichtet, was erwartet wird: man sieht in der Phantasie das, was man erwartet, und vergleicht dann ab und zu die Wirklichkeit mit dem Phantasiegebilde.

Bei dieser Sachlage liegt die Vermutung nun nahe, dass die Beobachtungsfehler, die in diesen Zuständen gemacht werden, mit der Aufmerksamkeit in engem Zusammenhang stehen. Diese Fehler müssen aber recht bedeutend werden können, da die Aufmerksamkeit leicht erschlafft. Infolge des langen Wartens kann man sich eben nicht mehr konzentrieren, wenn denn endlich etwas eintritt. Wenn es also in einer spiritistischen Sitzung lange dauert, bis die Manifestationen sich zeigen, so darf man sicher darauf rechnen, dass die Anwesenden selbst die grössten Betrügereien nicht mehr ent-

decken; sie können eben nicht mehr aufmerksam folgen. Aber auch wenn dies auszuschliessen ist, so stören obige Affekte die Beobachtung doch sehr. Die Unruhe der Aufmerksamkeit während der Spannung wird leicht zur Folge haben, dass das zu beobachtende Phänomen sich gerade dann zeigt, wenn man es nicht erwartet; inzwischen aber können kostbare Augenblicke verloren gehen, bis man die Aufmerksamkeit darauf konzentriert hat. Ist dagegen die Aufmerksamkeit während der „Erwartung“ auf einen bestimmten Punkt gerichtet, so wird man anfangs leicht übersehen, was anderswo stattfindet; und das können oft sehr wesentliche Dinge sein. Weiter aber wird die einseitige Konzentration der Aufmerksamkeit viel schneller eine Erschlaffung mit sich führen als die Abwechslung derselben während der Spannung. Endlich wird eine starke Erwartung von etwas Bestimmtem es leicht veranlassen, dass man sein Phantasiegebilde vom Erwarteten mit dem wirklich Eingetroffenen vermischt. Es ereignet sich nicht selten, dass gläubige Spiritisten wunderbare Phänomene in einer Sitzung sehen, wo mehr kritische Beobachter gar nichts Derartiges entdecken können. Es unterliegt eben keinem Zweifel, dass die Erwartung sie hier betrügt. Denn viele Psychologen haben gerade die Erfahrung gemacht, dass ein Phantasiegebilde, auf das die Aufmerksamkeit längere Zeit hindurch gerichtet gewesen ist, zuletzt so deutlich zu werden vermag, dass es jedenfalls bei schwacher Beleuchtung mit einer wirklichen Sinneswahrnehmung verwechselt werden kann.

Da unser Urteil über die Zeit besonders von der Aufmerksamkeit abhängig ist, so leuchtet ein, dass es ebenfalls unter der Spannung und Erwartung leidet. Der Einfluss der Erwartung ist aus dem täglichen Leben genügend bekannt. Sobald wir etwas Bestimmtes erwarten, wird die Zeit uns lang, weil die Aufmerksamkeit nicht dauernd auf eine einzelne Vorstellung, auf das, was erwartet wird, konzentriert bleiben kann. Aber eine wiederholt eintretende Erschlaffung der Aufmerksamkeit führt es mit sich, dass die Zeit länger geschätzt wird, als wie sie in Wirklichkeit ist. Bei der unbestimmten Spannung dagegen erscheint die Zeit uns kurz, weil die Aufmerksamkeit stets auf einen neuen Gegenstand gerichtet ist und dadurch eine Erschlaffung vermieden wird.

Die Furcht ist mit den beiden erwähnten Zuständen nahe verwandt. „Etwas fürchten“ heisst ja nur in steter Erwartung sein, dass etwas Bestimmtes, aber Unangenehmes eintreffen wird. Da die Furcht so eine besondere Art der Erwartung ist, werden alle die Beobachtungsfehler, welche die Erwartung mit sich führt, im allgemeinen auch in der Furcht begangen werden. Es kommen aber noch mehr

hinzu. Hat man Furcht vor dem zu beobachtenden Phänomen, d. h. wird man von der ängstlichen Erwartung beherrscht, dass dasselbe in irgend einer Weise schädliche Folgen haben könnte, so ist das Bewusstsein natürlich auch von Vorstellungen des Inhalts, wie man der vermuteten Gefahr entgegenzuwirken hat, beherrscht. Es versteht sich von selbst, dass jede Beobachtung unter solchen Verhältnissen unzuverlässig wird. Entdeckt man, dass kein Grund zur Angst vorliegt, so kann zwar eine ruhigere Beobachtung beginnen; bis dahin aber war sie oberflächlich und wertlos. Wird man aber nicht Herr über diese Gemütsbewegung, dann wird man sicher eine sehr übertriebene Schilderung vom Beobachteten machen. Man hat sich im voraus ein „fürchterliches" Bild von der Sache ausgemalt; und dieses Phantasiegebilde tritt dann in der Erinnerung an die Stelle des nur oberflächlich Wahrgenommenen.

Im Gegensatz zu den bisher behandelten Affekten scheint der Schrecken nicht so sehr bestimmte Beobachtungsfehler hervorzurufen, als vielmehr eine sachliche Beobachtung überhaupt unmöglich zu machen. Das beruht hauptsächlich wohl darauf, dass der Schrecken auf den ganzen Organismus und somit auch auf das Bewusstsein lähmend einwirkt. Wird man von einem plötzlichen Reize, der entweder ungemein stark ist oder Vorstellungen von einer Gefahr unbekannter Art erweckt, betroffen, so führt derselbe einen Schock, ein Erschrecken herbei. Das Herz steht still, alle Muskeln sind wie gelähmt. Kurz darauf tritt die Reaktion ein — das Erschrockensein hört auf —, aber unter dessen Nachwirkung, dem eigentlichen Schrecken, sind alle körperlichen und seelischen Funktionen noch in Aufruhr. Die Muskeln sind so erschlafft, dass der Mensch nicht Herr seiner Bewegungen ist; das Herz klopft, „der Verstand steht stille". Von einer wirklichen Beobachtung kann unter solchen Umständen keine Rede sein; man bekommt nur einen flüchtigen Eindruck von den Dingen; namentlich sind alle Grössenverhältnisse übertrieben, wahrscheinlich infolge einer Erschlaffung der Augenmuskeln. Da solches Erschrecken kaum zu vermeiden ist, wenn man in der Natur plötzlich einem ungewöhnlichen Erlebnis gegenübersteht, so müssen alle Berichte über derartige Ereignisse stets mit der grössten Vorsicht aufgenommen werden. Sie können wirklich nicht viel wert sein.

Befangenheit. Wir bezeichnen die Auffassung eines Menschen von einer bestimmten Sache als „befangen", wenn dieselbe nicht ausschliesslich von den vorliegenden Tatsachen, sondern auch von anderen, die Sache nicht berührenden Momenten bestimmt wird. Vorgefasste Meinungen sind wohl die häufigste, aber keineswegs die einzige Ursache einer befangenen Auffassung. Wie solche vorgefasste

Meinungen wirken, ist genügend bekannt. Halten wir etwas von einem Menschen, dann beurteilen wir sein weniger korrektes Betragen in bestimmten Fällen zu milde; ist er uns unangenehm, findet das Entgegengesetzte statt. Unser Urteil wird also im gegebenen Falle nicht ausschliesslich durch die Handlungen des anderen bestimmt, sondern auch durch unsere Kenntnis über ihn von früher mit beeinflusst. Aehnliches findet auch statt, wenn es sich um eine Beobachtung handelt; hier wirkt die Befangenheit in einer doppelten Weise ein. Teils führen es die schon von früher bestehenden Anschauungen mit sich, dass man etwas Bestimmtes zu sehen erwartet; demnach machen alle von der Erwartung herrührenden Fehler auch hier sich geltend, so dass das Erwartete und das wirklich Beobachtete miteinander vermischt werden. Teils wird man aber auch geneigt sein, unwillkürlich alles zu übersehen und beiseite zu schieben, was nicht mit den vorgefassten Meinungen übereinstimmt. Die bekannte Tatsache, dass ein Mensch nur das sieht, was er zu sehen wünscht, erklärt sich durch diese beiden Umstände von selbst. In einer spiritistischen Sitzung wird der Gläubige daher Geister sehen, wo andere nichts sehen, und alles von der Hand weisen, was zu einer natürlichen Erklärung der Phänomene führen könnte. Der „Unglaube“ aber, der alles für Betrug hält, wird ebenso sicher das Ungewöhnliche und Interessante bei manchen Phänomenen einfach übersehen. Das „Für“ und „Wider“ ist also in gleichem Masse schädlich; man muss unbefangen sein, um richtig zu beobachten.

Man könnte auch aus rein wissenschaftlichen Gebieten verschiedene Beispiele dafür anführen, wie Forscher, in vorgefassten Meinungen befangen, bei ihren Beobachtungen nur auf die Punkte achtgeben, die für ihre Anschauungen sprechen, die entgegengesetzten aber ganz übersehen. Statt vieler nur ein Beispiel aus unserem speziellen Gebiete, der Geschichte des Aberglaubens. Der französische Physiologe Chr. Richet war auf Grund verschiedener, später zu besprechender Versuche vor einigen Jahren zu der Ueberzeugung gekommen, dass eine Gedankenübertragung von einem Menschen auf den andern auch bei weiten Entfernungen möglich wäre. Zum Beweis dafür, dass eine solche Gedankenübertragung nicht allein bei planmässigen Versuchen, sondern auch spontan, ohne vorherige Verabredung der Betreffenden, stattfinden könne, führt er folgenden Vorfall an:

„Eines Morgens 9 Uhr, im Februar 1885, ging ich auf mein Kontor, um an meiner Zeitschrift zu arbeiten. An der Ecke der Strasse Four St. Germain und dem Boulevard sah ich, während ich mich auf der linken Seite der Strasse befand, Professor Lacassagne von Lyon auf der andern Seite der Strasse gehen. Prof. Lac. reist ein- oder zweimal im Jahre nach Paris. Vor 14 Tagen hatte er einen Artikel für meine Zeitschrift „Revue scientifique“ gesandt. Als ich ihn sah, schickte ich mich an, die Strasse zu überschreiten, um ihn zu begrüssen; doch unterliess ich es, da ich mir sagte, dass er sicherlich nach dem Kontor der Zeitschrift kommen würde. Uebrigens,

dachte ich, ist es doch merkwürdig, wie Prof. Lac. Herrn L. (einem mir bekannten Augenarzte) ähnlich sieht.

Ich kam auf das Kontor und empfing verschiedene Personen. Halb elf Uhr brachte man mir Professor Lacassagnes Karte, was ich ganz natürlich fand, da ich ihn ja vor kurzem auf der Strasse gesehen hatte. In dem Augenblick, wie er in die Stube trat, sah ich gleich, dass es nicht dieselbe Person war, die ich kurz vorher auf der Strasse beobachtet hatte. Ich fragte ihn, ob er um 9 Uhr an der erwähnten Ecke des Boulevard gewesen sei, aber er verneinte es; um die Zeit war er in einer ganz anderen Gegend der Stadt gewesen. Wie kam es nun, dass ich Professor Lacassagne dort gesehen zu haben meinte? Der Mann, den ich sah, war hoch und blond, hatte einen blonden Schnurrbart, während Lacassagne mittelhoch ist und einen kleinen, ganz dunkeln Schnurrbart trägt.

Richet glaubt an Gedankenübertragung; deshalb sieht er in diesem ganz gewöhnlichen Erlebnis etwas Mystisches, das die Richtigkeit seines Glaubens beweisen soll, übersieht aber dabei ganz die Nebenumstände, welche die Sache durchaus auf natürliche Weise erklären. Ich habe selbst verschiedene derartige Fälle erlebt, und da ich nicht an Gedankenübertragung glaube, habe ich stets eine naheliegende Ursache für das Phänomen gesucht und gefunden. Sollte ich nach meinen eigenen Erfahrungen urteilen, würde ich mir Richets Erlebnis so erklären. Richet ist auf dem Wege zum Kontor, denkt an die vorliegenden Arbeiten und auch an Professor Lacassagnes Artikel. Nun sieht, wie Richet sagt, Lacassagne dem Arzte L. ähnlich; bemerkt er letzteren auf der anderen Seite der Strasse, während er Lac.s Namen in Gedanken hat, so wird eine Aehnlichkeit zwischen beiden eine Verwechslung leicht verständlich machen. Der Irrtum hält jedoch nur einen Augenblick an; denn Richet ist sich gleich nachher klar darüber, dass er wohl dem Arzte L. begegnet sei. So kann das Ganze sich zugetragen haben. Ob es sich wirklich so zugetragen hat, kann natürlich nicht entschieden werden, da Richet nicht die nötigen Aufklärungen zur Beurteilung der Sache gegeben hat. Wenn er aber diese Aufklärungen nicht gibt, so beruht das nicht darauf, weil er absichtlich betrügen will, sondern weil sein Glaube an die Gedankenübertragung ihn daran hindert, ein offenes Auge zu haben. Er ist befangen.

Eine scharfe Grenze zwischen dem Normalen und dem Krankhaften gibt es nicht, wenigstens nicht auf dem geistigen Gebiete. Während der erwähnte Vorfall nur ein Beispiel dafür ist, dass ein Mensch die Ursachen für eine natürliche Erklärung ganz übersieht, wenn er befangen ist, wird die Sache doch weit bedenklicher, wenn sie einen grösseren Umfang annimmt. Hat ein Mensch sich in dem Grade in den Glauben an das Mystische hier auf Erden hineingelebt, dass er einfache Vorfälle des täglichen Lebens als Aeusserungen mystischer Kräfte ansieht, so ist er nicht mehr ganz normal. Wir denken hierbei natürlich nicht an unwissende Personen, die überhaupt nichts von dem verstehen, was um sie herum in der Natur und im Menschenleben vorgeht, sondern an gebildete und kenntnisreiche Leute, bei denen alle sonstigen Bedingungen, richtig zu beobachten und das Beobachtete auch richtig zu beurteilen, vorhanden sind.

Ich besitze einige interessante Autobiographien, in denen die Verfasser ihre Erlebnisse auf dem Gebiete des Mystischen schildern. Leider sind diese Schilderungen rein private Mitteilungen, so dass ich sie nicht veröffentlichen darf. Abgesehen von einem einzigen Ereignis, das man vielleicht als etwas wunderbar auffassen kann, findet sich in diesen weitläufigen Aufzeichnungen nach meinem Dafürhalten nichts, was die Grenzen des Natürlichen überschreitet. Aber mit eiserner Konsequenz übersehen die Verfasser alles, was zu einem wirklichen Verständnis des „Wunderbaren" führen könnte, und erklären das Ganze von ihren mystischen Anschauungen aus. Wenn das nicht schon Verrücktheit ist, so grenzt es doch sehr nahe daran. Unter Verrücktheit (Paranoia) versteht der Psychiater nämlich eine Krankheit, die sich in der Entwicklung eines dauernd festgehaltenen Systems von Wahnvorstellungen äussert, während die Intelligenz sonst intakt ist. Die Krankheit ist rein intellektuell; sie kann jahrelang auf demselben Punkte stehen bleiben, hat selten Einfluss auf das körperliche Befinden und braucht nicht einmal Halluzinationen mit sich zu führen. Nur die Wahnvorstellungen breiten sich in stets wachsendem Masse aus, so dass immer grössere Gebiete in diesen Vorstellungskreis hineingezogen werden. Aber gerade diese Symptome scheinen bei den Mystikern vorzuliegen. Es sollte mich deshalb nicht wundern, wenn die Irrenärzte nach einigen Jahren, wenn der moderne Hang zur Mystik mehr überhand genommen hat, eine neue Art von Verrücktheit aufstellen würden, die Paranoia mystica. Sie ist wohl leider unheilbar.

Wie oben angeführt, rührt die Befangenheit nicht immer von vorgefassten Meinungen her. Man kann als Beobachter ganz unbefangen sein, und doch ist der Bericht über das Beobachtete befangen, weil zwischen Beobachtung und Abfassung des Berichtes Momente eintreten, welche die Erinnerung trüben. Dieses wird z. B. unvermeidlich stattfinden, wenn mehrere Menschen gleichzeitig, d. h. so, dass der eine bei dem Berichte des andern anwesend ist, über dieselbe Beobachtung referieren sollen. Zwei Menschen werden nie genau dieselben Beobachtungs- und Gedächtnisfehler machen; deshalb stimmen deren Berichte über ein Ereignis auch nie überein, wenn diese Berichte unabhängig voneinander abgefasst sind. Wir werden später zahlreiche Beweise hierfür finden. Aber wenn die beiden Beobachter nun beide anwesend sind und jeder in Gegenwart des andern Bericht erstattet, so wird der Bericht des letzten Referenten ganz sicher von dem des ersten beeinflusst werden, und die Uebereinstimmung zwischen beiden Darstellungen wird eine viel grössere sein, als wenn jeder den Hergang für sich geschildert hätte. Wenn es deshalb in alten Berichten heisst, dass zwei Menschen bei irgend einer Gelegenheit dieselbe Erscheinung gehabt haben (vgl. S. 264), so ist dem kein Gewicht beizulegen, wenn nicht beide Beobachter unabhängig voneinander, jeder für sich, ihre Darstellung schriftlich abgefasst haben. Derartige Vorsichtsmassregeln kannte man jedoch in früheren Zeiten nicht.

Die Bedeutung der Uebung und der Einsicht.

Die körperliche Gewandtheit eines guten Turners zeigt uns, welchen Wert anhaltende Uebungen haben. Lernt man ein Handwerk oder einen Sport, die gewisse feine Bewegungen der Gliedmassen erfordern, so muss man anfangs mit aller Anspannung und Aufmerksamkeit diese Bewegungen ausführen, muss oft sogar zuerst einzelne Stücke dieser Bewegungen für sich einüben, bis man sie zuletzt zusammenhängend ausführen kann. Je häufiger die Bewegungen dann wiederholt werden, desto leichter geht es; schliesslich macht man sie automatisch und ohne Nachdenken. Wenn eine solche Gruppe von Bewegungen eingeübt ist, so ist damit eine gewisse Fertigkeit erworben, die auch auf andern Gebieten von Nutzen sein kann. Ein tüchtiger Turner, der seinen Körper in seiner Gewalt hat, wird leichter einen andern Sport, z. B. Schlittschuhlaufen, lernen, als der, welcher nie versucht hat, Herr seiner Bewegungen zu sein. Um aber ein tüchtiger Schlittschuhläufer zu werden, muss er ebenfalls die dazu nötigen Bewegungen solange einüben, bis sie erlernt sind. Die Gewandtheit auf einem Gebiete ist also von grossem Nutzen bei Uebungen auf einem verwandten Gebiete, wo man dieselben Muskeln gebraucht; aber es sind doch stets wieder neue Uebungen erforderlich, um auch die neuen Bewegungen zu erlernen.

Dieses Beispiel zeigt uns die Bedeutung der Uebung auch für die Beobachtung. Hier gilt im wesentlichen dasselbe. Wer sich darin übt, auf einem Gebiete gut zu beobachten, erreicht dadurch eine gewisse Fertigkeit, sich seiner Sinne zu bedienen, so dass ihm das bei Beobachtungen auf anderen Gebieten von Nutzen sein kann. Darum ist er aber nicht ohne weiteres auf allen Gebieten ein vollendeter Beobachter. Dazu ist mehr notwendig, als die blosse Fertigkeit, seine Augen und Ohren zu gebrauchen. Da die Sinne bei jeder Beobachtung in derselben Weise gebraucht werden, so kann das, was über eine allgemeine Fertigkeit hinaus noch erforderlich ist, nicht auf einer besonderen Uebung beruhen; vielmehr muss man noch Kenntnisse, Verständnis und Einsicht in bezug auf jedes einzelne Gebiet haben.

So sind wohl alle sich darin einig, dass ein Zoologe eine weit genauere und zuverlässigere Beschreibung eines merkwürdigen Tieres geben wird, als ein Laie, der in der Zoologie nicht zu Hause ist. Der Fachmann weiss, worauf es ankommt, welche Eigentümlichkeiten des Tieres für die Einordnung ins Tierreich von Bedeutung sind. Der Laie dagegen wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach mehr an die augenfälligen, aber vielleicht ganz unwesentlichen Eigenschaften halten. Dies beruht aber offenbar nicht darauf, dass er seine Augen nicht gebrauchen kann. Er hat sein Beobachtungs-

vermögen vielleicht ebenso gut geschärft wie der Zoologe. Da ihm aber die nötige Einsicht fehlt, weiss er nicht, worauf er seine Aufmerksamkeit richten soll, und seine Beobachtungen und Beschreibungen werden dadurch wertloser.

Im allgemeinen ist man sehr geneigt, die Bedeutung, welche gerade die Einsicht in ein bestimmtes Gebiet für den Wert der Beobachtungen selbst hat, zu unterschätzen. Ein Naturforscher wird so vom grossen Publikum als ein Mann angesehen, der von Profession Beobachter ist, und an dessen Berichten über Beobachtungen man darum nicht zweifeln kann. Aber das ist vollständig verkehrt. Heutigen Tages, wo die einzelnen Naturwissenschaften einen solchen ungeheuren Umfang angenommen haben, ist kein Mensch Naturforscher schlechthin. Er ist entweder Physiker oder Chemiker, Astronom, Geologe, Zoologe, Botaniker u. s. w. Er hat sich entweder einem dieser Fächer ganz gewidmet, oder er ist nur Dilettant. Selbstverständlich kann z. B. ein Physiker auch auf anderen Gebieten gut beschlagen sein, aber alle Zweige der Naturwissenschaft zu beherrschen, ist heutzutage einem einzelnen Menschen kaum mehr möglich. Die Einsicht muss also auf den meisten Gebieten relativ beschränkt sein; man kann nicht auf allen Fachmann sein.

Hieraus folgt, dass derjenige, welcher auf einem Gebiete ein ausgezeichneter Beobachter ist, auf anderen Gebieten wegen mangelnden Verständnisses ein höchst ungenügender Beobachter sein kann. Es ist deshalb ziemlich bedeutungslos, wenn die Spiritisten und Okkultisten sich stets auf die ausgezeichneten Gelehrten und Beobachter Wallace, Crookes und Zöllner, welche die Tatsächlichkeit der mediumistischen Manifestationen bezeugt haben, berufen. Diese Männer waren auf ihren Gebieten gewiss ausgezeichnete Beobachter, aber sie haben nie Beweise dafür geliefert, dass sie auch in den Wissenschaften zu Hause waren, die man als guter Beobachter der mediumistischen Phänomene vor allen Dingen genau beherrschen muss, in der Psychologie und „höheren Magie“, d. h. der Taschenspielerkunst. Nur der, der hier beschlagen ist, kann mitreden. Derer, die diese Bedingungen erfüllen, gibt es gewiss nicht viele; jedenfalls aber darf einem Manne das Recht, hier mitzusprechen, nicht streitig gemacht werden. Das ist Prof. M. Dessoir in Berlin, der als ein vorzüglicher Taschenspieleramateur bekannt ist. Er hat mehrere Seancen mit den Medien Slade und Eglinton abgehalten und kommt zu dem Resultat, dass alles, was in seiner Gegenwart geleistet wurde, nur leicht durchsichtige Taschenspielerkünste, bewusster oder unbewusster Betrug wäre. Dagegen räumt er ein, dass in den Berichten seiner Freunde über ähnliche Seancen vereinzelt auch ein Phänomen angeführt wird, das vielleicht zur näheren Untersuchung reizen könnte. Ein solcher Ausspruch ist sicherlich schwerwiegender als die entgegengesetzten Zeugnisse von zahlreichen Gelehrten, denen alle Vorkenntnisse fehlen, um einem Taschenspieler in die Karten zu gucken.

Wir werden in einem folgenden Abschnitte die Bedeutung der Beobachtungsfehler für den Aberglauben betrachten müssen und dabei reichlich Gelegenheit haben, auch die Bedeutung des rechten Verständnisses nachzuweisen. Wir werden an zahlreichen Beispielen sehen, wie das Wissen, das auf Grund von methodischen Untersuchungen stetig zunimmt, den Aberglauben in gleichem Masse zurückdrängt, und zwar dadurch, dass es das Beobachtungsvermögen schärft und so den Weg zur richtigen Auffassung der Phänomene ebnet.

Experimentelle Untersuchungen über die Beobachtungsfehler.

Gegen obige Betrachtungen wird man vielleicht den Einwand erheben, dass dies alles nur Theorie und ohne weitere praktische Bedeutung sei. Da dieselben durchweg auf bekannten Erlebnissen des täglichen Lebens beruhen, so zweifelt man wohl nicht daran, dass die erwähnten Beobachtungsfehler vorkommen können. Aber man entgegnet mir vielleicht, dass dieselben sich darum doch nicht stets bei allen Beobachtungen mit einzuschleichen brauchen, sondern leicht zu vermeiden sind, sobald man nur mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gang der Begebenheiten folgt. Deshalb kann allen diesen möglichen Beobachtungsfehlern keine grössere praktische Bedeutung beigelegt werden.

Gerade dieser Einwand wurde von mehreren Seiten geltend gemacht, als man in der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Verständnis für die grosse Bedeutung der Beobachtungsfehler für den Aberglauben bekam; er wurde die Veranlassung zu einer der interessantesten Versuchsreihen, welche die experimentelle Psychologie aufzuweisen hat. Wer eigentlich den ersten Anstoss zu diesen Versuchen gegeben hat, ist nicht sicher festzustellen. Es scheint hiermit gegangen zu sein, wie es so oft geht: grosse Entdeckungen erfolgen, wenn die Zeit dazu reif ist, so dass sie nun darum auch meistens von mehreren zu gleicher Zeit gemacht werden. Mr. Hodgson, der die Mme. Blavatsky entlarvte (vgl. S. 350), erzählt in einer Abhandlung über „the possibilities of malobservation", dass er im Juni 1884 eine Sitzung mit Eglinton abgehalten habe. Als er nachher ein möglichst genaues Referat über dieselbe zu geben versuchte, war dieses ihm fast unmöglich. Als er ferner sein Referat mit dem eines Freundes verglich, wurde er auf die grossen Differenzen zwischen beiden aufmerksam. Während seines Aufenthaltes in Indien ein Jahr später (in Veranlassung der theosophischen Bewegung) erlebte er ebenfalls verschiedene Fälle, die ihm zeigten, wie schwierig es unter gewissen Umständen ist, richtig zu beobachten. Einer derselben machte namentlich einen tiefen Eindruck auf ihn.

Er sass eines Tages mit mehreren Europäern auf einer Veranda und sah einem Hindu zu, der Taschenspielerkunststücke machte. Derselbe sass auf der Erde; einige Fuss von ihm entfernt lagen einige Puppen und Münzen, die sich auf Befehl bewegten, umhersprangen und die merkwürdigsten Evolutionen ausführten. Ein anwesender Offizier nahm eine Münze aus der Tasche und fragte den Hindu, ob diese auch jene Kunststücke machen könne. Auf die bejahende Antwort hin wurde die Münze zu den übrigen gelegt. Sie zeigte sich wirklich im Besitz derselben gymnastischen Fertigkeit. Des Abends erzählte der Offizier diesen Vorfall in einer grösseren Gesellschaft und fügte hinzu, dass er die Münze selbst auf den Erdboden gelegt hätte. Einige von den Personen, die das Kunststück mitangesehen hatten, behaupteten freilich, dass der Gaukler die Münze genommen und hingelegt hätte; der Offizier aber behauptete mit aller Bestimmtheit, dass er es getan hätte. Er war jedoch im Unrecht. Mr. Hodgson, der das Kunststück kannte, hatte gerade hierauf genau geachtet und gesehen, wie der Hindu sich vornüber beugte und die Münze ergriff, unmittelbar bevor sie die Erde berührte; sonst wäre das Kunststück einfach unmöglich gewesen. Ob der Offizier die Bewegung des Gauklers nicht gesehen, oder ob er sie vergessen hatte, bleibt dahingestellt; für Hodgson war es ein neuer Beweis für die Schwierigkeit, dergleichen Ereignisse richtig zu beobachten und zu beschreiben, wenn man nicht den wesentlichen und entscheidenden Punkt dabei kennt.

Ungefähr gleichzeitig mit Hodgson war Mrs. Sidgwick (die Gattin des bekannten Professors H. Sidgwick in Cambridge) zu demselben Resultat gekommen.

Sie hatte viele Jahre hindurch mit spiritistischen Medien experimentiert und dabei bemerkt, wie schwer eine genaue Beobachtung der wahren Vorgänge ist. Die Versuche glückten ferner nur dann, wenn man ausschliesslich darauf angewiesen war, sich auf die Beobachtungen der Teilnehmer mit der Garantie, dass alles ehrlich zuging, zu verlassen. Verschärfte man dagegen die Bedingungen etwas, um den Beobachtern das anstrengende Aufpassen zu erleichtern, so missglückten die Versuche. So war es leicht für das Medium, eine Schrift zwischen zwei geschlossenen Tafeln hervorzurufen, sobald diese sich öffnen liessen, ohne dass man es ihnen ansehen konnte. Dafür, dass das Medium die Tafeln nicht geöffnet hatte, war also in diesem Falle keine andere Sicherheit vorhanden, als eben das Zeugnis der Anwesenden, dass keiner es gesehen hatte. Waren die Tafeln dagegen zusammengeschraubt und versiegelt, oder befand sich ein Stück Papier und Bleistift in einem zugeschmolzenen Glaskolben, so war das Medium machtlos. Da man nun nicht gut annehmen konnte, dass gerade die Bedingungen, welche den Anwesenden das Aufpassen erleichterten, auch die Einwirkung der okkulten Kräfte unmöglich machten, so schienen die wunderbaren Leistungen der Medien hauptsächlich darauf zu beruhen, dass die Teilnehmer der Seancen nicht scharf genug beobachteten. Diese Anschauungen legte Mrs. Sidgwick 1886 in einer Abhandlung: „the physical Phenomena of Spiritualism" in den „Proceedings of S. P. R." dar. Dieselben erregten natürlich einen Sturm von Kontroversen seitens der Okkultisten.

Indes waren doch auch viele derselben Ansicht wie Mrs. Sidgwick und unter diesen namentlich ein Mann, der in den nun folgenden Untersuchungen die grösste Rolle spielte, nämlich Mr. Davey.

In verschiedenen Sitzungen, die er mit Eglinton abhielt, hatten die „Geister“ erklärt, dass er die Bedingungen besitze, um ein hervorragendes Medium zu werden. Er versuchte deshalb, ob er wirklich direkte Schrift hervorzubringen vermochte; aber es misslang ihm stets, bis er sich endlich — einige Anweisungen zu diesem Experimente von einem Taschenspieler erkaufte! Obgleich er von Anfang an fest an das Mitwirken okkulter Kräfte bei Eglintons Leistungen geglaubt hatte, überzeugte er sich später davon, dass Eglinton wirklich dieselben oder jedenfalls ähnliche Kniffe anwandte, wie die, welche er jetzt kannte. Es musste also an Beobachtungsfehlern liegen, wenn er dieses nicht früher entdeckt hatte. Er bildete sich nun weiter als Medium aus, weihte Hodgson in sein Handeln ein und begann dann gemeinschaftlich mit ihm die höchst interessante Reihe von Versuchen, die mit der grössten Evidenz die praktische Bedeutung der Beobachtungsfehler bewies. Sie luden angesehene und tüchtige Männer zu wiederholten Sitzungen ein, Davey führte eine Anzahl von spiritistischen Prästationen aus, nachdem er die Anwesenden gebeten hatte, alles mit grösster Sorgfalt untersuchen und beobachten zu wollen. Ausserdem forderte er sie auf, noch am selbigen Tage eine Darstellung vom Gesehenen niederzuschreiben und ihm zu senden. Diese Berichte über zwanzig Seancen sind von Davey gesammelt und mit kritischen Anmerkungen in einem Anhang zu Hodgsons oben erwähnter Abhandlung über „malobservation“ veröffentlicht worden.

Das Eigentümlichste bei diesen Berichten ist unstreitig der Umstand, dass zwei Darstellungen von derselben Sitzung einander sehr wenig gleichen; man möchte kaum glauben, dass sie dieselbe Begebenheit schildern. Betrachtet man ferner jeden Bericht für sich, so erhält man den Eindruck, dass geradezu übernatürliche Phänomene hier beobachtet worden sind; viele Teilnehmer versichern, dass Daveys Leistungen weit über das hinausgegangen seien, was sie bei den berühmtesten Medien gesehen hätten. Es wundert uns deshalb nicht, wenn die hervorragendsten englischen Spiritisten, mit Wallace an der Spitze, bestimmt behaupteten, Davey sei ein Medium. Sie forderten Hodgson auf, das Gegenteil zu beweisen, falls er es könnte. Sie wurden in ihrem Glauben durch den Umstand noch mehr bestärkt, dass der bekannte englische Taschenspieler Hoffmann, der bei einer der Seancen anwesend war, die Erklärung abgab, er könnte es nicht als möglich ansehen, derartige Phänomene durch natürliche Mittel hervorzubringen. Davey weihte ihn dann in seine Kunststücke ein, worauf er einräumen musste, dass alles doch ganz natürlich zuginge. Nach Daveys Tod gab Hodgson 1892 in den „Proceedings“ der Gesellschaft eine Darstellung von seinen am häufigsten angewandten Methoden, so dass die Behauptung der Spiritisten, Davey sei wirklich ein Medium, als vollständig widerlegt angesehen werden musste.

Daveys kritische Bemerkungen zu den verschiedenen Berichten zeigen uns deutlich, wie unzuverlässig das menschliche Beobachtungsvermögen ist. Fast jeder der vielen Beobachter hat so grosse Fehler begangen, dass seine Darstellung ein vollständiges Zerrbild von der eigentlichen Tatsache ist. Es erscheint fast als unglaublich, dass intelligente Leute in solchem Grade sich irreführen lassen. Zum Teil erklärt es sich allerdings dadurch, dass Davey ein ganz seltenes Talent zur Taschenspielerkunst besessen haben soll. Gleichwohl erschien

es mir beim Lesen der Berichte unfasslich, dass so bedeutende Fehler sich einschleichen konnten, und ich beschloss deshalb im Frühjahr 1894, diese Versuche selbst zu wiederholen. Hodgsons Aufschlüsse über die von Davey angewandten Methoden gaben mir die notwendigen technischen Anleitungen, und ich versuchte nun, mich als Medium auszubilden. Nach einiger Zeit konnte ich die verschiedenen Manipulationen auch mit einer gewissen Fertigkeit ausführen, und da meine ersten Versuche über Erwarten glückten, lud ich verschiedene Bekannte, Gelehrte, Geschäftsleute, Journalisten u. a. zu einer Reihe von Sitzungen ein. Da kaum jemand gekommen wäre, wenn ich sie zu Taschenspielerkunststücken eingeladen hätte, so nannte ich es „spiritistische Phänomene". Die Sitzung selbst leitete ich mit der Bemerkung ein, dass in den Phänomenen, die ich zu zeigen hoffte, noch vieles wäre, was ich selbst nicht verstände. Ich bat deshalb die Anwesenden, genau aufzupassen und mir so bald als möglich eine genaue Beschreibung von dem, was sie gesehen hätten, zu liefern.

Auf diese Weise erhielt ich allmählich etwa 20 Berichte, von denen ich hier einige mit Erlaubuis der Referenten wiedergebe. Da ich selbst bald wahrnahm, dass ich gar kein Talent für die Taschenspielerkunst besass, so war mein Repertoire immer sehr beschränkt; ich wagte mich nie über die leichtesten Kunststücke hinaus und liess auch niemanden mehr als einmal anwesend sein. In Vergleich zu Daveys Versuchen sind die meinigen sehr bescheiden. Aber gerade, weil er ein guter Taschenspieler war und ich ein schlechter, sind meine Versuche ebenso interessant als die seinigen, weil sie zeigen, wie wenig dazu gehört, um selbst intelligente und tüchtige Beobachter zu täuschen. Dass ich dem nicht entgehen konnte, auch einmal „entlarvt" zu werden, versteht sich von selbst; aber es gelang doch nur einem oder zweien von den Teilnehmern an meinen Sitzungen, mich auf frischer Tat zu ertappen, und diese waren sich ausserdem schon im voraus klar darüber, dass die Leistungen nur Taschenspielerkunststücke seien. Uebrigens gelang es ihnen nur bei einem einzelnen Versuche, den Zusammenhang nachzuweisen; mehrere der nachfolgenden Manifestationen erschienen ihnen trotzdem rätselhaft. Hieraus kann man sicher den Schluss ziehen, dass es im allgemeinen ziemlich gleichgültig ist, ob die Anwesenden eine Ahnung von der wahren Natur der Leistungen haben oder nicht. Weiss man, dass es Taschenspielerkunststücke sind, so passt man vielleicht etwas besser auf das Medium auf; aber es ist nicht jedermanns Sache, einem Taschenspieler auf die Finger zu sehen.

Damit der Leser sich nun selbst ein Urteil bilden kann, wie weit zwei Darstellungen derselben Sache voneinander abweichen können, führe ich zunächst zwei Berichte über dieselbe Sitzung wortgetreu an. Alle Namen sind durch willkürliche Buchstaben ersetzt. Meine kritischen Bemerkungen zu den Fehlern sind als Anmerkungen unter den Text gesetzt. Dafür, dass ich — und nicht etwa die Beobachter — recht hatte, kann ich garantieren; denn alles, was ich tat, war sorgfältig vorher einstudiert. Ausserdem schrieb ich gleich nach jeder Sitzung eine genaue Darstellung von dem ganzen Hergang nieder, und hier konnten Fehler sich doch nicht gut einschleichen, da

ich ja wusste, mit welchen Handgriffen die verschiedenen Manifestationen ausgeführt waren. Ich bemerke hier noch, dass die beiden Herren, deren Berichte ich wiedergebe, von der Voraussetzung ausgingen, dass jede Taschenspielerei ausgeschlossen sei.

Herrn A. B.s Bericht.

„Am Montage den 5. März 1894 waren Hr. C. D. und ich gebeten, einigen Experimenten in Dr. L.s Laboratorium beizuwohnen. Nachdem wir zunächst sorgfältig den Tisch, an dem wir sassen[1]), und die Tafeln, mit denen die Versuche angestellt werden sollten[2]), untersucht hatten, wurden wir aufgefordert, Fragen zu stellen. Die erste lautete: „Kommt in diesem Jahre ein Vergleich zustande?“ [3]) Dr. L. hielt dann[4]) eine gewöhnliche Tafel, die wir im voraus abgetrocknet hatten, unter den Tisch. Zwischen den Flächen der Tafel und des Tisches war ein kleines Stück Griffel angebracht, so dass dasselbe eben Platz hatte, sich zu bewegen.

Wir machten nun Versuche nach dieser Richtung hin[5]) und konnten hören, wie der Griffel sich bewegte; aber es war kein sichtbares Zeichen auf der Tafel, wenn wir sie herausnahmen. Herr C. D. und ich schlossen nun die Kette, indem er und Dr. L. die Tafel unter der Tischplatte festhielten und ich, der ich zwischen ihnen sass, sie beide mit den Händen hielt. Da man im Laufe einiger Minuten nichts vom Griffel hörte, so wechselten C. D. und ich die Plätze[6]) und Dr. L. fragte: „Wird's bald?“ Kurz darauf hörten wir den Griffel rasseln, und als die Tafel hervorkam, stand auf derselben recht deutlich: „Hier sind wir, Psyche.“ Die Tafel wurde dann abgewischt und an ihren alten Platz gebracht; Frage: „Kommt ein Vergleich dieses Jahr zustande?“ wurde wiederholt, und abermals rasselte der Griffel[7]). Auf der Tafel stand nun ganz deutlich: „Wir glauben es.“ Die Tafel wurde wieder unter den Tisch gehalten[8]) und wir bildeten wie vorhin eine Kette, worauf die nächste Frage: „Wie alt ist Herr C. D.?“ gestellt wurde. Wir besprachen jetzt recht lebhaft die Mittel, durch welche die Schrift hervorgerufen werden konnte, und hörten inzwischen, wenn wir das Ohr auf den Tisch legten, wie der Griffel auf der Tafel tanzte. Als die

[1]) Der Tisch wurde allerdings untersucht, aber bei weitem nicht „sorgfältig“. Es wird gar nicht erwähnt, dass auf dem Tische ein Zeichenbrett lag, das über die Tischplatte hinausragte und gegen welches die Tafeln in den folgenden Versuchen angepresst wurden.

[2]) Nur eine Tafel wurde untersucht; wäre dieses auch bei den anderen der Fall gewesen, so wären die späteren Versuche kaum gelungen.

[3]) u. [4]) Erst wurde die Tafel unter den Tisch gebracht, dann begann eine lange politische Unterredung, die zur erwähnten Frage führte, bis ich zuletzt darum bat, dass eine bestimmte Frage gestellt werden möge.

[5]) Dies geschah erst viel später, als zum zweitenmal eine Schrift auf der Tafel entstanden war.

[6]) Die Tafel lag auf dem Tische, als der Wechsel der Plätze stattfand, war aber schon unter dem Tische, als der Wechsel ausgeführt war.

[7]) Hier ist vergessen, dass die Plätze der Herren A. B. und C. D. noch einmal gewechselt wurden, während die Tafel hervorgenommen worden war und nun auf dem Tische lag.

[8]) In bezug auf das Folgende hat das Gedächtnis Herrn A. B. vollständig im Stich gelassen. Nicht eine, sondern zwei Tafeln wurden gebraucht, die auf dem Tische lagen; zwischen ihnen war Kreide. Da wir jedoch nicht gleich eine Schrift darauf erhielten, nahm ich die später erwähnte verschlossene Tafel und bat, in dieselbe eine Frage zu schreiben, ohne dass ich es sah. Während dies geschrieben wurde, machte ich mir etwas mit den auf den Tischen liegenden Tafeln zu schaffen, was gar nicht bemerkt wurde. Vergl. Herrn C. D.s Bericht, Versuch 3.

letztere wieder hervorgeholt wurde, zeigten sich die folgenden nicht unbekannten Weisheitsworte, die mit einer besonders deutlichen Handschrift geschrieben waren, jedoch ohne dass diese der Handschrift eines der Anwesenden glich[9]):

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit — auch die höhere Matematik — sich träumen lässt.
Hamlet[10]).“

Wir bemerkten, dass Hamlet, der wahrscheinlich aus Rücksicht auf Herrn C. D.s Anwesenheit den Passus von der höheren „Matematik“ eingeschmuggelt hatte, dieses Wort ohne h schrieb. C. D. und ich erklärten, dass wir geneigt seien, diesen Buchstaben festzuhalten, während Dr. L. dies schon längst aufgegeben hatte*). — Die Frage nach C. D.s Alter wurde mit einem Gekritzel beantwortet, das keiner von uns zu entziffern vermochte.

Dr. L. überreichte uns darauf[11]) eine kleine Doppeltafel, die verschlossen werden konnte, und bat mich, eine Frage auf die Innenfläche schreiben und hinzufügen zu wollen, ob ich die Antwort mit rotem, weissem oder blauem Griffel geschrieben zu haben wünschte. In C. D.s Gegenwart schrieb ich — während Dr. L. sich so weit entfernt hatte, dass er es unmöglich sehen konnte[12]) — die folgenden Worte: „Wo ist Nansen? Rot!“ Ich legte selbst ein Stückchen eines weissen, roten und blauen Griffels zwischen die Tafeln, verschloss sie mit dem Schlüssel und steckte diesen zu mir. Die Doppeltafel blieb einige Zeit auf dem Tische liegen, während wir einige Experimente mit dem Psychographen anstellten, die ebenso vollständig missglückten, wie ein anderer Versuch, nämlich den Griffel zur Mitteilung dessen zu bewegen, was auf Seite 7 Zeile 5 in einer Doktordisputation stände[14]). Dann ergriffen wir die Doppeltafel[15]), schlossen die Kette wie vorhin und horchten, was da kommen würde. Ich habe vergessen mitzuteilen, dass jedesmal, ehe der Griffel seine Tätigkeit begann, einige nervöse Zuckungen durch das Medium gingen. Diese zeigten sich nun wieder; der Griffel rasselte, und als die Tafel hervorkam, stand in ihr ganz deutlich mit

---

9) Ist zweifelhaft; sie sah meiner Handschrift in bedenklicher Weise ähnlich.

10) Wie in Anmerkung 8 erwähnt, erschien diese Schrift zwischen zwei Tafeln, aber es wurde gar nicht beachtet, dass ich die Tafeln umkehrte, als das Schreiben zu Ende war, so dass die oberste die unterste wurde. Auf der letzteren stand das lange Zitat.

*) Der Sinn ist der: C. D. und A. B. wollen, entsprechend der früheren Rechtschreibung im Dänischen, das h im Worte Mathematik festhalten, während Dr. L. gemäss der neueren Rechtschreibung dieses h gestrichen hat. Anmerkung des Uebersetzers.

11) Geschah viel früher; vergl. Anm. 8.

12) Ich sass am Tische, war aber, wie in Anm. 8 erwähnt, sehr eifrig mit den beiden Tafeln, die vor mir lagen, beschäftigt.

13) Unmittelbar, nachdem Hamlets Worte sichtbar geworden waren, kam die Rede auf den Psychographen; dieser wurde hervorgeholt und Herr C. D. und ich versuchten mit dessen Hilfe die Antwort auf die Frage nach seinem Alter zu erhalten. Es zeigten sich nur Striche, so dass der Versuch als misslungen bezeichnet werden musste.

14) Die Geschichte von der Doktordisputation ist sehr kurz berichtet. Es ist vergessen worden, dass beide Herren ans andere Ende des Zimmers nach einem Schrank gegangen waren, um das betreffende Buch herauszunehmen, während ich am Tische sitzen blieb. Darauf ging ich mehrere Minuten lang aus der Stube hinaus; als ich wieder zurückkam, sassen die beiden Herren wieder am Tische.

15) Das ging so zu, dass ich die Tafel mit der linken Hand nahm, sie unter den Tisch führte und mit der rechten Hand in die richtige Lage unter der Tischplatte brachte.

roter Schrift meiner Frage gegenüber: „Bei dem Nordpol". C. D. und ich gingen dann ganz erstaunt nach Hause[16]).

Herrn C. D.s Bericht.

Die zu den Versuchen benutzten Schiefertafeln waren vorher untersucht und von Herrn A. B. und mir abgewischt[17]).

Versuch 1. Es wurde die Frage gestellt: „Wird in dem laufenden Jahre ein politischer Vergleich geschlossen werden?" Eine Schiefertafel, auf welcher ein Griffel von etwa $^1/_8$ Zoll Länge lag, wurde unter der Tischplatte[18]) an deren Rand angebracht und durch einen leichten Druck gegen die Tischplatte von Dr. L. und mir mit der rechten beziehungsweise linken Hand gehalten. Es wurde sodann eine Kette gebildet und zwar so, dass A. B. über dem Tische Dr. L.s linke und meine rechte Hand mit seiner rechten und linken Hand fasste. Der Rand der Tafel hinderte den Griffel daran, die Tischplatte zu berühren. Ich vertauschte meinen Platz mit A. B., da der Versuch nicht gleich gelingen wollte[19]); dasselbe war bei mehreren späteren Versuchen der Fall[20]). Bei allen Versuchen gingen von Zeit zu Zeit gleichsam nervöse Zuckungen durch Dr. L. Endlich hörte man einen schrabenden Laut; als derselbe aufhörte und Dr. L. die Tafel auf den Tisch legte, stand auf derselben eine zusammenhängende, aber unleserliche Schrift — eine Zeile mit Unterschrift[21]).

Versuch 2. Die Frage wurde aufs neue gestellt und der Versuch in derselben Weise wiederholt. Die Tafel zeigte darauf eine Zeile mit drei Wörtern, von denen das erste und das letzte sehr einem „wir" und „es" ähnlich sah, während das mittelste unleserlich war[22]).

Nun legte Dr. L. uns zwei kleine schwarze Tafeln vor[23]), die auf der einen Seite mit Scharnieren verbunden waren, so dass sie wie ein Buch aufgeschlagen werden konnten; mittelst eines Schlosses konnten die Tafeln auf der den Scharnieren entgegengesetzten Seite verschlossen werden, so dass das Buch nicht geöffnet werden konnte. Im Innern der Tafel lagen drei Stückchen Griffel, wie das oben erwähnte, aber von verschiedener Farbe. Auf Dr. L.s Aufforderung schrieb A. B. auf das Innere der Tafel die Frage: „Wo ist Nansen? Rot." Das letzte Wort sollte bedeuten, dass die Antwort mit dem roten Griffel geschrieben werden sollte. Dr. L. wusste nicht, was geschrieben wurde. Die Tafel wurde verschlossen und lag dann auf dem Tische vor A. B. und meinen Augen, bis[24]) sie benutzt wurde; A. B. nahm den Schlüssel an sich.

---

16) Ich war selbst sehr erstaunt, dass ich nicht gleich entlarvt worden war. Es war eine meiner ersten Sitzungen, und ich war hocherfreut über den glücklichen Ausfall.

17) Nur eine Tafel wurde untersucht. Das Zeichenbrett, das auf dem Tische lag, wird gar nicht erwähnt; vergl. übrigens Anm. 1 und 2.

18) Sie war schon lange unter dem Tische gewesen, ehe die Frage, durch die Unterhaltung veranlasst, gestellt wurde, vergl. Anm. 3 und 4.

19) Es wird nicht erwähnt, dass die Tafel hervorgeholt war und auf dem Tische lag, als ich zum Wechseln der Plätze aufforderte; auch nicht, dass die Tafel wieder unter den Tisch gebracht wurde, als der Wechsel stattfand. Siehe Anm. 6.

20) Ja, aber wann? Gerade darauf kommt es an.

21) Nur Herr C. D. fand sie unleserlich; A. B. hat sie in seinem Berichte richtig angegeben.

22) Hier wird nicht erwähnt, dass die Tafel während dieses Versuches wenigstens einmal hervorgeholt war, und dass ein Wechsel der Plätze unter denselben Umständen, wie in Anm. 19 erwähnt ist, stattfand.

23) Nicht richtig; es war später, als Versuch 3 bereits begonnen hatte.

24) Die Tafel war wenigstens vier Minuten lang unsichtbar, ehe sie benutzt wurde.

Versuch 3. Zwei gleiche Schiefertafeln wurden mit den Rändern aneinander und mit einem Stückchen Griffel dazwischen auf den Tisch gelegt; und es wurde bestimmt, dass der Versuch darauf abzielen sollte, C. D.s Alter zu erfahren. Die drei Teilnehmer legten alle die Fingerspitzen an die Ränder der Tafeln. Nach kurzer Zeit hörte man einen schrabenden Laut[25]), der mir allerdings nicht von den Tafeln[26]) zu kommen schien; er hörte auf, wenn Dr. L. seine Hände von den Tafeln nahm und begann wieder, wenn er sie wieder darauf setzte. Als das Geräusch aufhörte, wurden die Tafeln voneinander genommen, und die eine zeigte folgenden Satz mit vollkommen deutlicher Schrift:

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit — selbst die höhere Matematik — sich träumen lässt.
Hamlet[27])."

Versuch 4. A. B. und ich merkten uns nun die Worte einer Zeile in einem bestimmten Buche, sowie die Zahl der Seite und Zeile, ohne Dr. L. etwas davon mitzuteilen[28]). Es glückte jedoch nicht nach der in Versuch 1 angeführten Methode, diese Worte oder die Nummern auf die Tafel geschrieben zu bekommen. Als Dr. L. anfing sich müde zu fühlen, schritten wir zu dem

Versuche 5. Die schwarze Doppeltafel wurde auf den Tisch gelegt und ebenso behandelt wie die Tafeln im Versuche 3[29]). Nach Verlauf von ganz kurzer Zeit, von kaum zwei Minuten, erklärte Dr. L. den Versuch für beendet; die Tafel wurde geöffnet. Gegenüber von der niedergeschriebenen Frage stand mit vollkommen deutlichen roten Buchstaben: „Bei dem Nordpol."

Es bedarf kaum eines weiteren Kommentars zu diesen Berichten. Die beiden Darstellungen weichen, wie man sieht, nicht wenig voneinander ab; nicht allein die einzelnen Versuche, sondern auch ihre Reihenfolge wird verschieden geschildert. Hieraus folgt, dass wenigstens die eine derselben unrichtig sein muss. Tatsache ist es aber, wie meine Anmerkungen beweisen, dass beide Beobachter sich nicht unbedeutender Fehler schuldig gemacht haben. Diese Fehler gehören aber allen oben erwähnten Gruppen an. Es finden sich z. B. eigentliche Fehler der Sinneswahrnehmung — die Richtung des Schalles wird falsch beurteilt. Es finden sich Fehler der Aufmerksamkeit, indem eine Menge äusserst bedeutungsvoller Bewegungen meinerseits einfach übersehen worden sind, weil die Aufmerksamkeit nicht darauf

---

[25]) Bevor dies geschah, trat eine Pause im Versuche ein, während dessen die oben erwähnte Frage in die geschlossene Tafel geschrieben wurde.

[26]) Es ist der Mühe wert, darauf zu achten, dass Herr A. B. gerade bei diesem Versuche hervorhebt, dass er den Griffel auf der Tafel konnte tanzen hören, wenn er das Ohr auf die Tischplatte legte. Herr C. D. meinte dagegen, dass das Geräusch von einer Wasserleitung in der Ecke des Zimmers herrühre. Vergl. S. 398.

[27]) Dieses lange Schreiben war die Antwort auf eine von mir in der Zwischenzeit gestellte Frage, die man ganz vergessen zu haben scheint.

[28]) Die Versuche mit dem Psychographen scheinen vergessen zu sein. Es wird auch nicht erwähnt, dass die beiden Herren am Schranke waren, um ein Buch sich auszuwählen, und dass ich unterdessen aus dem Zimmer ging; vergl. Anm. 13 und 14.

[29]) Verkehrt; sie kam unter den Tisch, vergl. Anm. 15.

gerichtet gewesen ist. Endlich ist ein ganzer Haufen von Gedächtnisfehlern vorhanden. Einige der Versuche werden ganz verkehrt beschrieben; die Ordnung der einzelnen Begebenheiten ist nur in den Hauptzügen richtig; verschiedene Umstände sind ganz vergessen. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit allen übrigen Berichten, die ich erhalten habe. Die beiden hier angeführten sind keineswegs die schlechtesten; ich habe sie nur deshalb ausgewählt, weil sie die ausführlichsten sind. Andere weisen noch grössere Abweichungen vom wahren Sachverhalt auf. Wir sehen also an diesem Beispiel, wie es unmöglich ist, Begebenheiten von unbekannter Natur richtig darzustellen. Man weiss eben nicht, worauf man achten soll, und da die Ereignisse scheinbar ohne inneren Zusammenhang ganz planlos einander folgen, ist man unfähig, ihre Reihenfolge zu erinnern. Deshalb erscheinen die Begebenheiten in einem solchen Bericht höchst wunderbar, während das Ganze in Wirklichkeit sehr natürlich vor sich geht.

Ich möchte noch auf einige ganz interessante Punkte in den Berichten hinweisen. So dient folgendes recht zur Illustration eines im täglichen Leben häufig vorkommenden Beobachtungsfehlers. In einer Sitzung wollte ich das oben erwähnte Experiment, den Wortlaut einer bestimmten Zeile eines mir unbekannten Buches auf die Tafel zu schreiben, ausführen. Die Teilnehmer hatten sich diese Zeile gemerkt. Auf der Tafel erschienen die Worte: „Das ist wohl das Maximum“ [1]), indes so undeutlich, dass keiner der Anwesenden es lesen konnte, selbst ich nicht, der ich es geschrieben hatte. Die Tafel wurde umgedreht, und als die Schrift auf dem Kopfe stand, rief einer der Anwesenden aus: „Das ist ja richtig, wenigstens das erste Wort! es steht ja da ‚Untersuchung‘ [2]) und damit fängt die Zeile ja gerade an.“ Im Berichte dieses Teilnehmers ist das natürlich als etwas sehr Wunderbares hervorgehoben, dass ein Wort, welches das Medium gar nicht gekannt habe, auf die Tafel geschrieben worden sei. Die Sache ist jedoch sehr einfach; der Betreffende wusste, was dort stehen sollte, und deshalb legte er ein unleserliches Gekritzel als jenes Wort aus. Man kann kaum ein hübscheres Beispiel von einer Illusion, einer Ueberschätzung der Aehnlichkeit von etwas Unbekanntem mit etwas Bekanntem, finden. Wir begreifen demnach auch leicht, dass viele Spiritisten in bestimmten „Geisterschriften“ die Handschrift eines verstorbenen Freundes oder eines Verwandten wiedererkennen.

Noch ein Umstand verdient erwähnt zu werden. Bei dem Vergleich der verschiedenen vorliegenden Berichte habe ich eine grosse Neigung der Gelehrten zum Systematisieren gefunden. Ihre Dar-

[1]) Im Dänischen: Det er vel Maximum.
[2]) Im Dänischen: Undersögelse.

stellungen sind nicht ausschliesslich Referate; sie bearbeiten das Material, stellen die Versuche in Gruppen zusammen, scheiden zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen. Man spürt schon etwas von dieser Tendenz in einem der oben wiedergegebenen Berichte; in anderen tritt dieselbe noch deutlicher hervor. Es geht sogar so weit, dass einige nur beiläufig bemerken, einige Versuche seien misslungen, und dafür ausschliesslich die besprechen, welche glückten. Es leuchtet ein, dass ein solcher Bericht eine ganz falsche Vorstellung vom eigentlichen Vorgang erweckt. Der Leser wird oben wahrscheinlich empfunden haben, dass meine kritischen Bemerkungen zu den obigen Berichten die Ereignisse viel natürlicher und verständlicher machen, als wie diese in den Berichten selbst erscheinen. Dieser Eindruck des Wunderbaren rührt daher, dass so vieles übersehen und ausgelassen ist. Denn je mehr ausgelassen wird, desto übernatürlicher und unbegreiflicher erscheinen die Ereignisse. Deshalb gibt eine Darstellung, die weder die misslungenen Versuche noch auch die vielen Unterbrechungen und verdächtigen Umstände bei den gelungenen Versuchen bespricht, ein höchst unzuverlässiges Bild von den Vorgängen. Aber gerade dieses ist der Fall bei vielen von den Berichten, die ich von Gelehrten empfing, während es bei den anderen weniger hervortritt. Aus der Geschichte des Spiritismus wissen wir, dass dasselbe von den Darstellungen gilt, die von Forschern wie Crookes und Zöllner über ihre spiritistischen Untersuchungen geliefert worden sind. Im dritten Abschnitt wurde darauf hingewiesen, wie manches in diesen Berichten ausgelassen ist, namentlich alle kleinen Umstände, die für das Verständnis der Sache von grosser Bedeutung sind. Es ist deshalb nicht unberechtigt, wenn ich die Untersuchungen jener Männer als ganz wertlos bezeichnet habe, denn man vermag eben nicht zu beurteilen, wie viele ihrer wunderbaren Resultate einfach Beobachtungsfehlern zuzuschreiben sind. Und wenn Beobachtungsfehler bei diesen modernen Untersuchungen eine Rolle haben spielen können, so ist es auch höchst wahrscheinlich, dass sie ebenso auf die Entwicklung des Aberglaubens in älterer Zeit Einfluss gehabt haben. Von ihrer Bedeutung in dieser Beziehung werden wir gleich reden.

Eine Bemerkung muss jedoch noch hinzugefügt werden. Es ist sicher, dass Davey sowohl wie ich unsere Resultate durch Taschenspielerei erreicht haben. Für mich ist es auch ganz unzweifelhaft, dass Slade, Eglinton und alle anderen Medien ähnliche Mittel in reichem Masse anwandten. Physikalische Medien sind so oft entlarvt worden, dass man jetzt leicht nachweisen kann, wie die verschiedenen Manifestationen ungefähr ausgeführt werden. Aber deshalb ist nicht

jeder Taschenspieler ohne weiteres ein physikalisches Medium. Bei meinen eigenen mediumistischen Leistungen zeigten sich wenigstens Andeutungen von einigen höchst merkwürdigen psychischen Phänomenen, die bis zu einem gewissen Grade jedenfalls den günstigen Ausfall der Versuche mit bedingten. Ich zweifle deshalb nicht, dass gerade das Auftreten dieser Phänomene ein „Medium" von einem gewöhnlichen Taschenspieler unterscheidet. Aus demselben Grunde bin ich auch der Meinung, dass Davey wirklich ein „Medium" war; er hat nach meinem Dafürhalten seine wunderbaren Versuche gar *nicht* ausführen können, ohne ein vorzügliches „Medium" zu sein, wahrscheinlich in ganz demselben Umfang wie Slade und andere Berühmtheiten. Aber an dieser Mediumität ist nichts Wunderbares oder Uebernatürliches; vielmehr handelt es sich, wie wir später sehen werden, hier nur um besondere und interessante, aber doch ganz erklärliche Zustände (vgl. Kap. 34).

Kapitel 29.

Die Bedeutung der Beobachtungsfehler für den Aberglauben.

Wir haben nun gesehen, wie die verschiedenen seelischen Tätigkeiten infolge ihrer Natur bestimmte Beobachtungsfehler mit sich führen, es sei denn, dass besondere Vorkehrungen getroffen werden, den einzelnen Fehlerquellen entgegenzuwirken. Diese Vorkehrungen kann man aber nur dann treffen, wenn man bis zu einem gewissen Grade Herr des zu beobachtenden Gegenstandes oder Phänomens ist, oder wenn man sich wenigstens auf die Beobachtung vorbereiten kann. Gerade durch diese Vorbereitungen unterscheidet sich die methodische, wissenschaftliche Untersuchung von der zufälligen Beobachtung, die darum auch notwendigerweise mehr oder weniger unrichtig werden muss. Unsere experimentellen Untersuchungen haben denn auch vollauf bewiesen, dass tatsächlich zahlreiche Fehler bei der Beobachtung von den Phänomenen, über deren Natur man sich nicht klar ist, mit unterlaufen. Es leuchtet demnach auch ein, dass sehr viel Aberglaube und eine Menge schiefer Vorstellungen über die Phänomene direkt von solchen Beobachtungsfehlern herrühren kann. Ja beim ersten Blick möchte man vielleicht annehmen, dass alle falschen Vorstellungen in Beobachtungsfehlern ihren Grund haben; indes ist das doch nicht notwendig. Ein Phänomen ist vielleicht ganz richtig beobachtet worden, und doch kann man infolge über-

eilter Schlüsse es falsch auslegen, weil man nicht auf der notwendigen Grundlage der Erfahrung aufgebaut hat. Das ist fast unvermeidlich, wenn der Gegenstand nicht einmal richtig beobachtet wird. Solche aus Beobachtungsfehlern direkt herstammenden abergläubischen Vorstellungen dienen aber nur dazu, den schon existierenden Aberglauben noch mehr zu befestigen und zu bestärken.

Ein Einwand hiergegen wäre denkbar. Es ist bekannt, dass man bei den Naturvölkern, die sich stets im Freien aufhalten, oft schärfere Sinne als bei den zivilisierten Nationen findet; namentlich soll der Geruchssinn, der bei uns so gut wie keine Rolle spielt, bei vielen „Wilden" ganz ausserordentlich fein entwickelt sein. Auf Grund hiervon liegt der Schluss nahe, dass die Beobachtungsfehler in früheren Zeiten oder bei unzivilisierten Völkern viel geringere Bedeutung für die Entwicklung der abergläubischen Vorstellungen gehabt haben müssen als wie jetzt, weil das feinere Wahrnehmungsvermögen die zahlreichen Beobachtungsfehler doch eigentlich ausschliessen müsste. Dieser Schluss ist jedoch falsch. Schärfere Sinne befähigen ganz gewiss den Menschen, Einzelheiten aufzufassen, die anderen entgehen; aber es handelt sich bei diesen Beobachtungen fast nie um die feineren Details. Erhält man nur eine richtige Auffassung von den groben Umrissen, ein korrektes Urteil über Zeit- und Raumverhältnisse; hat man nur eine genaue Erinnerung von dem Gange der Begebenheiten: so erreicht man damit eigentlich alles, was man erwarten darf. Hierfür bedarf es keineswegs besonders scharfer Sinne. Eine richtige Auffassung beruht ebensosehr auf den übrigen psychischen Tätigkeiten, die bei der Beobachtung mitwirken, und die Fehler, die aus dieser Quelle herstammen, sind darum nicht minder zahlreich, weil das Auge etwas mehr oder weniger scharf ist. Ferner kommt noch hinzu, dass die Kenntnis und das Verständnis des zu beobachtenden Phänomens für die Zuverlässigkeit der Beobachtung von grösster Bedeutung ist. Da nun das Verständnis für die Gesetze der Natur und des Seelenlebens in früheren Zeiten wohl kaum grösser gewesen ist als jetzt, so können die Beobachtungen auch wohl kaum zuverlässiger gewesen sein.

Wir finden denn auch bei den Schriftstellern des Altertums viele Berichte, die auf falschen Beobachtungen beruhen, wenn sie nicht geradezu vollständig erdichtet sind. Namentlich Plinius' Naturgeschichte ist reich an derartigen Berichten. Wir wollen einige näher betrachten.

„In Indien", so erzählt Plinius, „gibt es so grosse Schlangen, dass sie einen Hirsch oder Stier verschlingen können. In Pontus finden sich Schlangen, die vorüberfliegende Vögel, wenn diese auch noch so hoch über

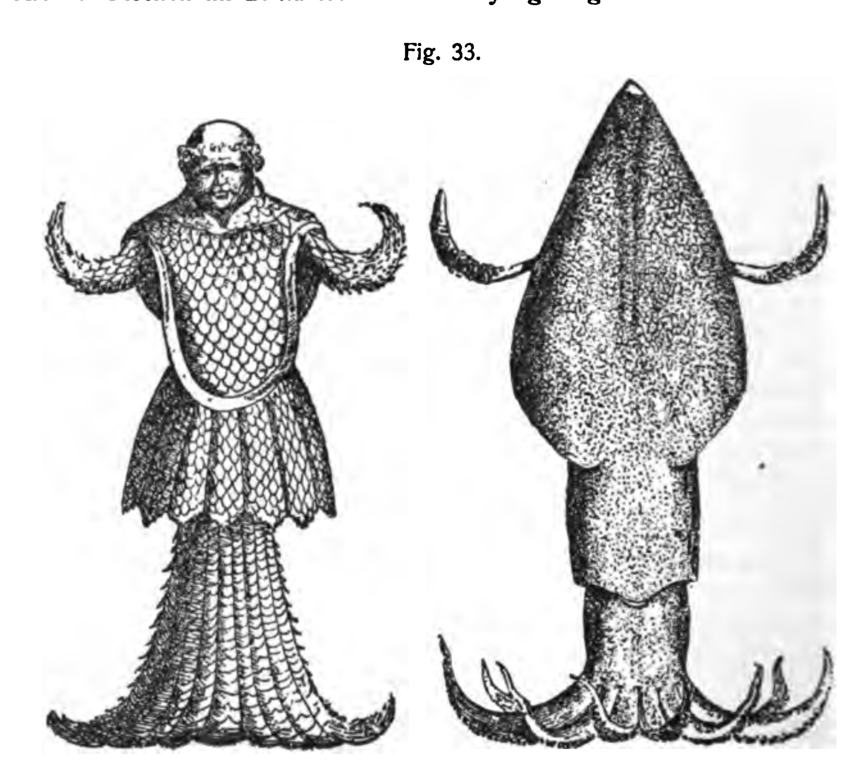
ihrem Kopfe oder noch so schnell fliegen, haschen können. Bekannt ist die 120 Fuss lange Schlange, die im letzten punischen Kriege in der Nähe von Karthago mit Ballisten und anderen Belagerungsmaschinen wie eine Stadt bekämpft wurde." Zu diesen Berichten fügt Plinius noch einige abenteuerliche Erzählungen hinzu, wie die grossen Schlangen den Kampf mit Elefanten aufnehmen können; allerdings endet dieser Kampf gewöhnlich mit dem Untergange beider Teile, indem der stürzende Elefant die Schlange im Fallen erdrückt. Von allen diesen grossen Schlangen heisst es an anderer Stelle, dass sie ungiftig sind. Offenbar ist hier die indische Tigerschlange Python gemeint; wie viel aber auf das Konto der Beobachtungsfehler kommt, ist schwer zu sagen. Denkt man an obiges Zitat (vergl. oben S. 396 f.) aus Brehms „Tierleben", so liegt der enormen Länge, die Plinius Riesenschlangen haben, sicherlich eine fehlerhafte Schätzung zugrunde. Noch leichter lassen die Beobachtungsfehler sich nachweisen, wenn nicht bloss die Grösse eines Tieres, sondern auch sein ganzes Aussehen im Berichte entstellt wird. Auch dafür finden sich viele Beispiele bei Plinius, von denen wir eins gleich näher besprechen.

Zuvor wollen wir aber ein Beispiel aus jüngerer Zeit betrachten, nämlich den berühmten Seemönch. Von diesem haben wir nämlich nicht nur Beschreibungen, sondern auch Abbildungen, und diese illustrieren die Beobachtungsfehler natürlich besser als viele Worte. Wie weit der Glaube an den Seemönch sich zurückverfolgen lässt, kann ich nicht angeben. Der älteste, mir bekannte Bericht findet sich bei dem deutschen Naturgeschichtsschreiber Konrad von Megenberg, der die erste deutsche Naturgeschichte, „das pouch der natur" (1349—50), schrieb. Dieses Buch ist jedoch nur eine Bearbeitung eines viel älteren lateinischen Originals „liber de natura rerum", von Thomas Cantimpratensis († 1270). Dieses lateinische Original ist niemals gedruckt; es findet sich nur in ganz wenigen Manuskripten, die kennen zu lernen ich keine Gelegenheit gehabt habe. Es ist also möglich, dass der Seemönch schon bei Thomas Cantimpratensis beschrieben ist. Konrad Megenbergs Schilderung ist ganz interessant und verdient, wörtlich wiedergegeben zu werden: „Monachus marinus haizt ain mermünch. daz ist ain merwunder. daz ist in der gestalt als ain visch und oben als ain mensch und hât ein haupt als ain newbeschorn münch. oben an dem haupt hât ez platen, und hât ainen swarzen raif umb daz haupt ob den ôrn, reht als der reif ist von dem hâr, den die rehten münch habent. daz merwunder hât die art, daz es die läut an dem gestat pei dem mer gern zuo im lokt und springt vor in in dem mer und nâhent zuo in, und wenn ez siht, daz die läut lustig sint in seinem spil, sô fräut ez sich und spilt dester mêr auf dem wazzer, und daz im ain mensch sô nâhen kümt, daz ez in hin gezucken mag, sô füert ez in under daz wazzer und frizt in. ez hât ain antlütz niht gar geleich ains menschen antlütz, wan ez hât ain nasen als ain visch und hât seinen munt nâhent pei der nâsen."

Wir wissen nun, dass ein solches Ungeheuer wirklich existiert. Ein Exemplar wurde bei Malmö in den Jahren 1545—1550 gefangen. Hierüber teilt der dänische Geschichtsschreiber Arild Hvitfeld in der „Chronik vom Reiche Dänemark" folgendes mit: „Im Jahre 1550 wurde in Oeresund ein wunderlicher Fisch gefangen und zum Könige nach Kopenhagen gebracht; er hatte einen Kopf wie ein Mensch und auf dem Kopfe einen Mönchskranz; er hatte Kleider an von Schuppen wie eine Mönchskutte. Der König

liess diesen Fisch begraben.“ Von diesem Fische machte man sofort mehrere Zeichnungen, die an verschiedene Fürsten und gelehrte Naturforscher in Europa gesandt wurden; in ihren Werken sind die Zeichnungen uns aufbewahrt. Der bekannte Arzt und Naturhistoriker Konrad Gesner in Zürich (1516—1565) schreibt über das Ungeheuer: „Dieser Meermünch soll in den Balthischen Meer gefangen seyn worden, bei der Statt Elboea, so 4 Meil von Coppenhaga liegt, der Hauptstatt dess dänischen Reichs. Die gantze lenge dess Fisches 4 Elen lang, soll dem König zugeschickt, gedörrt und zu einem wunder behalten seyn worden. Soll von den Fischern im Garn mit Heringen gefangen seyn worden. Albertus schreibt, dass auch diese Art der Fischen im Brittanischen Meer seye gefangen worden.“

Fig. 33.



Beim Vergleich der verschiedenen Berichte von dem Seemönch und den Zeichnungen dieses Ungeheuers kam der dänische Professor J. Steenstrup zu dem Resultate, dass der Seemönch ein zehnarmiger Tintenfisch ist. Die Farbe desselben ist schwarz und rot gefleckt, und die Warzen der Haut und die Saugnäpfe der Arme können bei oberflächlicher Betrachtung leicht als eine Schuppenbekleidung angesehen werden. Denkt man sich ein solches Tier auf den Strand geworfen, die Bauchseite nach unten, die langen Arme unter sich, so kann man wohl eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Mönch nebst Fischschwanz in demselben finden. Zur näheren Beleuchtung sei Steenstrups Zeichnung eines Tintenfisches und eine von den alten Illustrationen des Seemönches, die sich bei Rondelet und Gesner findet, hier wiedergegeben (Fig. 33).

Der Seemönch ist — das räumt wohl ein jeder ein — ein schlagender Beweis für die Richtigkeit des Gesetzes, dass man bei flüchtiger Betrachtung leicht die Aehnlichkeit, die das Unbekannte mit etwas Bekanntem haben kann, übertreibt. Das gilt aber nicht allein vom Ganzen, von den äusseren Umrissen des Tieres, sondern auch von den Einzelheiten. Die Berichte vom Seemönche sagen einstimmig, dass er mit Schuppen bedeckt war. Wie ist er zu dieser Bekleidung gekommen, die sich beim Tintenfisch gar nicht findet? Ganz einfach. Ein Fisch hat Schuppen, der Seemönch war ein Fisch (nach den Begriffen der damaligen Zeit), folglich musste er auch Schuppen haben. Da nun wirklich eine schwache Aehnlichkeit zwischen den Warzen oder Saugnäpfen des Tintenfisches und Fischschuppen vorhanden ist, so wurden dieselben einfach als Schuppen aufgefasst. Die Aehnlichkeit wurde überschätzt.

Das einzige Merkwürdige beim Seemönche, als Tintenfisch betrachtet, war seine kolossale Grösse, welche weit über die gewöhnliche Grösse des Tintenfisches hinausging. Indes es doch nicht unmöglich, dass er wirklich vier Ellen lang gewesen ist. Denn es sind einige Male später fast ebenso grosse Tintenfische gefunden worden. Ein solches Riesentier wurde im Dezember 1853 gefangen, und gerade dies brachte Professor Steenstrup auf den Gedanken, dass man hier den Seemönch sozusagen in puris naturalibus vor sich hätte.

Wir kehren jetzt zu Plinius zurück, und finden bei ihm den Ursprung zu dem interessantesten und am häufigsten beschriebenen Tier, dem fabelhaften E i n h o r n. Es wird übrigens schon in viel älteren Schriften erwähnt, an mehreren Stellen der Bibel und bei Aristoteles, worauf wir hier nicht näher eingehen. Plinius Bericht zeigt zur Genüge, dass seine Angaben vom Einhorn nur auf Beobachtungsfehlern beruhen. Er beschreibt es so:

„Das unbändigste Tier ist das Einhorn, das einen Körper wie ein Pferd, einen Kopf wie ein Hirsch, Füsse wie der Elefant und einen Schwanz wie das Wildschwein hat. Mitten auf der Stirn trägt es ein 2 Kubitus (ungefähr 1 Meter) langes Horn. Lebend soll das Tier nicht gefangen werden können."

Plinius beschreibt das Einhorn also so, dass er die einzelnen Körperteile des Tieres mit den entsprechenden bei bekannteren Tieren vergleicht. Nach unseren bisherigen Erfahrungen können wir da sicher sagen, dass die Aehnlichkeiten stark übertrieben sind. Trotzdem gibt Plinius uns doch genügende Anhaltspunkte zur Bestimmung des Einhorns. Es existieren nämlich kaum andere Tiere als das Flusspferd und Nashorn, von deren Füssen man sagen kann, dass sie denen des Elefanten gleichen. Da das Nashorn nun ausserdem die Bedingungen erfüllt, dass es ein Horn mitten auf der Stirn hat, so liegt die Vermutung nahe, dass dieses Tier mit dem Einhorn gemeint ist. Sein Körper ist freilich nicht sehr pferdeähnlich, dagegen ist ausser den Hörnern doch auch eine gewisse Aehnlichkeit zwischen seinem Kopfe und dem des Hirsches vorhanden. Aber hierauf ist kein Gewicht zu legen, da die Aehnlichkeit sicher überschätzt ist. Die Füsse des Nashorns sind bekanntlich auch nicht genau wie die des Elefanten, die Anzahl der Hufe weicht voneinander ab. Wir müssen deshalb mit geringen Aehnlichkeiten zufrieden sein, und diese finden sich wirklich. Da Plinius ebenso wie andere alte Berichterstatter einstimmig das Einhorn als ein sehr wildes Tier schildert, das sich nicht zähmen lasse, und da dies auch auf das Nashorn passt,

das nirgendwo Haustier geworden ist, so haben wir im Nashorn wohl die wahre Gestalt des Einhorns zu suchen. Indes ist diese Annahme doch nicht ganz unanfechtbar. Denn Plinius kennt das Nashorn ganz gut; er beschreibt es richtig und fügt hinzu, dass es oft in der Arena in Rom gesehen worden ist. Wenn Plinius also beide Tiere erwähnt und das eine sogar aus eigenem Augenschein kennt, so müssen sie doch verschieden sein; folglich kann das Nashorn nicht die Grundlage für den Mythus vom Einhorn gewesen sein. Nichtsdestoweniger erscheint es mir doch unzweifelhaft, dass das Nashorn bei Plinius sowohl in seiner eigentlichen Gestalt, als auch zugleich als Einhorn auftritt. Die Erklärung für diese Doppelgängerei ist sehr einfach. Das Einhorn kennt er eben nur aus der Schilderung irgend eines älteren ungenannten Verfassers, die er einfach abschreibt. Es ist ihm eben verborgen geblieben, dass das Nashorn mit dem Einhorn gemeint sei; er hat sie deshalb gewissenhaft als zwei verschiedene Tiere aufgezählt. Eine Bestätigung dieser Annahme finden wir in den Angaben anderer Verfasser. Plinius' Zeitgenosse, der Geograph Isidorus von Medien, bespricht auch das Einhorn (Monoceros) und sagt, dass es dasselbe Tier sei, das auch Nashorn oder Rhinozeros genannt werde. Isidorus fügt ferner hinzu, das das Einhorn (alias Nashorn) so wild und schnell sei, dass es nicht mit Gewalt, sondern nur durch eine reine Macht, eine keusche Jungfrau, gefangen werden könne. Diese Bemerkung spielt später eine grosse Rolle in den abenteuerlichen Berichten des Mittelalters vom Einhorn.

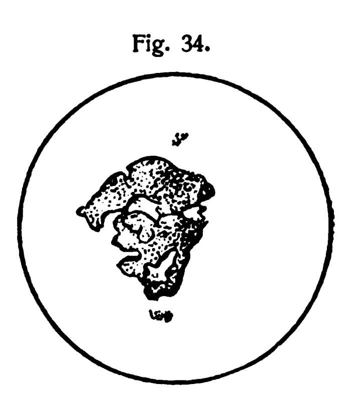
Diese Beispiele, die natürlich noch durch eine Menge anderer vervollständigt werden können, genügen, um uns zu zeigen, dass man in früherer Zeit Beobachtungsfehler ganz derselben Art, wie heutzutage, begangen hat. Sie beweisen zugleich, wie aus den Beobachtungsfehlern direkt abergläubische Vorstellungen und fabelhafte Gestalten hervorgegangen sind, welche erst durch die sorgfältigen Untersuchungen einer weit späteren Zeit ausgerottet werden können. Ehe wir nun dazu übergehen, die komplizierteren Fälle zu betrachten, führen wir noch einige Beispiele an, wo die Beobachtungsfehler zwar derselben Art sind wie die bisher besprochenen, jedoch den Aberglauben auf ganz anderen Gebieten hervorgerufen haben.

Es ist eine alte Beobachtung, dass ein schwangeres Weib sich durch ein Tier oder einen Gegenstand erschrecken, sich „versehen" kann, so dass die Frucht die Zeichen davon trägt. Entweder sieht die ganze Gestalt des Kindes oder auch nur das Gesicht desselben dem betreffenden Gegenstande ähnlich, oder es erhält im günstigen Falle gefärbte Flecken in der Haut, Pigmentablagerungen, welche Bilder des Gegenstandes sein sollen. Schon zu Agrippas Zeiten hatte man eine vollständige Theorie zur Erklärung dieses Phänomens aufgestellt (vergl. oben S. 202). Diese Theorie ist allerdings nicht richtig, aber die neueren Untersuchungen haben doch dargetan, dass unter besonderen Umständen, z. B. bei Hysterischen, durch eine vasomotorische Tätigkeit wirklich Veränderungen in der Haut, Blutaustritt u. s. w. hervorgerufen werden können. Diese Veränderungen bleiben lokal beschränkt und bilden bis zu einem gewissen Grade die Vorstellungen ab, die das Bewusstsein des Individuums beherrschen. Wir werden später auf die Sache

näher eingehen. Hier wollen wir nur die Tatsache hervorheben, dass die erwähnten Veränderungen auf einer Nerventätigkeit beruhen. Da aber keine Verbindung zwischen dem Nervensystem der Mutter und dem der Frucht existiert, so hat man in neuerer Zeit die Möglichkeit bestritten, dass die Vorstellungen der Mutter auf die Frucht einwirken können, und die ganze Sache als Aberglauben betrachtet. Wahrscheinlich beruht dieselbe ebenfalls auf Beobachtungsfehlern. Es ist ja nicht ungewöhnlich, dass schwangere Frauen von fixen Ideen beherrscht werden. Wenn nun ein unter solchen Verhältnissen geborenes Kind eine Missgeburt ist oder auffallende Pigmentflecke zeigt, so hat man die Aehnlichkeit zwischen diesen Missbildungen und den fixen Ideen der Mutter leicht überschätzt, und infolgedessen die letzteren als die Ursache der ersteren angesehen. Einige Beispiele für diesen Glauben, dass die Mutter sich „versehen" kann, sind genügend.

Dass die gegebene Erklärung nicht aus der Luft gegriffen ist, möge folgendes beweisen. Zwar handelt es sich nicht um einen Menschen, sondern um eine Henne; aber warum sollte eine Henne sich nicht auch „versehen" können? Figur 34 stellt in natürlicher Grösse ein Ei mit einem braunen Flecken, der auf dem sonst ganz weissen Ei sich befand, dar. Der Leser versuche erst sich klar zu machen, was dieser Flecken wohl „bedeutet"; es wird ihm wahrscheinlich ebensowenig gelingen, wie den meisten, denen ich die Originalphotographie vorgelegt habe. Kennt man dagegen die Geschichte des Eies, so kann man einen Sinn im Flecken finden. Eines Tages fiel die Henne nämlich in die Klauen eines Fuchses, doch gelang es dem Eigentümer, die Beute dem Räuber abzunehmen. Eine Zeitlang lag die Henne wie gelähmt vom Schrecken, erholte sich aber bald bei der guten Pflege und legte drei Tage nach der Katastrophe das abgebildete Ei, in dessen Pigmentfleck der Eigentümer — ein Bild der ganzen Begebenheit sah, nämlich: die Henne in den Klauen des Fuchses! Dass eine gewisse Aehnlichkeit jedenfalls mit dem Bilde eines Fuchses vorhanden ist, kann nicht bestritten werden. Um aber die ganze Szene in dem kleinen Flecken herauszufinden, muss man allerdings die Geschichte kennen, d. h. man muss wissen, was der Flecken bedeuten soll, und dann — überschätzt man die Aehnlichkeit. Der Angriff des Fuchses hat wohl nichts weiter mit dem Flecken zu tun, als dass dadurch verhindert worden ist, dass das Ei an allen Teilen braun wurde (wie einzelne Eier es wohl werden). Durch den Schrecken der Henne kann nämlich die Pigmentierung ins Stocken gekommen und auf den Flecken beschränkt geblieben sein. Aber dass der Flecken zu einer Henne in den Klauen eines Fuchses wird, das ist nur möglich in der Phantasie des Beobachters, wenn er die Geschichte kennt.

Fig. 34.



Endlich findet sich eine Form des Aberglaubens von ganz modernem Ursprung, die insofern auf dieselbe Stufe mit den eben besprochenen Formen gestellt werden kann, als sie auf denselben Beobachtungsfehlern beruht. Das ist der Glaube an die Aehnlichkeit

der Geisterphotographien mit den Verstorbenen, oder der Geisterschrift mit der Handschrift Verstorbener. Selbstverständlich ist eine derartige Aehnlichkeit keineswegs immer vorhanden, es wird im Gegenteil gern als etwas Seltenes und Wertvolles hervorgehoben, wenn die Photographie eines Geistes der irdischen Gestalt des Verstorbenen ähnlich ist. Nun sind aber Geisterphotographen wiederholt des Betruges überführt worden, obgleich mehrere ihrer Kunden behaupteten, dass die hergestellten Geisterbilder den Verstorbenen wirklich ähnlich waren (vgl. oben S. 323). Die Spiritisten haben deshalb angenommen, dass diese Bilder wirklich echt und die betreffenden Photographen Medien waren, die nur, wenn „die Kraft" schwach war, das Geschäft mit Hilfe von Betrügereien in Gang hielten. Nachdem wir aber gesehen haben, wie sehr der Mensch dazu geneigt ist, in etwas Unbekanntem eine Aehnlichkeit mit etwas Bekanntem zu finden, so haben wir hierin eine viel natürlichere Erklärung obiger Verhältnisse. Erinnert im Bilde nur ein kleiner Zug an den Verstorbenen, so wird der gläubige Spiritist ganz sicher diese „Aehnlichkeit" herausfinden, und das Bild wird für ihn ein „schlagender Beweis" sein auch dann, wenn der Photograph überführt wird, das Bild durch höchst natürliche Mittel hervorgebracht zu haben. Diese angeblichen Aehnlichkeiten geben also keine Garantie dafür, dass die betreffenden Geisterbilder echt sind.

Wir betrachten nun einige kompliziertere Fälle, wo die Beobachtungs- und Gedächtnisfehler nicht direkt, sondern erst in Verbindung mit bereits feststehenden Anschauungen die Veranlassung zu abergläubischen Vorstellungen geworden sind. Ein treffliches Beispiel hierfür sind die sogen. Wahrzeichen, Warnungen und Weissagungen. Unter denselben spielen wiederum die Kometen, so wie man sie in früheren Zeiten auffasste, eine Hauptrolle. Es ist bekannt, dass man noch im vorvorigen Jahrhundert die wunderlichsten Dinge in ihnen sah, brennende Balken, gezückte Schwerter, abgehauene Köpfe, Drachen und andere Ungeheuer; selbstverständlich betrachtete man dann auch das Erscheinen eines solchen fürchterlichen Gebildes als Warnung eintretender Unglücksfälle.

Ein seinerzeit bekannter Gelehrter, Prof. Conrad Wolfhard Lycosthenes in Basel (1518—1561), gab 1557 ein grosses lateinisches Werk: „Prodigiorum ac ostentorum chronica" heraus, in welchem er alle Beschreibungen von Kometen, die er bei älteren Verfassern finden konnte, gesammelt und dann mit den nachfolgenden Unglücksfällen zusammengestellt hat. Das Buch erschien noch in demselben Jahre in deutscher Uebersetzung; später sind

wahrscheinlich kleinere Auszüge aus demselben veröffentlicht worden. Die folgenden Beschreibungen und Figuren stammen aus einem solchen Auszuge, nämlich aus dem 1744 in Frankfurt erschienenen Buche: „Die Wunder Gottes in der Natur bey Erscheinung der Cometen"; nach der Vorrede sollen Text sowie Bilder genau nach dem Werke von Lycosthenes wiedergegeben sein. Das Buch ist durch 83 Abbildungen von Kometen verschönert, von denen hier zwei folgen mögen. In der ersten, die als ein Schwert beschrieben wird, kann man einen Kometen noch erkennen. Dagegen scheint bei der Figur 36 die Phantasie mit dem Beobachter durchgegangen zu sein; sie soll einen Kometen von 1527 darstellen, d. h. aus Lycosthenes' eigener Zeit. Von diesem wunderlichen Kometen berichtet er folgendes: „Anno 1527 liess sich des 11. des Weinmonaths früh Morgens um 4 Uhr meist durch gantz Europa ein gewaltiger Besen-Stern sehen, welcher allezeit 5 Viertelstunden

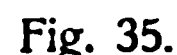
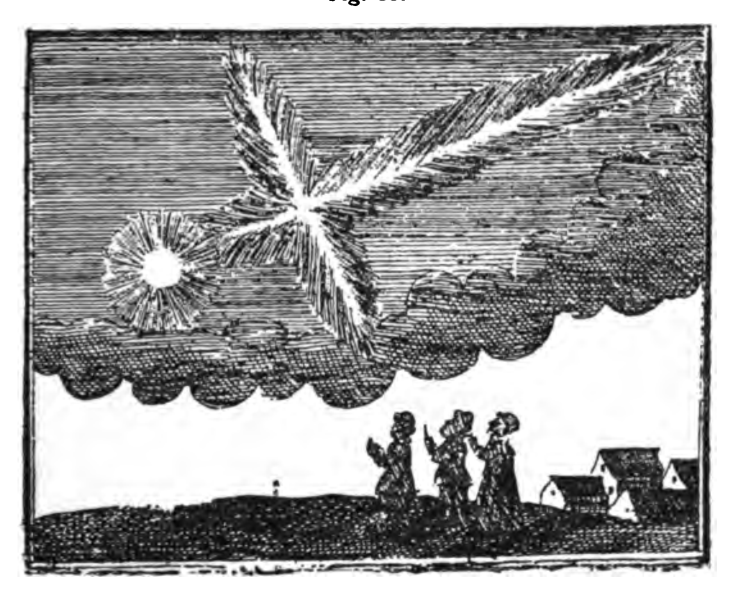


Fig. 35.

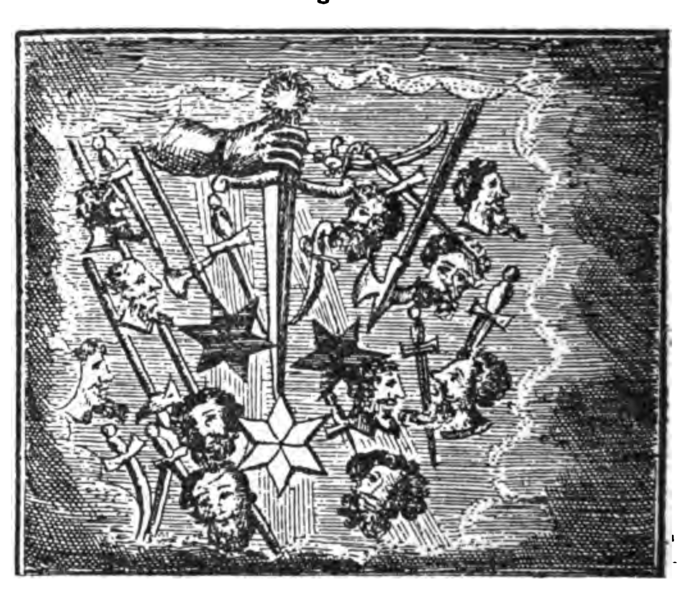


gleichsam brannte, und eine erstaunliche Länge und blutige Farbe hatte, so wie Saftroth aussah, sein Obertheil war wie ein gekrümter Arm, welcher ein grosses Schwerdt in der Faust hatte, solchergestalt, als wollte er sogleich damit zuhauen, auf der Spitze des Schwerdts und auf jeder Schärfe waren 3 grosse Sterne, worunter der auf der Spitze der gröste und gläntzende war. Aus diesen sahe man dunckele Strahlen, in Form eines vollhärigen Schwantzes herausgehen, und auf die Seiten sahen die Strahlen sowohl oben als unten wie Spiesse, kleine Schwerdter, Säbel und Dolge wurden gleichfalls bemercket, unter welchen viele Menschen-Häupter mit Bärte und Haare erschienen, es war in einander blutfarbig und glüend, worüber viele erschracken und kranck wurden. Hierauf nun erfolgte viel Jammer, der Türcke brach ein, und Rom wurde von Burbon gestürmet, der Pabst erhielt sich kaum in der Engelsburg, 40000 Ducaten aber machten ihn frey, und er wurde wieder von dem Kayser eingesetzt."

In diesem Berichte sind verschiedene Punkte von Interesse. Dass viele krank wurden von einer so schrecklichen Erscheinung, kann uns kaum wundern; erstaunlicher ist es aber, dass man so vieles in einem unschuldigen Kometen hat erblicken können. Auch in neuerer Zeit haben sich grosse Kometen am Himmel gezeigt, doch keiner von ihnen hat, soviel man weiss, die wunderbaren Formen gehabt, die Lycosthenes von früheren Kometen berichtet. Will man nun nicht annehmen, dass die Kometen im Laufe der Zeit zivilisierter geworden sind und ihr schreckenerregendes Aussehen abgelegt haben, so bleibt wohl kaum eine andere Erklärung übrig, als dass die wunderbaren Erscheinungen auf Beobachtungsfehlern beruhen. Aber



Fig. 36.



damit ist das Rätsel noch nicht gelöst. Lässt man seiner Phantasie freien Lauf, so kann man natürlich in einem Kometen ebensogut wie in einer Wolke allerlei merkwürdige Gestalten sehen; aber über derartige Ausgeburten der Phantasie pflegen die Menschen doch nicht so zu erschrecken, dass sie an Leben und Gesundheit Schaden leiden. Die wunderbaren Formen der Kometen können deshalb nicht willkürliche Phantasien, sondern müssen in gewissem Sinne wirkliche Beobachtungen sein. Wer nun in einem gewöhnlichen Kometen die Schauerdinge sieht, von denen Lycosthenes redet, kann nicht normaler Gemütsverfassung sein. Gerät er nur durch den Anblick des Kometen in ein solches Entsetzen, so erblickt er eben in dieser Gemütsbewegung Dinge, die in Wirklichkeit gar nicht existieren. Ist

der Schrecken das Primäre, so legt man dem Kometen in dieser Gemütsbewegung die wunderlichsten Gestalten zu. Die Frage ist also bloss die: Was war die Ursache zu einer solchen Furcht vor dem Kometen?

Wir brauchen die Antwort hierauf nicht schuldig zu bleiben. Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, betrachtete man bei allen Völkern des Altertums gewisse Naturerscheinungen, namentlich die selteneren, als Wahrzeichen, d. h. Zeichen, durch welche die Götter die Menschen vor bevorstehenden Begebenheiten, namentlich vor Unglück, warnten (vrgl. S. 51, 62, 68). Obgleich die christliche Kirche diesen Glauben wie alle anderen Ueberlieferungen des Heidentums bekämpfte, hielt er sich doch mit einem christlichen Anstrich das ganze Mittelalter hindurch; selbst unsere Zeit ist nicht frei von diesem Glauben an einzelne Naturerscheinungen als Wahrzeichen Gottes. Selbstverständlich fasste eine Zeit, die von jenem Glauben ganz durchdrungen war, ein so seltenes Phänomen wie einen grösseren Kometen als Verkündiger grosser Umwälzungen auf. Deshalb konnte der blosse Anblick desselben den Laien mit Grauen erfüllen. Auch den Gebildeten ging es nicht viel besser. Die erhitzte Phantasie gaukelte dem Beobachter dann brennende Balken, Flammenschwerter und abgehauene Köpfe vor; denn Krieg und Kriegsnot standen damals auf der Tagesordnung; darum erweckte der unheilschwangere Komet diese Vorstellungen, die man denn geradezu in dem warnenden Himmelslichte gesehen zu haben meinte.

Bemerkenswert bei diesem Aberglauben ist der Umstand, dass derselbe in erster Linie als eine natürliche Folge aus gewissen religiösen Vorstellungen hervorgegangen ist. Die Götter lieben die Menschen, sie wollen sie warnen und die Aufmerksamkeit auf kommende Begebenheiten hinlenken; deshalb lassen sie Wahrzeichen in der Natur erscheinen. Dieser Glaube wird nun in einem hohen Grade durch Beobachtungsfehler bestärkt. Die Furcht vor dem Kometen veranlasst den Beobachter, zunächst in der Gestalt des Himmelskörpers die wunderlichsten Dinge zu sehen, die natürlich, da sie seiner eigenen Phantasie entsprungen sind, im engsten Zusammenhange mit den Begebenheiten stehen, vor denen der Komet angeblich warnt. Sodann wird der Aberglaube dadurch bestärkt, dass die Warnung selbstverständlich stets eintrifft. Auch dieses beruht wiederum nur auf Beobachtungsfehlern. Allerdings wird es nicht schwierig sein, irgend ein Unglück ausfindig zu machen, das nach dem Erscheinen eines Kometen einmal eingetroffen ist und auf das der Komet dann selbstverständlich hingewiesen hat. Es wirkt geradezu lächerlich, wenn man sieht, wie kritiklos man in älterer Zeit in der Beziehung vorging.

Unter anderen enthält Lycosthenes' Werk auch folgendes Beispiel: „Im Jahr 194 vor Chr. Geburt erschien zu Rom und Ponto ein überaus grosser Comet-Stern, welcher jedermann zu grosser Verwunderung vermochte; dieser stunde 80 Tage nacheinander, und gleich darauf wurden die Juden von den Samaritern überfallen, welche ihnen grossen Schaden zufügten. In eben diesem Jahre ward Mithridatis, der König in Ponto, jetzt Bursia, geboren, welcher hernach den Römern härter als alle Feinde zu Leibe gegangen." Der Ueberfall der Samariter genügt offenbar nicht: der Komet muss auch die Ursache zu all den Niederlagen sein, die der neugeborene Mithridatis später den Römern zufügt. Wenn man so willkürlich aus den Ereignissen das herausgreift, was einem gerade passt, kann man seine vorgefasste Ansicht allerdings wohl bestätigt finden. Freilich macht man einen grossen Fehler dabei; man übersieht beständig, dass ein jeder Komet eigentlich ebenso gut glückliche als unglückliche Ereignisse hätte „ankündigen" können.

Im Jahre 1666 schrieb der polnische Edelmann Stanislaus de Lubieniecky ein gelehrtes Werk: „Theatrum Cometicum", in welchem er nachweist, dass nach jedem Kometen ebenso viele glückliche als unglückliche Ereignisse eingetroffen seien, so dass kein besonderer Grund vorliege, dieselben zu fürchten. Aber erst ein Menschenalter später gelang es Newton nachzuweisen, dass die Kometen Himmelskörper sind, deren Bahnen sich ebensogut wie die der Planeten berechnen lassen. Erst von nun an schwand allmählich der Glaube an Kometen als Wahrzeichen. In unseren Tagen ist dieser Aberglaube wohl ganz überwunden. Ein jeder Komet, der sich am Himmel zeigt, ist vermittelst der grossen Fernrohre im allgemeinen von den Astronomen schon lange vorher beobachtet worden, ehe ein unbewaffnetes, menschliches Auge ihn wahrnimmt; die Zeitungen haben ihn wochen- und monatelang schon im voraus angekündigt. Jeder ist also mit dem Phänomen vertraut, bevor es sichtbar wird; und wenn es kommt, so überrascht oder erschreckt es niemanden, weil jeder weiss, dass es ein gesetzmässiges Naturereignis und nichts anderes ist. Deshalb haben die Kometen auch nicht das grauenhafte Aussehen mehr wie in früheren Jahrhunderten. Die Beobachtungsfehler werden vermieden, weil man mit dem Objekt vertraut ist.

Was hier von den Kometen gesagt ist, gilt im wesentlichen auch von anderen Wahrzeichen oder Wundern, d. h. ungewöhnlichen Naturbegebenheiten, die gerade durch ihre Seltenheit die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der Glaube an die weissagende Bedeutung derselben ist allerdings in einer anderen Weise entstanden. Existiert derselbe aber erst einmal, so findet er stets Nahrung und Bestätigung in den nachfolgenden Ereignissen; denn das, was das Wahrzeichen anzeigt, ist meistens vieldeutig und ganz unbestimmter Art; im günstigsten Falle lässt sich nur entscheiden, ob es von

guter oder schlechter Vorbedeutung ist. Für denjenigen, der das Zeichen erhalten hat, wird es deshalb nicht schwer sein, in seinem späteren Leben irgend ein Ereignis zu finden, das in gewissem Sinne als Erfüllung jenes Zeichens aufgefasst werden kann. In seiner interessanten kleinen Schrift: „De divinatione", hat Cicero eine Menge von Beispielen dieser Art angeführt. Wenn ein weibliches Maultier (das gewöhnlich unfruchtbar ist) ein Füllen warf; wenn eine Natter unter einem Altare hervorkam; wenn ein Schild in einem Tempel herabfiel: wenn das Pferd mit dem Feldherrn stürzte u. s. w.: dann hielt man dieses für Wahrzeichen oder Wunder und rief die Opferdeuter herbei, um zu erfahren, ob es Gutes oder Schlechtes bedeute. Cicero spottet über diesen Aberglauben; er ist sich ganz klar darüber, dass man kein Recht hat, ein seltenes Ereignis als Wunder zu bezeichnen.

„Denn nichts," sagt er, „kann ohne Ursache geschehen; es geschieht nichts, das nicht geschehen kann; und wenn das geschehen ist, was geschehen konnte, so darf das nicht als Wunder betrachtet werden. Folglich gibt es keine Wunder. Soll nämlich das, was selten ist, als Wunder angesehen werden, so muss ein weiser Mann ein Wunder sein; denn ich glaube, dass ein Maultier eher Junge wirft, als dass es einen weisen Mann gibt. Wir ziehen also diesen Schluss: das, was nicht hat geschehen können, ist niemals geschehen, und das, was geschehen konnte, ist kein Wunder. So soll auch ein Zeichendeuter einem Manne, der ihm als Wunderzeichen mitteilte, dass bei ihm zu Hause sich eine Natter um eine Stange geschlungen habe, nicht unwitzig geantwortet haben: „Das würde ein Wunder sein, wenn die Stange sich um die Natter geschlungen hätte." Mit dieser Antwort erklärte er deutlich genug, dass nichts, was geschehen kann, als ein Wunder anzusehen ist."

Gegen diesen Gedankengang lässt sich nicht viel einwenden; er ist eigentlich ganz modern. Wenn man jetzt nicht an Wahrzeichen glaubt, so hat das darin seinen Grund, dass man die natürlichen Ursachen der Ereignisse nachweisen kann. Und gelingt dieses einmal nicht, so beruhigt man sich in der Voraussetzung, dass die Wissenschaft früher oder später doch einmal dahin kommen wird, den natürlichen Zusammenhang zu finden. Wenn man so ein jedes Ereignis als ein Glied einer Kette von Ursachen und Wirkungen auffasst, dann bleibt nichts übrig, was als ein besonderes Wahrzeichen der Gottheit betrachtet werden könnte. Die Tatsache aber, dass man früher die Zeichen durch die nachfolgenden Ereignisse bestätigt fand, hat, wie wir bereits bei den Kometen gesehen haben, ihren Grund vor allem in Beobachtungsfehlern. Wenn das Zeichen ganz unbestimmt nur grosse bevorstehende Ereignisse andeutete, so war es ja nicht so schwierig, in den Ereignissen der nächsten Zeit dieses oder jenes herauszufinden, auf das man das Zeichen beziehen konnte.

Aber gewöhnlich begnügte man sich nicht damit, im Wahrzeichen nur einen Fingerzeig auf ein bevorstehendes wichtiges Ereignis zu sehen. Man erklärte das Zeichen, zog Schlüsse über die Natur und den Ausgang der Begebenheit u. s. f. In einem solchen Falle wurde das Wahrzeichen also die Grundlage für die Divination, die Wahrsagekunst; hier wird die Sache aber etwas verwickelter.

Der Weissagungskünste gibt es, wie wir wissen, sehr viele. Man sah nicht alleine in ungewöhnlichen Ereignissen, sondern auch im Fluge und Schrei der Vögel, im Blitz und in den Eingeweiden der Opfertiere ganz bestimmte Vorzeichen. Man erforschte die Zukunft durch astrologische, geomantische, chiromantische, kristallomantische und ähnliche Methoden. Endlich erhielt man direkte Mitteilungen über die Zukunft durch Träume, Ahnungen und Hellseherei in ekstatischen Zuständen. Der Ursprung aller dieser mantischen Methoden ist offenbar rein theoretischer und zwar religiöser oder philosophischer Natur. Die Chaldäer glaubten durchgehends an einen Zusammenhang in der Natur, infolgedessen man aus der Gegenwart Schlüsse auf die Zukunft ziehen könne. Bei den europäischen Völkern scheinen die Weissagungskünste meistens nur aus religiösen Vorstellungen hervorgegangen zu sein.

In jedem Falle aber bleibt es uns rätselhaft, wie der Glaube an diese Künste sich so lange hat halten können. Denn nach unserer gegenwärtigen Kenntnis von den Gesetzen der Natur und des Menschenlebens müssen wir mit absoluter Sicherheit behaupten, dass kein Zusammenhang zwischen dem Schicksal eines Menschen und gewissen Stellungen der Sterne, den Linien der Hand, der Anordnung gewisser Punkte, dem Vogelschrei oder den Zeichnungen in der Leber eines Stieres u. s. f. existiert. Folglich sind viele der Weissagungen, die auf dergleichen Methoden beruhten, falsch gewesen. Dann aber drängt sich die Frage auf: Wie ist es möglich gewesen, dass man trotz der falschen Prophezeiungen dennoch zu allen Zeiten am Glauben an Wahrsagekünste festgehalten hat? Darauf ist zu erwidern: zunächst ist die Zahl der falschen Weissagungen kaum so gross gewesen, wie man von vorneherein glauben möchte. Denn erstmal gehen einige Prophezeiungen natürlich immer zufällig in Erfüllung. Sodann lässt sich nicht verkennen, dass verschiedene psychische Zustände, von denen wir weiter unten reden werden, z. B. die Hyperästhesie und die Hypermnesie des Weissagenden, die Suggestibilität dessen, dem geweissagt wird u. s. f., es mit sich bringen, dass die Weissagungen tatsächlich oft in Erfüllung gehen, auch wenn die Methoden durchaus nichtig sind.

Natürlich bleiben trotzdem immer noch zahlreiche Prophezeiungen

übrig, die sich als falsch erweisen. Dafür bringt Cicero eine Menge von Beweisen in seinem obenangeführten Werke.

„Flaminius gehorchte nicht den Zeichen; es kostete ihm und seinem Heere das Leben. Aber Paulus gehorchte ihnen ein Jahr später: fiel er nicht ebenfalls in der Schlacht bei Cannä mitsamt seinem Heere? . . . . Die Weissagungen werden täglich widerlegt. Ich erinnere wohl die vielen Weissagungen der Chaldäer (der Astrologen) an Pompejus, Crassus und kürzlich an Cäsar; sie sollten alle an Altersschwäche sterben, sterben in ihrem Heim in Glanz und Ehre — so dass es mich sehr wundert, dass es noch Leute gibt, die jenen Menschen glauben, obgleich sie täglich ihre Prophezeiungen durch die Tatsachen widerlegt sehen."

Ciceros Verwunderung ist sehr begreiflich. Sieht man erst ein, wie selten eine Prophezeiung in Erfüllung geht, so schwindet damit auch der Glaube an sie; man hält es eben einfach für Zufall, wenn Weissagung und Erfüllung einmal zusammentreffen. Indessen kann man Cicero in der Behauptung kaum recht geben, dass es stets nur Zufall sei, wenn eine Weissagung sich erfüllt; es spielen hier unzweifelhaft noch andere Momente mit. Trotzdem bleibt es aber immerhin Tatsache, dass Prophezeiungen nur ausnahmsweise in Erfüllung gehen. Und wenn dessenungeachtet der Glaube an sie Jahrtausende hindurch sich erhalten hat, so lässt sich das nur dadurch erklären, dass die Menschen im allgemeinen nicht auf die vielen falschen Prophezeiungen geachtet haben. Wenn es sich um grössere Unternehmungen, Staatsangelegenheiten oder ähnliches handelte, konnte es der öffentlichen Aufmerksamkeit natürlich nicht entgehen, dass die Wahrsagung nicht eintraf. Aber dann hatte man in einem solchen Falle immer Ausreden und Entschuldigungen genug. Entweder suchte man nachzuweisen — und das gelang meistens —, dass irgend ein Formfehler bei der Vornahme der feierlichen Handlung begangen worden war; selbstverständlich war dann die ganze Prophezeiung von vorneherein hinfällig. Oder die Auslegung war nicht richtig. So half man sich, wie Cicero an verschiedenen Beispielen zeigt, über die unangenehmen Fälle hinweg und vergass sie bald. Die Fälle dagegen, wo die Wahrsagung scheinbar in Erfüllung ging, vergass man nicht so leicht, weil sie mit der einmal festgewurzelten Anschauung übereinstimmten.

Wir sehen also, dass der Glaube an Wahrsagungen durch Beobachtungs- oder richtiger durch Gedächtnisfehler immer wieder befestigt wird. Ist man in einer bestimmten Anschauung befangen, z. B. im Glauben an die Zuverlässigkeit der Prophezeiungen, so wird alles, was hiermit nicht übereinstimmt, unwillkürlich übersehen und schnell vergessen. Jede

„Gedächtnisstatistik“ ist deshalb wertlos; sie bestätigt nur, was man bestätigt zu sehen wünscht und erwartet. Wenn Weissagungen jetzt noch, wie zu Ciceros Zeiten, auf der Tagesordnung ständen, so würde man sicher durch eine sorgfältige Buchführung selbst den „Gläubigsten“ überzeugen können, wie eine solche Gedächtnisstatistik den Menschen irre führen kann. Glücklicherweise ist es ja nicht möglich, das nötige Material herbeizuschaffen. Aber wir sind doch einigermassen imstande, diese Sache durch bestimmte Zahlen ins rechte Licht stellen zu können. Man hat in der neuesten Zeit eine umfassende statistische Untersuchung über die Häufigkeit der Halluzinationen angestellt. Hierbei musste man sich gemäss der Natur der Sache grösstenteils an das Gedächtnis der Leute wenden, und da zeigte es sich bald, dass der Mensch sich schlechterdings nicht auf sein Gedächtnis verlassen kann. Eine Statistik, die darauf baut, ist unbrauchbar. Wir kommen noch einmal im Abschnitte über die normalen Halluzinationen (Kap. 34) auf diesen Punkt zurück.

Mit den hier besprochenen Fällen ist die Bedeutung der Beobachtungsfehler für den Aberglauben bei weitem nicht erschöpft. Es sind nur einzelne Beispiele, die zeigen sollen, wie die Beobachtungsfehler teils eine direkte Quelle des Aberglaubens werden, teils abergläubische Anschauungen, die aus einem anderen Boden entsprungen sind, unterhalten und befestigen können. Wir brauchen nicht länger hierbei zu verweilen, denn alles, was wir im folgenden besprechen wollen, liefert weitere Beispiele in dieser Beziehung. Ueberall, selbst in den kompliziertesten Fällen, wird es sich zeigen, dass die Beobachtungsfehler bei den abergläubischen Vorstellungen eine wesentliche Rolle mitspielen und sie entweder hervorrufen oder wenigstens befördern.

Kapitel 30.

Die Zitterbewegungen und ihre magischen Wirkungen.

Die Zitterbewegungen.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass ein Mensch ein Glied, z. B. einen Arm, in einer bestimmten Stellung nicht vollständig ruhig halten kann, wenn der Arm nicht unterstützt ist. Die unwillkürlichen kleinen, zitternden Bewegungen der Glieder sind aber beim einzelnen Menschen von sehr verschiedener Stärke. Während sie bei Alten und Kranken oft so stark sind, dass sie aus der Ferne gesehen werden können und sich z. B. auch dadurch verraten, dass es dem Be-

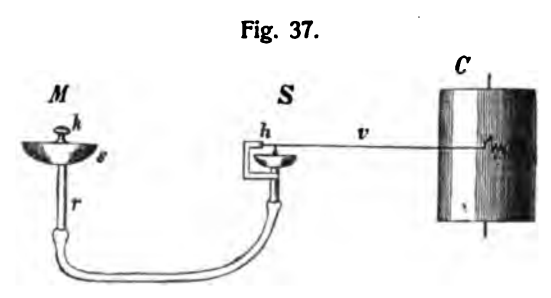
treffenden unmöglich ist, ein einigermassen gefülltes Glas zum Munde zu führen, ohne etwas vom Inhalte zu verschütten, so sind sie bei jungen und kräftigen Menschen fast nicht wahrnehmbar. Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist das Individuum sich dieser zitternden Bewegungen auch gar nicht bewusst. Wollte aber jemand sie deshalb ableugnen, so möge er nur einen Stock wie ein Gewehr an die Backe legen und mit demselben nach einem bestimmten Punkte zielen; er wird dann die Spitze des Stockes beständig um diesen Punkt herumtanzen sehen. Dies ist seit den ältesten Zeiten her bekannt; dagegen hat man nicht gewusst, dass diese schwachen Bewegungen unter besonderen Verhältnissen sehr kräftige Wirkungen hervorrufen. Allerdings hat man diese Wirkungen wohl beobachtet; da man aber ihre Ursache nicht kannte, deutete man sie falsch und sah sie als Wirkungen magischer Kräfte an. Auf diese Weise hat ein so gewöhnliches Phänomen, wie das unwillkürliche Zittern unserer Glieder, zu mehrfachem Aberglauben Anlass gegeben. Wir wollen diese abergläubischen Vorstellungen jetzt näher betrachten und zeigen, wie die zu Grunde liegenden Phänomene nur besondere Formen der unter gewissen Verhältnissen entstandenen Zitterbewegungen sind.

Um dieses nachzuweisen, müssen wir natürlich vor allem die Umstände kennen, welche auf die Zitterbewegungen Einfluss ausüben, sowie die Formen, welche dieselben unter gewissen Verhältnissen annehmen können. Behufs graphischer Registrierung hat Preyer einen äusserst fein arbeitenden Apparat konstruiert, den er Palmographen nannte, und mit dem er die Bewegungen nach den verschiedenen Richtungen hin, nach oben und unten, nach rechts und links, vor- und rückwärts, jede für sich aufzeichnen konnte. Wenn man aber die Bewegungen nicht gerade nach den verschiedenen Richtungen hin getrennt haben will (was selten Interesse hat), so kann man ebenso gut den sogenannten Sphygmographen gebrauchen, der zur Aufzeichnung des Pulses dient und sich in jedem physiologischen Laboratorium vorfindet. Mit einem solchen Apparate habe ich die im folgenden besprochenen Zitterkurven aufgenommen; ich werde ihn deshalb hier kurz beschreiben.

Der Apparat besteht aus drei Teilen, aus dem Empfänger M, dem Schreibapparat S und dem Zylinder C, auf dem geschrieben wird. M besteht aus einer kleinen Metallschale s, die unten im Rohr r endet und von einer dünnen Kautschukmembran überspannt ist. Auf diese ist ein kleiner Knopf von leichtem Holze k geleimt. Der Schreibapparat ist ähnlich eingerichtet; er besteht ebenfalls aus einer Metallschale, die unten in ein Röhrchen ausläuft; auch sie ist mit einer Kautschukmembran überspannt. Am Röhrchen ist ein kleiner Metallbügel befestigt; an dessen öbersten

Punkt h bewegt sich wie an einem Scharnier eine lange und dünne Aluminiumfeder v, die in eine feine Spitze ausläuft und deren Widerstand sehr gering ist. Sie ruht, wie man in der Figur sieht, auf einem kleinen Knopfe, der auf der Mitte der Membran festgeleimt ist; ihre Spitze berührt eben den Zylinder C; dieser dreht sich vermittelst eines Uhrwerkes gleichmässig um seine Achse. Die Wirkung des ganzen Apparates ist nun leicht zu verstehen. Wenn die beiden Röhrchen auf M und S durch einen Gummischlauch miteinander verbunden werden, so setzt ein kleiner Druck auf den Knopf k die Membran und damit auch die Luft in der Schale s in Bewegung, diese Bewegung pflanzt sich durch den Gummischlauch bis zu S fort, wo die Membran in ganz entsprechende Bewegungen gesetzt wird; letztere werden dann auf den Zeiger v übertragen. Wenn dieser bei h nur in ganz kleine Schwingungen gerät, so gibt seine äusserste Spitze bei C diese Schwingungen in stark vergrössertem Massstabe wieder. Ist der Zylinder nun mit berusstem Papier überzogen, so kratzt die Spitze des Zeigers die Russlage an den Stellen fort, wo sie dieselbe berührt, und die Bewegungen zeichnen sich als weisse Kurven auf schwarzem Grunde ab, während der Zylinder sich dreht.

Fig. 37.



Selbstverständlich funktioniert der Apparat um so genauer, je dünner und je beweglicher die Membranen M und S sind. Man muss daher dafür sorgen, stets Membranen von derselben Dicke und Spannung zu haben, wenn man die Kurven, die unter verschiedenen Verhältnissen aufgenommen werden, vergleichen will. Von noch grösserer Bedeutung für die Feinheit der Kurven ist der Gummischlauch zwischen M und S. Wenn Luft oder Flüssigkeit sich in einem elastischen Schlauch fortbewegen, so wird der Widerstand der elastischen Wandungen es bewirken, dass die Stösse mehr und mehr ausgeglichen werden, so dass die Luft resp. die Flüssigkeit in einem sehr langen Schlauch zuletzt eine gleichmässige Bewegung aufweisen. Man muss deshalb bei einer feinen Aufzeichnung der Zitterbewegungen einen möglichst kurzen Schlauch zwischen M und S nehmen; denn sonst werden alle feinen Zitterbewegungen einfach aufgehoben, so dass nur die langsamen und die groben Bewegungen übrig bleiben. Dass man dieses unter Umständen sich zu nutze machen kann, werden wir im folgenden sehen.

Mit diesem Apparat kann man nun wegen der Genauigkeit, mit der er kleine Bewegungen vergrössert, Erschütterungen nachweisen, die dem blossen Auge nicht sichtbar sind. Hält man z. B. den Knopf k unter gleichmässigem Druck gegen die Arterien des Armes oder oder noch besser des Halses, so werden die Bewegungen des Pulses auf dem Zylinder abgezeichnet. So ist die Kurve B in Fig. 39 S. 442 entstanden. Befestigt man M dagegen senkrecht, wie die Fig. 37 es zeigt, an einem Stativ und streckt den Arm dann frei aus in die Luft, während der Zeigefinger auf dem Knopfe k ruht, so entsteht auf C eine äusserst unregelmässige, wellenförmige Linie, die beweist, dass es unmöglich ist, den Arm vollständig ruhig zu halten. Die

Figuren 38—41 und 44—47 zeigen derartige „Zitterkurven". Diese sind alle ohne Ausnahme von gesunden, kräftigen Menschen, sowohl Männern als Frauen, aufgenommen. — Wir betrachten die Kurven jetzt etwas näher, um nach den Ursachen zu diesen Erschütterungen zu forschen.

Es ist schon bemerkt, dass obiger Apparat die Bewegungen des Armes nach den verschiedenen Richtungen hin alle nur in einer Kurve aufzeichnet, einerlei, ob der Arm sich nach oben oder unten, nach rechts oder links, vor- oder rückwärts, zitternd bewegt. Während der Knopf k aber in den beiden letzten Fällen nur etwas hin und her schwankt, so wird er geradezu gehoben und gesenkt bei den auf- und abwärts gehenden Bewegungen des Armes, und diese erscheinen deshalb immer unverhältnismässig gross im Vergleich zu den Bewegungen nach anderen Richtungen hin. Dieses tritt auch deutlich in verschiedenen Kurven hervor; bei besonderen Ursachen zu auf- und abwärtsgehenden Bewegungen zeichnen letztere sich durch grössere Schwingungen aus. Dies gilt in erster Linie von der Atmung. Hält man einen Arm wagerecht gestreckt und atmet tief dabei, so sieht man den Arm sich mit der Brust heben und senken. Fig. 38 zeigt

Fig. 38.

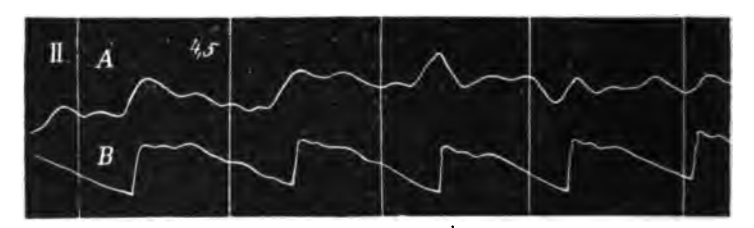


die Kurve, die man in diesem Falle erhält. Ein Mensch wird unter gewöhnlichen Verhältnissen in 3—5 Sekunden einmal Atem holen. Die senkrechten Linien auf den Kurven zeigen die Sekunden an; wie man sieht, hat die Kurve alle 3—4 Sekunden einen Wellenberg, der sich aber selbst in einer unregelmässigen Linie bewegt. Die Kurve gleicht dem Meere, wenn die Wellen nach einem Sturme noch hochgehen, während eine Brise ihre Oberfläche noch leicht kräuselt. Die „Wellen" werden hier durch die Atmung hervorgerufen, die „Kräuselungen" dagegen rühren von verschiedenen anderen Ursachen her. Im Vergleich mit den anderen Kurven sind diese Kräuselungen sehr klein und gering an Zahl. Dies liegt daran, dass hier zwischen M und S ein etwa 10 m langer Schlauch eingeschaltet war. Dabei fallen alle kleinen Erschütterungen zum Teil fort und die grossen, langsam verlaufenden Atmungsbewegungen treten infolgedessen deutlicher hervor. Ist diese Erklärung richtig, so müssen offenbar die grossen Wellenberge fortfallen, wenn man ganz schwach atmet oder den Atem ganz

innehält. Dies bestätigt sich auch in den anderen Kurven, Fig. 39 bis 41 und 44 bis 47, wo sich fast keine Spur von den grossen regelmässigen Wellen findet. Denn jeder Mensch, der nur kurze Zeit den Arm so ruhig wie möglich halten soll, unterdrückt ganz instinktmässig die Atmung, so dass die hiervon herrührenden Bewegungen fast immer fortfallen.

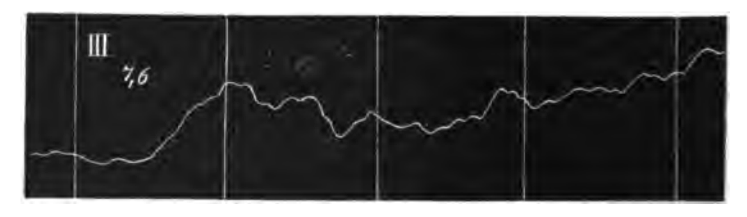
Aber woher stammen denn die kleinen Erschütterungen? Einige entschieden von der Herztätigkeit. Jedesmal, wenn das Herz sich kontrahiert und das Blut in den Körper presst, erhält jeder Punkt des Organismus von innen, d. h. vom Blutgefässsystem her einen

Fig. 39.



kleinen Stoss. Unter günstigen Verhältnissen kann man auch leicht nachweisen, dass einige von den Erschütterungen des Armes genau mit dem Pulsschlage zusammenfallen. Vergleicht man in Fig. 39 die Zitterkurve A mit der gleichzeitig aufgenommenen Pulskurve B, so sieht man, dass diese beiden sich einander sehr gleichen; selbst die kleinen Erhebungen im absteigenden Schenkel der Pulskurve zeigen sich auch in der Zitterkurve. Bezeichnend für die Kurve A ist der

Fig. 40.



Umstand, dass sie eine Stunde nach dem Mittagsessen, die ich in Ruhe und unter Geplauder verbracht hatte, aufgenommen ist. Der Körper hatte sich hier vollständig ausgeruht; das ist sicher der Grund, dass der Pulsschlag so deutlich in der Kurve hervortritt. Denn wenn die Muskeln und die Nerven ermüdet sind, so kann das Gehirn das Zusammenwirken der verschiedenen Muskeln nicht genau regulieren; dann müssen die so entstandenen Bewegungen stärker einwirken und das Bild des Pulsschlages verwischen. Dass dieses wirklich der Fall

ist, kann man aus Fig. 40 ersehen, die um Mitternacht nach einem sehr anstrengenden Tage aufgenommen ist. Hier ist keine Spur vom Pulsschlage nachzuweisen; die Bewegungen sind grösser, die Kurve ist mehr gezackt. Die kleinen Zahlen, die auf die Kurven geschrieben sind, geben die mittlere Zahl der Schwingungen pro Sekunde im Laufe eines längeren Zeitraums an; sie zeigen uns, dass die Unruhe bei Fig. 40 viel grösser gewesen ist als bei Fig. 39 A. Noch grösser ist die Schwingungszahl bei der Kurve Fig. 41, die aufgenommen wurde, nachdem der Arm einige Minuten lang horizontal ausgestreckt

Fig. 41.



gewesen war — bekanntlich eine sehr anstrengende Haltung, die den Arm leicht zum Zittern bringt. Hieraus geht also hervor, dass ein Körperteil um so mehr zittert, je mehr die Muskeln und Nerven ermüdet sind.

Wir haben gesehen, wie die Atmung, die Blutzirkulation, die Ermüdung der Muskeln und Nerven sich in unwillkürlichen Bewegungen bemerkbar machen. Wir kommen nun zu einer viel wichtigeren und umfangreicheren Gruppe von Ursachen, nämlich den Bewusstseinszuständen, die nicht allein bestimmte Zitterbewegungen auslösen, sondern bis zu einem gewissen Grade auch die Richtung der übrigen Bewegungen beeinflussen. Das lehrt schon die Erfahrung des täglichen Lebens.

Unwillkürliche Bewegungen können teils durch Gemütsbewegungen hervorgerufen werden, teils aber auch bei genügender Konzentration der Aufmerksamkeit durch Vorstellungen, die sich entweder auf Bewegungen schlechthin beziehen oder häufig mit Bewegungen assoziiert gewesen sind. Die Richtigkeit dieser Tatsache kann man leicht durch eine Reihe von Beispielen nachweisen. Jede starke Spannung steigert die Zitterbewegungen; so erzittert man sowohl aus Ungeduld wie aus Furcht. Unter solchen Umständen können die unwillkürlichen Bewegungen leicht so gross werden, dass sie ohne besondere Apparate nachzuweisen sind; wenn man z. B. beim Examen die Stimmen der Examinanden zittern hört, so ist das offenbar nur

eine eigentümliche Erscheinung derselben Ursache. Je grösser die Spannung wird, desto stärker werden meistens auch die Zitterbewegungen; in einem entscheidenden Augenblick kann eine Gemütsbewegung sehr kräftige Stösse hervorbringen. Aber selbst in weniger ernsten Fällen, wo die Zitterbewegungen keine solche Stärke erreichen, dass sie von anderen wahrgenommen werden, wird man sie oft genug selbst mit Leichtigkeit bemerken können. So ist es eine bekannte Tatsache, dass eine ganz gewöhnliche, gut eingeübte Arbeit niemals schlechter ausgeführt wird, als wenn man Eile hat. Die Spannung, die Furcht, zu spät fertig zu werden, bringen die Hand zum Zittern, und die feineren Bewegungen, die die Arbeit erfordert, misslingen. Aber nicht allein Unlust-, sondern auch gewisse Lustgefühle rufen unwillkürliche Bewegungen hervor, z. B. Lachen; die Erschütterung, die durch dasselbe bewirkt wird, erstreckt sich nicht bloss auf das Zwerchfell, sondern teilt sich je nach der Stärke auch dem ganzen Körper mit.

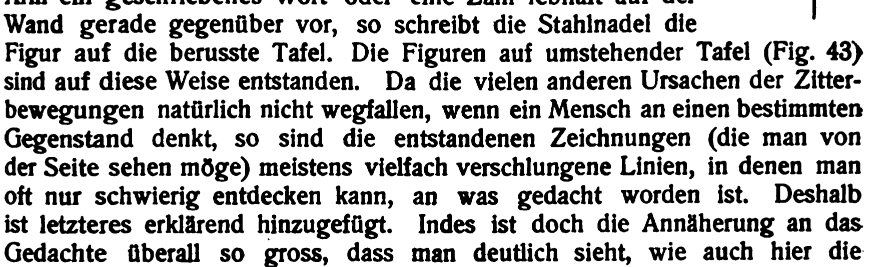
Hiermit ist übrigens nur eine Seite der Sache besprochen. Wie oben bereits angeführt, gibt es auch Zitterbewegungen, die nur infolge der Vorstellung von einer bestimmten Bewegung oder einer Vorstellung, an die oft eine bestimmte Bewegung geknüpft gewesen ist, entstehen (das ideomotorische Prinzip von Carpenter 1852). Durch einige wenige Versuche kann dieses leicht nachgewiesen werden. Hängt man einen schweren Körper, z. B. eine Bleikugel von etwa 1 Zoll Durchmesser an einer Schnur auf — im Notfall kann auch eine Taschenuhr nebst einer leichten Uhrkette gebraucht werden — und hält dieses Pendel mit ausgestrecktem Arm, so gerät dasselbe bald in Schwingungen. Die Richtung und Form dieser Schwingungen ist in hohem Masse abhängig von den Vorstellungen, die man bei dem Individuum erweckt. Ich habe diesen Versuch zu Dutzenden von Malen angestellt; wenn die Versuchsperson der Bewegung nur nicht direkt entgegenarbeitet, so erhält man immer ein gutes Resultat. Man führt z. B. den Finger unter dem Pendel langsam hin und her und redet davon, dass es in dieser Richtung schwingen wird; es dauert nicht lange, so bemerkt man schon die Bewegung in der angegebenen Richtung. Verändert man nun die Bewegung seines Fingers etwa in eine kreisförmige, so folgt das Pendel nach u. s. w. Bei Personen, die dieses Experiment nicht kannten, erzielte ich noch bessere Resultate dadurch, dass ich den Versuch in eine etwas mystische Form kleidete. Ich erzählte z. B., dass ein Pendel, das über einer Messingstange schwinge, sich stets in der Richtung dieser Stange bewege, während es quer über einer Stahlstange und über einem Glase im Kreise schwinge; das Resultat wurde dasselbe, weil die Ursache dieselbe war:

Die Richtung der Bewegung wird durch die Vorstellung von einer bestimmten Bewegung bestimmt.

Es bleibt nun noch eine dritte Gruppe von Zitterbewegungen übrig; dieselben werden zwar auch durch Vorstellungen ausgelöst, jedoch beziehen diese sich nicht direkt auf Bewegungen, sondern sind oft mit Bewegungen verbunden gewesen. Bei einem normalen redenden Menschen wird jede Vorstellung, für die man nur einen Namen oder ein Wort hat, aufs engste an die Bewegungen geknüpft sein, die erforderlich sind, um das Wort auszusprechen. Man hat deshalb mit Recht gesagt, dass alles Denken ein stilles Reden ist. Dieses tritt am deutlichsten hervor, wenn man einen Satz überlegt, bevor man ihn niederschreibt. Hier handelt es sich wesentlich um die Anordnung und um den Wohlklang in der Zusammensetzung der Wörter. Bei einiger Aufmerksamkeit spürt man an sich selbst recht kräftige Bewegungen in der Zunge. Dieselben treten auch hervor, wenn man längere Zeit fest an ein bestimmtes Wort denkt; wir werden im folgenden sehen, welche merkwürdigen Resultate solches anhaltende Denken an ein einzelnes Wort herbeiführen kann. In ganz entsprechender Weise sind unsere Vorstellungen von geschriebenen Wörtern mit schwachen Schreibbewegungen verbunden.

Preyer hat auf sinnreiche Weise diese kleinen Schreibbewegungen auf einer Tafel aufgezeichnet erhalten. Er benutzte dazu den hier abgebildeten einfachen Apparat. Derselbe besteht aus einer langen, leichten und dünnen Stange a b; diese trägt bei b eine gebogene Stahlnadel, die sich mit möglichst geringem Widerstand um ein Scharnier bei b dreht. Die Spitze der Stahlnadel berührt gerade die berusste Tafel T. Wird nun die Stange bei a fest an den Rücken einer Hand gebunden oder wie eine Schreibfeder in der Hand gehalten, und stellt die Versuchsperson sich dann bei ausgestrecktem Arm ein geschriebenes Wort oder eine Zahl lebhaft auf der Wand gerade gegenüber vor, so schreibt die Stahlnadel die Figur auf die berusste Tafel. Die Figuren auf umstehender Tafel (Fig. 43) sind auf diese Weise entstanden. Da die vielen anderen Ursachen der Zitterbewegungen natürlich nicht wegfallen, wenn ein Mensch an einen bestimmten Gegenstand denkt, so sind die entstandenen Zeichnungen (die man von der Seite sehen möge) meistens vielfach verschlungene Linien, in denen man oft nur schwierig entdecken kann, an was gedacht worden ist. Deshalb ist letzteres erklärend hinzugefügt. Indes ist doch die Annäherung an das Gedachte überall so gross, dass man deutlich sieht, wie auch hier die Vorstellung wesentlich auf die Richtung der Bewegung eingewirkt hat.

Fig. 42.



Noch an einem Punkte können wir den Einfluss der Vorstellungen auf die unwillkürlichen Bewegungen nachweisen. Bekannt-

lich hat der Mensch grosse Neigung, den Takt oder Rhythmus in Bewegungen zu äussern. Man sieht dieses an kleinen Kindern, die nach dem Takte der Musik hüpfen, ohne dass sie das Tanzen gelernt haben. Auch viele Erwachsene können kein Musikstück hören, ohne

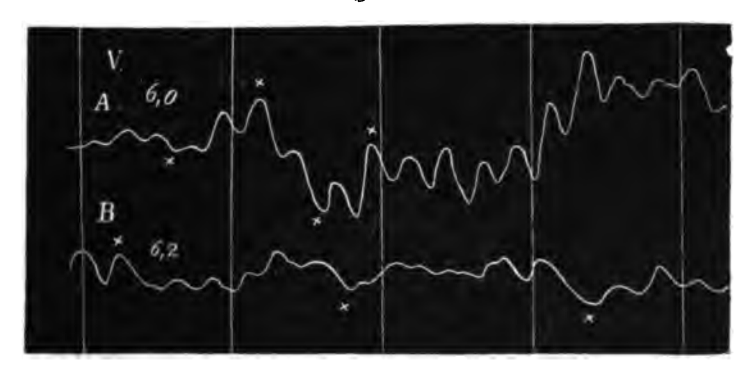
Fig. 43.



mit dem Kopfe oder dem Fusse den Takt zu schlagen. Darum liegt die Vermutung nahe, dass dieser enge Zusammenhang zwischen rhythmischen Lautvorstellungen und Bewegungen sich auch in Zitterbewegungen äussern wird. Versuche haben diese Annahme auch voll-

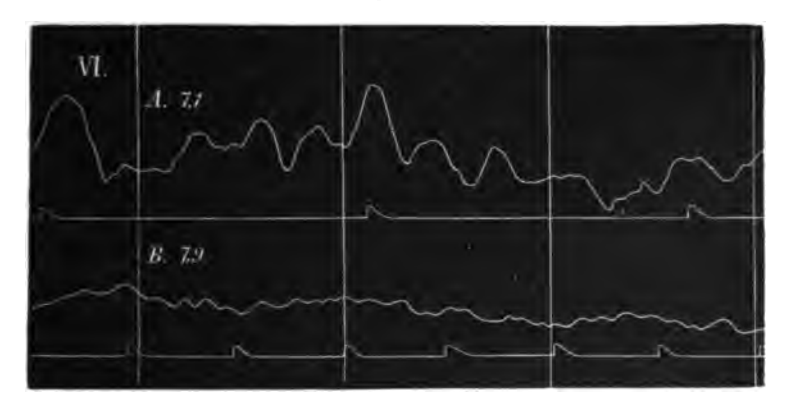
kommen bestätigt und ausserdem gezeigt, dass die Art und Weise, wie die Taktschläge sich in den Kurven äussern, individuell verschieden und vom Temperamente abhängig ist. Das sieht man aus Fig. 44 und 45. Die Kurve A in Fig. 44 kam zustande, als ein Metronom, auf dessen Schlag man hörte, ungefähr 120, die Kurve B,

Fig. 44.



als er 40 Schläge in der Minute machte. Es ist ganz interessant, darauf zu achten, wie der langsame, fast schläfrige Takt sich in dem gleichmässigen, ruhigen Verlauf der Kurve B ausprägt, während der dreimal so schnelle Takt der Kurve A ein lebhaftes, nervöses Gepräge gibt. Fig. 45 zeigt entsprechende Veränderungen, jedoch in

Fig. 45.



anderer Weise. Unter beiden Kurven hat der Metronom selbst die Taktschläge aufgezeichnet, so dass die kleinen Erhöhungen auf der geraden Linie den Augenblick angeben, wo der Schlag erfolgte. Man sieht hieraus, wie bei dem schläfrigen Takt in A (36 Schläge in der Minute) jeder Schlag des Metronoms eine grosse Elevation auf der Kurve, ein förmliches Erschrecken bei der Versuchsperson hervorruft.

Der lebhafte Takt in B dagegen (117 Schläge in der Minute) weist eine ausserordentliche Menge kleiner Schwingungen auf.

Diese Unterschiede stimmen mit den individuellen Eigentümlichkeiten der beiden Versuchspersonen überein, worauf wir hier indes nicht weiter eingehen können.

Bis jetzt ist stets vorausgesetzt worden, dass die unwillkürlichen Bewegungen nur durch solche Vorstellungen oder Gefühle hervorgerufen werden, die klar im Bewusstsein auftreten. Diese Voraussetzung war notwendig, weil man nur in diesem Falle den Zusammenhang und die Abhängigkeit der Bewegungen von den seelischen Zuständen nachweisen kann. Die Erfahrung lehrt indessen, dass dieselben Bewegungen auch bei unbewussten Zuständen des Seelenlebens auftreten. Manche Menschen können ein sehr lebhaftes Gespräch führen, während der Arm gleichzeitig Schreibbewegungen macht, welche einen ganz anderen Gedankengang verraten als denjenigen, um den das Bewusstsein sich dreht. Hier hat unser Seelenleben also anscheinend einen Inhalt, dessen das Individuum sich selbst nicht bewusst[1]) ist, der sich aber in willkürlichen Bewegungen äussert. Wir werden später in dem Abschnitte, der von dem Eingreifen des Unbewussten in das Bewusstsein handelt, weiter darüber reden; es musste an dieser Stelle jedoch kurz berührt werden. Wenn wir nämlich dazu übergehen, die Bedeutung der unwillkürlichen Bewegungen für den Aberglauben zu besprechen, so wird es nicht möglich sein, die Fälle, bei welchen die Bewegungen von bewussten Vorstellungen ausgehen, von denjenigen, wo sie von unbewussten Zuständen hervorgerufen sind, zu trennen. Die Bewegungen können einander ganz gleich sein, und nur durch eine sorgfältige Untersuchung des gleichzeitigen Bewusstseinszustandes wird man entscheiden können, ob die hervorgerufenen Bewegungen durch bewusste Vorstellungen oder durch unbewusste Zustände veranlasst waren. Ich behandle nun im folgenden hauptsächlich solche Fälle, in denen die Bewegungen nachweisslich durch Bewusstseinszustände herbeigeführt sind; aber damit soll die Tatsache jedoch keineswegs geleugnet oder auch nur ignoriert werden, dass „das Unbewusste" ganz ähnliche Phänomene hervorrufen kann.

---

[1]) Wenn wir im folgenden von diesen Phänomenen sprechen, so reden wir von „unbewussten" seelischen Zuständen, „unbewussten" Vorstellungen u. s f. ohne Rücksicht darauf, dass diese Ausdrücke an und für sich sinnlos sind. Eben um dieser Sinnlosigkeit willen sind diese Ausdrücke anderen Bezeichnungen wie „unterbewusst", „subliminal" und ähnlichen vorzuziehen, da diese bestimmte Hypothesen über die Natur der Phänomene involvieren. Ebenso wie der Mathematiker die Sinnlosigkeit a^{-n} gebraucht, um eine bestimmte Grösse damit anzudeuten, so wenden wir auch den Ausdruck „unbewusste Vorstellung" an als eine Bezeichnung für etwas, dessen Existenz anzunehmen die Erfahrung uns zwingt, dessen Natur wir jedoch noch nicht erkannt haben.



Die magischen Bewegungen.

Unter „magischen Bewegungen" verstehen wir alle die Bewegungen lebloser Gegenstände, von denen man zu verschiedenen Zeiten geglaubt hat, sie seien durch magische Kräfte hervorgerufen, weil man keine physische oder psychische Ursache nachweisen konnte. Man sah die Bewegungen; da aber die Personen, die mit den Dingen in Verbindung standen, sich nicht bewusst waren, absichtlich eine Bewegung herbeigeführt zu haben, so konnte man ja auch nicht annehmen, dass sie dieselbe hervorgerufen hatten — wenigstens nicht auf gewöhnliche Weise. Folglich mussten magische Kräfte als Ursache angenommen und entweder den betreffenden Menschen oder auch höher stehenden Wesen, die in den Gang der Dinge eingriffen, beigelegt werden. Von solchen magischen Bewegungen haben wir in der geschichtlichen Darstellung zwei Hauptgruppen kennen gelernt: die Bewegungen der Wünschelrute (S. 236 ff.) und das Tischrücken in seinen verschiedenen Formen (S. 295 ff.). Wir wollen nun nachzuweisen suchen, dass wir es in beiden Fällen nur mit Aeusserungen unwillkürlicher Bewegungen zu tun haben.

In dem Ringorakel, über das wir geschichtliche Nachrichten aus der Zeit des Kaisers Valens besitzen (vrgl. S. 236), liegt offenbar absolut nichts Rätselhaftes. Es lässt sich nicht vermeiden, dass ein Ring, der mit der Hand an einer Schnur gehalten wird, schliesslich in Bewegung kommt; erwartet nun derjenige, der die Schnur hält, eine bestimmte Bewegung, so kommt letztere auch zustande. Erwartet man z. B., dass der Ring einen Namen angeben soll, indem er gegen bestimmte Buchstaben am Rande einer Metallschale schlägt, so gibt der Ring auf diese Weise gerade den Namen an, der dem Betreffenden mehr oder weniger klar vorschwebt. Alles dieses geht einfach aus dem oben nachgewiesenen Gesetze hervor, dass die Richtung der Bewegung durch die Vorstellung von einer bestimmten Bewegung bestimmt wird.

Aehnlich verhält es sich nun auch mit der Wünschelrute und deren Bewegungen (vrgl. S. 237 f.). Die Rute konnte viele verschiedene Formen haben; am häufigsten wurde wohl der Y-förmige Pappel- oder Haselnusszweig angewandt; aber man benutzte auch ein Beil, das in einen Holzklotz geschlagen und dann auf der Fingerspitze ins Gleichgewicht gebracht wurde, oder ein Sieb, das wiederum in verschiedener Weise angebracht werden konnte. Je nach der Beschaffenheit des angewandten Gerätes hiessen diese Wahrsagekünste Rhabdomantie, Axinomantie oder Koskinomantie. Aber das Prinzip ist

jedesmal dasselbe: das Gerät gibt durch eine Bewegung den Ort, die Richtung oder die Person an, über die man Aufschluss wünscht. Von all diesen Methoden ist die Wünschelrute und die darauf begründete Rhabdomantie wohl die einzige, die gegenwärtig noch angewandt wird. Wir beschränken uns deshalb darauf, diese zu besprechen; im übrigen kann man dieselbe Erklärung, die wir über die Bewegungen der Wünschelrute geben, beziehungsweise auch auf die anderen Methoden anwenden.

Nach dem bisher Entwickelten sieht man ein, dass die Rute sich in Bewegung setzen wird, wenn die Person, die sie in der Hand hält, erwartet, dass eine Bewegung an einer bestimmten Stelle eintreten soll. Wenn der Betreffende es dagegen nicht wünscht oder erwartet, so findet die Bewegung auch nicht statt.

Dies zeigte Pater Lebrun schon am Schlusse des 17. Jahrhunderts (siehe S. 238); er zog hieraus den richtigen Schluss, „dass die Ursache zu den Bewegungen der Rute sich nach den Wünschen des Menschen richtet und durch seine Absichten bestimmt wird“, mit anderen Worten: Lebrun hatte anderthalb Jahrhunderte vor Carpenter die ideomotorischen Bewegungen auf einem einzelnen Gebiete nachgewiesen.

Ganz unabhängig von Carpenter kam Chevreul 1853 zu derselben Erklärung, dass die Vorstellung und die Erwartung einer Bewegung von seiten der Rute auch die Ursache dieser Bewegung sei. Da man zugleich aus Pater Kirchers Versuch weiss, dass die Rute sich weder zum Wasser, noch zu Metall oder sonst etwas beugt, wenn sie nicht von der Hand eines Menschen gehalten wird, so ergibt sich daraus, dass die Bewegungsimpulse wirklich von dem menschlichen Bewusstsein ausgehen. Aber deshalb bleibt es doch rätselhaft, wie die Rute Wasser, Metall und dergleichen anzeigen kann. Dies ist nämlich keine Fabel. Noch heutigen Tages findet man hier und dort „Wassersucher“, Rutengänger, deren Hilfe (und zwar nicht etwa nur von Ungebildeten und Abergläubischen) jedesmal angerufen wird, wenn ein Brunnen gegraben werden soll.

In der Nähe einer grossen Stadt zeigte der Arzt der dortigen Gegend mir eine Menge Brunnen, die nach Anweisung eines alten, bekannten Wassersuchers gegraben waren; einige derselben lagen an Plätzen, wo man nicht leicht erwarten konnte, Wasser zu finden; sie waren auch erst gegraben worden, nachdem man auf eigene Hand, ohne die Hilfe des Wassersuchers an verschiedenen Stellen vergeblich gesucht hatte.

Eine Erklärung für dieses merkwürdige Phänomen lässt sich nicht mit Sicherheit geben. Man meinte früher, dass der Wassersucher, der meistens ein alter Brunnengräber ist, infolge seiner genauen Kenntnis von den Brunnen der Gegend allmählich einen gewissen Blick für den Lauf der Wasseradern bekommen hätte; ein

solches Wissen, gestützt durch die für die Eingeweihten oft unzweifelhaften Merkmale im Erdboden, die die Nähe des Wassers angeben, würde dann in den meisten Fällen zu einem richtigen Urteil führen können. Dies ist indes nicht so aufzufassen, dass er erst aus den verschiedenen ihm vorliegenden Tatsachen folgert, wo das Wasser wahrscheinlich zu finden ist und nachher wie zum Scheine die Wünschelrute den im voraus berechneten Ort angeben lässt. Er handelt vielmehr rein instinktmässig; er hat es sozusagen „im Gefühl", wo man Wasser erwarten kann, und dieses unklare Gefühl bewirkt dann die Bewegungen der Rute, wenn er mit derselben in der Hand über das Feld hingeht. Würde man den Mann fragen, aus welchen Anzeichen er annimmt, dass man gerade an der Stelle Wasser finden werde, so würde er die Antwort sicherlich schuldig bleiben. Es ist ihm selbst ganz unbewusst; aber an der rechten Stelle ruft jenes „Gefühl" die Erwartung von einer Bewegung der Rute hervor, und dann senkt diese sich. Dass derartiges geschehen kann, werden wir später an vielen Beispielen sehen. Hier führe ich nur einen einzelnen Fall an, für den ich einstehen kann, weil ich selbst der Handelnde war.

Den oben erwähnten bekannten Wassersucher habe ich einmal persönlich kennen gelernt. Er wollte mich gerne davon überzeugen, dass die Rute sich wirklich ohne sein Zutun senkte, und erbot sich daher, einen Versuch in meiner Gegenwart zu machen. Ich sah nun, wie er es machte; natürlich konnte ich die kleinen unwillkürlichen Bewegungen, welche die Rute in Bewegung setzte, mit blossem Auge nicht wahrnehmen; nur das Resultat, die Senkung der Rute, war deutlich sichtbar. Darauf forderte er mich auf, einen Versuch zu machen. Er hielt denselben zwar für erfolglos; denn viele waren nach seiner Anweisung schon mit der Rute gegangen, und nur einem einzigen war es gelungen, dass dieselbe sich gesenkt hatte. Aber ein Versuch, meinte er, könne nicht schaden. Ich ging bereitwilligst darauf ein. In Gegenwart mehrerer Zeugen ging er über das Feld hin, und die Stelle, wo der Zweig sich senkte, wurde auf eine möglichst wenig wahrnehmbare Weise gekennzeichnet. Ich hatte es nicht gesehen. Hierauf wurde ich an denselben Ort gestellt, wo er gestanden hatte, und die Richtung, die ich einschlagen sollte, wurde mir angewiesen. Das Resultat des Versuches war, dass die Rute in meinen Händen sich etwa eine Elle weit von der Stelle senkte, wo sie sich bei dem Wassersucher bewegt hatte. Als ich ein Stück Wegs gegangen war, hatte ich plötzlich den Gedanken, dass die Rute sich wohl ungefähr hier senken müsste; mit der Vorstellung von der Bewegung trat letztere auch wirklich ein. Aber wie bekam ich diesen Gedanken gerade an der richtigen Stelle? Hierbei hat „das Unbewusste" sicher eine Rolle mitgespielt. Ich wusste ungefähr, wie viel Zeit der alte Mann gebraucht hatte; hiervon habe ich mich wahrscheinlich, ohne weiter darüber nachzudenken — jedenfalls ist mir eine derartige Berechnung nicht bewusst —, bei der Wahl der Stelle leiten lassen. Ich kann mit Bestimmtheit nur sagen, dass ich daran dachte, die Bewegung müsse stattfinden, als sie wirklich

eintrat. Aber diese Begebenheit zeigt recht deutlich, wie unwillkürliche Bewegungen in bestimmten Augenblicken durch „Gefühle“ und Vorstellungen, deren das Individuum sich selbst nicht bewusst ist, hervorgerufen werden können.

Es steht also ausser allem Zweifel, dass irgend eine unbestimmte Erwartung ausreicht, um die Senkung der Wünschelrute in der Hand des Wassersuchers zu bewirken. Zweifelhaft ist nur die Ursache der Erwartung. Man hat nämlich in der neuesten Zeit zahlreiche Untersuchungen angestellt, wo die Wassersucher in ganz unbekannten Gegenden ihre Kunst und zwar mit grossem Erfolg ausübten. Da es nun kaum denkbar ist, dass ihre früheren Erfahrungen unter den gänzlich neuen Verhältnissen hinreichten, um einigermassen brauchbare Resultate zustande zu bringen, so wirken wahrscheinlich noch mehr Umstände mit. Daher ist die Annahme aufgestellt worden, dass die Menschen, die Wasser finden können, zwar durch die oben angeführten Merkmale geleitet werden, aber ausserdem auf irgend eine unbekannte Weise von der Radioaktivität des Erdbodens beeinflusst werden. Da die Stärke der Radioaktivität höchst wahrscheinlich davon abhängig ist, ob das Wasser sich in grösserer oder geringerer Nähe der Oberfläche befindet, so ist diese Möglichkeit nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Indes ist dieses doch zur Zeit noch nichts anderes als eine recht zweifelhafte Hypothese.

Nahe verwandt mit der Wünschelrute sind die modernen, mehr künstlichen Apparate, der Psychograph und die Planchette. Durch Versuche kann man sich leicht davon überzeugen, dass diese sich ebenfalls infolge unwillkürlicher Zitterbewegungen, die von bestimmten Vorstellungen hervorgerufen werden, in Bewegung setzen. Legt man nämlich die Hände auf den Apparat und denkt anhaltend an ein bestimmtes Wort, so dauert es nicht lange, bis man dieses Wort geschrieben erhält. Aber wenn ein wirkliches Medium mit dem Apparate „arbeitet“, so sind es sicher im allgemeinen unbewusste Vorstellungen, welche die Bewegungen veranlassen. Dadurch entstehen die vielen wunderbaren Mitteilungen über Dinge, von denen das Medium selbst keine Ahnung hat, und die deshalb bei einem unwissenden Zuschauerkreise leicht den Eindruck hervorrufen, dass höhere intelligente Wesen mitgewirkt haben. Wie es sich damit verhält, werden wir im folgenden darlegen.

Von den Bewegungen der Wünschelrute, des Psychographen und der Planchette ist nur ein kleiner Schritt zum Tischrücken und Tischklopfen (S. 295 f.). Der Unterschied zwischen den beiden Gruppen von Phänomenen liegt zunächst darin, dass die obengenannten Apparate nur durch einen einzelnen Menschen in Bewe-

gung gesetzt werden, während die grösseren und schwereren Tische ein Zusammenwirken von mehreren Personen erfordern. Dadurch wird die Sache allerdings etwas komplizierter. Dass die Bewegung aber auch hier nur durch unwillkürliche Zitterbewegungen der Teilnehmer hervorgerufen wird, unterliegt keinem Zweifel. Gleich nachdem das Tischrücken in Europa[1]) bekannt geworden war, zeigte der englische Arzt James Braid, der besonders durch seine Untersuchungen über die Hypnose bekannt geworden ist, dass der Tisch nur in Bewegung gerät, wenn die Teilnehmer eine Bewegung erwarten; richten sie dagegen die Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt, so geschieht nichts. In demselben Jahre, 1853, wies ferner sein Landsmann, der Physiker Faraday, durch einen sinnreichen „Indikator" nach, dass die Hände der Teilnehmer dem Tische tatsächlich eine Reihe von kleinen Stössen mitteilen, die an sich zwar unbedeutend sind, aber doch dazu führen, selbst schwere Tische in lebhafte Bewegung zu versetzen.

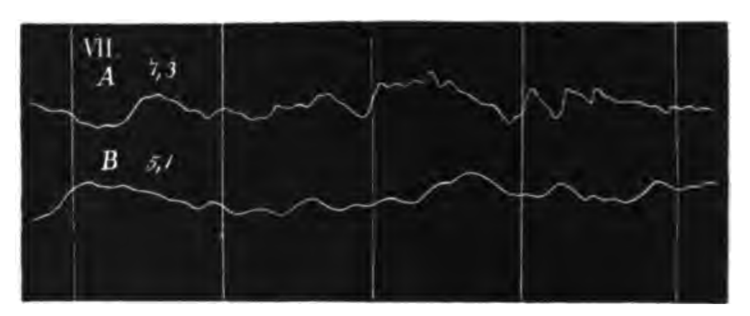
Die Bewegungen des Tisches sind somit experimentell erklärt worden; indes bedarf noch ein Punkt der Aufklärung. Wenn eine Anzahl von Menschen um einen Tisch sitzt und jeder für sich diesem eine Reihe unwillkürlicher, kleiner Stösse erteilt, so erscheint es doch zunächst wahrscheinlicher, dass alle diese kleinen Stösse sich gegenseitig aufheben, d. h. dass der Tisch ruhig stehen bleibt, als dass sie sich gegenseitig verstärken und dabei eine wahrnehmbare Bewegung des Tisches hervorbringen. Das begreift man, dass auch ein starker und schwerer Tisch in Bewegung kommen kann, wenn alle diese kleinen, häufigen Stösse in demselben Augenblick in derselben Richtung, im nächsten Moment aber mit derselben Stärke nicht in entgegengesetzter Richtung erfolgen. Ein kleines Kind kann ja durch eine Reihe regelmässiger Züge am Seile eine 1000 Pfd. schwere Kirchenglocke in Bewegung setzen; folglich muss auch ein Tisch durch eine Reihe kleiner, in rechter Weise ausgeführter Stösse in Bewegung kommen können. Es bleibt dann nur die Frage übrig, wie die von den verschiedenen Personen ausgehenden Erschütterungen beschaffen sein müssen, damit ein solches Zusammenwirken der Stösse zustande kommen kann. Erfahrungsgemäss versuchen viele ganz erfolglos das Tischrücken; dies beweist, dass das Eintreten der Bewegung doch an gewisse Bedingungen geknüpft ist. Zur Feststellung dieser Bedingungen habe ich bei vielen, verschiedenartigen

[1]) Da vom Tischrücken gewöhnlich angenommen wird, dass es eine ganz moderne Entdeckung sei, so ist es beachtenswert, dass Kiesewetter bei dem Kirchenvater Tertullian einen Ausspruch gefunden hat, aus dem hervorgeht, dass man es schon im Altertum gekannt und zu Wahrsagekünsten benutzt hat (Geschichte des Okkultismus, Bd. II, pag. 371).

Gelegenheiten Kurven von sämtlichen Teilnehmern an einer solchen Sitzung sowohl vor als während des Tischrückens aufgenommen, und diese Kurven scheinen tatsächlich die Lösung des Rätsels zu geben.

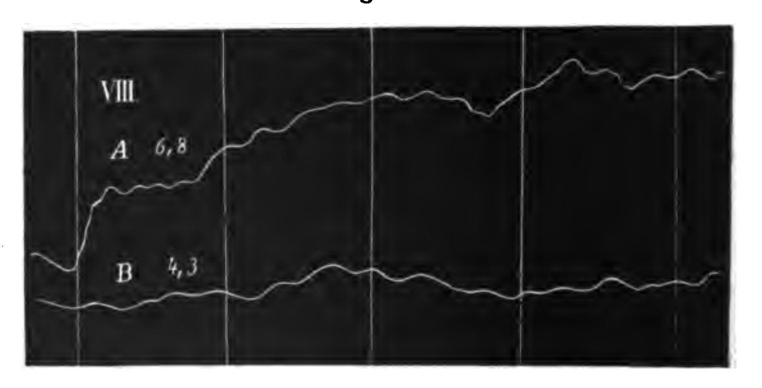
Ich beschränke mich hier nur auf die gewöhnlichen, typischen Fälle und lasse die vielen Ausnahmen und Abweichungen ganz ausser Betracht. Die Figuren 46 und 47 stellen solche typischen Kurven

Fig. 46.



dar; A ist vor dem Tischrücken, B während desselben aufgenommen. Zwischen den beiden Kurven A und B haben sich in allen meinen Versuchen zwei wesentliche Unterschiede gezeigt: 1. Die Kurve B ist gleichmässiger, nähert sich mehr einer geraden Linie als A. 2. Sie

Fig. 47.

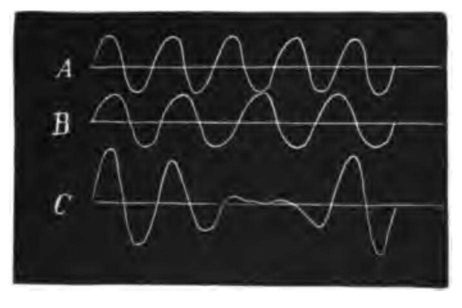


enthält nicht so viele kleine Stösse wie A, hat aber statt dessen einzelne grosse Erhebungen. Diese Unterschiede sind äusserst merkwürdig, weil sie dem direkt widersprechen, was man von vornherein eigentlich erwarten sollte. Man müsste ja doch annehmen, dass die Menschen, deren Hände so zittern, dass sie einen Tisch dadurch in Bewegung bringen, nicht imstande sind, den ausgestreckten Arm

einigermassen ruhig zu halten; doch die Erfahrung zeigt das Gegenteil. Es ist während des Tischrückens fast gar keine Unruhe vorhanden; von allen Kurven, die ich unter anderen Umständen bei verschiedenen Leuten aufgenommen habe, hat nur Kurve Fig. 39 A (S. 442) etwas Aehnlichkeit mit Fig. 46 und 47, und sie ist, wie oben erwähnt, nach einstündiger, vollkommener Ruhe aufgenommen. Endlich zeigt sich das Merkwürdige, dass die Kurven B sich gewöhnlich (jedoch nicht immer) in zwei Gruppen teilen, von denen die eine (vrgl. Fig. 46) ungefähr 5, die andere dagegen (Fig. 47) nur ungefähr 4 Schwingungen in der Sekunde hat. Unsere früheren Kurven zeigten, dass die Schwingungszahl bei einem normalen Menschen unter verschiedenen Verhältnissen stark schwankt (zwischen 6—10 Schwingungen in der Sek.); während des Tischrückens geht die Zahl noch weiter zurück und fällt bei einigen Teilnehmern ungefähr auf 4 hinab, während für die andere Gruppe 5 die durchschnittliche Schwingungszahl ist. Natürlich kommen auch Zahlen zwischen diesen beiden Grenzen vor; aber diese sind verhältnismässig selten, und ich sehe deshalb von ihnen ab. Da es sich ferner bei meinen Versuchen gezeigt hat, dass diese Teilung in zwei Gruppen um so schneller eintritt, je leichter es den Teilnehmern gelingt, den Tisch in Gang zu setzen, so ist die Teilung offenbar nicht ohne Bedeutung. Ja, bei näherer Betrachtung scheinen gerade diese zwei verschiedenen Schwingungszahlen uns die Ursache zur Bewegung des Tisches zu zeigen.

Denken wir uns, dass bei allen Teilnehmern die Zahl der Zitterbewegungen gleich gross ist (wie es bei Beginn der Sitzung wohl gewöhnlich der Fall sein mag), dann werden diese in jedem einzelnen Moment entweder in entgegengesetzter oder in derselben Richtung erfolgen. Im ersten Falle kommt gar keine Bewegung zustande. Aber auch im zweiten Falle wird keine wesentliche Bewegung hervorgerufen; denn wohl verstärken die Stösse sich, wenn sie in derselben Richtung erfolgen, aber nach jedem Stosse in der einen kommt ein ungefähr ebenso starker Stoss in entgegengesetzter Richtung, weil die Hände hin und her zittern; das Resultat davon ist, dass der Tisch ruhig bleibt. Teilen sich dagegen die Teilnehmer in 2 Gruppen, jede mit einer bestimmten Schwingungszahl, so stellt die Sache sich anders. Ein Blick auf Figur 48 wird dieses beweisen. A ist eine Kurve mit 5,

Fig. 48.



B eine solche mit 4 Schwingungen in der Sekunde; der Anschaulichkeit halber sind die Schwingungen als gleichmässig angenommen. Wirken nun beide Bewegungen gleichzeitig auf einen Gegenstand z. B. einen Tisch stossweise ein, so wird dieser in Wirklichkeit so beeinflusst, wie die Kurve C zeigt. Die Stösse erfolgen nur zweimal genau in derselben Richtung und verstärken sich gegenseitig; an den anderen Punkten dagegen heben sie ihre Wirkungen mehr oder weniger auf, und diese gegenseitige Ausgleichung wird sich, wie die Figur zeigt, über einen ziemlich bedeutenden Teil einer Sekunde erstrecken. Gleich darauf folgt dann ein kräftiger Stoss. Bei letzterem erhalten nun die Teilnehmer die Vorstellung von einer bestimmten Richtung, welche die Bewegung nimmt; wir wissen aber, wie die Vorstellung von einer bestimmten Bewegung auf die unwillkürlichen Zitterbewegungen einwirkt und sie gerade in einer bestimmten Richtung verstärkt. Es ist deshalb in hohem Grade wahrscheinlich, dass der Tisch erst in Bewegung kommt, wenn die unwillkürlichen Stösse der Teilnehmer so verschieden geworden sind, dass durch ihr gegenseitiges Einsetzen Bewegungen mit dazwischenliegenden Ruhepausen entstehen können.

Die hier gegebene Erklärung hat jedoch nur Gültigkeit, wenn sich unter den Teilnehmern kein besonders entwickeltes Medium in spiritistischem Sinne befindet. Ein solches Medium wird nämlich gewöhnlich einen dominierenden Einfluss auf die Bewegungen ausüben, so dass die übrigen Teilnehmer ziemlich überflüssig sind; sie wirken eigentlich nur hemmend. Davon überzeugt man sich auch bald, wenn kein besonderes Medium zugegen ist und man dann darauf achtet, wer von den Teilnehmern den grössten Einfluss auf die Bewegungen ausübt; diese Personen zeigen dann bei näherer Prüfung, dass sie gute mediumistische Anlagen besitzen. Endlich gilt die Erklärung auch nicht für die Fälle, in denen Bewegungen von Gegenständen ohne Berührung entstehen. Durch sehr feine Apparate, deren Einrichtung ich hier nicht näher beschreiben kann, habe ich mich überzeugt, dass die Zitterbewegungen sich weder durch die Luft noch durch feste Körper fortpflanzen; Bewegungen ohne Berührung können deshalb nicht durch unwillkürliche Bewegungen verursacht sein. Wir haben indessen früher (S. 295) gesehen, dass bei einem Medium eine hohe Entwicklung nötig ist, wenn es derartige Fernwirkungen hervorbringen soll; wir wollen daher die nähere Besprechung dieses Punktes auf einen späteren Abschnitt verschieben, wo wir die Mediumität mit allen ihren Eigentümlichkeiten behandeln.

Es erübrigt noch eine Bemerkung über die Formen, die der Tischtanz unter verschiedenen Verhältnissen annehmen kann. Dass

die Musik im allgemeinen den Einfluss auf den Tisch haben wird, dass er mit der Musik im Takte tanzt, bedarf kaum einer näheren Erklärung, wenn man daran denkt, welch grossen Einfluss Takt und Rhythmus auf die unwillkürlichen Bewegungen ausüben (vgl. S. 447). Von ungleich grösserem Interesse ist das Klopfen, wodurch der Tisch Fragen beantworten kann. Die Sachlage ändert sich hier etwas, je nachdem ein Medium anwesend ist oder nicht. Ist kein besonderes Medium zugegen, dann erhält man selten eine verständliche Antwort, es sei denn, dass die meisten der Teilnehmer selbst die Frage zu beantworten vermögen. Wie in allen ähnlichen Fällen wirken die Vorstellungen natürlich auch hier bestimmend auf die Bewegungen ein; wenn die Vorstellungen bei den Teilnehmern nicht übereinstimmen, erhält man auch keine präzise Bewegung und Antwort. Ich habe oftmals Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie letztere zustande kam, wenn die Teilnehmer in bezug auf dieselbe unsicher waren. Das Klopfen begann dann gewöhnlich zögernd und unsicher, bis es an irgend einer Stelle anhielt, womit der erste Buchstabe gegeben war. Mit dem nächsten Buchstaben ging es ebenso. Bildeten diese nun den Anfang zu einem allgemein bekannten Wort, so wurde dieses offenbar von allen Teilnehmern aufgegriffen, was sich daran sofort bemerkbar machte, dass die nachfolgenden Buchstaben mit grosser Eile und Sicherheit angegeben wurden. Mit dem nächsten Worte ging es ähnlich, und sobald man so viele Wörter zusammen hatte, dass man den Satz erraten konnte, war die Antwort fertig. War die Frage dagegen derartig, dass sie verschieden beantwortet werden konnte, so war es rein zufällig, wenn sich in den Buchstaben ein Sinn überhaupt finden liess; kam aber wirklich einmal eine vernünftige Antwort zustande, so stimmte diese meiner Erfahrung nach — soweit eine Kontrolle möglich war — nie mit der Wirklichkeit überein.

Die Sache stellt sich aber auch hier anders, wenn ein entwickeltes Medium zugegen ist. Dasselbe kann, wie bereits erwähnt, die Bewegungen eines Tisches vollständig beherrschen; alle Eigentümlichkeiten der Mediumität machen sich durch den Inhalt der Mitteilungen dann geltend. Zum Teil wirken die eigenen unbewussten Vorstellungen des Mediums mit, zum Teil aber auch die Aufklärungen, die es durch Gedankenlesen oder Gedankenübertragung von den Anwesenden erhält; dies alles gibt den Mitteilungen dann das wunderbare Gepräge, das von den spiritistischen Sitzungen her so bekannt ist. Wir werden indessen im folgenden sehen, dass das Wunderbare hier nur auf Unwissenheit über die diesbezüglichen psychischen Phänomene beruht.

Das Gedankenlesen und die Gedankenübertragung.

Die Möglichkeit des Gedankenlesens hat der Amerikaner Brown im Jahre 1875 entdeckt; er soll schon damals eine im wesentlichen richtige Erklärung davon gegeben haben; da er jedoch ein praktischer Mann war und seine Entdeckung durch öffentliche Vorstellungen selbst ausnutzte, hat er sich natürlich gehütet, die Erklärung in grösseren Kreisen bekannt zu geben. Einige Jahre später dagegen schrieb ein angesehener Arzt in New York, Beard, eine kleine Abhandlung über die „Physiologie des Gedankenlesens“, und nachdem Bishop und Cumberland durch ihre Vorstellungen in Europa die Sache bekannt gemacht hatten, gaben Carpenter in England und Preyer in Deutschland unabhängig voneinander und ohne Beards Abhandlungen zu kennen, ganz übereinstimmende Erklärungen des Phänomens. Nach den Beobachtungen dieser verschiedenen Männer beruht das Gedankenlesen geradezu auf unwillkürlichen Zitterbewegungen; zum Beweis dieser Behauptung brauchen wir nur darauf hinzuweisen, wie der Gedankenleser vorgeht.

Die Gedanken, die gelesen werden sollen, oder richtiger das, was erraten werden soll, kann verschiedener Art sein, z. B. ein verborgener Gegenstand, der gefunden werden soll, eine Zahl, ein Wort, eine ganze Gedankenreihe, etwa ein Reiseplan, den jemand entworfen hat und den der Gedankenleser darlegen soll. Sein Vorgehen wechselt nun etwas, je nach der Natur des Falles, aber unter allen Umständen muss eine einzelne Person ihre ganze Aufmerksamkeit auf das konzentrieren, was erraten werden soll. Mit ihr setzt der Gedankenleser sich dann in Verbindung, indem er entweder ihre Hand in die seine nimmt oder ihre Hand gegen seine Stirn drückt oder gar — was natürlich am meisten Effekt macht — das eine Ende eines Stockes fasst, während die Person das andere Ende festhält. Soll nun ein verborgener Gegenstand gesucht werden, so setzt der Gedankenleser sich bald schnell, bald langsam, bald in der Richtung wechselnd, bald auf einen bestimmten Punkt losstürzend, in Bewegung, bis der Gegenstand gefunden ist; häufig misslingt ihm allerdings der Versuch.

Soll der Gedankenleser aber etwa eine Zahl erraten, so muss die Versuchsperson ihre Aufmerksamkeit auf jede einzelne Ziffer konzentrieren. Der Gedankenleser, der nach einer der eben erwähnten Methoden mit der Versuchsperson in Verbindung steht, schreibt nun die Zahlen an eine Tafel, nachdem er mit der Kreide verschiedene Bewegungen in der Luft gemacht hat. Aehnlich macht er es in anderen Fällen; soll z. B. ein Reiseplan erraten werden, so stellt sich

der Gedankenleser vor eine Karte. Die Person muss nun ihre Aufmerksamkeit auf den Ausgangspunkt der Reise richten, sodann, wenn derselbe richtig gefunden ist, auf die nächste Station u. s. f. Man begreift, dass die beständige Konzentration der Aufmerksamkeit auf eben die Vorstellung, die der Gedankenleser erraten muss, zu starken unwillkürlichen Bewegungen führt. Soll z. B. ein verborgener Gegenstand gefunden werden, so führt nicht der Gedankenleser die Versuchsperson umher, sondern diese vielmehr ihn. Bewegt der Gedankenleser sich in einer verkehrten Richtung, so empfindet er einen mehr oder weniger deutlichen Widerstand seitens der Person; sobald er aber zufällig den richtigen Weg einschlägt, folgt jene willig mit und zeigt oft durch kleine Stösse an, wann und nach welcher Seite hin abgebogen werden soll. In derselben Weise findet der Gedankenleser auch die Reiseroute; überall, wo es sich darum handelt, bestimmte Richtungen nachzuweisen, werden die Vorstellungen der Versuchsperson von diesen Richtungen unwillkürliche und unbewusste Bewegungen hervorrufen, die den Gedankenleser auf die rechte Spur leiten.

Als Gedankenleser muss man also nur darin geübt sein, die unwillkürlichen Bewegungen eines Menschen herauszufühlen. Verschiedene derartige Versuche können jedoch fast ohne Uebung von den meisten ausgeführt werden; denn viele Menschen beherrschen ihre Muskeln so wenig, namentlich, wenn eine selbst geringe Gemütsbewegung hinzukommt, dass sie ihre Gedanken im entscheidenden Augenblicke deutlich verraten. Als typisches Beispiel führe ich einen Versuch an, der unter einigermassen günstigen Verhältnissen den meisten Menschen gelingt. Man legt eine Reihe von Karten auf den Tisch und bittet jemanden, am besten eine möglichst nervöse Person, die Gedanken auf eine der Karten zu konzentrieren. Man fasst den Betreffenden nun an der Hand und zeigt mit der anderen Hand nach und nach auf verschiedene Karten, indem man ganz langsam von der einen zur anderen geht. Gewöhnlich fühlt man, wenn man zur richtigen Karte kommt, einen so deutlichen Druck, dass man nicht im Zweifel sein kann, an welche Karte gedacht ist. — Ist diese Erklärung richtig, so muss umgekehrt auch der geübteste Gedankenleser das Gedachte nicht erraten können, falls jemand wirklich versteht, seine Muskelbewegungen vollständig zu beherrschen. Das bestätigt sich auch; man sieht oft genug, wie dem Gedankenleser zahlreiche Versuche mit einer Person missglücken, während dieselben im nächsten Augenblick mit einer anderen gelingen; es hängt also ausserordentlich viel von der Versuchsperson ab. Preyer erzählt, dass er sich mehreren der berühmtesten Gedankenleser als Objekt angeboten

habe; aber keiner von ihnen vermochte jemals seine Gedanken zu lesen, da er sich davor hütete, dieselben durch irgend eine Bewegung zu verraten. Die Richtigkeit der Erklärung unterliegt daher keinem Zweifel.

Ungleich schwieriger ist es allerdings, eine Zahl, an die ein Mensch denkt, zu erraten. Wir haben oben gesehen, wie die Vorstellung von einer Zahl oder einer Figur Schreibbewegungen hervorruft; allerdings sind dieselben im allgemeinen so schwach, dass sie durch eigens dazu eingerichtete Apparate wahrnehmbar gemacht werden müssen. Hier tritt der Gedankenleser nur an die Stelle des Apparates; er muss den Bewegungen der Hand gespannt folgen, um die gedachte Zahl oder den Buchstaben herauszufinden, was allerdings oft viel Uebung erfordert.

Wie weit das Gedankenlesen in der Magie der früheren Zeiten eine Rolle gespielt hat, ist schwer zu sagen. Meines Wissens liegt kein Zeugnis dafür vor, dass man es gekannt hat; selbstverständlich schliesst das aber nicht das Gegenteil aus. In unserer Zeit wird es, allerdings in etwas verhüllter Form, von zahlreichen professionellen spiritistischen Medien angewandt. In vielen grossen Städten findet man sogenannte spiritistische Medien, gewöhnlich leicht hypnotisierbare Somnambule, die für entsprechende Bezahlung Leute mit ihren Verstorbenen in Verbindung treten lassen. Das Medium und der Klient sitzen an einem leichten Tisch und legen die Hände auf denselben. Der Klient muss nun alle seine Gedanken auf den betreffenden Verstorbenen konzentrieren und in Gedanken seinen Geist anrufen. Nicht lange, und der Tisch buchstabiert den Namen des Geistes vor; daran kann sich dann eine vollständige Konversation mit dem Geiste anschliessen. Wie Giles de la Tourette nachgewiesen hat, handelt es sich hier nur um ein ganz gewöhnliches Gedankenlesen, bei dem der Tisch als Mittelglied dient. Die unwillkürlichen Bewegungen des Mediums setzen den Tisch in Bewegung, das Klopfen aber wird stets durch den Widerstand, den das Medium seitens des Klienten fühlt, dirigiert. So kommen gerade die Mitteilungen, die der Klient erwartet und an die er denkt, zutage. Diese professionellen bezahlten Kunststücke haben jedoch nur insofern Interesse, als sie zeigen, mit welch einfachen Mitteln unwissende und einfältige Personen noch in unseren Tagen betrogen werden können.

Die Gedankenübertragung. Wie schon oben S. 297 f. und 367 ff. erwähnt, kommt es häufig in spiritistischen Sitzungen vor, dass Medien, deren lautere Gesinnung über allem Zweifel steht, Mitteilungen über Dinge machen, von denen sie sicherlich keine Kenntnis haben, und die vielleicht höchstens einem oder einzelnen der Anwesenden

bekannt sind. Dass viele von diesen Mitteilungen nur auf einem Auftauchen vergessener Vorstellungen beruhen, ist schon oben nachgewiesen; wir kommen weiter unten, in dem Abschnitte vom Eingreifen des Unbewussten in das Bewusstsein, auf diesen Punkt wieder zurück. In anderen Fällen können die Mitteilungen wohl durch Gedankenlesen hervorgerufen werden, wenn eine Verbindung zwischen dem Medium und solchen Anwesenden, denen jene Dinge bekannt sind, vorhanden ist. Da aber beide Möglichkeiten in verschiedenen Fällen doch ausgeschlossen zu sein scheinen, so liegt die Annahme nahe, dass der Gedanke eines Menschen auch direkt auf einen anderen einwirken kann. Die Society for Psychical Research („S. P. R."), welche am 25. Februar 1882 gegründet wurde, machte es zu einer ihrer ersten und wesentlichsten Aufgaben, zu untersuchen, ob eine solche direkte Einwirkung möglich wäre. Schon im Juli desselben Jahres konnte das dazu gewählte Komitee, dessen Vorsitzender der Physiker Prof. Barrett war, über eine Reihe von Untersuchungen über diese Frage berichten. Ausgesandte Fragebogen hatten zur Auffindung einer Predigerfamilie Creery geführt; von den fünf Töchtern derselben vermochten die vier ältesten (und zwar ohne jegliche Berührung) anzugeben, woran eine andere dachte. Dieselbe Fähigkeit fand sich ferner bei einem jungen Mädchen, das in der Familie diente. Mit diesen experimentierte das Komitee nun häufig, und obgleich die Versuche nicht immer glückten, waren die Resultate doch meistens so günstig, dass man sie keineswegs als bloss zufällig ansehen konnte.

Der Bericht über diese Versuche (veröffentlicht in den „Proceedings of S. P. R." Bd. 1) erregte grosses Aufsehen; man fing nun überall in England, Frankreich, Deutschland und Amerika mit ähnlichen Versuchen an. Zuerst benutzte man junge Mädchen im wachen Zustande als Empfänger („Perzipienten") der Gedanken; später hypnotisierte man die Empfänger, wobei, wie es scheint, die Versuche besser gelangen. In den folgenden 10 Jahren wurden zahlreiche Berichte über Untersuchungen auf diesem Gebiete, meistens in den „Proceedings of S. P. R." veröffentlicht; ausserdem hat der französische Physiologe Richet seine Untersuchungen in einem besonderen Werke, dessen zweite vermehrte Ausgabe unter dem Titel „Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung" (Stuttgart 1891) erschienen ist, gesammelt.

Es lässt sich nun nicht leugnen, dass nach diesen Berichten im allgemeinen Beweise für eine Gedankenübertragung jedenfalls bei nicht zu grosser Entfernung scheinbar erbracht sind. In Wirklichkeit sind aber doch manche der Versuche ganz wertlos. Einige Versuchs-

reihen schliessen wegen ihrer Kürze keineswegs die Möglichkeit aus, dass die scheinbaren Gedankenübertragungen nur ein zufälliges richtiges Erraten gewesen sind. In anderen Fällen sind die Leiter der Versuche ganz unbekannt; ihr Name gibt absolut keine Garantie dafür, dass die notwendigen Vorsichtsmassregeln getroffen worden sind, um einen Betrug des Absenders und des Empfängers auszuschliessen. Wie leicht ein solcher Betrug längere Zeit hindurch unbemerkt bleiben kann, geht daraus hervor, dass die Schwestern Creery später eingeräumt haben, dass sie wenigstens in einigen Fällen ein verabredetes Zeichensystem gebraucht hätten. Man sieht daraus, dass man jedenfalls nicht alle Berichte auf Treu und Glauben annehmen darf und manche wohl ausscheiden muss. Ausser Richets obengenannter Arbeit liegt noch eine sehr ausführliche Versuchsreihe vor, die unter Leitung von Prof. und Mrs. Sidgwick angestellt wurde. Sie umfasst über 1300 Versuche, die ausschliesslich mit zweizifferigen Zahlen gemacht sind, wodurch es möglich wird, die wahrscheinliche Anzahl, die nur auf einem zufälligen richtigen Erraten beruht, zu berechnen. Da diese Reihe durchschnittlich 18 Prozent vollständig richtiger Gedankenübertragungen ergab — eine Zahl, die weit über die Menge von Fällen, in denen man ein zufälliges Erraten annehmen darf, hinausgeht —, so scheint die Gedankenübertragung damit bewiesen zu sein. Zugleich wies Mrs. Sidgwick nach, dass nicht jeder als Absender oder Empfänger zu gebrauchen sei. Vielmehr sind, wie es scheint, besondere Bedingungen auf beiden Seiten behufs einer Uebertragung notwendig. Man hat deshalb geglaubt, dass zwischen gewissen Personen eine Fernwirkung — Telepathie — stattfinde, und hat diese zur Erklärung vieler rätselhafter Phänomene in den spiritistischen Sitzungen herangezogen; aber über die Natur dieser telepathischen Kräfte hat man bis jetzt nur ganz lose Vermutungen aufstellen können. Selbstverständlich wird die Tatsache selbst darum in keiner Weise umgestossen, weil man sie noch nicht deuten kann. Wir kommen später hierauf wieder zurück.

Frägt man nun, ob die Telepathie sich nicht mit Hilfe unserer Sinnesorgane erklären lässt, so spricht manches dafür, dass die Gedanken geradezu durch den Schall übertragen werden. Zunächst gelingen die Versuche am besten, wenn der Absender den Empfänger hypnotisiert. Denn bei Hypnotisierten sind die Sinne, namentlich das Gehör, oft so geschärft, dass ganz schwache Laute, die dem normalen Menschen entgehen, von ihnen aufgefangen werden. Sodann erfolgt die Fernwirkung nur innerhalb gewisser Grenzen. In Mrs. Sidgwicks obenerwähnten Versuch war der Absender und Empfänger in demselben Zimmer. Hielten sie sich in zwei benachbarten

Räumen auf, so sank die Zahl der erfolgreichen Versuche auf 9 Proz. hinab, und hielten sie sich in verschiedenen Häusern auf, so missglückten die Versuche vollständig. Endlich muss der Absender anhaltend an den Gedanken denken, der übertragen werden soll. Dabei sind aber, wie oben ausgeführt, schwache Sprechbewegungen fast unvermeidlich. Wenn also der Absender unwillkürlich flüstert und das Gehör des Empfängers geschärft ist, so liegt die Vermutung nahe, dass die Telepathie einfach auf Uebertragung des Schalles beruht.

Um dieses experimentell festzustellen, habe ich gemeinschaftlich mit dem Professor der Anatomie F. C. C. Hansen in Kopenhagen eine längere Versuchsreihe angestellt. Um das beständige, lästige Hypnotisieren zu vermeiden, wandte ich Hohlspiegel an. Werden zwei grosse Hohlspiegel so aufgestellt, dass ihre Achsen in ihrer gegenseitigen Verlängerung zusammenfallen, so wird jeder Laut, der von dem Brennpunkte des einen Spiegels ausgeht, in dem des anderen gesammelt. Befindet sich der Mund des Absenders und das Ohr des Empfängers in den beiden Brennpunkten, so wird der Empfänger jeden Laut leichter und deutlicher auffangen, als wenn er das Ohr am Munde des Absenders hielte. Auf solche Weise wird das Gehör ähnlich wie in der Hypnose geschärft. Damit wir unsere Resultate mit den Sidgwickschen vergleichen konnten, experimentierten auch wir ausschliesslich mit zweiziffrigen Zahlen. Es zeigte sich nun bald, dass der Absender nur mit der grössten Anstrengung schwache Sprechbewegungen unterdrücken konnte, wenn er eine Zeitlang an eine Zahl gedacht hatte. Er konnte den Mund fest geschlossen halten und anscheinend nicht den geringsten Laut von sich geben, aber wenn er nicht die Bewegungen der Zunge und der Stimmbänder mit aller Gewalt hemmte, so hörte der Empfänger in dem Brennpunkte seines Hohlspiegels ein schwaches Flüstern, das leicht als diese oder jene Zahl zu deuten war. Natürlich verhörte man sich auch oft, aber das Resultat war doch in 33 % der Fälle richtig. Wir stellten 1000 derartige Versuche an.

Interessant waren bei diesen Versuchen unzweifelhaft auch die Verwechslungen, die beim Empfänger vorkamen. Stellt man eine Tabelle über die häufigsten Fehler auf, so zeigt es sich, dass die Verwechselungen wesentlich durch die Konsonanten in den Zahlwörtern hervorgerufen werden [1]. Weiter sehen wir, dass bei unsern Versuchen dieselben Verwechselungen sich am häufigsten wiederholten

[1] So hörte der Verfasser statt des dänischen en (1) ni (9) oder fem (5); das m und n war also schwer zu unterscheiden; statt to (2) tre (3) oder otte (8), statt fire (4) fem statt sex (6) syv (7) u. s. f.



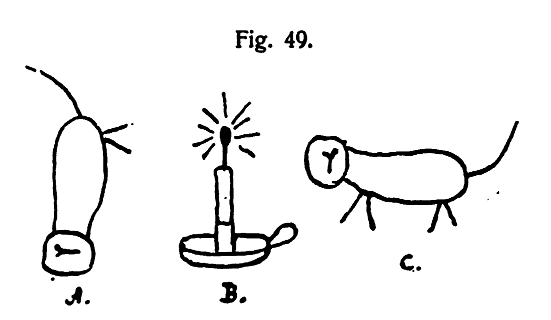
wie in den Sidgwickschen Versuchen, zumal wenn wir die dem Englischen mehr verwandten Formen treti, firti, femti u. s. w. benutzten. Dies beweist deutlich genug, dass die Gedankenübertragung bei den Versuchen der Engländer auf dieselbe Weise zustande gekommen ist, nämlich durch unwillkürliches Flüstern, das vom Empfänger verstanden oder missverstanden wird. Aus Berechnungen, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann, habe ich gefunden, dass diese Erklärung eine weit grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat als irgend eine andere Auffassung.

Da die englischen Versuche weder in der Anordnung noch in sonstigen wesentlichen Punkten sich von den meisten anderen derartigen Versuchen unterscheiden, so beruht die sogenannte Gedankenübertragung unzweifelhaft durchgehends auf unwillkürlichem Flüstern d. h. in solchen Fällen, wo besondere Umstände eine Uebertragung des Schalles nicht verhindern. Oder mit andern Worten: das unwillkürliche Flüstern ist eine Fehlerquelle, die man bei der experimentellen Gedankenübertragung berücksichtigen muss; so lange diese Ursache nicht völlig ausgeschlossen ist, ist jede andere Erklärung einer Fernwirkung abzuweisen. Sidgwick behauptet nun aber, dass bei dem Teil seiner Versuche, wo der Absender und der Empfänger sich in verschiedenen Räumen aufhielten, wegen lokaler Verhältnisse eine Uebertragung der Gedanken mittels des Schalles unmöglich war. Da dieser Teil der Versuche jedoch eine grössere Anzahl von positiven Erfolgen aufwies, als dass man einen blossen Zufall hier annehmen könnte, so scheint hierdurch das Vorhandensein einer Fernwirkung, die nicht mittels unserer Sinnesorgane zustande kommt, bewiesen zu sein. Wir werden im folgenden (Kap. 34) sehen, dass auch andere Umstände für eine solche Telepathie sprechen, deren Natur noch gänzlich unbekannt ist. Wenn aber eine Fernwirkung im eigentlichen Sinne bei einigen Versuchen anzunehmen ist, so kann sie selbstverständlich auch in den Fällen, wo das Flüstern nicht ausgeschlossen war, mitgewirkt haben. Aus später zu erörternden Gründen ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Mitwirkung der telepathischen Kräfte indes nur dann anzunehmen, wenn der Empfänger hypnotisiert ist oder sich in einem ähnlichen anormalen Zustande befindet.

Bei anderen derartigen Experimenten, wo man Zeichnungen zu übertragen versucht, muss neben dem unwillkürlichen Flüstern noch eine andere Fehlerquelle berücksichtigt werden, nämlich die illusorische Aehnlichkeit zwischen der Originalzeichnung und der vom Empfänger gezeichneten Kopie. In dem oben genannten Werke von Richet und in Proceedings of S. P. R. finden wir Hunderte von solchen Versuchen geschildert; in vielen Fällen jedoch kann man nur eine mindestens zweifelhafte Aehnlichkeit mit dem Original entdecken. Wie

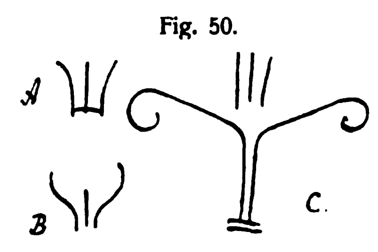
leicht aber eine entfernte Aehnlichkeit zufällig zustande kommen kann, lehrt folgendes Beispiel. Einmal versuchte Herr Hansen eine Zeichnung zu übertragen, indem er mit aller Anstrengung seine unwillkürlichen Sprechbewegungen zu hemmen suchte. Ich hörte denn auch nichts; dennoch tauchte ein bestimmtes Bild in meinem Bewusstsein auf, ich zeichnete es (Fig. 49A) und reichte es dem Herrn H. Er fand darin eine deutliche Aehnlichkeit mit seiner Originalzeichnung (Fig. B). Wenn man will, kann man hier eine entfernte Aehnlichkeit herausfinden; aber leider hatte ich gar nicht an einen Leuchter, sondern an eine Katze gedacht. Warum ich die Zeichnung nicht vollendete, erinnere ich nicht mehr; aber fügt man nur einige Striche unten rechts hinzu und dreht die Zeichnung um (Fig. C), so hat man das kindliche Bild einer Katze, an die ich dachte. Die Aehnlichkeit mit einem Leuchter ist also ganz illusorisch, sie findet sich nur in der Phantasie des Beobachters und rührt in keiner Weise von einer Gedankenübertragung her.

Fig. 49.



Bei den Richetschen und den meisten anderen Versuchen ist die Aehnlichkeit nicht grösser. Ein einzelnes Beispiel genügt. Bei einem der von Richet angestellten Versuche zeichnete die Somnambule die nebenstehenden Figuren A, B, C (Fig. 50) nacheinander, und beschrieb sie als „eine Schale mit einem Springbrunnen, in der Mitte etwas, um Blumen hineinzusetzen". Die Originalzeichnung war ein Krebs. Nun denkt gewiss keiner bei dem Anblick dieser Figuren an einen Krebs; nur wenn man weiss, was das Original vorstellt, kann man eine Aehnlichkeit herausfinden. Wäre das Original aber ein Tisch mit Blumen oder ein schnaubender Walfisch, der aus den Wellen auftaucht, gewesen, so hätte man auch hier die Aehnlichkeit herausgefunden. Richet sieht allerdings in solchen Zeichnungen einen sicheren Beweis für Gedankenübertragung. In Wirklichkeit sind diese Zeichnungen weiter nichts als Beweise für das bekannte Illusionsgesetz: Die Aehnlichkeit eines unbekannten Dinges mit etwas Bekanntem wird stets überschätzt.

Fig. 50.



Kapitel 31.

Der Schlaf und der Traum.

Der Schlaf.

Von den mancherlei Störungen, denen das normale menschliche Bewusstseinsleben unterworfen ist, ist keine auch nur annähernd so häufig wie der Schlaf. Ein jeder Mensch bringt durchschnittlich den dritten Teil des Tages mit Schlafen zu, und diese regelmässig eintretende, periodische Unterbrechung des wachen Bewusstseins ist deshalb ein normales Phänomen. Im Schlafe nimmt das Seelenleben einen von dem Wachzustande ganz verschiedenen Charakter an. Im Traume sieht der Mensch sich mit Gaben und Fähigkeiten ausgerüstet, die er im wachen Zustande nicht besitzt; er hält sich in fernen, unbekannten Gegenden auf und verkehrt mit Menschen, die in Wirklichkeit weit entfernt oder vielleicht längst tot sind. Diese verschiedenen Eigentümlichkeiten scheinen schon in den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gezogen zu haben; jedenfalls gibt es in unseren Tagen kaum ein noch so niedrig stehendes Volk, das den Träumen mit ihren Wunderlichkeiten nicht eine grössere oder geringere Bedeutung beilegt. Und da die psychologische Forschung erst der letzten Jahrzehnte etwas Licht in das Dunkel des Traumlebens gebracht hat, so begreift man, dass dieses Phänomen in älteren Zeiten der Gegenstand der sonderbarsten Erklärungen und dadurch eine Quelle zahlreicher abergläubischer Anschauungen geworden ist; auf diese werden wir im folgenden hauptsächlich Rücksicht nehmen.

Bekanntlich kommen traumartige Zustände auch unter anderen Verhältnissen als im normalen Schlaf vor. Letzterer ist jedoch die gewöhnlichste und häufigste Bedingung für das Entstehen des Traumes; wir besprechen denselben deshalb zuerst und behandeln später die anderen Zustände. Die verschiedenen Hypothesen von der Natur des Schlafes sind ohne weitere Bedeutung für das Verständnis des Traumes; wir gehen darum nicht weiter ein auf dieselben.

Die Erfahrung des täglichen Lebens lehrt uns, dass der Schlaf für den ganzen Organismus ein Ruhezustand ist. Dies wird auch durch sämtliche physiologische und psychologische Untersuchungen bestätigt: Der Schlaf ist ein Ruhezustand, in dem alle körperlichen und seelischen Tätigkeiten herabgesetzt sind. Die charakteristischen Ver-

änderungen, die während des Schlafes eintreten, sind wesentlich folgende:

Zunächst fällt die Erschlaffung der Muskeln in die Augen. Sitzt man bei Beginn des Schlafes aufrecht, dann sinkt der Körper allmählich zusammen und der Kopf neigt sich vornüber, weil die Nackenmuskulatur erschlafft; ein jeder kennt den unangenehmen Ruck, der dabei entsteht. Derselbe ist gewöhnlich so stark, dass er uns weckt; aber kurze Zeit nachher beginnt das Spiel von neuem und wiederholt sich so lange, bis man zuletzt entweder fest in den Schlaf fällt oder sich auch durch Willensanstrengung energisch munter hält. Solange man wach ist, geht ein steter Reiz vom Gehirn nach allen Muskeln des Körpers aus — die sogenannte latente Innervation —, wodurch dieselben in einer gewissen Spannung gehalten werden. Bei Beginn des Schlafes vermindert sich diese latente Innervation; darum sinkt der Körper zusammen, vor allem der Kopf, weil es eine bedeutende Muskelanspannung erfordert, um ihn aufrecht zu halten. Die Anspannung des Willens muss demnach die latente Innervation aufs neue beleben und das ersetzen, was durch die körperliche Erschlaffung verloren zu gehen droht.

Schon dieses erste Phänomen, die Erschlaffung der Muskulatur, zeigt, dass die Tätigkeit nicht allein der Muskeln, sondern auch des Nervensystems während des Schlafes herabgesetzt wird. Dies gilt namentlich auch von den beiden wichtigsten Funktionen für das Leben, von der Atmung und der Herztätigkeit. Die Atmung wird langsamer und tiefer; im wachen Zustande atmet man 18—20mal in der Minute, während des Schlafens nur 14—15mal. Die Herztätigkeit sinkt ebenfalls herab und zwar um eine gleiche Anzahl von Schlägen für alle Lebensalter. Bei einem Kinde sinkt der Puls, der im Wachzustande etwa 100 Schläge beträgt, auf 89 herab; bei einem Erwachsenen von 70 auf 60, also ebenfalls um 10. Auch andere Veränderungen beweisen die Herabsetzung der Tätigkeit des Organismus. Die während des Schlafes ausgeatmete Luft ist ärmer an Kohlensäure als die Ausatmungsluft des Tages, ein deutliches Zeichen des herabgesetzten Stoffwechsels. Da letzterer aber die Ursache der Körperwärme ist, so muss ein verminderter Stoffverbrauch auch eine verminderte Temperatur mit sich führen. Dementsprechend hat man auch gefunden, dass die Körpertemperatur des Nachts ungefähr um $^1/_2$ Grad sinkt; deshalb muss man den Körper durch Decken vor zu starker Abkühlung schützen.

Wie für die körperlichen Funktionen so ist der Schlaf auch für die seelischen ein Ruhezustand. Der Schlafende weiss nichts von dem, was um ihn her passiert, es sei denn, dass er durch einen

starken Reiz der Sinne geweckt wird. In psychologischer Beziehung ist dies vielleicht das am meisten Charakteristische für den Schlaf — jedenfalls das am leichtesten Nachweisbare —, dass bei dem Schlafenden die Reize behufs Wahrnehmung stärker sein müssen als im Wachzustande. Die Stärke des Reizes, welche eben genügt, um eine Empfindung auszulösen, nennt man gewöhnlich „die Reizschwelle". Dass es stärkerer Reize bedarf, um auf einen schlafenden Menschen einzuwirken, als auf einen wachen, lässt sich also auch so ausdrücken: „während des Schlafes ist die Reizschwelle erhöht." Infolgedessen ist unser Bewusstsein während des Schlafes für zahlreiche Eindrücke, die sonst Empfindungen bei uns auslösen würden, verschlossen; selbstverständlich trägt dies in hohem Masse dazu bei, die psychische Tätigkeit im Schlafe herabzusetzen.

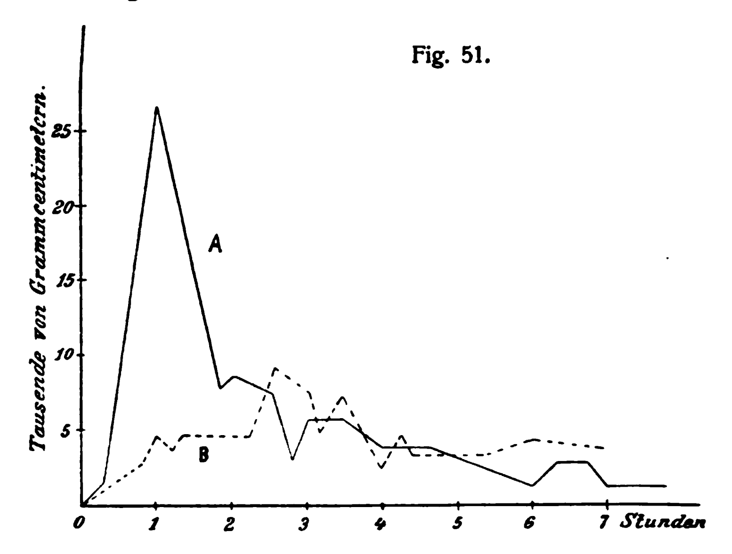


Fig. 51.

Wenn man im täglichen Leben davon redet, dass der eine leicht, der andere tief schläft, so meint man nur damit, dass der erstere während des Schlafes leichter Reize von der Aussenwelt aufnimmt und deshalb leichter zu wecken ist als der andere. Ein ähnlicher Unterschied lässt sich auch bei dem einzelnen Menschen während des Schlafes selbst nachweisen; man wird leichter am Morgen aus seinem Schlafe geweckt als in der Nacht. Also: je stärker der Reiz ist, dessen es bedarf, um uns zu wecken, desto tiefer ist der Schlaf. Auf Grund hiervon haben verschiedene Forscher der neueren Zeit, besonders Kohlschütter und Michelson, die Tiefe des Schlafes zu verschiedenen Zeiten zu messen gesucht. Aus praktischen Gründen hat man sich bei diesen Versuchen auf das Gehör beschränkt, da dasselbe der einzige Sinn ist, der im Schlafe noch einigermassen zu-

gänglich ist. Um nun die Stärke des Reizes, der das Erwachen gerade hervorruft, zu messen, muss man Geräusche von verschiedener Stärke anwenden. Das erreicht man dadurch, dass man Kugeln von bestimmtem Gewicht aus einer bekannten Höhe auf eine feste Unterlage fallen lässt. Die Physik lehrt uns, dass die Stärke des Schalles dem Produkt aus dem Gewicht der Kugel und der Fallhöhe gleichkommt. Wird das Gewicht der Kugel in Gramm, die Fallhöhe in Zentimetern angegeben, so kann die Stärke des Schalles in Grammzentimetern gemessen werden. Ergibt sich also, dass ein Schall von bestimmter Stärke einen Menschen in einem bestimmten Augenblick wecken kann, so wird die Stärke desselben ein Massstab für die Tiefe des Schlafes; oder mit anderen Worten: man hat die Tiefe des Schlafes nach Grammzentimetern berechnet.

In nebenstehender Figur 51 ist das Resultat einiger Messungen angegeben, die mit der grössten Sorgfalt und unter Beobachtung aller Vorsichtsmassregeln vom deutschen Arzte Michelson ausgeführt worden sind.

Die Kurven A und B rühren von zwei verschiedenen Personen her. Die Abschnitte auf der horizontalen Linie bezeichnen die Zeit, ausgedrückt in Stunden von Beginn des Schlafes an. Die senkrechte Linie gibt die Tiefe des Schlafes in Tausenden von Grammzentimetern an. Die Kurve A, die den Schlaf eines normalen kräftigen Menschen darstellt, zeigt, dass der Schlaf in der ersten Viertelstunde oberflächlich ist, dann aber schnell an Tiefe zunimmt, so dass er schon nach Verlauf von einer Stunde seine grösste Tiefe erreicht. In der nächsten Stunde nimmt er wieder stark ab und in den folgenden Stunden schwankt er mehrere Male auf und ab, indem er immer leichter wird und sich dem Wachzustande nähert. Dieselbe Kurve zeigt der Schlaf bei einer Reihe anderer normaler Menschen, die Michelson untersuchte. Die Kurve B dagegen, die von einem nervösen und überarbeiteten Menschen herrührt, zeigt, dass der Schlaf hier lange nicht so tief wird, die grösste Tiefe erst nach zweiundeinhalb Stunden erreicht, gegen Morgen aber tiefer wird als bei dem normalen Menschen.

Diese interessanten Messungen lehren uns, wie unser Bewusstsein während des Schlafes sich äussern Reizen gegenüber unter Umständen mehr oder weniger abschliesst; es kann eines Schalles von 25000 grm-ctm Stärke bedürfen, um einen Menschen im tiefsten Schlaf zu wecken; derselbe Mensch würde wahrscheinlich im wachen Zustande ein Geräusch von $^1/_{100}$ grm-ctm wahrnehmen können. Während des tiefen Schlafes wird also die Wahrnehmung und damit (aus Gründen, die wir später besprechen werden) wahrscheinlich auch alles andere Bewusstseinsleben bis zu einem gewissen Grade aufgehoben sein. Es ruhen die psychischen und physischen Tätigkeiten. Man hat oft gemeint, dass Müdigkeit die eigentliche Ursache des Schlafes sei; wenn die Energie des Organismus erschöpft sei, trete der Schlaf ein, damit man während dieser Ruhe neue Spannkräfte

sammeln könne. Indessen sprechen viele Erfahrungen gegen diese Annahme. Zunächst ist es bekannt, dass man sich durch eine interessante Beschäftigung leicht wach hält, selbst wenn man sich müde fühlt. Andererseits hat man beobachtet, dass Leute, die nicht gewohnt sind, sich mit ihren eigenen Gedanken zu beschäftigen, leicht in den Schlaf fallen, ohne müde zu sein, sobald äussere Reize, die sie wach halten, fehlen. Ferner werden die meisten Menschen nach einer anstrengenden und ermüdenden Arbeit nicht sofort einschlafen. Ist diese eine geistige Arbeit gewesen, so wird der Schlaf ausbleiben, weil die Gedankentätigkeit nicht sofort stille steht; ist es eine körperliche Arbeit gewesen, so wird man wach gehalten durch das Gefühl der Müdigkeit, sowie durch die damit verbundene Unruhe im Körper. Endlich vermögen Gemütsbewegungen vielleicht mehr als irgend ein anderer seelischer Zustand den Eintritt des Schlafes zu verhindern. Wer hat nicht als Kind in froher Erwartung der Festlichkeiten des nächsten Tages stundenlang wach gelegen, um dann, wenn man endlich in den Schlaf gefallen war, jeden Augenblick wach zu werden und sich zu fragen, ob es nicht Zeit zum Aufstehen sei? Oder wessen Leben verstreicht so friedlich und glücklich, dass er nicht schon selber erfahren hätte, wie Kummer und Sorge den Schlaf vertreiben? Alles dieses zeigt, dass das Eintreten des Schlafes wesentlich von der psychischen Tätigkeit eines Menschen abhängig ist; so lange diese vollständig frisch und rege ist, kann man an Schlaf nicht denken. Da dieselbe aber hauptsächlich auf der Konzentration der Aufmerksamkeit beruht, so ist die eigentliche Bedingung für das Eintreten des Schlafes in einer Erschlaffung der Aufmerksamkeit zu suchen. Dieses stimmt mit der bekannten Erfahrung überein, dass man leicht einschläft, wenn man sich hinlegt und den Gedanken freien Lauf lässt, also ohne die Aufmerksamkeit auf etwas Bestimmtes zu konzentrieren. Ein solches Phantasieren, wo die Gedanken kommen und gehen wie sie wollen, wird nicht mit Unrecht als „ein Träumen im wachen Zustande“ bezeichnet; bei den meisten Menschen geht dieser Zustand leicht und unmerklich in den Schlaf über.

Wir können hier nicht weiter auf diesen Punkt eingehen, werden aber später sehen, dass das eigentümliche Gepräge des Seelenlebens während des Schlafes gerade von dieser Auffassung aus, dass die Ursache des Schlafes in einer Erschlaffung der Aufmerksamkeit zu suchen ist, leicht verständlich wird. Auch das früher erwähnte Phänomen, die Steigerung der Reizschwelle, lässt sich leicht durch Erschlaffung der Aufmerksamkeit erklären. Schon im Wachzustande kommen bestimmte Sinnesreize um so weniger zum Bewusstsein, je

weniger man die Aufmerksamkeit auf sie richtet. Wenn diese im Schlafe nun erschlafft und zuletzt während des tiefen Schlafes vollständig aufgehoben wird, vermögen Reize nur selten Empfindungen auszulösen, d. h. die Reizschwelle ist erhöht. Diese Steigerung der Reizschwelle findet nun während des Einschlafens wahrscheinlich nicht gleichzeitig und gleichmässig für alle Sinne statt. Ein äusserer Reiz kann bekanntlich unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; je zugänglicher ein Sinnesorgan für äussere Reize ist, desto leichter und häufiger wird es im allgemeinen auch Reize aufnehmen, und desto länger wird die Aufmerksamkeit sich auf diesem Gebiete wach halten. Die Erfahrung scheint auch tatsächlich zu lehren, dass die Aufmerksamkeit während des Einschlafens zuerst bei den Sinnen erschlafft, die sich am leichtesten von der Aussenwelt abschliessen, d. h. bei dem Geschmack, Geruch und Gesicht; diese fallen also zuerst in den Schlaf. Dann folgen wahrscheinlich der Tast- und Temperatursinn. Das letzte, wovon wir vor dem Einschlafen noch eine Empfindung haben, ist die Lage unserer Glieder, sind endlich die Laute, die von der Aussenwelt an unser Ohr dringen. Dieser letzte, schwache Rapport mit unserer Umgebung braucht indes nicht ganz verloren zu gehen; viele Menschen kennen sicher aus Erfahrung einen Halbschlaf, in dem wir uns genügend ausruhen, obgleich wir das meiste von dem hören, was um uns her passiert. Ja, ein solcher Schlaf kann, wie es scheint, sogar so „partiell" werden, dass der Schlafende nur für Reize z. B. eines Schalles von ganz bestimmter Art empfänglich bleibt. Allerdings ist es zweifelhaft, ob dieser Schlaf noch ein normaler und natürlicher Schlaf genannt werden darf; nur von letzterem aber reden wir hier.

Die Bedingungen für das Auftreten der Träume.

Das Bewusstseinsleben kann sich während des Schlafens in einer besonderen Form, dem Traume, fortsetzen. Viele Psychologen sind der Ansicht, dass diese Fortsetzung stets und ununterbrochen stattfindet, so dass man also die ganze Nacht hindurch beständig träumt, und dass nur die Erinnerung an die Träume mehr oder weniger verloren geht. Diese Anschauung stützt sich jedoch nur auf theoretische Betrachtungen und ist kaum haltbar, da alle Erfahrungen dafür sprechen, dass traumloser Schlaf sehr gut vorkommen kann, ja dass *der tiefe Schlaf wahrscheinlich stets traumlos ist*. Ein entscheidender Beweis kann hierfür allerdings nicht geliefert werden, da man kein unzweideutiges Erkennungszeichen dafür hat, ob unter gewissen Umständen ein Bewusstsein vorhanden ist oder nicht. Wir wollen

jetzt in Kürze die Gründe, die für und wider einen traumlosen Schlaf sprechen, darlegen, da von hier aus auch ein besonderes Licht auf unser Problem, die Frage nach den Bedingungen für das Entstehen der Träume, fallen wird.

Das einzige äussere Erkennungszeichen dafür, ob ein Wesen beseelt ist, sind seine Handlungen. Sehen wir, dass ein Wesen unter bestimmten äusseren Verhältnissen sich ähnlich benimmt, wie wir uns unter denselben Verhältnissen benehmen würden, so vermuten wir mit Recht, dass dieses Wesen von ähnlichen Vorstellungen und Gefühlen geleitet wird, wie wir sie haben. Deshalb nehmen wir an, dass wenigstens alle höheren Tiere beseelt sind und Bewusstseinszustände haben, die mehr oder weniger mit den unsrigen übereinstimmen. Weil wir aber von gewissen Handlungen auf die ihnen zugrunde liegenden Bewusstseinszustände schliessen können, so gilt darum noch nicht die Umkehrung des Satzes, d. h. daraus, dass die betreffenden Handlungen fehlen, dürfen wir noch nicht den Schluss ziehen, dass kein Bewusstsein davon vorhanden ist. Ein Hund, der mit dem indianischen Pfeilgift Curare vergiftet ist, kann aufs fürchterlichste gequält werden, ohne dass er durch Heulen oder Bewegungen seinen Schmerz zu erkennen gibt. Und doch leidet er. Das Gift hat nur seine willkürlichen Muskeln gelähmt; das Tier heult nicht und flieht nicht, weil es keine Herrschaft über seine Muskeln hat. Es können also auch starke Gefühle vorhanden sein, ohne dass dieses sich in Handlungen offenbart.

Bei dem Menschen haben wir noch ein anderes Mittel zur Beurteilung der Frage, ob in einem gegebenen Augenblick Bewusstsein vorhanden gewesen ist, nämlich die Erinnerung an das Erlebte. Aber dies ist auch nicht untrüglich. Man kennt Fälle von „Doppelbewusstsein“, wo das Individuum für kürzere oder längere Zeit ein ganz anderes „Ich“ mit einem anderen Charakter, mit anderen Gaben und Neigungen ist. In diesem Zustande, der sogar Monate hindurch anhalten kann, tritt das Individuum ebenso vernünftig auf wie jeder andere Mensch; wenn aber der Anfall vorüber ist und das alte „Ich“ zurückkehrt, ist jede Spur von Erinnerung an das Geschehene erloschen. Getroffene Verabredungen, abgeschlossene Geschäfte und andere Handlungen sind vergessen. Wir lernen hieraus, dass das Fehlen der Erinnerung keineswegs auch das Fehlen des Bewusstseins zu einer gegebenen Zeit beweist.

In bezug auf unsere Frage, ob wir stets, selbst im tiefsten Schlaf, träumen, scheint nun zunächst der Zustand des tief schlafenden Menschen selbst dagegen zu sprechen; er liegt absolut ruhig da, ohne das geringste Zeichen von Bewusstsein von sich zu geben. Immerhin ist es trotzdem möglich, dass er träumt; obwohl seine

Muskeln gelähmt sind, könnte doch eine lebhafte psychische Tätigkeit ohne äusseres sichtbares Zeichen vorhanden sein. Wahrscheinlich ist dieses aber nicht. Denn einerseits vermögen doch genügend starke Reize Bewegungen bei dem Schlafenden hervorzurufen; andererseits hat der letztere, wenn er im tiefen Schlafe plötzlich geweckt wird, nie auch nur eine Spur von einer Erinnerung an einen Traum. Der deutsche Psychologe Weygandt, der viel träumt und seine Träume leicht erinnert, hat darauf bezügliche Versuche mit sich anstellen lassen, aber nie eine Spur von einem Traume finden können, wenn er plötzlich aus dem tiefen Schlafe geweckt wurde. Er nimmt deshalb an, dass man im tiefsten Schlafe nicht träumt.

Man hat sich dann bemüht, dadurch tiefer in die Sache einzudringen, dass man untersuchte, ob bei den verschiedenen Menschen ein bestimmtes Verhältnis zwischen der Häufigkeit der Träume und der Tiefe des Schlafes besteht. Vor einigen Jahren sandte ein junger Psychologe Heerwagen ein Schema mit verschiedenen Fragen hierüber in die Welt und erhielt Antwort von über 400 Personen, die grösstenteils den studierenden Kreisen in Deutschland angehörten, deren Angaben also doch einen gewissen Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit machen durften. Auf Grund von diesem Material stellte Heerwagen eine Reihe interessanter Sätze auf, von denen folgende für uns von Bedeutung sind:

Je leichter der Schlaf ist, desto häufiger sind auch die Träume.

Frauen haben im allgemeinen einen viel leichteren Schlaf als Männer, und sie träumen auch viel mehr.

Die Klarheit der Träume ist am grössten bei den Frauen und im ganzen genommen am grössten bei denen, die häufig träumen.

Je häufiger man träumt, desto leichter erinnert man den Traum.

Danach haben also die Menschen, die leicht schlafen, häufigere und lebhaftere Träume als die, welche fest schlafen. Ist dies richtig, so darf man annehmen, dass dies auch für den einzelnen Menschen gilt, d. h., dass der Traum also vornehmlich während des leichten Schlafes entsteht, gleich nach dem Einschlafen am Abend oder vor dem Erwachen am Morgen. Dieses würde uns dann wieder zu dem Schluss führen, dass der tiefste Schlaf wahrscheinlich traumlos ist.

Eine andere Frage ist nun die, ob auch die Perioden des leichten Schlafes, die bei jedem Menschen vorkommen (vgl. Fig. S. 468), traumlos sein können. Viele Menschen behaupten allerdings, dass sie nie träumen. Doch erscheint das etwas zweifelhaft; wie schon

oben erwähnt, ist die Tatsache, dass man einen Traum nicht mehr erinnert, keineswegs ein Beweis für die Behauptung, dass man wirklich nichts geträumt hat.

Fast alle Psychologen, die das Traumleben näher studiert haben, sind sich darin einig, dass das Erinnern der Träume in hohem Masse von der Uebung und von dem Interesse dafür abhängig ist.

Dieses habe ich an mir selber erfahren. Als ich vor einigen Jahren in meinen Ferien mich mit dem Traumleben zu beschäftigen anfing, bildete ich mir ein, dass ich so gut wie nie träumte. Ich nahm mir aber vor, jeden Morgen beim Erwachen meine Aufmerksamkeit sofort auf meinen etwaigen Traum zu richten und entdeckte da, dass ich wahrscheinlich jeden Morgen träumte. Bisweilen erinnerte ich den Traum selbst, bisweilen nur, dass ich geträumt hatte. Alles, was ich erinnerte, wurde gleich aufgezeichnet. Ich machte dabei manche interessante Beobachtungen über den Zusammenhang der Träume mit dem Wachbewusstsein, worauf wir später zurückkommen werden.

Den Erfolg dieses Vorgehens schreibe ich wesentlich dem Umstande zu, dass ich in jener Ferienzeit nichts weiter zu tun und an nichts weiter zu denken hatte. Als ich nach den Ferien meine Berufstätigkeit wieder aufnahm, wurde die Erinnerung an die Träume wieder seltener, weil der Gedanke an die tägliche Arbeit die Aufmerksamkeit gleich nach dem Erwachen auf sich zog. Indes geschieht es doch noch häufig, dass ein einzelnes Wort oder eine Begebenheit im Laufe des Tages die Erinnerung an einen Traum, von dem ich morgens keine Erinnerung mehr hatte, wieder wachruft. Da ähnliche Beobachtungen von verschiedenen Psychologen gemacht sind, so sehe ich folgendes für höchst wahrscheinlich an:

Wir träumen stets in dem leichten Schlafe, der dem Erwachen unmittelbar vorausgeht; aber es kann uns die Erinnerung daran verloren gehen, weil die Aufmerksamkeit nicht gleich bei dem Erwachen auf den Traum gerichtet, sondern von andern Vorstellungen gefesselt wird.

Von dieser Annahme aus verstehen wir auch Heerwagens Satz, nach dem der Schlaf im zunehmenden Alter leichter, die Träume aber seltener werden sollen. Dieses widerspricht offenbar dem anderen Satze, dass ein leichter Schlaf auch häufigere Träume mit sich bringt, und ist auch wohl kaum richtig. Im reiferen Alter mag man die Träume leichter vergessen, weil die ernste Arbeit des Tages die Aufmerksamkeit sofort nach dem Erwachen in Anspruch nimmt; die Häufigkeit der Träume aber dürfte dieselbe wie in jüngeren Jahren sein.

Was nun Weygandts oben erwähntes Resultat, dass man im tiefen Schlaf nicht träumt, betrifft, so liesse sich dagegen einwenden, dass das Erinnern des Traumes ja wesentlich davon abhängt, ob die Aufmerksamkeit sofort nach dem Erwachen auf denselben gerichtet wird oder nicht. Wenn ein Mensch aus dem tiefsten Schlafe ge-

weckt wird, so wird er unzweifelhaft sich zunächst auf die Ursache der plötzlichen Störung besinnen; damit geht aber die Möglichkeit, den Traum zu erinnern, auch sofort verloren. Etwas anders aber liegt die Sache doch, wenn derartige Versuche von einem Psychologen immer wieder angestellt werden. Die ersten Male mag er vielleicht verwirrt sein; aber er wird doch sehr bald lernen, sich gleich bei dem Erwachen über die Situation klar zu werden und seine Aufmerksamkeit sofort auf seine Träume zu konzentrieren. Wenn aber Weygandt es nie hat erinnern können, im tiefen Schlaf geträumt zu haben, so scheint dies doch eine Stütze für die Annahme zu sein, dass selbst die Menschen, die häufig und lebhaft träumen, im tiefen Schlaf keine Träume haben.

Der allgemeine Charakter der Träume.

Bevor wir die Frage nach den Ursachen der Träume erwägen, wollen wir erst über ihren allgemeinen Charakter klar werden.

Allerdings könnte es als ein ziemlich erfolgloses Unternehmen erscheinen, etwas für die Träume allgemein Gültiges und Gemeinsames suchen zu wollen; denn auf den ersten Blick scheint es kaum etwas Verworreneres und Ungesetzmässigeres zu geben als das Traumleben. Noch vor einem halben Jahrhundert pflegten die Psychologen den Traum als einen „polaren Gegensatz“ zum wachen Bewusstsein zu bezeichnen; sie wollten damit sagen, dass für die Träume nicht die Gesetze gültig sind, die für das wache Bewusstsein herrschen. Dies ist jedoch falsch. Die moderne Psychologie verdankt ihre grossen Fortschritte wesentlich der Annahme, dass dieselben Gesetze, welche für das normale Bewusstsein gelten, auch für alle anderen Zustände gültig sind, selbst dann, wenn letztere scheinbar noch so sehr abweichen. Nur dadurch hat man ein Verständnis für die vielen abnormen Zustände bekommen; und indem letztere unter dieselben Gesetze, die für die normalen Zustände aufgestellt sind, eingereiht sind, haben sie wiederum neues Licht auf die normalen psychischen Vorgänge geworfen. Dasselbe gilt auch vom Traum; er wird nur verstanden, wenn man in der Voraussetzung an die Untersuchung geht, dass die allgemeinen psychologischen Gesetze auch hier Gültigkeit haben.

Dass die Vorstellungen im Traume denselben Gesetzen wie im Wachbewusstsein unterworfen sind, geht deutlich auch daraus hervor, dass es keine scharfe Grenze zwischen dem Traume und dem Wachzustande gibt. Setzt man sich mit geschlossenen Augen hin und lässt seinen Gedanken freien Lauf, so befindet man

sich schon in einem Zustand, der durch das Planlose und Unstäte in der Kette der Vorstellungen dem Traumleben sehr ähnlich ist. Dieser Zustand unterscheidet sich vom klaren präzisen Denken dadurch, dass die Aufmerksamkeit nicht auf Vorstellungen, die ein bestimmtes Ziel vor Augen haben, konzentriert wird. Die Aufmerksamkeit ist hier schon etwas erschlafft; überlässt man sich noch mehr seinen Phantasien, so werden die Vorstellungen immer schneller abwechseln, je mehr die Aufmerksamkeit erlahmt. Gleichzeitig steigt die Reizschwelle für äussere Reize, und reisst man sich nicht durch energische Anstrengung aus diesem Zustande heraus, so kann er, ohne dass man es merkt, in einen wirklichen Traum übergehen, indem man einschläft. Es findet also ein gleichmässiger, allmählicher Uebergang von dem klaren Denken zu den wilden Phantasien des Traumlebens statt. Daraus ergibt sich, dass der Traum vom Wachbewusstsein nicht absolut verschieden sein kann. Wir sehen denn auch, dass die mannigfachen Uebergangsformen wesentlich auf einer beständig zunehmenden Erschlaffung der Aufmerksamkeit beruhen. Hieraus kann man alle charakteristischen Phänomene eines Traumes ableiten.

Zunächst wollen wir die Vorgänge in unserem Bewusstsein, die stattfinden, wenn wir über eine Sache nachdenken oder uns ein Zukunftsbild ausmalen, zerlegen. Wir sehen da zwei verschiedene psychische Tätigkeiten stets ineinander greifen. Jede Vorstellung ruft zahlreiche andere, mit denen sie früher im Bewusstsein verbunden gewesen ist, hervor. Unter diesen auftauchenden Vorstellungen erfolgt nun eine Auswahl, indem die Aufmerksamkeit sich auf diejenige, welche am besten zum gewünschten Ziele zu führen scheint, konzentriert. Diese Vorstellung reproduziert dann wieder neue, unter denen wiederum eine einzelne durch Konzentration der Aufmerksamkeit ausgewählt wird; und so geht es weiter, bis das Ziel erreicht ist. Während also das Auftauchen der Vorstellungen nach dem Assoziationsgesetz erfolgt, wird die Auswahl und damit der Verlauf der Vorstellungen von der Aufmerksamkeit gelenkt, die nach und nach auf verschiedene Vorstellungen konzentriert wird. Es ist nun leicht zu verstehen, dass, je mehr die Aufmerksamkeit erschlafft, desto weniger auch die Vorstellungsreihe von ihr geleitet und beherrscht wird, und wenn die Aufmerksamkeit vollständig aufgehoben ist, wie im Schlafe, so wird das Kommen und Gehen der Vorstellungen ausschliesslich durch das Assoziationsgesetz bestimmt.

Ich wähle ein einzelnes Beispiel unter den von mir aufgezeichneten Träumen aus, um die Bedeutung des Assoziationsgesetzes für die Träume zu illustrieren. Mir träumte, dass ich in einem Eisenbahnabteil mit einem Verwandten sass; dieser erzählte, dass er bei einem Radfahrerwettrennen

zugegen gewesen sei, und dass einer der Teilnehmer nach dem Rennen sich verletzt habe. Ich sah einen Radfahrer, der sein Rad auf einen Omnibus mithinaufnahm; aber dasselbe fiel ihm aus den Händen und verletzte sein Bein. Die Anwesenden meinten, das Bein sei gebrochen, aber der Mann ging gleich darauf seiner Wege. Ich ass gemeinschaftlich mit dem Arzte K., der sehr böse darüber war, dass ich einige eingemachte Zwiebeln, die er gerne ass, genommen hatte, während ich sie nicht mochte und nur durch ein Versehen auf meinen Teller gelegt hatte. — Hier wachte ich auf.

Dieser Traum ist offenbar so verworren, dass er für andere ganz unverständlich ist; und doch ist auch hier die Reihenfolge der Vorstellungen lediglich durch natürliche Assoziationen bedingt. Die Geschichte vom Radfahrer, der nach dem Rennen sich verletzte, hatte ich am Abende vorher im Eisenbahnabteil im Halbschlaf gehört. Sie weckte die Erinnerung an eine Begebenheit, die ich vor etwa vier Wochen erlebt hatte, wo ein Mann ein Rad auf einen Wagen zu packen versuchte; das Rad fiel auf sein Bein, aber weder er noch seine Maschine litten Schaden. Die Vorstellung von dem verletzten Bein, das gleich gesund ist, hat die Gedanken auf den Arzt gelenkt, der wegen seiner wunderbaren Beinkuren bekannt war; die eingemachten Zwiebeln sind wirklich seine Lieblingsspeise. Die eine Vorstellung hat so nur andere mit ihr assoziierte Vorstellungen ausgelöst.

Man sieht, dass das Verworrene in unseren Träumen ein ganz natürliches Resultat davon ist, dass die meisten Vorstellungen im Laufe der Zeit mannigfache Assoziationen gebildet haben. Der scheinbar gesetzlose Charakter der Träume erweist sich somit nur als eine Folge einer derartigen Erschlaffung der Aufmerksamkeit, dass das Assoziationsgesetz ganz allein den Verlauf der Vorstellungen beherrscht. Dazu kommt aber noch ein zweiter Umstand, die Steigerung der Reizschwelle für die zahlreichen, fortwährend vom Organismus ausgehenden Empfindungen, die den festen Kern in unserer Vorstellung vom „Ich“, in unserem Ichbewusstsein, ausmachen. Diese Steigerung ist ja, wie oben ausgeführt, ebenfalls eine Folge der Erschlaffung der Aufmerksamkeit. Weil aber die Reizschwelle für jene Empfindungen gesteigert ist, so erlischt damit auch das Ichbewusstsein im tiefen Schlaf. Das ist aber bekanntlich eines der am meisten charakteristischen Phänomene des Traumes, dass der Schlafende gar kein Bewusstsein von seiner eigenen Lage hat, sondern sich in verschiedenen Situationen auftreten und handeln sieht, ganz als ob er eine andere Person sei. Aber dies Traum-Ich ist auch nur ein Gesichtsbild wie die meisten anderen Traumbilder jedenfalls vieler Menschen. Ganz ohne Einfluss sind darum die Empfindungen des Organismus jedoch nicht; besonders im leichten Schlafe kurz vor dem Erwachen können sie hineinspielen in die Träume und diese beeinflussen.

So träumte mir einmal, dass ich mich an einem sehr steilen Abhange befände, von dem ich nicht fortkommen konnte, weil eine Menge Menschen mir beständig den Weg versperrten. Ich versuchte an verschiedenen Stellen

hinabzugelangen, aber vergebens. Als ich erwachte, bemerkte ich, dass ich im Schlafe eine schräge Lage mit hochgezogenen Beinen eingenommen hatte. Es unterliegt keinem Zweifel, dass jener Traum durch die Empfindung der unsicheren Gleichgewichtslage meiner Beine hervorgerufen wurde.

Eben vor dem Erwachen kann es sogar passieren, dass man das Bewusstsein von der jeweilig eingenommenen Körperlage bekommt und sich doch gleichzeitig im Traum in einer ganz anderen Situation sieht. Hier ist also eine Doppelheit vorhanden, das wirkliche Ichbewusstsein dämmert schon, während das Traum-Ich noch an den wilden Erlebnissen des Traumes beteiligt ist. Selbstverständlich haben alle diese eigentümlichen Verhältnisse des Ichs im Traume zu vielen abergläubischen Vorstellungen Anlass gegeben.

Was die Dauer der Träume betrifft, so sind die meisten Forscher sich darin einig, dass selbst unsere längsten und inhaltsreichsten Träume selten längere Zeit als wenige Minuten dauern. Ja es ist bekannt, dass ein Traum noch schneller verlaufen kann.

Ich habe einmal Gelegenheit gehabt zu konstatieren, dass ein langer Traum weniger als fünf Sekunden dauerte, und es ist nichts Ungewöhnliches, dass ein Traum durch einen äusseren Reiz, der auch zugleich das Erwachen herbeiführt, hervorgerufen wird. Mehrere Träume dieser Art sind mir mitgeteilt worden; einer der interessantesten ist gewiss folgender: Ein Gutsbesitzer war beim Lesen eines Buches in seinem Bette eingeschlafen. Es träumte ihm nun, dass ein Bandit mit einem Gewehr sich durch die Tür einschliche und dasselbe auf ihn richtete. Er hörte den Schuss fallen, fuhr in demselben Moment auf und hörte die Lampe, die an seiner Seite auf dem Nachttischchen brannte, mit einem Knalle explodieren, während das brennende Petroleum sich über den Fussboden ergoss. Offenbar hat der Knall der explodierenden Lampe den Schlafenden geweckt; aber obgleich es nur den Bruchteil einer Sekunde erfordert, ehe er zum Bewusstein kommt und die Lampe explodieren sieht, hat er doch noch Zeit, die ganze Episode vom Banditen zu träumen. Radestock berichtet von einem anderen charakteristischen Traume, den ein Franzose, Mauchart, gehabt haben soll. „Ich war krank und lag zu Bett; meine Mutter sass neben mir. Mir träumte von der Revolutionszeit; ich war zugegen bei den blutigen Mordszenen, wurde vor das Revolutionstribunal geladen, sah Robespierre, Marat, Fouchier-Tinville und all die anderen, die sich einen Namen in der schrecklichen Zeit erworben hatten; ich diskutierte mit ihnen und wurde endlich nach einer Reihe von Ereignissen, die ich nicht mehr deutlich erinnern kann, zum Tode verurteilt. Angesichts einer ungeheuren Menschenmenge wurde ich auf der Karre nach dem Revolutionsplatze geführt, bestieg das Schafott und wurde vom Scharfrichter an das Brett gebunden; das Beil fiel, und ich fühlte wie mein Kopf vom Körper getrennt wurde. Hierbei erwachte ich in der furchtbarsten Angst und fand, dass eine Stange des Himmelbettes sich abgelöst und mich im Nacken wie ein Fallbeil getroffen hatte. Meine Mutter versicherte, dass dies in demselben Augenblick geschehen sei, wo ich erwachte.“ Offenbar hat auch hier die Empfindung des äusseren Reizes den ganzen

Traum hervorgerufen; folglich muss derselbe in den wenigen Augenblicken gedauert haben, die das Erwachen erfordert.

Demnach wird das Erwachen also oft durch einen Reiz herbeigeführt, der als das letzte und endscheidende Moment in einem Traum erscheint; ja wir können ruhig sagen, dass derselbe Reiz sowohl den Traum als das Erwachen hervorruft. Aber wie ist dies möglich? Hier sind offenbar zwei Probleme zu lösen. Erstens: wie kann dieselbe Empfindung sowohl der Anfang als der Schluss eines Traumes sein, ihn auslösen und zugleich das letzte Glied in der Kette der Traumbilder bilden? Und zweitens: wie kann eine lange Vorstellungsreihe in der kurzen Zeit zwischen dem Auftreten des Reizes und dem Erwachen sich abspielen? Bei der Beantwortung dieser Fragen wird auch Licht auf verschiedene andere interessante Punkte fallen.

Zunächst ist es bekannt, dass eine Empfindung unter gewissen Umständen ziemlich viel Zeit gebraucht, ehe sie mir klar zum Bewusstsein kommt. Gehe ich z. B. in Gedanken vertieft die Strasse hinab, kann es passieren, dass ich an einem Menschen vorübergehe, den ich ganz deutlich sehe; aber erst kurz nachher wird es mir klar, dass es ein guter Bekannter war. Die Aufmerksamkeit war hier auf andere Dinge gerichtet, deshalb bekam ich nur den allgemeinen Eindruck von einem Menschen; sobald ich nun aber meine Aufmerksamkeit auf diesen Eindruck lenke, so wird der betreffende Mensch meinem Bewusstsein klar, d. h. erkannt von mir. Ganz ebenso ist wohl der geistige Vorgang im Schlafe, wo die Aufmerksamkeit nicht etwa auf andere Dinge gerichtet, sondern erschlafft ist. Ein äusserer Reiz ruft im ersten Moment nur eine ganz unklare Empfindung, die nach dem Assoziationsgesetze gleich andere Bilder weckt, also einen Traum auslöst, hervor. Ist aber der Reiz hinreichend stark gewesen, wird er auch die Veränderungen mit sich führen, die während des Erwachens vor sich gehen, und diese bestehen, psychologisch betrachtet, hauptsächlich darin, dass die durch den Reiz ausgelöste Empfindung die Aufmerksamkeit auf sich zieht. In dem Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit vollständig auf diese Empfindung konzentriert ist, ist der Schlaf vorbei. So weckt die erste unklare Empfindung in Maucharts Traum die Vorstellung von der Hinrichtung; damit wird der Schlafende in die grosse französische Revolution versetzt, und diese Vorstellung löst dann die anderen Bilder aus. Gleichzeitig erfolgt das Erwachen; und in dem Augenblick, wo die Empfindung dem Bewusstsein ganz klar ist, tritt das letzte Traumbild, der Fall des Beiles auf, und der Mensch erwacht. So erklärt es sich, dass dieselbe Empfindung sowohl der Anfang als

der Schluss eines Traumes sein kann, weil jede Konzentration der Aufmerksamkeit Zeit erfordert und demnach zwischen der dunklen Empfindung des Schlafenden und der klaren Empfindung des Erwachenden ein gewisser Zeitraum liegen muss. Die Dauer dieses Zeitraumes ist natürlich sehr verschieden je nach der Tiefe des Schlafes und nach der Stärke des Reizes, aber es handelt sich doch immer nur um wenige Sekunden.

Wie ist es aber möglich, dass ein langer Traum in so kurzer Zeit verläuft? Dazu ist nun zunächst zu bemerken, dass das bei allen Menschen und immer wohl auch nicht der Fall ist. Die Träume der sogenannten Auditiven, die hauptsächlich Gehörsvorstellungen reproduzieren, bestehen fast immer in Gesprächen zwischen verschiedenen Personen; solche Träume erfordern unzweifelhaft eine nicht unerhebliche Zeit. Wenn ein langer Traum in kurzer Zeit verläuft, so liegt es daran, dass die Träume in solchen Fällen ausschliesslich Gesichtsbilder sind. Bei den sogenannten visuellen Menschen zieht alles, was sie in den Träumen erleben, wie eine Malerei an ihrem Auge vorüber; selbst wenn redende Personen im Traume auftreten, werden sie gewöhnlich nur als redend vorgestellt, ohne dass die Rede wirklich gehört wird. Eine Malerei kann aber eine ganze Reihe von Szenen darstellen. Ebenso enthält ein einzelnes Traumbild oft auch eine Menge kleiner Ereignisse, die um eine Hauptperson herum gruppiert sind. Nun wechseln diese Bilder ausschliesslich nach dem Assoziationsgesetze; es fehlt da die Aufmerksamkeit, die bei dem einzelnen Bilde verweilt und es festhält. Die psychophysischen Messungen haben aber festgestellt, dass die Reproduktion fest assoziierter Vorstellungen nur ungefähr $^1/_5$ Sekunde Zeit erfordert. Also kann ein Dutzend von Bildern in wenigen Sekunden im Traumbewusstsein abwechseln; das aber genügt für einen langen Traum. Im obigen Beispiel ist der ganze Traum mit wenigen Strassentumulten, einigen Bildern aus dem Gerichtssaale, dem Wege zum Schafott und dem Schlusstableau abgeschlossen; aber diese Bilder ziehen leicht in anderthalb Sekunden vor dem Traumbewusstsein vorüber. Ebensowenig wie der angeführte Traum enthalten andere ähnliche Träume etwas, das nach dem jetzigen Standpunkt der Psychologie unverständlich wäre.

Ausser den durch den Gehörs- und Gesichtssinn ausgelösten Vorstellungen treten oft auch Bewegungsvorstellungen in unsern Träumen auf. Der Träumende „redet“ dann „im Schlafe“ oder er „nachtwandelt“ auch. Das erstere ist etwas ganz gewöhnliches, das letztere dagegen scheint bei normalen Menschen äusserst selten vorzukommen. An und für sich sind die Vorgänge in den motorischen Zentren des Gehirns, welche diese Erscheinungen während des Schlafes

herbeiführen, nicht wunderbarer als die Art und Weise, wie die Traumbilder überhaupt entstehen. Aber die sogenannten „motorischen Träume", d. h. das Reden und das Wandeln im Schlafe, bieten doch eine ganze Reihe von Phänomenen dar, die sich in den gewöhnlichen Träumen nicht zeigen. Da dieselben grosse Bedeutung für den Aberglauben gehabt haben, müssen wir sie in einem besonderen Abschnitte behandeln.

Noch ein Punkt bedarf der Besprechung. So unnatürlich und sinnlos ein Traum uns nach dem Erwachen auch erscheint, so kommt er uns während des Träumens selbst doch als ganz natürlich und vernünftig vor. Der Traum ist mit anderen Worten stets ebenso gut eine Wirklichkeit für uns wie unsere klarsten Beobachtungen im Wachzustande; die Traumbilder sind Halluzinationen. Zur Erklärung hat man auf den Zustand des Gehirns während des Schlafes, ferner auf andere Umstände, z. B. dass längeres Fasten besonders lebhafte Träume hervorruft, hingewiesen. Doch gibt es eine einfachere, näher liegende Erklärung. Wenn ich in meinem Zimmer sitze und die Erinnerung an ferne Gegenden und Reiseerlebnisse wachrufe, so weiss ich sehr gut, dass diese Bilder nur Erinnerungen und keine wirklichen Erlebnisse sind; denn sie stehen mit allen augenblicklichen sinnlichen Wahrnehmungen in Widerspruch. Die wohlbekannten vier Wände meines Zimmers, die Stimmen und Geräusche, die von benachbarten Räumen oder von der Strasse her an mein Ohr dringen, zeigen mir, wo ich wirklich bin. Ueber die Bilder der sonnenbeschienenen Landschaften und der schneebedeckten Bergspitzen, die gleichzeitig an meinem Bewusstsein vorüberziehen, bin ich Herr; ich kann sie wechseln lassen, wie ich will, und das lehrt mich, dass es keine sinnlichen Wahrnehmungen, sondern nur Erinnerungen sind. Nehmen wir aber nun einmal an, dass ich für einen Augenblick jede Empfänglichkeit für Reize von der Aussenwelt verlöre und nicht mehr Herr über meine Aufmerksamkeit wäre, so dass ich die Erinnerungsbilder gehen und kommen lassen müsste, wie sie wollten: würde ich sie auch in diesem Falle von der Wirklichkeit unterscheiden? Offenbar nicht, denn die Erinnerungsbilder sind nun die mich beherrschenden Vorstellungen geworden, über die ich keine Gewalt mehr habe; es existiert gegenwärtig für mich keine andere Welt, mit der sie in Widerspruch stehen könnten. Folglich müssen diese Vorstellungen als wirkliche Erlebnisse von mir empfunden werden. Dieser eben geschilderte Zustand ist aber gerade der Schlaf, in dem das Wahrnehmungsvermögen und die Aufmerksamkeit aufgehoben sind. Es leuchtet demnach ein, dass die Traumbilder, die nach ihren eigenen Gesetzen gehen und kommen und die mit keiner anderen Wirklich-

keit verglichen werden können, dem Träumenden als wahre Erlebnisse vor Augen stehen müssen.

Dass diese Erklärung von dem halluzinatorischen Charakter der Traumbilder richtig ist, kann auf Grund einer bekannten Erfahrung leicht nachgewiesen werden. Wenn man im wachen Zustande eine Halluzination hat, d. h. ein Erinnerungsbild, das für eine sinnliche Wahrnehmung gehalten wird, so muss dieses Bild von ganz ungewöhnlicher Stärke sein. Man hat nun geglaubt, dass die Traumbilder auch eine bedeutende Intensität haben und gerade deshalb für Wirklichkeit gehalten werden; aber dies ist wahrscheinlich nicht der Fall. Es ist bekannt, dass die Empfindungen, die sich mit unseren Träumen verflechten, meist in unglaublichem Masse überschätzt werden.

So träumte mir eines Nachts, dass ich auf einem Operationstische lag: eine lange Nadel wurde in meinen Arm gestossen, durch eine ungeschickte Bewegung aber wieder herausgerissen, so dass ein grosser Teil des Armes verletzt wurde. Der Schmerz hiervon war so lebhaft, dass ich erwachte und mich einer Ohnmacht nahe fühlte. Eine Untersuchung des Armes ergab, dass er an einigen Stellen einen unbedeutenden Druck vom Holzwerk des Schlafsofas erhalten hatte.

Eine solche Ueberschätzung, die ja ganz gewöhnlich ist, zeigt deutlich, dass die wirklichen Empfindungen, die auf das Traumbewusstsein einwirken, viel stärker sind als die anderen Traumbilder; sie beherrschen den ganzen Traum und werden weit ernster und schwerer aufgefasst, als wie sie wirklich sind.

In einzelnen besonderen Fällen können die Traumbilder selbst einige Zeit nach dem Erwachen noch das Gepräge der vollen Wirklichkeit beibehalten. Ich bin wiederholt mit der festen Ueberzeugung aufgewacht, eine Entdeckung von weittragender Bedeutung gemacht zu haben. Ich weiss z. B. ganz genau, wie ich es machen soll, um zu fliegen: nur einige bestimmte Bewegungen mit den Armen und Beinen, so geht es aufwärts: ich habe dieses Kunststück ja erst vor wenigen Minuten auf der Strasse ausgeführt. Leider wird es mir allmählich klar, dass diese oder eine andere wertvolle Entdeckung nur ein ungewöhnlich lebhaftes Traumbild gewesen ist.

Die Ursachen der Träume.

Wir haben im vorhergehenden gesehen, dass es keine scharfe Grenze zwischen dem Wachzustande und dem Schlafe gibt, d. h. der Schlaf tritt allmählich und unmerklich ein. Daraus folgt — und die Erfahrung scheint es zu bestätigen, — dass die Vorstellungsreihe, die im Wachzustande begonnen hat, im Schlafe fortgesetzt werden kann.

Da diese Fortsetzung durch das Assoziationsgesetz bedingt ist, indem die eine Vorstellung die andere auslöst, so hat man solche Träume Assoziationsträume genannt. Ist aber die Annahme, dass wir im tiefen Schlafe nicht träumen, richtig, so müssen diese Assoziationsträume aufhören, wenn der Schlaf hinreichend tief geworden ist. Demnach müssen die Träume, die gegen Morgen, wenn der Schlaf wiederum leicht wird, auftreten, eine andere Ursache haben. Durch sorgfältige Untersuchung einer Menge von Träumen haben nun Weygandt und andere Forscher nachgewiesen, dass diese Träume durch Nervenreize ausgelöst werden. Man hat sie deshalb Reizträume genannt. Da die Reizschwelle für unsere Sinnesorgane während des Schlafens sehr hoch liegt, so können nur wenige Empfindungen sich geltend machen, am ehesten wahrscheinlich Druck- und Temperaturempfindungen, späterhin, gegen Morgen, auch noch Gehörs- und Gesichtsempfindungen. Aber in weit grösserem Umfange üben Zustände des Organismus selbst einen Einfluss auf das Gehirn aus, z. B. die freie oder gehemmte Atmung, die Blutzirkulation, die chemischen Veränderungen des Blutes, die Zustände der Muskeln, die Lage des Körpers, Hunger und Durst, Harndrang, alle krankhaften Zustände usw. Sie wirken auf das Gehirn ein und lösen den Traum aus, so dass derselbe von einem dieser Reize seinen Ausgangspunkt nimmt; dann können aber andere Reize hinzutreten und den Verlauf des Traumes ändern — offenbar eine weitere Ursache für den wilden und unregelmässigen Charakter der Träume.

Selbstverständlich kann man keineswegs in jedem einzelnen Falle die eigentliche Ursache eines bestimmten Traumes nachweisen. Von vielen Träumen bleibt uns wahrscheinlich nur der Schluss in Erinnerung; wir können also nicht einmal die Vorstellungsreihe bis zu dem Nervenreiz, der den Traum hervorgerufen hat, zurückverfolgen. Aber auch wenn der ganze Traum uns gegenwärtig ist, wird es doch oft unmöglich sein, die erste Ursache desselben, die etwa in einem flüchtigen Schmerz, in einer zufälligen Körperlage bestand, nachzuweisen, da der betreffende Nervenreiz beim Erwachen oft schon verschwunden ist. In solchen Fällen hat es dann den Anschein, als sei der Traum ohne besondere Veranlassung zustande gekommen.

Da man annehmen darf, dass jeder Nervenreiz stets dieselbe Empfindung hervorruft — gleichviel, ob der Mensch schläft oder wacht —, so muss ein häufig wiederkehrender Nervenreiz auch sehr leicht denselben Traum auslösen. Es ist ja auch hinreichend bekannt, dass jeder Mensch gewisse Träume hat, die mit kleinen Veränderungen von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchen. Aber nicht nur das: der gleiche Nervenreiz muss auch bei verschiedenen Menschen gleich-

artige Träume hervorrufen. Der Inhalt derselben kann natürlich bei dem so überaus verschiedenen Bewusstseinsleben der Menschen nicht völlig übereinstimmen — eine Tatsache, auf die wir später zurückkommen; aber wenn eine bestimmte Empfindung während des Schlafes zum Bewusstsein durchdringt und vermöge ihrer Intensität tatsächlich auf den Verlauf des Traumes bestimmend einwirkt, so muss man auch bei den meisten Menschen gleichartige Träume nachweisen können, wenn dieselben von gleichen Empfindungen ausgelöst werden. Dies ist auch wirklich der Fall. Jeder kennt wohl aus eigener Erfahrung Träume, in denen man die Empfindung des Fliegens oder eines jähen Sturzes hat oder aus irgend einem Grunde nicht zu atmen vermag usw. Wir wollen die wichtigsten Ursachen derartiger Träume betrachten und durch einzelne Beobachtungen beleuchten; dabei wird sich zeigen, wie sich in allen diesen Beispielen der Traum auf einer bestimmten, von einem gewissen Nervenreiz ausgehenden Empfindung aufbaut, die durch ihre Stärke und Dauer das ganze Traumbewusstsein beherrscht.

Die Empfindung des Fliegens oder Schwebens rührt unzweifelhaft von einer freien und leichten Atmung her. Weygandt führt mehrere Träume an, in denen er diese Empfindung hatte; beim Erwachen zeigte es sich, dass seine Atmung ungewöhnlich leicht war. Während eines Mittagsschlafes auf dem Sofa hatte ich einen langen Traum des Inhalts, dass ich mich damit belustigte, auf und nieder zu schweben. Als ich erwachte, lag ich auf dem Rücken, hatte die Arme an den Seiten, den Kopf stark zurückgebogen und die Brust sehr hoch — eine Lage, die durch die Einrichtung des Sofas bedingt war; die Atmung war sehr frei und das Wohlbefinden über dem normalen Stand.

Der physiologische Gegensatz zum Fliegen ist die Beklemmung, das Alpdrücken. Es gibt wohl kaum einen Traum, der so allgemein bekannt ist und so weit in der Geschichte zurückverfolgt werden kann wie dieser; schon bei den Chaldäern werden Dämonen erwähnt, welche die Menschen im Schlafe bezwingen (vergl. S. 37). Diese Vorstellung von gespensterhaften Wesen (Alpmännchen) scheint sich bis in die Gegenwart ziemlich unverändert erhalten zu haben. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand Börner, der selbst viel an Alpdrücken litt, die Ursache dieses Zustandes. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, der Sache auf den Grund zu kommen, entdeckte er, dass der Traum immer dann eintrat, wenn die Atmung durch irgend eine Ursache gehindert war.

Um nun festzustellen, ob diese Erklärung richtig sei, suchte er verschiedene Personen auf, die auch häufig an Alpdrücken litten, und machte

mit ihnen Versuche. Mitten im Schlaf legte er ihnen eine wollene Bettdecke über Mund und Nase, worauf der Schlafende sofort in langen, tiefen Zügen zu atmen begann. Dabei wurde sein Gesicht rot, die Atmungsmuskeln arbeiteten gewaltig; er stöhnte, rührte sich aber nicht, bis er sich plötzlich mit einer gewaltsamen Anstrengung im Bett umdrehte und dadurch das Gesicht von der Decke befreite. Nun wurde die Atmung wieder ruhig, und der Betreffende schlief weiter. Nachdem er geweckt worden war, erzählte er, dass er ganz gewaltiges Alpdrücken gehabt hätte; ein hässliches Tier wäre ihm plötzlich auf die Brust gesprungen und hätte ihn am Atmen gehindert. Eine der Versuchspersonen erklärte, dass ihr der plötzliche Sprung des Tieres das Auffallendste gewesen wäre, da dasselbe sonst immer schleichend über sie zu kommen pflegte. Diese kleine Beobachtung ist eine hübsche Bestätigung der Erklärung Börners, denn der plötzliche Sprung des Tieres rührt natürlich von der plötzlichen Bedeckung des Gesichtes her.

Gewöhnlich tritt eine Hemmung der Atmung im Schlafe nur allmählich ein, was dem Träumenden als ein schleichendes Herannahen des feindlichen Wesens erscheint.

Das Alpdrücken in der klassischen Form ist wohl jetzt ziemlich unbekannt unter den Gebildeten. Denn um Gespenster (Alpmännchen) im Traume zu sehen, ist es doch vor allem nötig, dass man an sie glaubt. Ist letzteres nicht der Fall, so wird man die Atemnot im Traume in anderer Weise auslegen.

Als Knabe litt ich recht häufig an Alpdrücken; aber der Traum hatte für mich einen ganz bestimmten Inhalt. Ich pflegte mit meinen Kameraden gerne in einem tiefen Kellergang, zu dem das Licht nur durch wenige kleine Oeffnungen drang, zu spielen. Nachts träumte ich, dass ich durch eine von diesen Oeffnungen zu kriechen suchte; indes konnte ich nicht hindurchkommen, sondern presste mich so fest ins Loch hinein, dass ich keine Luft mehr bekam. Nur durch eine gewaltsame Anstrengung gelang es mir, wieder zurückzukommen. Dieses kleine Beispiel zeigt, wie derselbe Reiz bei verschiedenen Menschen verschiedene Träume, die aber doch denselben Grundgedanken haben, auslösen kann.

Die Empfindung e i n e s t i e f e n u n d j ä h e n F a l l e s rührt nachweislich von einer Erschlaffung der Beinmuskulatur her.

Ich habe dies einmal unter sehr günstigen Umständen beobachten können: eines Morgens lag ich im Halbschlaf mit hochgezogenen Knien auf dem Rücken. Plötzlich glitten meine Füsse aus, wahrscheinlich weil der Schlaf tiefer wurde und infolgedessen die Beinmuskeln erschlafften. Sofort hatte ich die lebhafte Empfindung eines tiefen Falles; aber da ich so weit wach war, dass ich mir über die Ursache dieser Empfindung klar werden konnte, knüpfte sich auch kein Traum an dieselbe.

Recht häufig ist solch ein Fall der Schluss eines langen und äusserst unbehaglichen Traumes, in welchem man sich verfolgt wähnt. Um seinen Verfolgern zu entgehen, springt man dann aus dem Fenster oder von einem Berge oder hohen Gegenstande hinab und wacht

während des Fallens in grosser Angst auf. Derartige Träume rühren gewöhnlich davon her, dass das eine Bein über dem andern liegt, so dass die Blutzirkulation durch den Druck auf eine grössere Ader gehemmt wird. Um dieselbe wieder auszugleichen, arbeitet das Herz bedeutend kräftiger; dadurch entsteht bei dem Schlafenden ein Angstgefühl, von dem der ganze Traum ausgeht. Wird der Zustand schliesslich unerträglich, so macht der Schlafende eine plötzliche Bewegung: das Bein gleitet hinab, und hierdurch wird die Empfindung des Fallens hervorgerufen, das den Schluss des Traumes bildet. Die Richtigkeit dieser Erklärung habe ich wiederholt an mir selbst prüfen können, indem ich den Traum willkürlich dadurch hervorrief, dass ich mich mit übereinandergeschlagenen Beinen in einer bestimmten Stellung zum Schlaf niederlegte. Wenn ich dann über dem Fallen erwachte, so schlug der Puls jedesmal schneller als normal.

Die Empfindung, nackend zu sein, tritt ein, wenn die Bettdecke hinabgleitet und einen Teil des Körpers entblösst. Es ist interessant, darauf zu achten, wie die daraus entstehenden Träume sich auch hier nach dem verschiedenen Vorstellungsinhalt der Individuen verschieden gestalten. Die junge Dame glaubt unbekleidet im Ballsaal, der Professor in dieser Gestalt auf dem Katheder, der Prediger auf der Kanzel zu sein.

Harndrang ist bekanntlich sehr oft die Veranlassung zu Träumen; diese handeln dann von allerlei Hindernissen zur Befriedigung des Bedürfnisses. Sehr häufig scheinen auch sexuelle Träume eine Folge der Spannung der Harnblase zu sein.

Endlich werden zahlreiche Träume dadurch ausgelöst, dass man sich krank fühlt. Diese Träume sind natürlich ebenso abwechselnd und mannigfaltig wie die Krankheitsursachen selbst und darum auch nicht konstant und regelmässig. Nur dann, wenn ein Mensch an einer häufig wiederkehrenden Krankheit leidet, kann man erwarten, eine bestimmte Spur derselben regelmässig in seinen Träumen zu finden. So berichtet Weygandt, dass ein ihn oft belästigendes asthmatisches Leiden in seinen Träumen stets die Vorstellung hervorrief, als ob er stöhnend einen hohen Berg erstiege. Die durch die Krankheit hervorgerufene Atemnot wird also im Traume als eine anstrengende Bergwanderung, die den Atem benimmt, ausgelegt. Aehnliche konstante Träume treten auch bei anderen, öfters wiederkehrenden Krankheiten auf und sollen sogar im voraus Anfälle derselben ankündigen können. Derartige Vorverkündigungen durch Träume haben jedenfalls eine grosse Bedeutung für den Aberglauben gehabt, so dass wir im folgenden näher darauf eingehen müssen.

Der Inhalt der Träume.

Wir haben gesehen, dass die meisten Träume, vielleicht mit Ausnahme einiger weniger, die gleich nach dem Einschlafen auftreten, wahrscheinlich durch Nervenreize hervorgerufen werden. Diese geben dem Traume aber darum noch nicht seinen bestimmten konkreten Inhalt; vielmehr kann ein und derselbe Reiz bei einem Menschen und erst recht bei mehreren Individuen dem Inhalte nach verschiedene Träume hervorrufen, so dass diesen allen dennoch dieselbe Empfindung zugrunde liegt. Der Inhalt des Traumes ist also subjektiv verschieden, er ist von dem Bewusstseinsinhalt des Individuums abhängig, und da das Auftauchen der Traumbilder fast ausschliesslich durch das Assoziationsgesetz bestimmt wird, so werden stets die zunächstliegenden Assoziationen im Traume hervortreten. Jedoch brauchen die Vorstellungen, die im Wachzustand uns die nächsten sind, nicht notwendig auch im Schlafe die nächstliegenden zu sein. Viele Menschen glauben allerdings, dass sie hauptsächlich von dem träumen, womit sie sich am Tage beschäftigt haben. Andererseits ist es aber eine alte Beobachtung, dass die „dunkeln“ Vorstellungen in unseren Träumen eine sehr wesentliche Rolle spielen. Diese „dunkeln“ Vorstellungen sind teils Bilder von Ereignissen, die längst aus dem Gedächtnis entschwunden sind, teils Vorstellungen, die im Laufe des Tages eine kurze Zeit die Aufmerksamkeit gefesselt haben, dann aber von anderen verdrängt worden sind. Wenn das Bewusstseinsleben des Wachzustandes aufhört, tauchen diese Vorstellungen in den Träumen wieder auf.

Radestock gebraucht zur Klarlegung dieser Vorgänge ein sehr schönes Bild: „Die Sterne leuchten auch am Tage, ihr Licht wird aber durch das viel bedeutendere der Sonne überstrahlt und dem Auge nicht sichtbar; ist dieses grosse jedoch verschwunden, so tauchen die zahllosen kleinen empor, ebenso wie die dunklen oder „kleinen“ Vorstellungen beim Verschwinden der stärkeren Interessen des Tages.“

Er fügt hinzu: „Darauf beruht die leicht zu beobachtende Tatsache, dass nach heftigen Gemütsbewegungen, traurigen, erschütternden Ereignissen des Tages ganz heitere Vorstellungen im Traume hervortreten und den Schläfer alles Leid und Unglück vergessen lassen. Die Liebe, die der Wachende sich selbst nicht eingestehen wollte und gewaltsam niederdrückte, erfüllt des Schläfers Herz ganz.“

Während Radestock so den vergessenen Vorstellungen grosse Bedeutung beilegt, sieht er sie doch nicht als die allein entscheidenden an. Das tut aber der Franzose Delage. Er hatte bemerkt, dass der Tod eines lieben Verwandten, der einen tiefen Eindruck auf ihn machte, erst nach einigen Monaten, als der Schmerz schon etwas zu verblassen

anfing, in seinen Träumen eine Rolle zu spielen begann. Von nun an beobachtete er sorgfältig seine Träume und fand, dass die Traumbilder zum Teil vergessene Erinnerungen waren, zum Teil aber auch Vorstellungen, die im Laufe des Tages nur für kurze Zeit die Aufmerksamkeit gefesselt hatten, dann aber von den dominierenden Gedanken zurückgedrängt worden waren.

Als ein gutes Beispiel für Traumbilder der letzten Art erzählt Delages folgendes Ereignis. In dem Hause, wo er wohnte, war das Geländer der Treppe unten mit einer Glaskugel verziert; dieselbe wurde eines Tages zerschlagen, und es verging einige Zeit, ehe man eine neue aufsetzte. Delage träumte nun eines Nachts, dass ein Knopf von Kupfer in der Form eines Tannenzapfens statt der Glaskugel angebracht worden wäre. Am nächsten Morgen erzählte er seiner Familie den Traum und beschrieb den Gegenstand ganz genau; zu seinem grossen Erstaunen hörte er nun, dass ein solcher kupferner Knopf schon seit mehreren Tagen auf dem Geländer angebracht war. Delage musste den Knopf mehrere Male täglich gesehen haben, aber, obwohl er ihn ganz genau beschreiben konnte, hatte er ihn so wenig bemerkt, dass er erst zur Treppe ging, um sich zu überzeugen, ob der Zierat sich dort auch wirklich vorfand.

Die Ansichten darüber, wie weit die Vorstellungen, die uns am Tage beschäftigen, auf das Traumleben einen Einfluss haben, gehen also ziemlich weit auseinander. Und das ist ganz begreiflich; denn es fehlt eben ein grösseres Erfahrungsmaterial über diese Frage. Um solches zu sammeln, sandte ich vor längerer Zeit ein Schema mit Fragen über den Inhalt der Träume u. s. f. aus. Ich erhielt etwa 150 Antworten, die mir zeigten, dass man kaum ein Gesetz über das, was ein Mensch träumt, aufstellen kann. Von diesen 150 Antworten haben 60 ein besonderes Interesse dadurch, dass sie von Schülern einer besseren Erziehungsanstalt, von Knaben und Jünglingen im Alter von 12—18 Jahren, die unter wesentlich gleichförmigen Verhältnissen leben, herstammen. Einige Lehrer, die sich für die Sache interessierten, hatten den Schülern bei der Beantwortung der Fragen des Schemas geholfen, so dass die Antworten jedenfalls so genau und zuverlässig als möglich sind. Die übrigen Schemata sind von erwachsenen, gebildeten Männern und Frauen in allen Lebensstellungen ausgefüllt.

Betrachten wir nun vorläufig die Antworten in ihrer Gesamtheit, ohne Unterschied der Altersklassen, so zeigt es sich, dass ungefähr $^1/_5$ der Antwortgeber in ihren Träumen durchaus keine Verbindung mit den Ereignissen des täglichen Lebens nachweisen können. Ihre Träume sind durchschnittlich ganz wild und sinnlos, deshalb oft unangenehm und beängstigend. Wenn überhaupt Züge aus dem wirklichen Leben vorkommen, so sind diese gewöhnlich ganz untergeordneter Art; ein bekanntes Gesicht, eine bekannte Gegend kann sich

in die Traumbilder einschleichen oder den Rahmen für dieselben bilden, ohne aber eine wesentliche Rolle zu spielen. Die übrigen $^{4}/_{6}$ teilen sich ziemlich gleichmässig in die zwei entgegengesetzten Auffassungen. Die eine Hälfte, also $^{2}/_{6}$ der sämtlichen Berichterstatter, ist der Ansicht, dass die Beschäftigungen des täglichen Lebens, sowie solche Erlebnisse, die einen tiefen Eindruck gemacht haben, sich in ihren Träumen ausprägen. Die andere Hälfte gibt an, nur ganz ausnahmsweise etwas von Erlebnissen des täglichen Lebens sofort geträumt zu haben, und ist namentlich der Ansicht, dass solche Begebenheiten, welche die Gefühle stark erregten, erst lange Zeit nachher in den Träumen hervortreten. Beide Auffassungen scheinen also nach meinem zwar nur geringen Material gleichmässig berechtigt, oder wenn man will, gleichmässig unberechtigt zu sein.

Es wäre natürlich in hohem Grade interessant, wenn sich ein bestimmtes Gesetz darüber nachweisen liesse, wer im allgemeinen sofort und wer später von bedeutungsvollen Ereignissen seines Lebens träumt. Da nichts zufällig ist, ebensowenig im Seelenleben wie in der Natur, so muss dieser Unterschied auch seine bestimmten Ursachen haben. Aber auf dem seelischen Gebiete liegen derartige Gesetzmässigkeiten sehr oft so tief in individuellen Eigentümlichkeiten, die nie zur Kenntnis des Forschers kommen, begründet, dass die Versuche, ihre Ursache nachzuweisen, meistens vergeblich sind. In bezug auf die erwähnte Frage scheint man aber doch ein gewisses Gesetz nachweisen zu können. Nimmt man nämlich die Altersklasse unter 15 Jahren für sich, so zeigt es sich, dass beinahe $^{2}/_{3}$ der jungen Leute zu denen gehören, in deren Träumen sich die Tagesereignisse gewöhnlich abspiegeln. Da diese $^{2}/_{3}$ bei der obigen Berechnung mitgezählt sind, so haben sie natürlich die Zahl der Gruppe, bei der die Ereignisse des Tages im Schlafe sofort hervortreten, nicht unwesentlich erhöht. Hieraus folgt dann wiederum, dass letzteres bei älteren Menschen verhältnismässig selten ist. Die Erfahrung scheint demnach dafür zu sprechen, dass

die Jugend in weit höherem Grade als das Alter geneigt ist, von Begebenheiten, die das Seelenleben im Laufe des Tages bewegt haben, zu träumen.

Da das Gefühlsleben in der Jugend meistens überwiegt, die einzelnen Gefühle aber auch schneller vorübergehen als im späteren Alter, so weist unser Resultat offenbar darauf hin, dass das Gefühlsleben keinen geringen Einfluss auf den Inhalt der Träume hat. Dies ist auch nichts Neues; es ist von verschiedenen Forschern wiederholt hervorgehoben worden und zeigt sich auch an manchen Punkten in meinen Schemata. Mein Material genügt in dieser Beziehung jedoch

kaum, um statistisch etwas Sicheres darüber feststellen zu können; ich beschränke mich deshalb kurz darauf, die Resultate mitzuteilen.

Erstens scheint es ziemlich selten zu sein, dass Leute von ihren gewöhnlichen täglichen Beschäftigungen träumen. Dies kommt wohl vor, jedoch nur ausnahmsweise, und fast stets nur dann, wenn die Arbeit den Betreffenden mehr als gewöhnlich in Anspruch genommen hat. Dagegen werden die mehr ungewöhnlichen Erlebnisse des Tages, also besonders Ereignisse, welche die Gefühle stark erregt haben, leicht in den Träumen auftauchen oder zu denselben Anlass geben. In einigen Fällen bewegt der Traum sich um die Begebenheit selbst und um das eigentümliche Gefühlsgepräge derselben, in anderen Fällen wird die Begebenheit nur der nachweisbare Anlass zum Traume, der dann aber leicht ein entgegengesetztes Gefühlsgepräge bekommt. So ist es z. B. nicht selten, dass der Tod eines lieben Verwandten einen Traum, in dem der Schlafende Episoden aus seinem glücklichen Zusammenleben mit dem Verstorbenen wiedererlebt, hervorruft. Diese beiden Fälle, Träume mit demselben und mit dem entgegengesetzten Gefühlston, scheinen ungefähr gleich häufig zu sein.

Gewisse unangenehme Ereignisse haben besondere Neigung, sich in den Träumen zu wiederholen. Jäger träumen häufig, dass das Gewehr sich im entscheidenden Augenblick nicht entladen will. Fast alle Menschen, die ein wichtiges Examen gemacht haben, kennen den peinlichen Traum, dass sie vor der Prüfung stehen und alles vergessen haben. Dieser Traum kann die Leute bis in ihr hohes Alter hinein verfolgen.

Endlich gibt es eine bestimmte Gruppe von Gefühlen, die bei den Menschen, die überhaupt von den Begebenheiten des Tages träumen, fast konstant eine Veranlassung zum Träumen wird. Was gewünscht, gehofft oder gefürchtet wird, zeigt sich im Traum als wirklich und erfüllt; das kann auch nicht anders sein. Ein jedes Traumbild steht dem Träumenden als ein wirkliches, augenblickliches Erlebnis vor Augen. Wenn also ein Ereignis, das im wachen Zustande Gegenstand unserer Hoffnung oder Furcht ist, im Traume auftaucht, so muss es hier das Gepräge der Wirklichkeit, der Erfüllung tragen. So sieht man Hoffnung und Furcht im Traume schon realisiert; da aber für das Eintreffen dessen, was wir wünschen, hoffen oder fürchten, doch immer eine gewisse Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, so werden derartige Träume oft scheinbar Zukünftiges voraussagen; hierauf kommen wir weiter unten zurück.

Die Gefühlszustände haben also, wenigstens bei vielen Menschen einen nicht unbedeutenden Einfluss auf das Traumleben. Man geht aber entschieden zu weit, wenn man, wie Spitta, daraus den Schluss

zieht, dass „das Gemüt“, das Gefühlsleben, niemals schläft, und dass alle Träume hier ihren Ursprung haben. Wie wir oben sahen, scheinen die Menschen hinsichtlich der Träume vielmehr in zwei Gruppen zu zerfallen, die jedoch gemäss der Natur der Sache nicht scharf abgegrenzt sind:

Bei der einen Gruppe, zu der besonders Kinder und junge Leute gehören, werden die Träume gewöhnlich direkt durch die Begebenheiten, welche die Gefühle stark erregen, bestimmt. Die andere Gruppe, zu der hauptsächlich ältere Leute gehören, träumt meist von gleichgültigen Dingen aus dem täglichen Leben; die bedeutungsvollen Begebenheiten tauchen bei ihnen erst dann in den Träumen auf, wenn dieselben so weit zurückliegen, dass ihr Gefühlston verwischt ist.

Sind die Träume auch meistens mehr oder weniger sinnlos, so kann doch auch das Entgegengesetzte der Fall sein, d. h. ein Mensch kann im Schlafe Dinge ausführen, die er im wachen Zustande kaum unternehmen würde. Die dazu erforderliche geistige Tätigkeit verlangt allerdings gemäss der Natur der Sache meistens eine lebhaftere Phantasie, als wie der Mensch im normalen Zustande hat. Ebenso wie das feinere Spiel der Vorstellungen im Traume ganz phantastische Bilder hervorbringt, so kann es bisweilen, wenn auch selten etwas leisten, das wirklichen Sinn enthält.

So sind mir Beispiele davon mitgeteilt worden, dass Leute im Schlafe geometrische Aufgaben und Rätsel gelöst haben, an denen sie sich im wachen Zustande vergebens abgemüht hatten. Ein älterer bekannter Schriftsteller erzählt, dass er als Student in einem Traum den Anfang eines Gedichtes gemacht hatte, was ihm im wachen Zustande nicht möglich gewesen war; was während des Schlafes „gedichtet“ war, war gut, der Rest taugte leider nichts. Im hohen Grade interessant ist auch der folgende Traum, den Professor Lütken, Lehrer der Philosophie in Sorö auf Seeland, gehabt und häufig in seinen Vorlesungen besprochen hat. Es träumte ihm, dass er in Rio de Janeiro war, wo eine grosse Illumination anlässlich der Thronbesteigung des Kaisers stattfand. Ein Transparent zog seine Aufmerksamkeit besonders auf sich; es stand VIVAT DO(N) P(E)D(R)(O) darauf.

Er verstand nicht, was das bedeuten sollte, dass vier Buchstaben in Klammern gesetzt waren; aber während er darüber nachdachte, traf er einen Mann, der ihm die Erklärung dazu gab: „Können sie das nicht verstehen? Es bedeutet: es lebe Don Pedro, möge er nur kein Nero werden.“ Das Interessante hierbei ist, einmal, dass im Traum ein Rätsel zustande kommt, das der Träumende selbst nicht gleich versteht, und zum andern, dass die Erklärung, die zuletzt gefunden wird, scheinbar von einer anderen Person ausgeht. Einen ähnlichen Fall führt der holländische Gelehrte van Goens an.

Schliesslich muss noch erwähnt werden, dass einige Menschen Träume haben, die mehrere Nächte hindurch fortgesetzt werden. Dies

hat insofern Interesse, als es die erste Andeutung eines doppelten Bewusstseinslebens ist, das unter anderen Verhältnissen weit ausgeprägtere Formen annehmen kann. Hierauf gehen wir im folgenden näher ein.

Kapitel 32.

Die Bedeutung der Träume für den Aberglauben.

Der Glaube an Geister.

Wir haben den Traum ausführlicher besprochen, weil er, wie schon gesagt, eines der Phänomene ist, die zu den meisten und bedeutungsvollsten abergläubischen Vorstellungen Anlass gegeben haben. Fast alle im vorhergehenden angeführten Eigentümlichkeiten sind Gegenstand mystischer Auslegungen gewesen. So hat du Prel noch in unseren Tagen die kurze Dauer des Traumes als Ausgangspunkt für okkultistische Theorien benutzt. Wir können hier nun unmöglich auf alle die Absurditäten, welche von den Mystikern aus den Eigentümlichkeiten des Traumlebens abgeleitet worden sind, eingehen. Gerade deshalb habe ich versucht, eine einigermassen ausführliche Darstellung der Phänomene zu geben und zugleich auch nachzuweisen, wie diese auf bekannte psychologische Gesetze zurückzuführen sind. Der Leser wird dann selbst ohne Schwierigkeit entscheiden können, welchen Wert man den mystischen Erklärungen beilegen darf, die man hin und wieder antrifft. Im folgenden besprechen wir nur die gewöhnlicheren abergläubischen Vorstellungen, die unzweifelhaft aus den Träumen entsprungen sind.

An der Spitze derselben steht der Glaube an Geister und deren Eingreifen in das Menschenleben. Die meisten anderen abergläubischen Vorstellungen sind nur unmittelbare Konsequenzen dieses Glaubens. Wir kennen unter den Naturvölkern kaum einen Stamm, bei dem dieser Glaube nicht vorherrschend wäre; bei manchen ist er sogar die einzige nachweisbare Form von religiösen Vorstellungen. Auch haben wir in der historischen Darstellung gesehen, dass der Geisterglaube von den Völkern des Altertums an bis in die Gegenwart eine ganz ausserordentliche Bedeutung gehabt hat. Selbst bei den europäischen Völkern, bei denen er in den ältesten Zeiten vor der Berührung mit dem Orient weniger ausgeprägt gewesen ist, können doch deutliche Spuren davon nachgewiesen werden. Alles

dieses deutet darauf hin, dass der Glaube an Geister ein allgemein menschliches Phänomen ist. Er muss also eine bestimmte Ursache, die überall und zu allen Zeiten wirksam gewesen ist, gehabt haben, sintemal er sich bei den verschiedensten Völkern findet, von denen viele ihn jedenfalls nicht durch Berührung mit anderen angenommen haben können.

Hiergegen kann man allerdings einwenden, dass es keineswegs dieselbe Ursache zu sein braucht, die sich zu allen Zeiten geltend gemacht hat. Wir haben ja gesehen, wie selbst in unserer Zeit der Glaube an Geister durch eine Gruppe von Phänomenen, die auf der primitiven Entwicklungsstufe des Menschengeschlechtes gewiss nicht bekannt gewesen sind, neu erwacht ist. Man muss aber auch bedenken, dass zwischen den Ursachen, die in einer verhältnismässig aufgeklärten Zeit einen seit Jahrtausenden herrschenden Glauben zu neuer Kraft und zu neuem Leben erwecken, und den Phänomenen, die ursprünglich diesen Glauben bei primitiven Völkern hervorgerufen haben, ein grosser Unterschied bestehen wird. Ebenso wie das Leben bei den Naturvölkern jetzt viel gleichförmiger und einfacher ist als in den zivilisierten Ländern, so muss es auch in der Kindheit des Menschengeschlechtes gewesen sein. Daher ist die Annahme, dass eine bestimmte Auffassung bei wesentlich gleichartiger geistiger Bildung aus derselben Ursache entsprungen ist, auch durchaus berechtigt. Natürlich können mehrere Ursachen zusammengewirkt haben, aber keine hat wohl grössere Bedeutung für das Entstehen des Glaubens an Geister gehabt als der Traum. Letzterer ist vor allem ein konstantes und normales psychisches Phänomen. Er tritt ebensowohl bei dem Kinde als bei dem Erwachsenen auf, vielleicht in der Jugend sogar stärker und lebhafter, weshalb auch der Schluss berechtigt ist, dass er in der Kindheit des Menschengeschlechtes eine grössere Rolle gespielt hat als bei uns. Endlich zeigt das Traumleben gerade ein solches Gepräge, dass man fast sagen kann, es müsse direkt dahinführen, die Existenz einer Geisterwelt anzunehmen. Wir betrachten nun die Momente des Traumes, welche, wie man annehmen darf, bei der Entwicklung dieses Glaubens mitgewirkt haben, etwas näher.

Zunächst muss daran erinnert werden, dass jeder Traum dem Träumenden als volle Wirklichkeit erscheint, wie wild und phantastisch er auch tatsächlich ist. Erst wenn wir in der Erinnerung das reproduzieren, was wir im Traum erlebt haben, erkennen wir dies als ein Traumbild. Und selbst dies kann, wie wir oben (S. 482) gesehen haben, mitunter schwierig genug sein; die Traumbilder können mit solcher Lebhaftigkeit vor uns stehen, dass wir uns oft nur schwer überzeugen, dass das Geträumte kein wirkliches Ereignis war. Im

Traume sehen und reden wir mit längst Verstorbenen, wir werden von phantastischen Ungeheuern verfolgt, wir besuchen ferne, unbekannte Gegenden; alles dies steht aber in voller Realität vor uns, und wenn wir es nach dem Erwachen nicht länger als Wirklichkeit auffassen, so geschieht das nur, weil die Erfahrung uns im Laufe der Zeit zu der Erkenntnis geführt hat, dass alle diese „Erlebnisse" nur als ein freies Spiel der Vorstellungen und nicht als etwas Wirkliches aufzufassen sind. Deshalb hören wir schon als Kinder, dass das, was wir während des Schlafes erleben, „nur ein Traum ist"; mit diesen Worten beruhigt die Mutter das furchtsame Kind, das mit einem Schrei aus einem beängstigenden Traume aufwacht. So werden wir schon als Kinder mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass das Geträumte nichts Wirkliches ist, und im reiferen Alter können wir uns selbst davon überzeugen, indem wir unsere Erlebnisse im Traume mit unserer Kenntnis von der realen Welt vergleichen. Immerhin müssen aber doch manche Erfahrungen gesammelt und zahlreiche Vergleiche zwischen den absurden Erlebnissen des Traumlebens und der wirklichen Welt angestellt worden sein, ehe das Menschengeschlecht zu dieser Erkenntnis gelangt ist. Manche Naturvölker sind überhaupt noch nicht zu der Erkenntnis gekommen. Das grosse Medizintier der Indianer findet sich nicht auf Erden, es zeigt sich nur dem Medizinmanne und zwar in seinen Träumen; und doch glaubt er in seinem Sacke ein Stückchen Knochen von demselben zu haben (vergl. S. 23). Einen deutlicheren Beweis für den Glauben an die Wirklichkeit der Träume kann man sich kaum denken. Uebrigens hat man auch direkte Aeusserungen, die es beweisen, dass die Erlebnisse des Traumes als ebenso wirklich angesehen werden wie die Erlebnisse des Tages. Ein Australier wurde gefragt, ob er denn glaubte, dass die Seele während des Schlafes den Körper verlassen könnte. Er antwortete: „Es muss so sein, denn wenn ich schlafe, gehe ich nach fernen Orten und sehe die Leute; ja ich sehe sogar die Verstorbenen und spreche mit ihnen."

Wir dürfen also von der Behauptung ausgehen, dass die Traumbilder auf den primitiven Entwicklungsstufen des Menschen, wo es eigentlich vollständig an Einsicht in die Gesetze der Natur und des Seelenlebens fehlt, für volle Wirklichkeit genommen werden. Aber daraus ergibt sich auch der Glaube an Geister. Im Traume zeigen die Verstorbenen sich uns. Sie sind allerdings etwas mehr schattenhaft, als wie sie bei Lebzeiten waren, und lassen auch gewöhnlich keine Spur von ihren Besuchen zurück, — aber sie sind deshalb nicht weniger wirklich. Gerade so halbmateriell, schattenartig verschwommen wie die Traumbilder haben die Völker sich auch zu allen Zeiten die Gestalten der Geister gedacht. Aber noch weiter:

nicht allein die Vorstellung von dem Aussehen der Geister, sondern auch von ihrer Art und Weise zu existieren, scheint in manchen Fällen durch die Natur der Träume bestimmt zu sein. Bei den Australiern (vergl. S. 16 f.) und verschiedenen anderen Völkern findet man den Glauben, dass die Verstorbenen sich eine Zeitlang auf der Erde in der Nähe ihrer alten Wohnungen aufhalten; erst später entfernen sie sich. Dieser Glaube dürfte, wenn es immerhin auch schwer ist, es positiv nachzuweisen, wahrscheinlich auch in den psychischen Vorgängen des Traumlebens begründet sein. Wir haben gesehen (S. 489 f.), dass starke Gefühlseindrücke sich beim Kinde im allgemeinen sofort in den Träumen geltend machen; wenn die Gefühle erblassen, hört damit ihr Einfluss auf die Traumbilder auf. Dies gilt wahrscheinlich auch für den Menschen, der auf einer kindlichen, primitiven Entwicklungsstufe steht. Die Verstorbenen zeigen sich eben so lange in den Träumen, als die durch den Tod geweckten Gefühle noch frisch sind. Wenn dieselben aber schwinden, hören die Verstorbenen auf, sich zu zeigen, und das wird dann so ausgelegt, dass sie sich von der Erde zurückziehen. — Wenn unsere Kenntnisse von den Bedingungen für den Inhalt der Träume sich im Laufe der Zeit erweitert haben, wird man sicher auch nachweisen können, wie manche andere Einzelheiten des Glaubens an Geister den Eigentümlichkeiten des Traumes entsprungen sind. Wie die Sache zwar gegenwärtig liegt, würde ein solcher Nachweis uns zu allzu vielen Hypothesen führen.

Noch ein Punkt verdient besprochen zu werden. Wie früher schon bemerkt, spielt der Glaube an Geister in der ursprünglichen europäischen Magie eine verhältnismässig geringe Rolle. Die einzigen wirklichen Geister, die in den älteren isländischen Sagen erwähnt werden, sind die Fylgjur, die Schutzgeister, und diese zeigen sich den Menschen fast ausschliesslich im Traume. Gewöhnlich wird die Deutung eines Traumes, in dem sich lebende Wesen gezeigt haben, mit den Worten eingeleitet: „Dies müssen die Fylgjur grosser Männer gewesen sein“ (vergl. S. 82). Ist diese enge Verbindung zwischen Träumen und Geistern bei unseren nordischen Vorfahren nur ein Zufall? Oder darf man möglicherweise auch hierin einen weiteren Beweis für die Entstehung des Geisterglaubens aus den Traumbildern sehen? Da die Nordländer für philosophische Spekulationen nicht besonders beanlagt waren, so ist es leicht verständlich, dass sie den Glauben an Geister nicht weiter entwickelt, sich vielmehr darauf beschränkt haben, Geister da anzunehmen, wo die Erfahrung sie unmittelbar zu zeigen schien — nämlich in den Träumen.

So wie der Glaube an Geister wahrscheinlich seinen Ursprung in Traumbildern hat, die für Wirklichkeit gehalten werden, so sind

sicherlich auch die wesentlichsten Eigenschaften, die den Geistern beigelegt werden, den Beobachtungen von den Eigentümlichkeiten eines Schlafenden entnommen. Während des Schlafes liegt der Mensch ganz ruhig da, anscheinend unempfänglich für äussere Reize; und doch weiss er nach dem Erwachen von seinem Verweilen an fernen Orten zu berichten, wo er noch lebende oder längst verstorbene Bekannte getroffen hat. Nimmt man dies alles für volle Wirklichkeit, so ist man ja geradezu zu der Annahme gezwungen: Es gibt irgend etwas im Menschen, das sich auf eigene Hand frei bewegen kann, während der Körper zurückbleibt. Und dies etwas — wir können es „Seele“ nennen — erweist sich noch freier oder beweglicher, wenn es erst vom Körper los ist. Von dieser Vorstellung ist nur ein kleiner Schritt zu der weiteren, dass eben diese Seele nach dem Tode noch eine Zeitlang an den ihr bekannten Orten verweilt, selbst dann, wenn der Körper begraben, verbrannt oder vom Feinde verzehrt worden ist. Diese Betrachtungen, die sich bei dem Anblicke eines Schlafenden von selbst ergeben, führen demnach zu demselben Vorstellungskreise, der aus den Eigentümlichkeiten der Traumbilder hervorging, nämlich, dass der Mensch ein zusammengesetztes Wesen ist; der Körper kann scheinbar leblos daliegen, während die Seele allein sich frei zu bewegen vermag, und selbst, wenn der Körper zerstört wird, wird die Seele weiterexistieren und sich den Nachlebenden hin und wieder zeigen. Hiermit sind die Hauptzüge des Geisterglaubens gegeben; der weitere Ausbau desselben, der sehr verschiedener Art sein kann, ist ohne Interesse für uns.

Weissagende und wahrsagende Träume.

Wie wir in der geschichtlichen Darstellung sahen, hat der Mensch zu allen Zeiten dem Glauben gehuldigt, dass er im Traume Aufschluss über Vergangenheit und Zukunft, d. h. über Dinge, die ihm im Wachzustande verborgen sind, erlangen kann. Im allgemeinen wurde solcher Aufschluss wohl als eine Offenbarung der Götter oder anderer höherer Wesen angesehen. Vermutlich haben zuerst die Neuplatoniker die Theorie aufgestellt, dass der Mensch unter gewissen Umständen selbst in den Besitz höherer, magischer Gaben gelangen und den Göttern ähnlich werden kann (vergl. S. 155). Die Spuren dieser Lehre finden sich überall in der gelehrten Magie, und wir haben (S. 387 f.) gesehen, dass der Glaube an magische Gaben der träumenden Seele sich sogar bei einem so modernen Forscher wie Schindler findet. Von vorneherein erscheint es jedoch als höchst unwahrscheinlich, dass die träumende Seele Kräfte besitzen sollte, die der Mensch im

Wachzustande nicht hat. Wären wirklich solche Kräfte vorhanden, so könnte man doch erwarten, dass dieselben sich desto reicher entfalten, je mehr die Seele sich im Schlaf vom Körper freimacht, d. h. je tiefer der Schlaf wird. Die wahrsagenden Träume müssten demnach während des tiefsten Schlafes entstehen. Nun haben aber unsere obigen Untersuchungen gerade gezeigt, dass man im tiefsten Schlafe wahrscheinlich gar nicht träumt. Die Träume entstehen im Gegenteil während des Ueberganges in den wachen Zustand; das Vorstellungsleben aber, das sich dabei geltend macht, unterscheidet sich von dem wachen Bewusstseinsleben nur durch den Mangel an Aufmerksamkeit. Es ist deshalb höchst unwahrscheinlich, dass sich in diesem Uebergangsstadium besondere magische Kräfte entfalten sollten. Vielmehr drängt sich uns die Frage auf, wie der Glaube an diese Kräfte auf natürlichem Wege hat entstehen können.

Wir haben wiederholt auf das Unstete, das Zusammenhanglose und Sinnlose unserer Traumbilder hingewiesen. Da diese Eigentümlichkeit allen unseren Träumen mit wenigen Ausnahmen das charakteristische Gepräge gibt, so folgt daraus (was auch ein jeder, der es versucht hat, aus eigener Erfahrung weiss), dass es ausserordentlich schwer, ja fast unmöglich ist, eine in allen Einzelheiten richtige Darstellung eines Traumes zu geben. Selbst wenn man denselben gleich nach dem Erwachen niederzuschreiben versucht, so werden immer einzelne Punkte vorhanden sein, an die man sich nur undeutlich erinnern kann. Wenn man nun nach eigenem Gutdünken eine solche Lücke auszufüllen sucht, so bringt man unwillkürlich mehr Sinn und Verstand in den Traum hinein, als ursprünglich wahrscheinlich in ihm enthalten gewesen ist. Die Einzelheiten unserer wirklichen Erlebnisse folgen einander ja wie Ursache und Wirkung; dieses Kausalverhältnis verlangen wir überall in der Welt und übertragen es deshalb unwillkürlich auch auf unsere Erlebnisse in den Träumen. Aber die Traumbilder sind nicht nach diesem Verhältnis miteinander verbunden; ihre Reihenfolge ist, wie wir wissen, nur durch das Assoziationsgesetz bestimmt. Jedes nicht deutlich mehr erinnerte Glied eines Traumes wird daher stets in der Weise ergänzt werden, dass man unwillkürlich einen Kausalzusammenhang herstellt und damit einen Sinn, der ursprünglich gar nicht vorhanden gewesen ist, in den Traum hineinbringt. Allmählich erhalten dann die im Gedächtnis noch haftenden Hauptzüge des Traumes das Gepräge eines wirklichen Erlebnisses, und so kommt immer mehr Zusammenhang und Vernunft in den Traum hinein. Erlebt man dann eines Tages eine Begebenheit, die einige Züge mit dem halbvergessenen Traume gemeinsam hat, so taucht dieser in der Erinnerung in ganz veränderter Gestalt wieder

auf. Man bildet sich ein, gerade die Begebenheit geträumt zu haben, die nun eingetroffen ist; infolge eines durchaus natürlichen Gedächtnisfehlers wird der Traum dann als ein „weissagender" angesehen.

Parish*) berichtet über einen derartigen Traum, der deshalb interessant ist, weil man hier deutlich konstatieren kann, wie er sich im Laufe der Zeit verändert hat: „Ich kenne eine Dame (Hundefreundin), welche träumte, sie nähme mit ihrer Familie Abschied von ihrem Landgut, das sie für den Preis von 750000 Pudel verkauft hätten. Der Traum wird erzählt und belacht. Einige Tage später erhält ihr Gatte von einem Güteragenten die Anfrage, ob er gewillt sei, sein Gut zu verkaufen. Als ungefährer Preis, den der Käufer ev. geneigt sei anzulegen, wird die Summe von 750000 Mark genannt. Dies Zusammentreffen hat nun bei der streng wahrheitsliebenden Dame vollkommen genügt, die Täuschung hervorzurufen, dass sie nicht nur die Zahl richtig geträumt, sondern auch die Werteinheit, dass sie also im Traum nicht eine Pudelherde, sondern eine Summe Geldes als Aequivalent für das verkaufte Gut erhalten. Und nicht nur sie, sondern der grössere Teil ihrer Umgebung hat sich vollkommen überzeugen lassen, dass sich die Sache in der Weise verhalte."

Dass weissagende Träume dieser Art in früheren Zeiten viel häufiger waren als jetzt, folgt einfach daraus, dass man weit mehr träumte, oder richtiger, dass man sich der Träume besser erinnerte. Ebenso wie das Kind seine Träume leichter behält als der Erwachsene, weil es nicht von so ernster Arbeit in Anspruch genommen ist, so muss man sich auch in früherer Zeit seiner Träume besser erinnert haben, weil das Leben weniger verwickelt und der Kampf um das Dasein leichter war. Hierzu kommt ferner, dass man den Träumen eine Bedeutung beilegte, an die man jetzt nicht mehr glaubt; man gab sich geradezu Mühe, sie zu behalten, und dies ist, wie wir wissen, eine wesentliche Bedingung für die Erinnerung. Alles dies gilt vor allem für den Menschen auf den kindlichen Entwicklungsstufen, wo die Erlebnisse im Traume noch für volle Wirklichkeit angesehen werden. Hier konnte man in der grossen Menge der Träume leicht einige finden, die anscheinend weissagenden Inhalts waren; und hat man so erst ein offenes Auge für die Bedeutung der Träume nach dieser Richtung hin bekommen, so wird dadurch nur das Interesse für sie gesteigert. Welches Gewicht man zu gewissen Zeiten den Träumen beigelegt hat, geht daraus deutlich hervor, dass man sie in den Annalen, z. B. der Chaldäer, aufgezeichnet findet (S. 53).

Die Träume können also, wie wir gesehen haben, schon dadurch den Charakter einer Wahrsagung bekommen, dass sie in der Erinnerung einfach verdreht werden. Damit ist aber die Bedeutung der Erinnerungsfehler für dieses Stück des Aberglaubens noch nicht er-

*) Ueber die Trugwahrnehmung, Leipzig 1894.

schöpft. Wenn man alle seine Träume behalten könnte, so würde man bald entdecken, dass die meisten gar nichts Zukünftiges vorherverkünden, andere dagegen geradezu falsche Weissagungen sind. Diese Entdeckung würde aber für den Aberglauben vernichtend sein. Nun treten indes die Mängel des Gedächtnisses stützend hinzu und halten den Glauben des Menschen an die Bedeutung der Träume trotz aller Schwierigkeiten aufrecht. Man erinnert sich nicht aller Träume; denn das kann kein Mensch. Nur einige wenige, die einen besonderen Eindruck auf uns gemacht haben, haften im Gedächtnisse; alle anderen werden mehr oder weniger vollständig vergessen. Erlebt man jedoch eines Tages etwas, das an einen Traum, von dem noch eine Spur im Bewusstsein vorhanden ist, erinnert, so scheint dieser plötzlich eine Vorbedeutung gehabt zu haben. Also erst die nachfolgenden Begebenheiten geben einzelnen Träumen die Bedeutung der „Weissagung“; diese Träume haften im Gedächtnisse, während die grosse Menge der anderen Träume, die mit einer späteren Begebenheit nicht übereinstimmen, vergessen wird. Dies gilt natürlich auch von den Träumen, die sich als falsche Weissagungen erweisen; man muss eben ganz unbefangen und frei vom Glauben an eine Bedeutung der Träume sein, um auf solche Träume, die nicht richtig weissagen, achten zu können. In meine oben (S. 488 ff.) erwähnten Schemata hatte ich auch die Frage nach weissagenden Träumen aufgenommen. Nicht weniger als 40 Personen teilten mit, solche Träume gehabt zu haben, und führten im ganzen gegen 100 Beispiele dafür an. Diese kleine Sammlung ist in mehrfacher Beziehung interessant. Zunächst fällt die geringe Zahl auf. Die meisten geben an, dass die angeführten weissagenden Träume die einzigen der Art sind, die sie überhaupt jemals erlebt haben; nur einige wenige behaupten, häufig solche Träume zu haben. Fast alle aber berichten, dass sie regelmässig träumen, einige sogar in jeder Nacht. Offenbar haben diese Menschen also Tausende von bedeutungslosen Träumen gehabt, während nur ganz vereinzelte derselben eine „Weissagung“ zum Inhalt hatten. Es ist dies ein Beweis für die Richtigkeit unserer obigen Behauptung: erst eine zufällige spätere Begebenheit ruft einen einzelnen Traum in die Erinnerung zurück und macht ihn dann nachträglich zu einem weissagenden Traum. Die unzähligen vergessenen Träume hätten ebenso gut weissagende Träume sein können, und sie wären es geworden, wenn sich etwas ereignet hätte, wodurch sie vor der Vergessenheit bewahrt worden wären.

Dann geben mehrere Berichterstatter an, dass sie häufig falsche weissagende Träume gehabt haben. Der Ausfall eines Unternehmens

ist in einem Traume prophezeit worden; aber der Gang der Begebenheiten entsprach dem Traume leider nicht. Dies ist deshalb interessant, weil es beweist, dass es sich im Traume nicht um magische Kräfte handelt, die wirklich die Zukunft vorherverkünden. Der Traum und die späteren Ereignisse sind im allgemeinen ganz unabhängig von einander; erst der Mensch bringt sie unwillkürlich mit einander in Verbindung und findet eine Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit heraus, je nachdem er seine Aufmerksamkeit auf die Uebereinstimmung beziehungsweise Nichtübereinstimmung des Traumes mit den Ereignissen richtet.

Endlich hat meine Sammlung dadurch das grösste Interesse, dass sie zeigt, wie reine Zufälligkeiten eigentlich nur eine unbedeutende Rolle bei der Entstehung der weissagenden Träume spielen. Nur drei bis vier Träume können so durch ein rein zufälliges Zusammentreffen einer Begebenheit mit einem genau in der Erinnerung gebliebenen Traume erklärt werden.

Dies gilt von folgenden Fällen. A bereitet sich zum Examen vor; es träumt ihm, dass er Lehrer an der Schule wird, in welcher er Schüler gewesen ist. Dies geschieht zehn Jahre später. — B. hat sich mit einem Freunde über eine hier im Lande seltene Pflanze unterhalten; nachts träumt er von dieser Pflanze und findet sie am nächsten Tage an einem Platze, der demjenigen ähnlich ist, welchen er im Traume gesehen hat; seit langer Zeit war er an diesem Orte nicht gewesen. — C. träumt von einem Leichenzuge mit zwei Leichenwagen. Einige Zeit darauf stirbt ein Verwandter und an dessen Beerdigungstage ein anderer Verwandter. Dieser Traum ist doch im eigentlichen Sinne nicht in Erfüllung gegangen, da keine zwei Leichenwagen bei den Begräbnissen vorhanden waren; er ist vielmehr nur symbolisch, sofern er zwei Todesfälle prophezeit. — In dem vierten Falle erscheint der Traum in der Erinnerung schon etwas verdreht, als die Begebenheit wirklich eintritt. D. träumt, dass einige Teller zerbrochen werden. Dies geschieht am folgenden Tage; die Scherben haben genau die Form, die D. im Traume gesehen hat. Hier liegt doch gewiss ein Gedächtnisfehler in bezug auf die Form der Scherben vor.

In zahlreichen Fällen scheint der Traum nur deshalb weissagend zu sein, weil die Erinnerung bei dem Eintritt der Begebenheit schon verschwommen gewesen ist, so dass man die Abweichungen zwischen Traum und Wirklichkeit nicht mehr wahrnimmt. Als Beispiel derartiger Träume kann der nicht ungewöhnliche Fall angeführt werden, dass Leute von Personen träumen, die ihnen ganz unbekannt sind. Kürzere oder längere Zeit nachher, oft erst nach Jahren, treffen sie mit einer Person von dem Aussehen derjenigen, die sie im Traume gesehen haben, zusammen. Man darf wohl mit Recht bezweifeln, dass ein Mensch sich eines nur einmal im Traume gesehenen Gesichtes so deutlich erinnert, dass er es mehrere Jahre nachher wieder

zu erkennen vermag. Die Aehnlichkeit ist wahrscheinlich ganz illusorisch.

Ausser reinen Zufälligkeiten und Gedächtnisfehlern gibt es noch einige andere Umstände, die einen Traum scheinbar zu einem weissagenden machen können, z. B. wenn der Traum nur die natürlichen Konsequenzen von Umständen, die dem Träumenden bekannt sind, anzeigt.

E. träumt, welche Prädikate er im Examen bekommt. Er erhält nun „ungefähr" (das sind seine eigenen Worte in seiner Mitteilung) diese Prädikate. Im allgemeinen wissen die, welche ins Examen gehen, was für ein Zeugnis sie erwarten dürfen; es ist also ganz natürlich, dass ein Traum hiervon sich als „ungefähr" zutreffend erweist. — Mehrere ältere Herren vom Militär und Zivil teilen mit, dass sie kurz vor Ausbruch der letzten Kriege geträumt haben, es gäbe Krieg. Nun, wenn Kriegsgerüchte an der Tagesordnung sind und der bevorstehende Ausbruch eines Krieges das allgemeine Gespräch ist, erscheint ein Traum hiervon als ganz natürlich. — F. träumt von der Aufhebung einer Verlobung; kurz darauf tritt dies wirklich ein. Er wusste, dass zwischen den Verlobten ein gespanntes Verhältnis vorlag, und hätte den Bruch also auch im Wachzustande voraussagen können. — G. führt einen Fremden in Kopenhagen umher; er redet davon, dass sie einen bestimmten (Aussichts-)Turm besteigen wollen; in der Nacht träumt ihm, dass sie dort oben sind. Einige Tage später geht er wirklich mit dem Fremden hinauf. — Sehr häufig sind Träume vom Tode bestimmter Personen. Wenn der Träumende weiss, dass der Betreffende krank ist, so sagt der Traum weiter nichts, als was man auch im Wachzustande vermuten konnte. Glücklicherweise sind diese Träume keine unfehlbaren Weissagungen; wenn der Kranke wieder gesund wird, ist der Traum bald vergessen. Auch hier, wie überall, ruft nur die wirklich eintretende Begebenheit den Traum in die Erinnerung zurück und gibt ihm so das Gepräge einer Weissagung.

Bei Besprechung des Inhaltes der Träume wurde nachgewiesen, dass man sehr oft das, was am Tage Gegenstand der Furcht oder Hoffnung gewesen ist, in den Träumen schon realisiert sieht. Da man nun im allgemeinen weder etwas zu erhoffen noch zu fürchten braucht, was ganz unmöglich oder absurd ist, so ist es ja recht natürlich, wenn derartige Träume sich oft auch tatsächlich erfüllen. Davon habe ich sehr viele Beispiele in meiner Sammlung.

Ein Knabe wünscht in eine bestimmte Schule zu kommen und hat seinen Eltern diesen Wunsch ausgesprochen. Eines Nachts träumt ihm, dass er in der Aufnahmeprüfung ist; einige Zeit nachher kommt er wirklich in diese Schule. — Bei jungen Damen scheint der Traum, dass sie Briefe von Verwandten oder Freunden bekommen, sehr allgemein zu sein. Dies geht dann einen oder einige Tage nachher in Erfüllung. Diese Träume scheinen aber gewöhnlich dann einzutreten, wenn die Betreffenden einen Brief eben erwarten dürfen. — Der interessanteste Fall ist folgender. H. ist eines Tages mit einem Freunde, von dem er sehr viel hält, zusammen. Nachts träumt ihm, dass der Freund krank wird und stirbt. Dies geschieht auch wirklich

einige Monate später. Zur Zeit des Traumes lag nicht der geringste Grund zur Annahme vor, dass sein Tod nahe bevorstände; der junge Mensch war vollständig gesund. Zum Verständnis dieses Traumes muss man wissen, dass H. zu den Menschen gehört, deren Träume durchgehends ein Gefühlsgepräge haben, das den Begebenheiten des Tages gerade entgegengesetzt ist. Die Freude über das Zusammensein mit dem Freunde macht sich bei ihm also in einem Traume voller Sorge und Trübsal, Krankheit und Tod geltend. Derartige Träume hat H. mehrere gehabt, aber dieser eine hat sich seinem Gedächtnisse am tiefsten eingeprägt, weil der Freund kurz darauf starb.

Natürlich können die Träume, welche die Erfüllung von Wünschen andeuten, sich auch dadurch realisieren, dass der Betreffende selbst an der Verwirklichung mitarbeitet, sofern er in seinen Handlungen eben jenes Ziel vor Augen hat.

K. wünscht nach Italien zu kommen; es träumt ihm, er wäre dort. Mehrere Jahre später erhält er die Mittel zur Reise und führt diese auch wirklich aus. — Ebenso natürlich ist folgender Fall. Eine Mutter träumt, dass ihr Sohn sich in Paris verlobt; sie erzählt ihm den Traum. Im vorgerückten Alter zieht der Sohn nach Paris, wo er sich wirklich verlobt, während er in der Heimat sich nie dazu hatte entschliessen können. Hier scheint der Traum geradezu suggestiv gewirkt zu haben; er fasst Mut, sich zu verloben, weil er weiss, dass dies in Paris geschehen soll.

Nicht selten sind die Träume so verwickelt und die handelnden Personen in so grosser Zahl vorhanden, dass man unmöglich mit Sicherheit sagen kann, wie der Traum eigentlich in Erfüllung gegangen ist. Dies gilt z. B. von folgendem Traum.

Eine junge Dame, Frl. L., träumt, dass das Haus brennt. Jedoch entsteht kein Schaden durchs Feuer; sie erwacht aber aus Schrecken über eine Stimme, die ihr zuruft, sie solle sich vor einem bestimmten Tage einige Monate später hüten. Sie erzählt den Traum ihrer Umgebung; in derselben befindet sich eine andere jüngere, sehr abergläubische Dame, Frl. M., die sich nun in beständiger Furcht vor dem bestimmten Tage befindet. Dieser kommt, ohne dass jemand ausser Frl. M. an den Tag denkt. Abends werden tatsächlich alle Personen, die sich im Wohnzimmer aufgehalten haben — unter diesen auch L. und M. — krank, und zwar infolge einer Kohlenoxydvergiftung, die dadurch veranlasst ist, dass die Ofenklappe geschlossen worden ist. Das Nächstliegende wäre hier nun anzunehmen, dass die Vergiftung gar nicht an dem prophezeiten Tage eingetroffen ist, dass vielmehr ein Gedächtnisfehler vorliegt. Indes scheint diese Auffassung nach den Aufklärungen, die ich erhalten habe, doch ausgeschlossen zu sein. Wahrscheinlicher ist die Annahme, dass der Traum deshalb in Erfüllung gegangen ist, weil er als Konträrsuggestion auf Frl. M. gewirkt hat. Die ängstliche Dame hat aus Furcht vor dem im Traume angekündigten Feuer die Erfüllung der Prophezeiung wahrscheinlich verhindern wollen und deshalb die Klappe geschlossen; dadurch ist sie dann unfreiwillig die Ursache dazu geworden, dass der Traum in Erfüllung gegangen ist. Eine solche unter dem Einfluss einer bestimmten Suggestion stehende Handlung wird oft ausgeführt, ohne dass das Individuum sich derselben und der Motive dazu bewusst ist; man

darf sich deshalb nicht darüber wundern, wenn die betreffende Person nachher jeden Zusammenhang mit dem Vorfalle aufs bestimmteste bestreitet. Wie es sich tatsächlich im erwähnten Falle zugetragen hat, wird kaum mehr festzustellen sein; die Begebenheit liegt zu weit in der Zeit zurück.

Wie wir früher erwähnt haben, tauchen in den Träumen oft Erinnerungen auf, die dem wachen Bewusstsein vollständig entschwunden sind. Solche Erinnerungen können natürlich häufig dazu Anlass geben, dass ein Traum Ereignisse, von denen der Mensch im Wachzustande nichts mehr erinnert, richtig weissagt.

Zur Beleuchtung dieser Art von Träumen mögen folgende Beispiele dienen. Ein Knabe, der bei fremden Leuten war, träumte von einer grossen Festlichkeit im Hause seiner Grosseltern. Am folgenden Tage erhielt er einen Brief mit der Mitteilung, dass ein Fest infolge des Jubiläums seines Grossvaters stattgefunden hätte. Hier wie in allen ähnlichen Fällen ist es natürlich nicht möglich, nachzuweisen, ob der Träumende etwas von der Sache gewusst hat; ist letzteres aber der Fall gewesen, ja hat er auch nur die geringste Ahnung davon gehabt, so verschwindet alles Merkwürdige am Traume. Es ist doch höchst wahrscheinlich, dass der Knabe es einmal gehört, aber wieder vergessen hat, dass der Grossvater an einem bestimmten Tage sein Jubiläum feiern würde; im Traume taucht die Erinnerung dann zu der Zeit auf, wo das Fest gefeiert wird. — Eine ältere, schwächliche Hebamme, Mme. N., die häufig weissagende Träume hatte, hörte im Traume eine junge Frau vom Lande laut rufen: „Helfen Sie! Helfen Sie! Mme. N., oder ich sterbe!" Der Traum wurde den Hausgenossen gleich morgens erzählt; mittags kam die Nachricht, dass die junge Frau wirklich in der Nacht im Wochenbett gestorben sei; ihr letzter Ausruf waren die Worte gewesen, die Mme. N. im Traume gehört hatte. Nach den vorliegenden Aufschlüssen hatte Frau N. damals krankheitshalber ihre Praxis aufgegeben; aber sie kannte die junge Frau und wusste wahrscheinlich, wann das Ereignis eintreten sollte, und dass eine gefährliche Geburt bevorstand. Auf diesen vielleicht vergessenen Tatsachen scheint der Traum sich aufgebaut zu haben.

Einen praktischen Wert haben die weissagenden Träume nicht, weil immer erst das nachfolgende Ereignis entscheidet, ob der Traum überhaupt weissagender Natur gewesen ist oder nicht. Auch sind solche Träume unzweifelhaft der Zahl nach verschwindend gering im Vergleich zu den vielen Träumen, die nichts vorherverkünden. Liesse man sich also in seinen Handlungen von seinen Träumen leiten, so würde man in den meisten Fällen in die Irre geführt; man würde sich nach den Erlebnissen nicht einer wirklichen, sondern einer rein imaginären Welt richten. Etwas anders verhält es sich aber mit den wahrsagenden Träumen, die sich auf vergangene Ereignisse beziehen. Wenn in solchen Träumen Vorstellungen auftauchen, derer das Individuum sich nie bewusst geworden ist, weil sie von nicht beachteten Reizen herrühren, so können die Träume oft wertvolle Aufschlüsse geben. Delages oben (Seite 488) erwähnter Traum gehört hierher;

nur war sein Inhalt ohne Bedeutung. Meine Sammlung enthält indessen Berichte von verschiedenen Fällen, in denen Leuten durch einen solchen Traum aus grosser Verlegenheit geholfen worden ist; ich werde einige derselben anführen.

P. war in einer Landapotheke angestellt. Eines Abends, als er zu Bett gehen wollte, vermisste er sein Schlüsselbund und konnte es trotz langen und sorgfältigen Suchens nicht finden. Nachts träumte ihm, dass er auf einer Bank im Garten sässe und die Schlüssel auf einen Zweig eines Holunderbusches, der an der Bank stand, hängte. Er erinnerte sich am nächsten Morgen dieses Traumes und fand die Schlüssel auch wirklich im Holunderbusche. Hier hatte er sie im Laufe des Tages natürlich unbewusst, „in Gedanken", hingehängt; im Traum tauchten diese unbewussten Vorstellungen wieder auf. — Ganz derselben Art ist der folgende Traum, den ich mit den eigenen Worten des Berichterstatters, eines Rechtsanwalts, wiedergebe: „In einem Termin hatte ich einen grossen Kassenumsatz. Beim Nachzählen der Kasse hatte ich eines Tages 1000 Kronen zuviel. Ich und mein Kontorpersonal suchten mehrere Tage lang mit der grössten Sorgfalt den Fehler zu finden, aber trotz alles Kopfzerbrechens gelang es uns nicht. 10 Tage später aber entdeckte ich den Fehler — im Traume. Es stand nämlich deutlich vor mir im Traume, wie ich einem Manne ein Kapital von 14000 Kr. ausbezahlte, indem ich ihm erst 12000 Kr. in verschiedenen Münzsorten gab und dann zwei 500 Kr.-Zettel mit den Worten: „Hier ist nun das 13. und das 14. Tausend", überreichte, die der Mann ohne ein Wort der Erwiderung annahm. Am Morgen war der Traum mir noch deutlich erinnerlich; bei näherer Untersuchung zeigte es sich, dass ich vollständig richtig geträumt hatte."

Dieses mögen die wichtigsten Ursachen sein, dass ein Traum etwas weissagen oder wahrsagen kann. Wenn es mitunter auch schwer zu entscheiden ist, wie es im einzelnen Falle in Wirklichkeit zugegangen ist, so muss doch die Annahme einer natürlichen Erklärung immer das nächstliegende sein. Aber in der Literatur, namentlich in der älteren, finden sich zahlreiche Berichte über so wunderliche Träume, dass sich bei denselben eine natürliche Ursache überhaupt nicht nachweisen lässt. Allerdings kann man meistens auch nicht entscheiden, durch wie viele Hände ein solcher Bericht gegangen ist, ehe er zu Papier gebracht worden ist; da Geschichten durch mündliche Ueberlieferung immer etwas ausgeschmückt werden, so darf man diese Berichte wohl auch nicht als zuverlässig ansehen. Deshalb ist der Versuch einer Erklärung derselben auch ganz unnütz. Bei einigen wirklich konstatierten Träumen scheint man jedoch nur die Wahl zu haben zwischen einem wunderbaren Zufall oder telepathischen Kräften. Das Problem: „Telepathie oder Zufall?" bedarf deshalb später einer besonderen Behandlung (Kap. 34).

Traumdeutung.

Obwohl, wie wir gesehen haben, keineswegs jeder Traum ein derartiges Gepräge hat, dass er künftige Ereignisse prophezeit, so lehrt die Geschichte doch, dass man auch völlig gleichgültigen Träumen eine weissagende Bedeutung beigelegt hat. Das ist auch ganz be-

greiflich. War es nämlich erst einmal durch besonders in die Augen springende weissagende Träume festgestellt, dass die Menschen in den Träumen Offenbarungen von der Gottheit empfangen konnten, so lag die Annahme nahe, dass alle Träume eine Bedeutung hatten; nur zog die Gottheit es in gewissen Fällen vor, nicht klar und deutlich zu reden, sondern symbolisch, in Rätseln, die zu lösen eben Aufgabe der Menschen war. Aber nicht jeder war geschickt dazu. Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, hat es darum auch immer weise Männer gegeben, die einen besonderen Ruf als Traumdeuter genossen und dadurch in hohem Ansehen standen. In den alten chaldäischen Heldengedichten, sowie in den isländischen Sagen werden solche Männer erwähnt (vrgl. oben S. 52 f. und 97); ja bis in die neuere Zeit hinab beschäftigten die gelehrten Magier sich mit der Traumdeutung (S. 202).

Wenn dieser Glaube an die Bedeutung der Träume sich so Jahrhunderte hindurch hat halten können, so erklärt sich das dadurch, dass eine falsche Auslegung stets dem Traumdeuter zur Last gelegt wurde. Die Gottheit hat es gut gemeint mit den Menschen und ihnen deshalb einen weissagenden Traum gesandt; dass dieser missverstanden worden ist, liegt am menschlichen Unverstand. So blieb der Glaube an die Bedeutung der Träume auch zu einer Zeit bestehen, wo man schon nicht mehr an das direkte Einwirken der Gottheit durch Träume glaubte, sondern diese mehr wissenschaftlich erklärte. Wie tief der Glaube an Träume noch am Schlusse des Altertums eingewurzelt war, sieht man aus einer alten berühmten Schrift: „Oneirokritika", von dem professionellen Traumdeuter Artemidoros von Daldis (135—200 n. Chr.) verfasst.

Artemidoros war ein in seinem Fache sehr angesehener, kenntnisreicher und gebildeter Mann, ein Freund mehrerer der bekanntesten Philosophen damaliger Zeit. Auf seinen vielen und langen Reisen hatte er ein ungeheures Material von Träumen, die angeblich in Erfüllung gegangen waren, gesammelt. Die Behandlung dieses Materials ist ganz rationell. Er sagt ausdrücklich, dass man aus einem einzelnen Traume und dessen Erfüllung nichts in bezug auf die Bedeutung des Traumbildes schliessen darf; man muss immer mehrere gleichartige Träume haben, die in derselben Weise in Erfüllung gegangen sind, um Schlüsse daraus ziehen zu können. Und an einer anderen Stelle heisst es, dass man wohl aus der Art und Weise, wie die Träume sich erfüllt haben, schliessen kann, was diese bedeuten und weissagen; aber warum sie gerade das, was geschehen ist, vorherverkünden, wissen wir nicht; das muss der Traumdeuter aus seinem Inneren schöpfen. Gesunde Psychologie und wilde Phantastereien sind in einer

eigentümlichen Weise in seinem Werk miteinander vermischt. Es ist ihm klar, dass Menschenkenntnis von grosser Bedeutung für den Traumdeuter ist; dieser muss fleissig den Charakter der Menschen, die sich an ihn wenden, erforschen; „denn es geschieht oft, dass Leute von Diebstahl, Mord und Tempelraub träumen, und danach zeigt es sich, dass sie wirklich solches vorhaben." Aber seine Auslegung der einzelnen Träume ist nach unseren Begriffen vollständig willkürlich, wenn man auch den Scharfsinn bewundern muss, mit dem er die Deutung gibt.

„Wenn ein Handwerker träumt, dass er viele Hände hat, so ist das eine gute Vorbedeutung; er wird immer volle Arbeit haben. Das Traumbild will nämlich besagen, dass der Mann ein Bedürfnis nach vielen Händen haben wird. Ferner bringt dieser Traum denen Glück, die sich eines rechtschaffenen Lebens befleissigen; ich habe oft Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, dass er Vermehrung der Kinder, der Sklaven und der Güter prophezeit. Für Schurken bedeutet der Traum dagegen Gefangenschaft, indem er sagt, dass viele Hände etwas mit dem Träumenden zu tun haben werden."

Man sollte nun erwarten, dass dieser Mann nur geringes Zutrauen zu seiner Kunst gehabt hätte, da er doch vielfache Gelegenheit gehabt haben müsste, sich von der Unzuverlässigkeit derartiger künstlicher Auslegungen zu überzeugen. Dies ist jedoch nicht der Fall; er behandelt die Sache mit dem grössten Ernste, vollständig befangen im Glauben an die Richtigkeit seiner Kunst. Dieser Standpunkt tritt am schärfsten in einer Sammlung von Träumen, die in Erfüllung gegangen sind, hervor; diese Sammlung bildet den letzten Teil des Werkes. Leider erzählt Artemidoros nicht, ob diese Träume von ihm oder einem anderen Traumdeuter so ausgelegt sind, wie sie später in Erfüllung gegangen sind. Aber man darf sicher annehmen, dass der weissagende Sinn des Traumes erst später, als das Ereignis eingetreten war, dem Betreffenden klar geworden ist; denn Traum und Erfüllung haben in allen diesen Fällen so wenig mit einander zu tun, dass man ruhig vom Traum sagen kann, er sei auch in Erfüllung gegangen, wenn genau das Entgegengesetzte eingetroffen wäre.

„Ein Mann hatte seinen Sohn als Ringkämpfer nach Olympia gebracht und träumte nun, dass der Sohn auf der Rennbahn getötet und begraben worden sei. Der Sohn wurde natürlich Sieger in den olympischen Spielen; denn ebenso wie man dem Toten eine Gedenktafel errichtet und ihn selig preist, so tut man dies auch bei den Siegern in den olympischen Spielen." — „Ein Mann träumte, dass sein Stock zerbrochen wäre. Er wurde krank und lahm; seine körperliche Kraft und sein Wohlbefinden waren nämlich mit dem Stocke angedeutet. Als er nun über die anhaltende Lähmung sehr verstimmt war, träumte er wieder, dass sein Stock zerbrochen sei. Er wurde gleich gesund; der Traum sagte jetzt, er hätte seinen Stock nicht länger nötig." — „Jemand träumte, er ässe Brot, in Honig getaucht. Der Mann warf sich auf philosophische Untersuchungen, erwarb sich die darin enthaltene Weisheit und gewann dadurch grossen Reichtum; der Honig bedeutete natürlich die Süssigkeit der Wissenschaft, das Brot den Erwerb."

Wenn ein Mann wie Artemidoros selbst diese Geschichten als sym-

bolische Träume, die in Erfüllung gegangen sind, betrachten kann, so ist es leicht verständlich, dass seine abergläubischen Zeitgenossen nicht kritischer zu Werke gegangen sind. — Aber schon der feste Glaube an die Wahrheit der Voraussagung allein kann die Ursache sein, dass viele Träume gerade so in Erfüllung gehen, wie sie ausgelegt sind, weil der Träumende mit diesem Ziele vor Augen handelt. Hierfür enthält Artemidoros' Werk auch viele Beweise; wir lassen uns mit nachfolgender Begebenheit aus der Weltgeschichte genügen.

„Als Alexander Tyros belagerte und besorgt war, weil die Belagerung sich so in die Länge zog, träumte er einmal, dass er einen Satyr (satyros) auf seinem Schilde tanzen sähe. Zufällig befand der Traumdeuter Aristandros sich im Gefolge des Königs, und er deutete den Traum so, dass er das Wort Satyros in Sa Tyros (dein ist Tyros) teilte. Hierdurch bewirkte er, dass der König einen heftigen Angriff auf die Stadt unternahm und Herr derselben wurde." Es sind wohl kaum viele derartige Resultate erforderlich gewesen, um einem Traumdeuter hohes Ansehen zu verschaffen.

Kapitel 33.

Das Nachtwandeln.

Bei den Erlebnissen im Traume wird ein normaler Mensch sich im allgemeinen ganz passiv verhalten, selbst dann, wenn er in lebhaftester Aktivität zu sein wähnt. Den besten Beweis hierfür haben wir wohl darin, dass Träume als Ganzes betrachtet nur Erinnerungsbilder sind; am häufigsten treten sie als Gesichtsbilder auf, bisweilen aber auch als Gehörsvorstellungen, indem sie bei einigen Menschen mehr den Charakter von Gesprächen, als von Situationen haben. Nicht selten jedoch sind besonders lebhafte Träume von Bewegungen begleitet, namentlich dann, wenn die Traumvorstellungen einen ausgeprägten Gefühlston haben und unangenehm werden. Unter solchen Träumen wirft man sich im Bette umher; das Alpdrücken führt zu gewaltsamen Anstrengungen, um die Last abzuwerfen, die auf der Brust zu ruhen scheint. Sehr oft machen solche Träume sich in Reden bemerkbar. Wie früher erwähnt, sind Sprechbewegungen mit Gehörsvorstellungen so fest assoziiert, dass letztere nicht lebhaft werden können, ohne ein mehr oder weniger lautes Sprechen hervorzurufen. Es ist deshalb ganz natürlich, dass Kinder und junge Leute oft im Schlafe reden, da ihre Träume meist sehr lebhaft sind. Jedoch ist hiervon noch ein weiter Schritt zum Nachtwandeln, weil die Gesichtsbilder, die bei den meisten Menschen den wesentlichsten Inhalt der

Träume ausmachen, lange nicht so fest mit den Bewegungen der Glieder assoziiert sind, wie die Gehörsvorstellungen mit den Sprechorganen. Sieht man sich im Traume in einer bestimmten Situation, in der man selbst handelnd auftritt, so zeigen sich vielleicht schwache Bestrebungen, diese Bewegungen wirklich auszuführen; aber es wird doch nichts daraus, so lange die eigentlichen Bewegungsvorstellungen fehlen. Wenn diese dagegen unter besonderen Umständen auftreten, wird das Individuum die Handlungen wirklich ausführen, von denen es träumt, und der Mensch wird „nachtwandeln".

Bei Erwachsenen ist das Nachtwandeln äusserst selten; es kommt hier fast ausschliesslich nur in Verbindung mit bestimmten Krankheiten vor. So hat man es als Folge von Gehirnverletzungen oder in Verbindung mit Nervenleiden, namentlich mit Hysterie, auftreten sehen. Bei Kindern ist es dagegen recht allgemein. Merkwürdigerweise liegt, soweit mir bekannt, keine Statistik hierüber vor. Alles, was ich über die Häufigkeit des Nachtwandelns berichten kann, habe ich meinen Schemata entlehnt, und das dadurch gewonnene Material ist vorläufig noch recht gering. Von 51 Knaben derselben Erziehungsanstalt hatten 8, also 16 %, an Nachtwandeln gelitten, jedoch nur ein oder einige Male. Von 67 erwachsenen Männern geben 4 an, dass sie es als Folge einer Krankheit, Typhus u. s. w. gehabt hätten; wir lassen hier diese Fälle ausser Betracht. 12 andere erinnern sich, dass es bei ihnen einzelne Male vor dem fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre vorgekommen sei; bei zweien derselben trat das Nachtwandeln regelmässig auf und dauerte bis ins höhere Alter. Bei diesen beiden Personen lagen wohl nervöse Störungen mit vor; es bleiben also noch 10, d. i. 15 %, zurück, bei denen nur ein- oder zweimal ohne nachweisbare Veranlassung ein Nachtwandeln zu konstatieren war. Diese Angabe stimmt ja gut mit der Zahl, die wir bei den Knaben gefunden haben, überein; also mit anderen Worten: bei ungefähr $^1/_6$ aller männlichen Individuen sind vor dem sechzehnten Lebensjahre isolierte Anfälle von Nachtwandeln nachzuweisen. Wenn man aus diesem geringen Material etwas schliessen darf, so scheinen demnach isolierte Anfälle von Nachtwandeln recht allgemein zu sein.

Unser Interesse erstreckt sich natürlich zunächst auf die vielen wunderbaren Geschichten, die man von den Nachtwandlern erzählt. Auf ihren nächtlichen Wanderungen ziehen sie es vor, die schwierigsten Stellen, wie Dachfirste, Dachrinnen und dergleichen, aufzusuchen, bewegen sich hier mit einer unbegreiflichen Sicherheit und führen die halsbrecherischsten Experimente aus. Wenn man sie nur nicht weckt, indem man sie bei Namen ruft, kehren sie ruhig wieder in das Bett zurück und zwar durch Dachfenster oder andere unzugängliche Oeff-

nungen, durch welche sie den Weg zu finden gewusst haben. Auch vollziehen die Nachtwandler geistige Arbeiten, die sie im Wachzustande nicht leisten können; sie lesen fremde Sprachen, die sie nie gelernt haben u. s. w. Derartige Berichte findet man in grosser Menge, und die Mystiker haben hierin natürlich Beweise für die höheren Kräfte der Seele gesehen, die zur Entfaltung kommen, wenn der Körper schläft. Hierbei ist nun bloss noch zu bemerken, dass diese wunderbaren Erscheinungen niemals von solchen Leuten konstatiert worden sind, auf deren Beobachtungsgabe und Urteilskraft man sich verlassen darf. Im Gegenteil: die wenigen gewissenhaft beobachteten Fälle von Nachtwandeln lehren, dass die Leistungen der Nachtwandler in Wirklichkeit gar nichts Wunderbares aufweisen.

Alles, was der Nachtwandler tut, versteht man von der Voraussetzung aus, dass er die Handlungen ausführt, von denen er träumt. Gewöhnlich beschränkt er sich darauf, an bekannten Stellen ein wenig umherzuwandeln, sich eine kurze Zeit mit seiner täglichen Arbeit zu beschäftigen und sich dann wieder ruhig ins Bett zu legen. Während seiner Wanderung ist er ganz beherrscht von seinen Traumbildern; er begreift nur das, was mit dem Traume in Verbindung steht. Es ist öfters beobachtet worden, dass der Nachtwandler wohl auf eine Anrede hört und antwortet, sofern sie mit seinen Traumvorstellungen in Verbindung steht; was aber darüber hinausgeht, fasst er gar nicht auf.

Von dem Pharmazeuten Castelli, dessen häufige Anfälle von Nachtwandeln vom Arzte Soave genau beobachtet wurden, wird folgendes erzählt. Man traf ihn eines Nachts dabei, Italienisch ins Französiche zu übersetzen. Er schlug Vokabeln in einem Lexikon auf und schien bei einem nahestehenden Lichte zu sehen. Man löschte dieses Licht aus; er suchte nach demselben und zündete es wieder an; aber während er sich im Dunkeln zu befinden glaubte, war er in Wirklichkeit in einem hellerleuchteten Zimmer, da unterdessen andere Lichter angezündet worden waren. Er konnte jedoch bei denselben nicht sehen, weil er nicht wusste, dass sie brannten.

Es kann natürlich vorkommen, dass sich der Nachtwandler unter dem Einfluss seiner Traumbilder auf gefährlichen Plätzen, z. B. Dächern u. s. w., bewegt, und zwar mit einer Sicherheit, die dem Menschen im Wachzustande abgeht. Es ist dies jedoch ganz begreiflich, wenn man bedenkt, dass der Nachtwandler nicht weiss, wo er sich befindet. Ein jeder Mensch kann selbstverständlich mit vollkommener Sicherheit in einer Dachrinne gehen, wenn sie auf dem Erdboden liegt. Befindet sie sich dagegen am Dache eines hohen Hauses, so stört ihn nur das Bewusstsein, dass er zwischen Himmel und Erde schwebt. Wenn der Nachtwandler nicht weiss, wo er ist, muss er ebenso sicher oben am Dach wie unten auf der Erde gehen können. Ueb-

rigens passiert es doch auch, dass ein Nachtwandler auf seiner nächtlichen Tour hinabstürzt, was nicht gerade für eine absolute Sicherheit spricht.

Es gibt, wie gesagt, nur wenige zuverlässige Berichte über die Handlungen der Nachtwandler; diejenigen aber, welche vorliegen, enthalten nichts Wunderbares. Der eben erwähnte Pharmazeut Castelli wurde oft während seiner Anfälle beobachtet, aber er tat nichts anderes als die Arbeiten, welche er am Tage vollbrachte, und zwar auf eine ganz konfuse und planlose Weise. Die zuverlässigsten Fälle aus neuerer Zeit hat Binz in einer kleinen Abhandlung: „Ueber den Traum“, Bonn 1878, gesammelt. Sie sind recht lehrreich, denn sie zeigen uns, dass gewisse Handlungen der Nachtwandler bei oberflächlicher Betrachtung leicht als Resultate höherer psychischer Fähigkeiten erscheinen, während sie für einen verständigen Beobachter zu etwas höchst Unbedeutendem, einem rein automatischen Handeln zusammenschrumpfen. Wir wollen diese Berichte etwas näher betrachten.

Der Breslauer Arzt Ebers hatte einen Pflegesohn, einen munteren und aufgeweckten Knaben, der in einem Alter von elf Jahren Anfälle von Nachtwandeln bekam. Er redete laut im Schlafe, stand bei Vollmond auf, ging planlos umher, ergriff automatisch verschiedene Gegenstände, ging Hindernissen ruhig aus dem Wege, öffnete Fenster und sah hinaus. Die Augen waren halbgeöffnet; ein Licht, das man ihm vor die Augen hielt, bemerkte er nicht; er hörte auch nicht, was man zu ihm sagte; nach einiger Zeit kehrte er von selbst ins Bett zurück und erinnerte sich auch am nächsten Morgen dessen, was sich zugetragen hatte, nicht mehr. Dies alles ist ganz natürlich und verständlich; es ist durchaus nichts Mystisches darin. Der Knabe verstand keine fremde Sprache; dennoch nahm er einmal ein französisches Buch von einem Bücherbrett, setzte sich hin und tat, als ob er darin lese. Hier wäre ja eine prächtige Gelegenheit gewesen, um höhere psychische Kräfte, das Verständnis einer unbekannten Sprache, im Schlafe konstatieren zu können. Aber Ebers machte die Beobachtung, dass der Knabe ganz automatisch im Buche blätterte; es lag kein Grund zur Annahme vor, dass er in dem Buche gelesen hätte, selbst wenn dieses in seiner Muttersprache geschrieben gewesen wäre. — Durch wurmabtreibende Mittel wurde der Knabe zuletzt von dem Nachtwandeln geheilt. — Aus seiner eigenen Erfahrung erzählt Binz folgenden Fall: „K., ein stets gesunder Mann aus gesunder Familie, in der Regel mit vorzüglichem Schlaf begabt, litt während seiner Jünglings- und frühern Mannesjahre daran. In jener Zeit bewohnte ich jahrelang das nämliche Haus mit ihm, später war ich sein Arzt. K. war von lebhaftem Temperament. Seine gewöhnlichen Träume äusserten sich in Sprechen unzusammenhängender Worte und Aufsitzen im Bett. Dabei blieb es aber meistens. Eines Nachts, er mochte damals 17 Jahre zählen, stand er auf, machte Licht, kleidete sich an, raffte die Unterrichtsbücher des Gymnasiums, das er und ich besuchten, zusammen und stieg die Treppe hinab bis in den Hausflur. Hier vor einer grossen Uhr mit kräftigem Schlagwerk angekommen, blieb er stehen und leuchtete

wie regelmässig im Winter des Morgens früh nach dem Zifferblatt. Der Zufall wollte, dass die Uhr in diesem Augenblick 12 schlug. Bei den letzten Schlägen war er so wach geworden, dass er das Unsinnige seiner Lage erkannte, und erschreckt über sich und die Geisterstunde eilte er zu mir, weckte mich und erzählte mir den Vorfall. So stand er, die Bücher unter dem linken Arm, die Studierlampe in der Hand, vor mir. Ich beruhigte ihn und er ging ruhig wieder zu Bett. Ob die Bücher die für den folgenden Tag richtigen waren, wurde nicht untersucht. K. hatte geträumt, es sei morgens gegen 7 Uhr, und er müsse zur Schule gehen.

Drastischer und mehr an die Kletterberichte des Nachtwandelns erinnernd war folgender Vorfall, der sich ereignete, als K. 32 Jahre alt und verheiratet war. K. wird des Nachts gegen 2 Uhr wach, weil ihn die Knie schmerzten. Das Zimmer war vom Mond genügend beleuchtet, um seine absonderliche Lage ihn erkennen zu lassen. Er kniete nämlich im Hemd auf dem 6 Fuss hohen Porzellanofen des Schlafzimmers und hielt sich mit beiden Händen krampfhaft an dessen Seitenrändern, die profilartig vorsprangen, fest. Durch Zuruf weckte er seine Frau, diese hielt den vor dem Ofen stehenden Stuhl und auf seine Lehne tretend stieg K. herab. K. war als guter Turner denselben Weg hinaufgestiegen. Den weissen Ofen hatte er wahrscheinlich für ein Objekt seines Traumes gehalten, von dem übrigens keine Erinnerung übrig blieb.

K. sprach, rief und bewegte sich im Traum, wenn er am späten Abend mit Anstrengung sich geistiger Arbeit hingegeben hatte oder wenn er schwere Speisen genossen. Am Abend vor jener Nacht war beides geschehen, das letztere bei dem stets gesegneten Appetit des K. in kräftiger Weise. Anordnung und genaue Befolgung einer demgemäss eingerichteten Geistes- und Körperdiät machte allem Nachtwandeln und aufgeregten Träumen von da an ein Ende.

Der Fall war mir lehrreich aus mehrfachen Gründen. Was liess sich nicht aus ihm alles machen, wenn irgend eine erzählend aufgeregte Phantasie da nachgeholfen hätte. Aus dem Zusammenlegen der Schulbücher wäre leicht die Schaffung eines lateinischen Aufsatzes geworden, und aus der Ofenaffaire ein unerhörtes Klettern auf den First des Hauses. Ferner ist von Interesse die Tatsache, dass zu starke Arbeit des Gehirns wie des Darmkanals nach der nämlichen Richtung reizend wirkten. Was aber bleibt Mystisches an einem Vorgang, der gleich dem stillen Traum durch die Einwirkung ungeeigneter Speisen herbeigeführt werden kann?“

Die vielen wunderbaren Dinge, die von Nachtwandlern erzählt werden, scheinen also teils auf ungenauen Beobachtungen, teils auf der Neigung der Menschen, derartige Ereignisse auszuschmücken und zu übertreiben, zu beruhen. In den Berichten kritischer Forscher kommen jene Angaben wenigstens nie vor. Eine andere alte Fabel, dass das Nachtwandeln durch den Mond verursacht werde, scheint auch vor einer strengeren Kritik nicht standhalten zu können. Schon im Altertum nannte man die Nachtwandler „Mondsüchtige“, Lunatiker. Aber die Erfahrung lehrt, dass dieselben zu jeder Zeit nachtwandeln, gleichviel, ob der Mond scheint oder nicht.

Es liegt demnach kein Grund zur Annahme vor, dass der Mond hauptsächlich an dem Nachtwandeln schuld sei. Ganz ausgeschlossen ist es indessen nicht, dass der Mond eine unbedeutende, aber keineswegs mystische, sondern ganz natürliche Rolle bei den Anfällen spielt. Da unsere geschlossenen Augenlider für Licht nicht ganz undurchdringlich sind, so ist es wohl möglich, dass der dem Schlafenden ins Gesicht scheinende Mond den Sehnerv reizen und Träume hervorrufen kann, die den Schlafenden zum Aufstehen veranlassen. Auf solche Weise lässt es sich wohl erklären, wenn das Nachtwandeln bei Mondschein vielleicht häufiger vorkommt als zu anderen Zeiten, und diese eine Beobachtung mag dann wohl zum Glauben an „Mondsucht" geführt haben.

Kapitel 34.

Das Eingreifen des Unbewussten in das Bewusstsein.

Nachweis und Charakteristik.

Wir haben im bisherigen schon wiederholt das Unbewusste berühren müssen. Wir sahen, dass Träume zur Wahrsagung werden oder das Gepräge einer Weissagung erhalten können, indem Vorstellungen auftauchen, von denen einige vielleicht nie im Bewusstsein gewesen sind, während andere hier wohl einmal aufgetreten, später aber jedenfalls vollständig vergessen worden sind. Ferner fanden wir, dass auch Bewegungen als Resultat von unbewussten Gedankenreihen, deren Einfluss das Individuum nur vermuten, aber in seinem Bewusstsein nicht nachweisen kann, auftreten können. Wir wollen nun das Eingreifen des Unbewussten in das normale wache Bewusstseinsleben näher untersuchen und die Bedeutung dieses Phänomens für den Aberglauben nachweisen. Dass dasselbe keine ganz unbedeutende Rolle spielt, ist leicht zu verstehen. Ein Eingreifen des Unbewussten tritt bei den meisten Menschen nur in ganz vereinzelten, bestimmten Formen auf; die komplizierten Fälle sind immer ungewöhnlich und fremdartig.

Hierzu kommt nun der eigentümliche Charakter des Phänomens selbst. Wenn Vorstellungen auftauchen, die weder aus sinnlichen Wahrnehmungen herstammen, noch auch in einem nachweisbaren Zusammenhang mit dem bewussten Vorstellungskreise des Individuums stehen, so wird man leicht zur Annahme verführt, dass Kräfte hier

mitwirken, die der Mensch gewöhnlich nicht besitzt. Diese vom Unbewussten herstammenden Vorstellungen werden oftmals dasselbe Resultat herbeiführen, welches wir bei den Träumen in ähnlichen Fällen gefunden haben: dass nämlich dem Menschen ein mehr oder weniger wertvolles Wissen zugeschrieben wird, wie er es auf einem anderen Wege nicht erreichen kann. Aeusserungen des Unbewussten erhalten so leicht das Gepräge des räumlichen und zeitlichen Fernsehens, und es unterliegt kaum einem Zweifel, dass bei den Propheten, Wahrsagern und Hellsehern aller Zeiten eine starke Einwirkung des Unbewussten auf das bewusste Seelenleben stattgefunden hat.

Um nun gleich von vornherein das Charakteristische für dieses Eingreifen des Unbewussten festzustellen, wählen wir ein Beispiel, das den meisten aus eigener Erfahrung wohl bekannt ist. Hat man z. B. einen Namen vergessen, so richtet man, um sich auf denselben wieder zu besinnen, seine Aufmerksamkeit auf die eine oder andere Vorstellung, die, wie man annimmt, mit dem vergessenen Namen in Verbindung steht. Diese Vorstellung reproduziert wieder neue Vorstellungen, unter welchen man wiederum eine auswählt, die, wie man glaubt, zum Ziele führt; auf diese Weise durchläuft man eine bestimmte Vorstellungsreihe. Gelangt man dadurch nicht zu dem gewünschten Resultate, so geht man entweder zu dem ursprünglichen Ausgangspunkt zurück, oder man wählt einen neuen, und fährt so fort, bis das Ziel erreicht ist, d. h. bis der vergessene Name wieder im Bewusstsein auftaucht. Wenn dies gelingt, so kann hier offenbar von einem Eingreifen des Unbewussten nicht die Rede sein; denn wohl war der Name vergessen, in das Dunkel des Unbewussten hinabgesunken, aber die ganze Arbeit, durch die derselbe ins Gedächtnis wieder zurückgerufen wurde, war ein Werk des Bewusstseins. Oft aber sind alle Anstrengungen, sich auf einen Gegenstand zu besinnen, ganz vergeblich. Halb verzweifelt gibt man es auf, weiter zu suchen, und denkt an andere Dinge; da auf einmal taucht der Name ganz von selbst im Bewusstsein auf.

Wie dies kommt, kann man natürlich nicht mit Sicherheit sagen. Im Bewusstsein selbst findet man keine Spur von der Arbeit, die den gesuchten Namen plötzlich ins Gedächtnis zurückruft; man sagt deshalb, dass eine unbewusste Tätigkeit stattgefunden hat. Ob das ein rein physiologischer Vorgang ohne psychische Begleiterscheinungen ist, oder ob das Psychische hier die Hauptrolle spielt, ist für uns ohne Bedeutung. Dagegen müssen wir notwendig festhalten, dass diese unbewussten Tätigkeiten denselben Gesetzen folgen, wie die entsprechenden bewussten. Ohne diese Voraussetzung wird allen phantastischen Willkürlichkeiten Tür und Tor geöffnet. Die Psychologie

der neueren Zeit gibt uns hierfür recht lehrreiche Beispiele. So hat man eine scharfe Grenze zwischen dem eigentlichen Bewusstseinsleben, dem „Oberbewusstsein", und dem Unbewussten, dem „Unterbewusstsein", gezogen und letzterem Kräfte und Fähigkeiten beigelegt, die das Oberbewusstsein gar nicht besitzt, und die deshalb reine Phantasiegebilde sind. Auf solche Weise kann man alles erklären: je nach Bedarf denkt man sich das Unterbewusstsein mit all den wunderbaren Kräften ausgestattet, die gerade wünschenswert erscheinen. Es ist, wie man sieht, geradezu ein Rückschritt zur alten mystischen Psychologie eines Schindler (S. 387); man schreibt dem Seelenleben einen dem Tagpol vollständig entgegengesetzten Nachtpol zu; nur die Namen sind neu. Damit hat man aber auch von vorneherein auf eine wissenschaftliche Erklärung der Phänomene verzichtet; denn zu einer solchen ist vor allen Dingen erforderlich, dass man nicht ohne die zwingendsten Gründe neue Hypothesen aufstellt. Obgleich das Wort „unterbewusst" aus verschiedenen Gründen hier vorzuziehen wäre, so benutze ich doch immer die Bezeichnung „unbewusst", um nicht den Glauben zu erwecken, dass ich dieser modernen Lehre vom Tag- und Nachtpole der Seele, die sich unter dem Namen „Ober- und Unterbewusstsein" eingeschlichen hat, beistimme (vrgl. S. 448, Anm.).

Wir müssen es vielmehr als unsere Aufgabe ansehen, die unbewussten Tätigkeiten soweit als möglich in Uebereinstimmung mit den bekannten bewussten zu erklären. Das oben erwähnte Beispiel macht uns in dieser Beziehung keine Schwierigkeiten. Es muss jedenfalls unter der Schwelle des Bewusstseins, in dem Unbewussten, irgend ein geistiger Prozess vor sich gegangen sein, so dass der vergessene Name plötzlich wie von selbst auftauchen kann. Diese unbewusste Tätigkeit können wir ganz analog der Vorstellungsreproduktion, die bei jeder bewussten geistigen Arbeit stattfindet, erklären. Nehmen wir an, dass die unbewussten Vorstellungen sich ebenfalls nach dem Assoziationsgesetze auslösen, so ist das Phänomen vollauf verständlich. Wenn man, des Suchens müde, die Aufmerksamkeit von jenem Gegenstand abwendet und auf einen anderen richtet, so wird, wie man wohl annehmen darf, die einmal begonnene Reproduktion der Vorstellungen unter der Schwelle des Bewusstseins weiter fortschreiten, und diese unbewusst fortgesetzte Arbeit führt dann zuletzt zum gewünschten Resultat. Gerade der Umstand, dass die Arbeit unbewusst, also ohne Konzentration der Aufmerksamkeit, vor sich geht, kann hier von grosser Bedeutung sein; denn wenn man bewusst und willkürlich in seinem Gedächtnisse nach dem Gegenstande sucht und die Aufmerksamkeit auf verschiedene Vorstellungen richtet, so kann man sich

ebenso gut immer weiter vom Ziele entfernen als sich ihm nähern. In dem Unbewussten dagegen schreiten die Vorstellungsreihen weiter fort, ohne durch die willkürlichen Eingriffe der Aufmerksamkeit irregeleitet zu werden. Deshalb kann diese Bewegung zuletzt zu dem gesuchten Namen führen. Indes ist damit natürlich nicht gesagt, dass dies immer geschieht, d. h. dass der Name stets im Bewusstsein wiederauftaucht. Dieses ist wahrscheinlich von verschiedenen Umständen, die wir im folgenden näher berühren werden, abhängig.

In dem hier behandelten Beispiele wurde die unbewusste Arbeit durch die bewusste angeregt; jene erscheint als direkte Fortsetzung von dieser. Das ist jedoch nicht immer der Fall; bisweilen wird die unbewusste Tätigkeit durch sinnliche Reize, die nicht zum Bewusstsein durchdringen, und deren Existenz deshalb erst nachträglich konstatiert werden kann, eingeleitet. Ein sehr interessantes Beispiel hierfür erzählt Binet.

Einer seiner Freunde, Dr. A., ging in Paris auf der Strasse, versunken in Gedanken an die Botanik, in der er gerade geprüft werden sollte. Plötzlich entdeckte er auf der Glastür eines Restaurants den Pflanzennamen „Verbascum thapsus". Erstaunt über diese für ein Restaurant doch etwas merkwürdige Inschrift kehrte er um und fand nun, dass die Inschrift in Wirklichkeit „Bouillon" lautete. Um die Sache zu verstehen, muss man nun wissen, dass der geläufige französische Name für Verbascum „Bouillon blanc" ist; damit erklärt sich das Erlebnis von selbst. Dr. A. hat im Vorbeigehen die Glastür gesehen und einen schwachen Eindruck von der Inschrift erhalten. Dieser ist jedoch nicht zum Bewusstsein, das von anderen Gedanken erfüllt ist, durchgedrungen, sondern hat unter der Schwelle des Bewusstseins eine Vorstellungsreproduktion eingeleitet. Bouillon reproduziert blanc, und bouillon blanc führte zu dem damit assoziierten verbascum thapsus, das nun in dem von lateinischen Pflanzennamen erfüllten Bewusstsein auftaucht. Da die ganze dazwischen liegende Tätigkeit ihm nicht bewusst wird, so glaubt Dr. A., dass er den Namen an der Tür gelesen hat, und die Verwunderung hierüber führt zur näheren Untersuchung, die den Zusammenhang der Sache aufklärt.

Diese Beispiele zeigen uns also, wann wir es mit unbewussten Tätigkeiten und ihrem Eingreifen in das Bewusstsein zu tun haben. Wenn im Bewusstsein eine Vorstellung auftaucht, die weder in einem nachweisbaren Zusammenhang mit dem augenblicklichen Bewusstseinsinhalt steht, noch auch direkt durch einen sinnlichen Reiz hervorgerufen ist, so muss sie das Resultat einer unbewussten Tätigkeit sein. Offenbar müssen beide genannten Bedingungen erfüllt werden; denn wenn die neu auftauchende Vorstellung direkt durch einen sinnlichen Reiz hervorgerufen ist, so wird sie auch nicht von einer gewöhnlichen, auf sinnlicher Wahrnehmung beruhenden Beobachtung unterschieden werden können; und wenn sie ferner in nahem Zusammenhang mit dem augenblicklichen Bewusstseinsinhalt steht, so wird sie immer als

von bewussten Vorstellungen reproduziert erscheinen. Sie darf deshalb nicht von sinnlichen Reizen direkt ausgelöst sein oder im Zusammenhang mit dem jeweiligen Bewusstseinsinhalt stehen, wenn von einem Eingreifen des Unbewussten die Rede sein soll. Ja, diese Vorstellungen, die als Resultat der unbewussten psychischen Tätigkeiten auftreten, haben gerade durch diesen Gegensatz zum augenblicklichen Bewusstseinsinhalt ihr charakteristisches Gepräge. Sie tauchen wie von selbst auf, zwingen sich uns hartnäckig und unabweisbar auf, weil wir sie nicht selbst hervorgerufen haben und deshalb auch nicht Herr über sie sind. Sie haben mit anderen Worten einen ähnlichen Charakter wie die wirklichen Beobachtungen.

Hiermit soll aber nicht gesagt sein, dass sie dem Individuum auch mit der Stärke einer sinnlichen Wahrnehmung vor das Auge treten müssen. Dies kann der Fall sein, braucht es aber nicht. Man pflegt drei verschiedene Formen zu unterscheiden, je nachdem die auftauchenden Vorstellungen grössere oder geringere Aehnlichkeit mit sinnlichen Wahrnehmungen haben. Nach der Natur der Sache lassen sich jedoch keine scharfen Grenzen zwischen diesen drei Formen ziehen. Die Zugehörigkeit zur einzelnen Gruppe ist also im gegebenen Falle recht schwer festzustellen. Solange die auftauchenden Vorstellungen vollständig das unbestimmte Gepräge und die geringe Stärke der Erinnerungsbilder haben, wird eine Verwechselung mit sinnlichen Wahrnehmungen natürlich nicht möglich sein. Für die gewöhnlicheren Fälle dieser Art haben wir keinen Namen; gerade wegen ihrer Häufigkeit hat man ihnen keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Alle diese Fälle haben das gemeinsam, dass die Tätigkeit des Unbewussten durch eine leicht nachweisbare Ursache ausgelöst wird. Hierher gehört das erwähnte Beispiel von dem vergessenen Namen; das bewusste Suchen nach demselben ist die offenbare Ursache, dass der Name uns später „einfällt". Lässt sich dagegen keine bestimmte Ursache für die unbewusste Tätigkeit nachweisen, so nennt man die auftauchenden Vorstellungen „Ahnungen". Endlich wenn das Eingreifen des Unbewussten in das Bewusstsein grössere Deutlichkeit und Stärke erhält und sich so einem sinnlich wahrgenommenen Bilde nähert, ohne dass das Individuum es deshalb mit einer wirklichen sinnlichen Wahrnehmung identifiziert, so wird das Phänomen Pseudohalluzination genannt. Hierfür kann man wahrscheinlich den oben angeführten Fall, wo Dr. A. den Namen Verbascum an einer Tür zu sehen glaubt, rechnen. Das Wort drängt sich ihm so lebhaft auf, dass er es im Vorbeigehen gelesen zu haben meint; es nähert sich also sehr einer wirklichen sinnlichen Wahrnehmung.

Eigentliche Halluzinationen haben wir endlich in den Fällen, in denen die auftauchenden Vorstellungen geradezu für Sinneswahrnehmungen gehalten werden. Man kann also sagen, dass die Halluzination eine Sinneswahrnehmung ist, der jedoch jede reale, wirkliche Grundlage fehlt. Letzteres wird im allgemeinen allerdings erst bei näherer Untersuchung festgestellt werden. Die Halluzination wird deshalb im ersten Moment das Individuum täuschen, indem sie ihm eine Wirklichkeit vorspiegelt, die nicht vorhanden ist.

Man darf jedoch keineswegs behaupten, dass alle Halluzinationen bewusste Aeusserungen unbewusster Tätigkeiten sind. Häufig treten Halluzinationen infolge von Krankheiten sehr verschiedener Art auf. Diese pathologischen Halluzinationen lassen wir jedoch ganz ausser Betracht; denn sie haben kein grosses Interesse für uns und können jedenfalls nicht immer als Resultat unbewusster Tätigkeiten aufgefasst werden. Wir berücksichtigen hier nur die weit selteneren Halluzinationen bei normalen Menschen, bei Individuen, die an keiner nachweisbaren Krankheit leiden. Aber auch diese „normalen" Halluzinationen sind keineswegs stets Aeusserungen des Unbewussten; in vielen Fällen sind sie direkt durch äussere Veranlassungen, durch Suggestionen, hervorgerufen. Wir müssen deshalb zwischen den „suggerierten" und den von selbst entstandenen, „spontanen" Halluzinationen unterscheiden. Nur die letzte Gruppe erfüllt die Forderungen, die wir an ein Phänomen stellen, wenn dasselbe als ein Resultat unbewusster Tätigkeit aufgefasst werden soll. Wir reden also hier nur von den Spontanhalluzinationen; die suggerierten Halluzinationen werden wir in einem folgenden Abschnitt behandeln.

Das Eingreifen des Unbewussten in das Bewusstsein, sei es in der Form der Ahnung, der Pseudohalluzination oder der Halluzination, erfolgt gewöhnlich „von selbst", d. h. ohne dass das Individuum dazu beiträgt. Es gibt indes auch Mittel, durch die man dasselbe hervorrufen kann. Viele Menschen vermögen nämlich durch langes Anstarren blanker Gegenstände oder durch Horchen auf das „Kochen" der Konchylien Gesichts- und Gehörsbilder hervorzurufen; diese haben vollständig die Intensität der Halluzination und stehen mit dem augenblicklichen Bewusstseinsinhalt in keinerlei Verbindung und charakterisieren sich somit als Aeusserungen des Unbewussten. Diese Phänomene — „Kristallvisionen" und „Konchylienauditionen" — sind gerade in der neuesten Zeit Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen, die mehr Licht über die unbewussten Tätigkeiten gebracht haben. — Endlich kann das Unbewusste sich noch in einer ganz anderen Form äussern, nämlich in Bewegungen. Solche Bewegungen, die weder direkt durch sinnliche Reize aus-

gelöst sind, noch mit dem bewussten Vorstellungskreise des Individuums in Verbindung stehen, trotzdem aber wegen ihrer Zweckmässigkeit von bestimmten Vorstellungen geleitet zu sein scheinen, pflegt man „automatische“ zu nennen. Da die automatischen Bewegungen so beide Bedingungen erfüllen, die eine unbewusste Tätigkeit charakterisieren, so liegt die Annahme nahe, dass sie nur eine eigentümliche Form für die Aeusserung des Unbewussten sind. Die zahlreichen Untersuchungen der neueren Zeit haben denn auch gezeigt, dass die komplizierteren Fälle von automatischen Bewegungen sich gar nicht ohne Annahme einer unbewussten psychischen Tätigkeit erklären lassen. Auch diese Untersuchungen haben viel dazu beigetragen, die Tätigkeit des Unbewussten aufzuklären, so dass wir näher darauf eingehen müssen.

Von einer eigentlichen systematischen Behandlung kann allerdings kaum die Rede sein, da unsere Kenntnis von diesen Gebieten noch sehr gering ist. In bezug auf viele Punkte stehen die Untersuchungen noch im ersten Stadium; so wurde, um nur ein Beispiel zu nennen, erst vor wenigen Jahren das erste Material zur Beurteilung der Frage, unter welchen Verhältnissen normale Spontanhalluzinationen entstehen, zusammengestellt. Ich muss mich deshalb wesentlich darauf beschränken, die Phänomene durch charakteristische Beispiele zu illustrieren und nachzuweisen, dass dieselben als Aeusserungen unbewusster Tätigkeiten aufzufassen sind, als solche aber denselben Gesetzen folgen, wie die entsprechenden bewussten. Gleichzeitig dienen diese Beispiele zum Beweis dafür, wie abergläubische Anschauungen verschiedenster Art reiche Nahrung in dergleichen Erscheinungen gefunden haben. In Form von Ahnungen, Halluzinationen, automatischer Schrift und Rede kann der Mensch Mitteilungen und Aufklärungen empfangen, die leicht zum Glauben an magische Kräfte führen, beziehungsweise denselben verstärken. Auch im Traum und auf andere Weise kann man dergleichen Aufklärungen erhalten. Wir untersuchen deshalb zum Schlusse, ob „die höhere Einsicht“, in deren Besitz der Mensch auf diesem Wege angeblich gelangt, sich durch die Annahme, dass das Unbewusste denselben Gesetzen folge wie das bewusste Seelenleben, genügend erklären lässt, oder ob man gezwungen ist, dem Unbewussten besondere Fähigkeiten, etwa Telepathie und Hellsehen, beizulegen.

Ahnungen und Halluzinationen.

Es ist schon oben erwähnt worden, dass häufig unbewusste Tätigkeiten, die später in das Bewusstsein eingreifen, bei bestimmten Veranlassungen hervorgerufen werden. Auf diese Weise kann es geschehen, dass uns plötzlich etwas einfällt, ohne dass wir die Ursache dazu in dem uns bewussten Vorstellungskreise finden können. Derartige gewöhnliche Erscheinungen ziehen gerade wegen ihrer Alltäglichkeit selten unsere Aufmerksamkeit auf sich; und doch findet man unter denselben zuweilen recht merkwürdige Fälle. Zahlreiche Beispiele hierfür sind von Miss Goodrich-Freer, die unter dem Namen „Miss X.“ als Verfasserin mehrerer Abhandlungen über Ahnungen, Halluzinationen usw. in den „Proceedings of S. P. R.“ aufgetreten ist, gesammelt worden. Diese Dame, die als scharfe Beobachterin bekannt ist und jedenfalls in ihren Schriften den Eindruck macht, ein klarer Kopf und frei von spiritistischem Aberglauben zu sein, hatte sehr häufig Ahnungen und Halluzinationen, und da viele derselben sich als wahrsagend oder weissagend erwiesen, so fing sie an, darüber Buch zu führen; wir werden ihre Aufzeichnungen im folgenden häufig benutzen.

So führt sie folgendes interessante Beispiel an: „Am 20. Juli 1890 hatte ich den ganzen Vormittag auf einem Sofa im Garten gelegen, da ich Rekonvaleszentin war. Ich konnte nicht ohne Hilfe gehen und war folglich unfähig, ins Haus zurückzukehren und nachher etwa zu vergessen, dass ich dies getan hätte, was sonst vielleicht der Fall hätte sein können. Ungefähr um 12 Uhr kam eine Freundin in den Garten, um mich zu besuchen. Als sie etwa eine halbe Stunde später ins Haus zurückkehrte, konnte sie ein Buch, das sie auf dem Flur zurückgelassen hatte, nicht finden. Nachdem sie an allen möglichen Stellen gesucht hatte, kam sie wieder zu mir in den Garten, um zu sehen, ob sie es dort vergessen hätte. Als ich ihren Bericht hörte, rief ich aus: „Das Buch liegt auf dem Bette im blauen Zimmer.“ Diese Behauptung war sehr unwahrscheinlich, da das blaue Zimmer nicht benutzt wurde und sehr selten jemand in dasselbe hineinkam. Dennoch wurde das Buch dort auf dem Bette gefunden. Einige Gepäckträger hatten nämlich im Laufe des Vormittags verschiedene Gemälde und Bücher, die eine kurze Zeit lang für einen Freund aufbewahrt werden sollten, gebracht; dies alles war in das unbenutzte Zimmer gelegt worden, und das erwähnte Buch, das im Flur auf einem Tische gelegen hatte, war durch einen Irrtum unter diese Sachen gekommen.“

An diesen Bericht knüpft Miss X. folgende Bemerkungen. „Wie soll man nun eigentlich ein Ereignis so gewöhnlicher Art erklären? Da sich ähnliche Vorfälle häufig zutragen, so kann man dieselben kaum als ganz zufällig auffassen. Es würde gesucht sein, hier von Telepathie zu reden; denn es liegt kein Grund zu der Vermutung vor, dass der Gepäckträger mit vollem Bewusstsein das Buch unter die von ihm gebrachten Sachen gelegt haben sollte; auch hatte niemand im Hause gesehen, dass es fort-

genommen worden war. Ebensowenig kann man von Hellsehen reden, weil kein bestimmtes Bild in meinem Bewusstsein vorhanden war. Ich hatte auch nicht etwa eine Vision (von der mir sonst wohlbekannten Art) von der Stelle, wo das Buch lag. Meine Behauptung war durch nichts begründet; aber ich war mir auch nicht bewusst, einfach geraten zu haben. Ich kann meinen Eindruck nur dadurch bezeichnen, dass ich sage: „Es fiel mir ein"; und so ist es mir in manchen Fällen gegangen, wo meine Aussage ebenso unwahrscheinlich und doch ebenso richtig gewesen ist." Man sieht aus diesen Bemerkungen, dass Miss X. sich nicht scheuen würde, Telepathie oder Hellsehen zu Hilfe zu nehmen, wenn sie sich ein Ereignis nicht in anderer näherliegender Weise erklären könnte; aber im vorliegenden Falle glaubt sie doch nicht, dass etwas Derartiges mitgewirkt habe. Eine nähere Erklärung gibt sie nicht; es ist offenbar auch nicht notwendig, da die Sache sehr einfach zu sein scheint. Beim Anhören des Berichtes, wie man überall nach dem Buche gesucht hätte, konnte sie leicht unbewusst den Schluss ziehen, dass das Buch an der einzigen Stelle, an die man wahrscheinlich nicht gedacht hatte, nämlich im blauen Zimmer, sein könnte. Selbst die bestimmte Behauptung, dass das Buch auf dem Bette liege, würde man wahrscheinlich auch ganz einfach erklären können, wenn man mit den Möbeln des blauen Zimmers genügend bekannt wäre. Wenn das Bett z. B. das einzige Möbel in der unbenutzten Stube war, so lag es ziemlich nahe anzunehmen, dass das Buch auf demselben lag. — Es sind übrigens noch andere Erklärungen möglich. Wir werden später verschiedene Fälle kennen lernen, von denen Miss X. selbst konstatiert hat, dass ihre Prophezeiungen und Wahrsagungen nur vergessene Erlebnisse gewesen sind, die in Form von Visionen auftauchten. Es ist deshalb auch denkbar, dass sie in dem hier erwähnten Falle es gehört hat, die Bücher des Freundes sollten auf das Bett in der blauen Stube gelegt werden; nachher ist das ihrem Gedächtnis nur entfallen. Tritt nun das gesuchte Buch durch eine unbewusste Gedankenassoziation mit den andern Büchern in Verbindung, so kommt sie leicht zu dem Schlusse, dass das Buch ebenfalls auf dem Bette im blauen Zimmer liegen muss. Man kann natürlich nicht mit Sicherheit entscheiden, auf welchem Wege sie in Wirklichkeit zu ihrer Behauptung gekommen ist; über den Verlauf der unbewussten Tätigkeit kann man im Einzelfalle nur Vermutungen aufstellen. Nur soviel leuchtet ein, dass das Ereignis am natürlichsten als Aeusserung eines unbewussten Schlusses erklärt wird. Miss X. scheint auch selbst zu dieser Annahme am meisten geneigt zu sein.

Die eigentlichen Ahnungen, Vorstellungen, welche ohne irgend einen nachweisbaren Anlass auftauchen, sind bei manchen Menschen recht häufig.

Miss X. weiss natürlich von einer Menge derartiger Erlebnisse zu berichten. Im 6. Band der Proceedings of S. P. R. hat sie eine Abhandlung veröffentlicht („Record of telepatic and other experiences"), die wesentlich aus Aufzeichnungen über Ahnungen in Form eines Tagebuches besteht. Diese sind durchgehends recht trivial; sie handeln meist davon, was die Freundinnen D. und H. sich vornehmen, und dies ahnt Miss X. auch mit einer ganz erstaunlichen Sicherheit. Der Eindruck des Wunderbaren wird aber dadurch recht abgeschwächt, dass Miss X. nicht alleine diese Ahnungen betreffs ihrer Freundinnen hat; das Verhältnis ist vielmehr ein gegenseitiges.

Die Tagebücher zeigen uns mit anderen Worten einige junge Damen, die in dem Grade mit ihrer gegenseitigen Lebensweise, ihren Lieblingsschriftstellern und -komponisten vertraut sind, dass eine jede, ohne grosse Gefahr sich zu irren, angeben kann, womit die anderen sich zu einer bestimmten Zeit des Tages beschäftigen, und da sie keine ernste Berufsarbeit zu haben scheinen, so fehlt es ihnen nicht an Zeit, sich für die Angelegenheiten der Freundinnen zu interessieren und jeden Augenblick „Ahnungen" hierüber zu haben. Wenn Miss X. einige Tage hindurch Miss D. nicht gesehen hat, so fängt sie an, sich nach ihr zu sehnen, und hat eine „Ahnung", dass D. ihr abends einen Besuch machen wird. D. kommt richtig; denn sie sehnt sich auch nach X., bekommt eine Ahnung, dass X. sie erwartet, und besucht sie deshalb auf dem Heimwege von einer Gesellschaft. Da X. offenbar lieber die Besuche der anderen empfängt, als dass sie sich zu ihnen bemüht, so ist es ganz natürlich, dass sie zu Hause bleibt und die Freundinnen erwartet. So geht es Tag für Tag; meistens treffen die Ahnungen zu, und nur, wo es sich um ganz positive Tatsachen wie um Titel bestimmter Bücher handelt, kommen ab und zu Irrtümer vor. In allen diesen weitläufigen Aufzeichnungen ist nichts anderes wunderbar, als dass Miss X., die doch in manchen anderen schwierigeren Fällen den natürlichen Zusammenhang richtig nachgewiesen hat, nicht auch den eigentlichen Grund der „Ahnungen" herausfindet, nämlich die auf der intimen Freundschaft beruhende genaue Kenntnis der Lebensgewohnheiten der Freundinnen.

Da die Ahnung — und das ist das Charakteristische für sie — von selbst, ohne nachweisbaren Anlass, auftritt, so kann man natürlich in jedem einzelnen Falle auch nur eine Vermutung darüber aufstellen, was den Anstoss zu der unbewussten Tätigkeit gegeben hat. Wahrscheinlich ist die Ahnung meistens nur das Resultat einer unbewussten Vorstellungsreproduktion, die an irgend einem Punkte durch einen bewussten Vorstellungskreis ausgelöst ist.

So habe ich wiederholt auf dem Heimwege, nachdem ich meine Arbeit in der Stadt erledigt hatte, eine „Ahnung" davon gehabt, dass Bücher vom Auslande für mich angekommen seien. Oft war die Ahnung richtig; ich konnte mich im Augenblick nicht mit Bestimmtheit entsinnen, wann ich die Bücher bestellt hatte; aber ich habe die Bestellung doch gewusst, und die Zeit zwischen der Bestellung und der Ankunft der Bücher war so ziemlich immer die gleiche. Der Gedanke an mein Haus und meine Arbeit zu Hause löste ganz natürlich eine unbewusste Vorstellungsreihe aus, und diese äusserte sich in einer Ahnung von der Ankunft der erwarteten Bücher. Solche triviale Ahnungen werden die meisten Menschen bei sich selbst entdecken, wenn sie nur darauf achten; und nimmt man sich vor, einige Zeit lang Buch über dieselben zu führen, so wird man sehen, dass sie durchgehends auch eintreffen, wenn man unbewusst gewisse Grundlagen für dieselben gehabt hat. Im entgegengesetzten Falle erweisen die Ahnungen sich meistens als falsch.

Gefühle und Stimmungen können sich auch oft in Ahnungen äussern.

Wenn Miss X. anfängt, sich nach der Freundin zu sehnen, so nimmt diese Sehnsucht die Form eines Wunsches, einer Erwartung, einer Ahnung

dass die Freundin kommen wird, an. Ich entsinne mich auch einiger derartiger Fälle aus meiner Kindheit. Zweimal hat mich in der Nähe der Heimat, nachdem ich mit einigen Kameraden sehr vergnügte Ferien verlebt hatte, ein unangenehmes Gefühl davon, dass ein Unglück geschehen sein müsste, befallen — wahrscheinlich hervorgerufen durch den Gedanken an das Haus mit den Schularbeiten im Gegensatz zu dem munteren Ferienleben. Dieses Gedankens wurde ich mir zwar nicht bewusst, wohl aber fand meine gedrückte Stimmung ihren Ausdruck in der Vorstellung von einem „Unglück". Ich weiss, dass ich damals häufig solche „Ahnungen" hatte: ich erinnere mich jedoch nur dieser beiden, weil sie sich als richtig erwiesen. Die anderen habe ich natürlich vollständig vergessen.

Eine eigentümliche Form der Ahnungen ist das sogenannte „Gefühl der Nähe".

In dem englischen: „Report on the Census of Hallucinations" finden sich mehrere Berichte derartiger Fälle. Ein Beispiel wird zur Erklärung genügen. Mr. H. schreibt: „Im September 1890 bereitete ich mich auf ein Examen vor. Eines Abends gegen 11 Uhr studierte ich Ciceros „De senectute" in meinem kleinen Zimmer, das 8×16 Fuss misst. Plötzlich bekam ich das Gefühl, dass jemand im Zimmer wäre. Ich sah mich um und erwartete meine Mutter zu sehen, die bisweilen abends zu mir kam; aber es war niemand da. Ich untersuchte das ganze Zimmer, ohne jemanden zu finden, und höchst erstaunt setzte ich mich wieder an die Arbeit, oder richtiger, ich versuchte wieder zu arbeiten; denn kaum hatte ich die Lektüre wieder aufgenommen, als ich das Gefühl bekam, dass jemand mir über die Schulter sähe. Ich untersuchte das Zimmer von neuem, fand aber keinen und ging verwundert zu Bett. Ich hatte nie an spiritistische Phänomene gedacht. Ungefähr ein Jahr später sass ich in dem Zimmer eines anderen Mannes und rauchte. Ich war alleine, blätterte in einem Buche, als plötzlich wieder dasselbe Gefühl mit grosser Intensität über mich kam. Ich dachte nicht gleich an mein früheres Erlebnis, sondern glaubte vielmehr, dass man mir einen Streich spielen wollte; ich konnte jedoch keinen in der Stube finden, obgleich ich das lebhafte Gefühl hatte, dass ein Weib anwesend wäre. Ich hielt es für eine Halluzination und ging meines Weges. Später hat dasselbe Gefühl sich zu wiederholten Malen an verschiedenen Orten eingestellt; es ist immer dasselbe Weib. Woraus schliesse ich eigentlich, dass es ein Weib ist? Ich weiss, es ist ein Weib, ich glaube es nicht, ich weiss es. Dies Gefühl kommt immer über mich, wenn ich nicht daran denke, noch kürzlich in meinem eigenen Zimmer nach einer Spielpartie. Ich wurde sehr gereizt und sagte — wie ich fürchte, ziemlich böse —: „Geh' zum T . . . . ." Ob diese Beschwörung wirklich hinreichend und kräftig gewesen ist, muss sich später zeigen, aber das Gefühl verschwand damals jedenfalls plötzlich. War es wirklich ein Geist, der anwesend war, so liess er mir nicht einmal Zeit, mich zu entschuldigen."

Hier ist es eine vollständig imaginäre Person, deren Nähe Mr. H. ohne äussere Veranlassung gerade dann „fühlt", wenn er nicht daran denkt. Bei anderen Menschen kommt ein ähnliches Gefühl in Gegenwart von bestimmten lebenden Personen vor, deren Anwesenheit unter einer grösseren Menge gleich „gefühlt" wird. Letzteres ist nicht so

schwierig zu erklären. Unter besonderen Verhältnissen, z. B. bei einem Verliebten, kann leicht ein ähnlicher Rapport zum Objekt der Liebe vorhanden sein wie zwischen der hypnotisierten Person und dem Hypnotiseur. Das einseitige Interesse für die bestimmte Person schärft die Sinne, namentlich das Gehör, dermassen, dass der schwächste Laut etwa nur der Fusstritte oder der Stimme der betreffenden gleich aufgefangen wird. Diese Laute selbst kommen jedoch dem Liebenden nicht zum Bewusstsein, sondern wecken ihm nur ein „Gefühl" oder eine „Ahnung" davon, dass der Gegenstand der Liebe anwesend ist. In einem solchen Rapporte stand Helena v. Racowitza zu Ferdinand Lasalle.

In ihrem Buche: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lasalle" hat sie mehrere Schilderungen dieser Ahnungen gegeben. Als typisches Beispiel dieses Phänomens wählen wir eine dieser Beschreibungen. „Als ich bald darauf an Holthoffs Arm den Ballsaal betrat, flüsterte mir mein Begleiter zu: ‚So Kind, jetzt wollen wir sehen, ob er schon da ist.' Ohne zu denken, was ich sagte, erwiderte ich ruhig: ‚Nein, Papa! er ist noch nicht da, ich fühle es.' So eigentümlich das klingen mag, so wunderlich es Holthoff erschien — es war doch so. Ich hatte eben noch nicht jenes früher beschriebene, angstvoll wonnige Gefühl, wie mich's überkam, wenn Lasalle im selben Raume mit mir weilte. Aber Holthoff wusste von diesen meinen Empfindungen bis dahin noch nichts, und so antwortete er denn mit einem fast ärgerlichen, jedenfalls spöttischen Lächeln: ‚Um Gottes willen, Kind, fangen Sie mir keine nervös-mystischen Geschichten an; wenn Sie sich auf somnambule Ahnungen verlegen wollen, bringe ich Sie sofort wieder nach Haus!' Aber da zuckte ich zusammen — das unnennbare Gefühl war da — und willenlos sagte ich halblaut und zusammenschaudernd: ‚Jetzt kommt er!' Holthoff sah sich um, und beinahe verdriesslich, dass ich recht hatte, und erstaunt über meinen Zustand, sagte er: ‚Wahrhaftig, Sie haben recht! — jetzt kommt er!'"

In bezug auf die Pseudohalluzination können wir uns kurz fassen. Man sagt, das Phänomen sei ziemlich selten; jedenfalls liegen nicht viele Untersuchungen darüber vor. Indes ist es doch eine grosse Frage, ob die Pseudohalluzination wirklich so selten ist; ich möchte vielmehr annehmen, dass die meisten Ahnungen des täglichen Lebens eigentlich nur Pseudohalluzinationen sind. Von den Ahnungen sollen dieselben sich ja dadurch unterscheiden, dass sie die Deutlichkeit der sinnlichen Wahrnehmung haben, während sie sich auf der anderen Seite von den Halluzinationen dadurch unterscheiden, dass das Beobachtete nicht die volle Intensität der Wirklichkeit hat und auch nicht als etwas Reales im Raume aufgefasst wird, sondern nur als ein ausserordentlich deutliches Erinnerungsbild. Im allgemeinen werden diese Visionen mehr als ein lebhaftes Phantasiegebilde denn als etwas Wirkliches geschildert. Die Grenze zwischen den Halluzinationen und den Pseudohalluzinationen ist somit ziemlich präzis zu ziehen, dagegen

ist die Grenze zwischen den Ahnungen und den Pseudohalluzinationen sehr schwer zu bestimmen. Es handelt sich hier nur um ein mehr oder weniger deutliches Bild, und dabei wird es ausserordentlich schwer, die Art des Phänomens zu bestimmen. Was mich betrifft, so sind meine Ahnungen immer sehr klare und deutliche Gesichtsbilder, keine abstrakten Gedanken, sondern Visionen, in denen eine bestimmte Situation sich mir zeigt. Man müsste sie deshalb eher Pseudohalluzinationen nennen; dasselbe ist gewiss bei vielen anderen Menschen auch der Fall. Da die Grenze also ganz unbestimmt ist, muss alles, was von den Ahnungen gesagt wurde, auch als für die Pseudohalluzinationen geltend angesehen werden.

Die normalen spontanen Halluzinationen.

Es ist lange bekannt gewesen, dass Leute, die keineswegs etwa an einer nachweisbaren Krankheit leiden, vielmehr im ganzen genommen als normal bezeichnet werden müssen, ohne besondere Veranlassung Halluzinationen haben können. Indes fehlte es doch an statistischem Material über die Häufigkeit dieser normalen Halluzinationen, über die Bedingungen für ihr Entstehen u. s. w. E. v. Hartmanns Halluzinationshypothese (vrgl. S. 375 f.) und die dadurch hervorgerufene lebhafte Diskussion war hauptsächlich wohl der Anlass, dass auf dem ersten internationalen Kongress für experimentelle Psychologie in Paris 1889 beschlossen wurde, Aufschlüsse über Halluzinationen einzusammeln, um so Material zur Beurteilung ihrer Bedeutung für den Aberglauben zu bekommen. Das Resultat dieser Sammlung liegt nun in zwei sehr interessanten Werken vor. Die Engländer, die das grösste Material lieferten, haben dieses für sich bearbeitet und die Resultate in: „Report on the Census of Hallucinations“, Proceedings of. S. P. R. Vol. 10, veröffentlicht. Es ist dies ein umfangreiches Buch, das von einem Komitee unter Professor Sidgwicks Vorsitz herausgegeben ist. Man findet hier namentlich eine sehr umfassende statistische Bearbeitung des Materials und eine Menge ausführlicher Schilderungen von Halluzinationen mit allen Nebenumständen. Das andere etwas weniger voluminöse Werk ist von Parish unter dem Titel: „Ueber die Trugwahrnehmungen“ (Leipzig 1894) herausgegeben. Hier ist auch das Material berücksichtigt, das in ausserenglischen Ländern gesammelt ist; aber das Buch ist zunächst mehr theoretischen Inhalts: der Verfasser hat eine merkwürdige Tendenz, jeden Unterschied zwischen zwei ganz verschiedenen Phänomenen, der Illusion und der Halluzination, fortzuräsonnieren.

Die ausgesandten Fragebögen bezogen sich nur auf Halluzi-

nationen des Gesichts, des Gehörs und des Tastsinns. Geruchs- und Geschmackshalluzinationen kommen vielleicht wohl vor, aber sie sind doch stets mehr zweifelhafter Art, weil man nur äusserst selten mit Sicherheit wird konstatieren können, dass der angeblichen Halluzination jede äussere Ursache gefehlt hat. Es liefen im ganzen 27329 Antworten ein; von diesen waren 3271, also 11,96 %, bejahend, d. h. sie gaben an, dass der Betreffende eine oder mehrere Halluzinationen im normalen Zustande, also nicht infolge irgend einer nachweisbaren Krankheit, gehabt hätte.[1] Der Prozentsatz ist für Männer und Frauen etwas verschieden; während nämlich nur 9,75 % Männer solche Halluzinationen gehabt haben, kommt dies bei 14,57 % Frauen vor. Von sämtlichen Antworten entfallen 17000 auf Engländer und englisch redende Nationen; hiervon waren 1684 Antworten bejahend, d. h. 9,9 % (7,8 % Männer. 12,0 % Frauen). Der Prozentsatz ist also für die Engländer etwas niedriger als für die übrigen Nationen. Dieser Unterschied rührt vielleicht von Eigentümlichkeiten, die im Wesen des Volkes begründet sind, her, kann aber auch eine ganz andere Ursache haben. Wenn man nämlich nur eine geringe Anzahl von Antworten bekommt, so erhält man relativ mehr bejahende als verneinende Antworten, weil die Menschen, die selbst Halluzinationen gehabt haben, sich mehr für die Frage interessieren als diejenigen, welche das Phänomen aus eigner Erfahrung nicht kennen und infolgedessen auch die Vorfrage ganz unbeantwortet lassen. Je umfassender die Untersuchung wird, je mehr man die Leute zur Antwort drängt, einerlei, ob diese „Ja“ oder „Nein“ lautet, desto geringer wird wahrscheinlich auch der Prozentsatz der bejahenden Antworten im Vergleich zu den verneinenden. Aus dem bis jetzt vorliegenden Material kann man daher nicht sicher auf psychologische Eigentümlichkeiten einzelner Völker schliessen.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle: immerhin sind alle Parteien sich darin einig, dass obige Zahlen viel zu niedrig sind. Dieser Abschnitt der Untersuchungen ist unbedingt der interessanteste, weil er einen schlagenden Beweis dafür liefert, wie unzuverlässig alle Gedächtnisstatistik ist. Da wir für diese Behauptung bis jetzt den Beweis schuldig geblieben sind, so wollen wir jetzt näher darauf eingehen. Ich lege hierbei nur die englische Statistik zugrunde, da sie allein die wünschenswerten Einzelheiten enthält.

Die Halluzinationen, über die berichtet ist, zerfallen in drei Gruppen: in Halluzinationen des Gesichts, des Gehörs und des Tastsinns. Von diesen ist die erste die umfangreichste; sie umfasst 1112 Fälle gegen 494 in der zweiten und 179 Fälle in der dritten Gruppe. Dies gibt im ganzen 1785 Fälle; dass diese Zahl grösser ist als die Zahl der Personen, welche die Frage

bejahend beantwortet haben, rührt daher, dass einige Personen eben mehrere Halluzinationen erlebt haben. Wir betrachten nun vorläufig nur die Gesichtshalluzinationen. Von diesen fallen 87 in das letzte Jahr, hiervon wiederum 30 in das letzte Vierteljahr, 12 in den letzten Monat und 5 in die letzten vierzehn Tage, ehe die Sammlung abgeschlossen wurde. Aber 5 Fälle in 14 Tagen würden 130 im Jahre geben, sofern das Phänomen das ganze Jahr hindurch gleich regelmässig und häufig auftritt. Unter derselben Voraussetzung geben 12 im Monat 144 und 30 im Vierteljahr 120 im Jahre. Alle diese Zahlen sind ja bedeutend höher als 87, die Zahl, die für das letzte Jahr faktisch angegeben worden ist. Gehen wir weiter in der Zeit zurück, so wird der Unterschied noch auffallender. Für das vorletzte Jahr sind nur 57 Fälle berichtet, und für die vorhergehenden 9 Jahre beträgt der Durchschnitt nur 41. Weiter als 10 Jahre zurück findet man durchschnittlich nur etwa 20 Fälle im Jahre. Nun liegt natürlich kein Grund zur Annahme vor, dass die Halluzinationen im Jahre 1892, wo die Sammlung der Fragen abgeschlossen wurde, häufiger als 10 Jahre vorher aufgetreten sein sollten, oder dass etwa gar in den verschiedenen Vierteljahren des letzten Jahres die Zahl derselben besonders gestiegen wäre. Die beständige Zunahme der Fälle, je näher man der Gegenwart kommt, lässt sich nur dadurch erklären, dass die älteren Fälle nach und nach vergessen sind. Dies ist um so wahrscheinlicher, da fast alle Berichte auf Erinnerungen beruhen; nur in äusserst wenigen Fällen sind die Halluzinationen sofort aufgezeichnet worden. Die Statistik zeigt eben deutlich genug, wie wenig man sich auf das menschliche Gedächtnis verlassen kann, selbst solchen interessanten Phänomenen gegenüber. — Auf Grund einer besonderen Berechnung (bei der wir uns indessen nicht aufhalten wollen) kommt das Sidgwick-Komitee zu dem Resultate, dass anstatt über obige 1112, über 4200 Gesichtshalluzinationen hätte Bericht erstattet werden müssen, wenn alle Fälle dieser Art in Erinnerung geblieben wären; mit anderen Worten:

Es sind ungefähr dreiviertel sämtlicher Fälle vergessen worden. In bezug auf die Halluzinationen des Gehörs und des Tastsinnes lässt eine solche Berechnung sich nicht mit derselben Sicherheit durchführen, da über zu wenige Fälle berichtet worden ist. Vieles spricht indessen dafür, dass das Verhältnis sich hier noch ungünstiger gestaltet hätte. So sind von den Gehörshalluzinationen wahrscheinlich wenigstens $^5/_6$, möglicherweise ein noch grösserer Bruchteil vergessen worden. Dies stimmt auch gut mit der allgemeinen Erfahrung überein, dass schwache Gehörshalluzinationen sehr häufig sind; aber gerade deshalb wird kein Gewicht auf sie gelegt, d. h. sie werden vergessen.

Was den Inhalt der Halluzinationen betrifft, so handeln sie fast stets nur von menschlichen Wesen. Von den 1112 Gesichtshalluzinationen waren 973 Gesichte von Menschen. Bei den Gehörshalluzinationen haben die Betreffenden in der Hälfte der Fälle ihren Namen gehört, in den meisten anderen Fällen sind andere ganz bestimmte Wörter vernommen worden; man begreift demnach, dass die Halluzi-

nationen wesentlich dazu beitragen können, den Glauben an Geister und Gespenster zu verstärken. Jedenfalls kann man ruhig annehmen, dass die Halluzinationen in älterer Zeit denselben Inhalt gehabt haben und ebenso häufig gewesen sind wie jetzt.

Ueber die Bedingungen für das Entstehen der Halluzinationen ist nicht viel zu sagen. Sie können zu jeder Tageszeit und unter den verschiedenartigsten Gemütsstimmungen auftreten. Aber die Statistik zeigt doch, dass von sämtlichen Fällen ungefähr 40 % dann vorkommen, wenn der Betreffende im Bette liegt, aber doch noch vollständig wach ist. Dieser Umstand ist deshalb interessant, weil er beweist, dass günstige äussere Bedingungen in hohem Grade das Entstehen der Halluzinationen erleichtern. Ein halluzinatorisches Bild wird immer leichter in der Dunkelheit als im hellen Sonnenlichte mit der Wirklichkeit verwechselt werden; ein Bild, das im Dunkeln vollständige Halluzination ist, wird wahrscheinlich am hellen Tage oft nur eine Pseudohalluzination sein. Aus dem Grunde bedürfen die Geister, die in spiritistischen Sitzungen auftreten, gewöhnlich einer möglichst schwachen Beleuchtung, wenn sie sichtbar werden sollen.

Ein sehr interessantes Problem und ein Gegenstand zahlreicher Diskussionen in neuerer Zeit ist die Frage nach der Ursache der Halluzinationen. Wir sehen natürlich von den Halluzinationen ab, die infolge von Krankheiten auftreten. Im Fieber, bei Geisteskrankheiten, akuten und chronischen Vergiftungen, Ohren- oder Augenleiden sind Halluzinationen häufig. Können wir die physiologischen Verhältnisse, auf denen die Halluzinationen in diesen Fällen beruhen, auch nicht immer erklären, so geben doch offenbar schwerere nervöse Störungen den Anlass zu jenen abnormen psychischen Phänomenen. Wir halten uns hier ausschliesslich an die normalen Halluzinationen. Der französische Physiologe Binet, dem Parish sich anschliesst, hat die Theorie aufgestellt, dass jede Halluzination ihren Ursprung in sinnlichen Wahrnehmungen hat; der äussere Reiz mag sehr schwach sein; aber es findet sich doch immer ein „leitender Faden“ (point de rèpere), an den die Halluzination anknüpft. Diese Theorie stützt sich zunächst auf Versuche mit Hypnotisierten; weil aber ein derartiger „Faden“ bei suggerierten Halluzinationen vielleicht (denn auch das ist noch zweifelhaft) gewöhnlich nachweisbar ist, so braucht er darum bei den spontanen Halluzinationen doch nicht vorhanden zu sein. Jedenfalls scheint die Erfahrung diese Behauptung nicht zu bestätigen; wir werden dieses gleich sehen, indem wir aus der reichhaltigen englischen Sammlung einige Beispiele, die diese Frage beleuchten, auswählen.

Dass wirkliche sinnliche Wahrnehmungen in vielen Fällen bei dem Entstehen der Halluzinationen eine Rolle mitspielen, lässt sich

nicht bestreiten. Es kommen tatsächlich Phänomene vor, die eine Art Uebergang von den Illusionen zu den Halluzinationen bilden. Es gilt dies von folgendem Beispiel.

„Als ich etwa 18 oder 20 Jahre alt war, machte ich eine Reise mit meinem Vater und drei anderen Herren ins Hochland. Eines Abends, als wir noch einige Meilen von unserem Nachtquartier entfernt waren, machte mein Vater mit einem der anderen Herren einen Abstecher vom Wege. Wir warteten wohl eine halbe Stunde und gingen dann weiter, indem wir eifrig nach dem Vater, der ein schlechter Fussgänger war, ausspähten. Es war dunkel, als wir die Wirtschaft, wo wir übernachten wollten, erreichten, aber der Vater war nicht dort. Ich wurde sehr ängstlich und setzte mich einen Augenblick im Gastzimmer nieder, um zu überlegen, was zu tun sei. Ich entsinne mich, dass ich die eine Hand vor die Augen hielt. Als ich sie fortnahm, sah ich den obersten Teil vom Körper meines Vaters anscheinend zwischen mir und dem Kamingesimse schweben. Das wissenschaftliche Element war in mir weit stärker als das religiöse, abergläubische, oder wie man es nennen will. Ich sagte mir: „Beim Zeus, das ist ein Gespenst! Ich will doch sehen, wo dasselbe herkommt!" Ich sah also mein halbes Gespenst genauer an und entdeckte nun, dass das Phänomen durch Flecke auf dem Gesimse des Kamins, Astansätze im Paneel usw. hervorgerufen worden war. Während ich diese Beobachtung machte, wurden die Umrisse undeutlicher, und das Bild verschwand. Kurz darauf kam mein Vater; er hatte sich in eine Felsenkluft verirrt, hatte bei einem Wasserfalle ein Bad genommen und war hierbei dem Ertrinken nahe gewesen. Wäre er wirklich ertrunken, so hätte ich wahrscheinlich seit der Zeit an Gespenster oder wenigstens an halbe Gespenster geglaubt."

Dieses Gesicht ist offenbar einer Illusion so nahe verwandt, dass man nur durch nähere Kenntnis der grösseren oder geringeren Aehnlichkeit der Flecke mit einer menschlichen Gestalt entscheiden kann, ob das Phänomen als Illusion oder als Halluzination anzusehen ist. Dagegen kommt ein Bild einer reinen Halluzination schon sehr nahe, wenn dasselbe so wenig auf einer objektiven sinnlichen Wahrnehmung beruht, dass der Beobachter trotz sorgfältiger Untersuchung nicht erkennen kann, wo es herstammt.

Als Beispiel hierfür kann folgender Bericht dienen:

„Ich sah eine alte Frau in einem roten Kleide; sie wiegte ein Kind auf den Armen. Sie sass auf einem Stein in einer grasbewachsenen Heide oder einer Weide. Das Ereignis fand vor mehr als zwanzig Jahren statt; es war zu Anfang des Herbstes und bei hellem Sonnenschein. Ich machte mehrere Versuche, zu ihr zu gelangen; aber sie verschwand immer, ehe ich den Stein erreichte. Die Stätte war weit von menschlichen Wohnungen entfernt, und es war kein Ort da, wo jemand sich hätte verstecken können."

Hier mag wohl irgend etwas in der Umgebung des Steines, der sich auf der Heide befand, die Veranlassung zu dem Gesicht gegeben haben; aber dies muss sehr unbedeutend gewesen sein, da der Beobachter es trotz aller Mühe nicht entdecken kann. In den

meisten Fällen aber liegt überhaupt keine Ursache zu einer sinnlichen Wahrnehmung vor. So kann z. B. eine Gehörsempfindung ein halluzinatorisches Gesichtsbild, zu dem in der Umgebung nicht der geringste Anlass ist, hervorrufen.

„Ich hörte einen Laut im Korridor, und als ich dahin blickte, sah ich einen Mann in dunklen Kleidern, der an der Tür stand. Ich erschrak heftig und stürzte in ein anderes Zimmer, wo mein Vater, der mir folgte, mich auf dem Fussboden liegend fand. Der Mann, den ich sah, hatte sehr langes Haar. Die Erscheinung war sehr deutlich. Ich war damals 11 Jahre alt. Ich war gerade im Begriff, meine Schularbeiten zu machen, befand mich aber in einem ziemlich nervösen Zustande. Meine Einbildungskraft wurde vom Bilde des Mannes, der sich mir zeigte, gepeinigt. Ich kannte ihn und hatte ihn kurz vorher als Leiche im Sarge liegen sehen. Der Anblick der Leiche hatte einen sehr tiefen Eindruck auf mich gemacht, und das war der Grund meiner Nervosität. Der Laut, den ich hörte, hat wahrscheinlich eine ganz natürliche Ursache gehabt."

Hier, wo wir es unzweifelhaft mit einer Halluzination zu tun haben, tritt der Gegensatz zwischen dieser und einer Illusion (vergl. oben S. 402 f.) deutlich hervor. Bei der Illusion hat das wirklich Wahrgenommene, auf das die Aufmerksamkeit gerichtet ist, immer eine grössere oder geringere Aehnlichkeit mit dem, was man zu sehen glaubt, und die falsche Auffassung, die Ueberschätzung der Aehnlichkeit, kommt dadurch zustande, dass das Bild durch die zunächst liegenden Assoziationen vervollständigt wird. Bei der reinen Halluzination dagegen hat das wirklich Wahrgenommene durchaus keine Aehnlichkeit mit dem, was man zu beobachten glaubt. In dem angeführten Berichte wird nicht einmal erwähnt, dass der Laut, den der Knabe hörte, Aehnlichkeit mit dem Schritte eines Menschen gehabt habe. Es muss also eine unbewusste Tätigkeit zwischen der sinnlichen Wahrnehmung, welche die Aufmerksamkeit fesselt, und dem halluzinatorischen Bilde, das gleich nachher beobachtet wird, vorliegen. Dieser unbewusste Prozess kann natürlich als eine Reproduktion von Vorstellungen aufgefasst werden. Der wahrgenommene Laut weckt zuerst unbewusst die Vorstellung von dem Kommen eines Menschen, und dieser Mensch nimmt dann das Aussehen des toten Mannes an, da das Bild der Leiche die Phantasie des Knaben beschäftigt. Hier ist der ganze Prozess leicht zu erklären, weil ein bestimmter äusserer Reiz als Ausgangspunkt vorliegt. Aber das wird keineswegs immer der Fall sein. Ebenso wie die Ahnungen gewöhnlich ohne jede nachweisbare Veranlassung auftreten, indem die unbewusste Tätigkeit durch ein ganz unbestimmtes und unbestimmbares Glied des bewussten Vorstellungs-

kreises ausgelöst wird, so wird es auch sehr häufig mit den Halluzinationen der Fall sein.

Ein Beispiel hierfür haben wir in folgendem Bericht: „Ich sah meine Mutter vom Flur her in das Spielzimmer gehen; letzteres war sowohl mit dem Flur als mit der Wohnstube, wo ich am Klavier stand und sang, verbunden. Sie ging in einer Entfernung von etwa einer Elle an mir vorüber. Ich war weder krank noch erregt. Ich war ungefähr 14 Jahre alt. Ich wunderte mich so darüber, dass ich aufhörte zu singen und sie anrief. Als ich hierauf in das Spielzimmer trat, fand ich dasselbe leer; die Mutter sass im Esszimmer. Meine Schwester, die mich begleitete, bemerkte, ich müsse geträumt haben; denn sie hatte nichts gesehen. Ich habe niemals weder vorher noch nachher derartiges erlebt."

Diese und die vorhergehende Schilderung sind typische Beispiele von eigentlichen Spontanhalluzinationen. Das, was früher als charakteristisch für diese Halluzinationen angeführt worden ist, tritt hier deutlich hervor. Mag das halluzinatorische Bild nun durch einen äusseren Reiz veranlasst sein oder ohne nachweisbare Ursache auftreten: in beiden Fällen ist es unabhängig von dem augenblicklichen Bewusstseinsinhalt des Individuums und nicht direkt und unmittelbar durch einen Sinnesreiz hervorgerufen. Dieser Umstand, dass die Halluzination von dem ganzen bewussten Vorstellungskreise des Individuums unabhängig ist, zwingt uns gerade, das Mitwirken unbewusster seelischer Vorgänge anzunehmen. Dadurch unterscheidet sich aber die Halluzination von der Illusion, dass bei letzterer das Unbewusste nicht mitwirkt. Aber da sich überhaupt keine absolut scharfe Grenze zwischen den seelischen Phänomenen ziehen lässt, so werden begreiflicherweise immer Fälle vorkommen, in denen das bewusst Wahrgenommene so stark hervortritt und die unbewussten Vorgänge so unbedeutend sind, dass es dem Ermessen des einzelnen überlassen bleiben muss, ob er das Phänomen eine Halluzination oder eine Illusion nennen will.

Ausser den hier behandelten Spontanhalluzinationen gibt es, wie bereits bemerkt, noch eine andere Art von Halluzinationen, die man gewöhnlich als suggerierte Halluzinationen bezeichnet. Diese können entweder autosuggeriert, vom Individuum selbst hervorgerufen (Erwartungshalluzinationen) sein oder auf Fremdsuggestionen beruhen. Die nähere Behandlung dieser Phänomene verschieben wir auf einen folgenden Abschnitt. Da aber im englischen Berichte auch zahlreiche derartige Fälle vorkommen, wollen wir hier nur durch einige Beispiele den Unterschied zwischen den spontanen und den suggerierten Halluzinationen anschaulich machen.

„Als ich ungefähr 40 Jahre alt war, sass ich eines Tages in einem Hotel und erwartete meinen Mann, der zum Essen kommen sollte. Die Tür des Zimmers, in dem ich sass, war offen, und von meinem Platze aus konnte ich einen Teil der Treppe und des Korridors übersehen. Da mein Mann ausblieb, warf ich von Zeit zu Zeit einen Blick durch die Tür auf den Korridor. Auf einmal bildete ich mir ein, zu sehen, wie er die Treppe heraufkam und langsam den Korridor entlang schritt. Ich sah ihn die ganze Zeit hindurch vollkommen deutlich; er näherte sich mit seinem bekannten Lächeln, und ich erhob mich, um ihm entgegenzugehen. Aber in dem Augenblick, als ich ihm gegenüber zu stehen meinte, verschwand das Gesicht. Nach einer halben Stunde kam er wirklich. Ich war vollständig gesund, als ich dies Gesicht hatte."

Der Unterschied zwischen dieser und den früher erwähnten Halluzinationen ist klar. Hier ist das Bewusstsein nicht von anderen Gedanken erfüllt, sondern in gespannter, vielleicht ängstlicher Erwartung auf das Kommen des Gatten gerichtet; in dieser Stimmung verwechselt die Dame ihr Phantasiegebilde mit einer wirklichen sinnlichen Wahrnehmung — ein typisches Beispiel einer Erwartungshalluzination, in der das Phantasiegebilde infolge starker Konzentration der Aufmerksamkeit zu einer Halluzination wird. Dasselbe ist auch bei den durch Fremdsuggestionen hervorgerufenen Halluzinationen der Fall. Ein Beispiel hierfür.

Ein Mädchen berichtet: „Ich habe mir einmal eingebildet, ein Weib an meinem Bette zu sehen; vielleicht habe ich es auch wirklich gesehen. Ich war ungefähr 16 Jahre alt und teilte mein Zimmer mit einem Mädchen, das einige Jahre älter war. Eines Nachts weckte dasselbe mich plötzlich und fragte mich, ob ich etwas sähe. In demselben Augenblick glaubte ich eine hohe, graue Gestalt am Fussende meines Bettes zu sehen, jedoch machte das keinen besonderen Eindruck auf mich."

Ob das ältere der beiden Mädchen wirklich etwas gesehen hat, lassen wir dahingestellt sein; es liegt keine nähere Mitteilung darüber vor. Dagegen beruht die Halluzination des jüngeren Mädchens offenbar auf der Suggestion des anderen; infolge der plötzlichen Frage konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf den Inhalt dieser Frage und die Phantasie sieht sofort ein entsprechendes Bild. Die Dunkelheit und das plötzliche Erwachen erleichtern natürlich in einem hohen Grade das Auftreten der Halluzination, aber die eigentliche Ursache ist doch die Frage des anderen Mädchens.

Halluzinationen können natürlich ebenso wie Ahnungen weissagenden Inhalts sein; doch ist das immerhin etwas seltenes. Unter den englischen Berichten finden sich jedenfalls äusserst wenige derartige Halluzinationen. Der Grund dazu liegt auf der Hand. Erst die nachfolgende Begebenheit entscheidet ja, ob ein Traum, eine Ahnung u. s. f. wirklich etwas geweissagt hat; ausschliesslich diese

Fälle haften in der Erinnerung. Dadurch erweist sich nur eine kleine Anzahl von allen Träumen als weissagende Träume. Nun wird allerdings ein so merkwürdiges Phänomen wie eine Halluzination leichter behalten als die gewöhnlicheren Träume und Ahnungen, aber auch von den Halluzinationen wird nur der kleinere Teil durch die zufälligen nachfolgenden Begebenheiten zu Weissagungshalluzinationen werden, während die meisten von ihnen ganz bedeutungslos sind. Und von den Menschen werden auch nur die, welche häufig an Halluzinationen leiden, von Zeit zu Zeit Weissagungshalluzinationen haben. Bei Sokrates und Jeanne d'Arc ist dies besonders oft der Fall gewesen; desgleichen bei Miss X. Ihre Aufzeichnungen enthalten eine nicht geringe Anzahl von höchst sonderbaren Erlebnissen dieser Art.

Hier ein Beispiel zur Schilderung des allgemeinen Charakters dieser Halluzinationen. Es bezieht sich auf eine mit einer anderen Dame unternommene Reise nach Schottland.

„Eines Morgens frühstückten wir allein und zwar sehr früh und eilig, da wir mit dem Postwagen reisen wollten. Plötzlich sah ich einen kleinen roten Mann einen oder zwei Fuss von meiner Freundin entfernt in der Luft schweben; ich machte sie darauf aufmerksam. Da sie gewohnt war, wunderliche Behauptungen von mir zu hören, so fuhr sie ruhig fort mit dem Frühstück und sagte nur: „Wie sieht der rote Mann aus?“ Da dieser immer noch in der Luft schwebte, konnte ich ihn ziemlich genau beschreiben. Er war ganz rot und sah einem indischen Götzenbilde ähnlich; seine Arme waren im Ellbogengelenk scharf nach oben gebogen; seine Gestalt hörte unter den Knieen auf. Meine Freundin konnte keine Erklärung dafür finden und wir mussten uns von ihm trennen, während er noch beständig an einer unsichtbaren Schnur hing. Am Nachmittage kamen wir zurück, meine Freundin ging zuerst ins Haus und kam mir in der Entreetür mit den Worten entgegen: „Hier ist dein kleiner roter Mann.“ Sie zeigte mir einen Brief, den sie eben empfangen hatte; derselbe war mit rotem Lack versiegelt und in dem Siegel war ein Abdruck gerade der Figur, die ich beschrieben hatte. Der Brief war des Morgens mit der ersten Post gleich nach unserer Abreise gekommen und war von grosser Wichtigkeit.“

Kristallvisionen und Konchylienauditionen.

Unter welchen physischen und psychischen Bedingungen das Unbewusste in das Bewusstsein eingreift, wissen wir vorläufig noch nicht. Es ist noch nicht ganz entschieden, ob Ahnungen und Halluzinationen auch bei ganz normalen Menschen auftreten können, oder ob sie nur vorkommen in Verbindung mit nervösen Störungen, die jedoch so schwach sind, dass das subjektive Befinden des Individuums nicht dadurch gestört ist. Aber weil man die Bedingungen für jenes Eingreifen noch nicht kennt, so ist damit ja keineswegs die Möglich-

keit ausgeschlossen, dass es Mittel gibt, welche dasselbe ermöglichen und günstig beeinflussen. In wissenschaftlicher Beziehung werden solche Hilfsmittel offenbar von grosser Bedeutung sein, weil man dann vielleicht auf experimentellem Wege zu grösserer Klarheit in dieser Frage kommen kann. Ein solches Mittel ist nun auch wirklich bekannt; es wird noch heutigen Tages wie vor tausend Jahren im Morgenlande angewandt und war im 16. und 17. Jahrhundert in Europa sehr in Gebrauch. Alle solche Wahrsagekünste, wie Kaptro-, Hydro-, Kristallomantie usw., haben das gemeinsam, dass der Wahrsager oder sein Gehilfe auf eine blanke Fläche starrt, bis Gesichte, welche die gewünschten Mitteilungen erhalten, auftauchen (vergl. S. 217 f.). Aus älterer Zeit findet sich eine weitläufige Literatur über diese Künste; da aber die abergläubischen Anschauungen und Theorien der verschiedenen Verfasser eine nicht geringe Rolle in diesen Berichten spielen, hat man das Ganze als wertlos beiseite geschoben. Man hat den wahren Kern, der in diesen theoretischen Schalen verborgen lag, nicht erkennen können, und deshalb das Ganze als Aberglauben verworfen. Miss X. gebührt das Verdienst, zuerst nachgewiesen zu haben, dass das „Kristallschauen", wie man alle diese Methoden mit einem gemeinschaftlichen Namen benannt hat, eine praktische Bedeutung hat, insofern viele Menschen sich dadurch in einen Zustand versetzen können, der besonders günstig für das Eingreifen unbewusster Vorstellungen in das Bewusstsein ist.

Miss X. prüfte die Methode erst selbst und erhielt viele schöne und interessante Resultate. Sie stellte dann weitere Versuche darüber an, durch welche Mittel die Visionen am besten hervorgerufen werden konnten. Sie probierte es mit Glaskugeln, mit der Rückseite einer Taschenuhr, mit Spiegeln, mit einem Glase Wasser, einem Vergrösserungsglase, das auf einen schwarzen Hintergrund gelegt wurde u. s. f.; alle diese Gegenstände konnten gebraucht werden; am besten jedoch erwies sich ein geschliffener Kristall, der von schwarzem Tuchstoff umgeben war und so gestellt wurde, dass keine scharfen Reflexe weder von den Fenstern, noch von Gegenständen in der Stube her von demselben aufgefangen werden konnten. Auf diese Weise haben viele Menschen, besonders in England, die Methode ausgeübt. Es hat sich dabei gezeigt, dass nicht ein jeder Anlagen hat, Gesichte zu sehen. Das wusste man übrigens in älteren Zeiten auch ganz gut; darum wurden namentlich Frauen und Kinder zu diesen Wahrsagekünsten verwandt. Auch jetzt haben sich hauptsächlich Damen dieser Kunst mit Erfolg gewidmet. Infolge der vielen Experimente sind wir jetzt einigermassen darüber orientiert, unter welchen Umständen die Visionen auftreten, welche Form und welchen Inhalt sie haben, und

worauf ihr scheinbarer weissagender oder wahrsagender Charakter beruht.

Alle unsere modernen Kristallomantiker scheinen darin einig zu sein, dass vollkommene Gesundheit eine notwendige Bedingung ist, um Kristallvisionen zu erzielen. Selbst ein leichter Kopfschmerz macht die Anwendung unmöglich. Andererseits haben sie auch niemals den geringsten Nachteil für die Gesundheit von diesen Künsten verspürt. Miss X. hat mehrere Jahre lang sehr häufig den Kristall benutzt, bald zur Zerstreuung und zum Zeitvertreib, bald um sich gewisse bedeutungsvolle Aufschlüsse zu verschaffen; aber irgend einen schädlichen Einfluss auf ihr Befinden hat sie nie wahrgenommen. Kristallvisionen scheinen also einigen Menschen ebenso natürlich zu sein wie Ahnungen und dergleichen harmlose Dinge vielen andern.

Der Charakter der Visionen ist verschieden. Bisweilen sind die Bilder so lebhaft, dass sie das Gepräge von Sinneswahrnehmungen haben. Da ihre Grösse aber durch den Kristall bestimmt wird, in dem sie sich zeigen, so wird man sie selten mit der Wirklichkeit verwechseln. Nur eine Dame berichtet, dass sie sich von den Situationen gleichsam umgeben sieht; bei ihr scheinen die Bilder vollständige Halluzinationen zu werden. Bisweilen fehlen die Farben, so dass sie mehr Zeichnungen oder Photographien als Malereien gleichen. Merkwürdig ist es, dass diese Gesichte oft dadurch vergrössert werden können, dass man sie durch ein Vergrösserungsglas sieht. Miss X. hat dies häufig benutzt, um Buchstaben, die in dem direkt gesehenen Bilde undeutlich waren, lesen zu können.

Der Inhalt der Visionen ist natürlich sehr häufig ohne irgend eine praktische Bedeutung. Wenn Miss X. ihren Kristall zum Zeitvertreib gebraucht, ohne Aufschluss nach einer bestimmten Richtung hin zu suchen, so treten reine Phantasiebilder hervor, wie Szenen aus gelesenen Büchern, die hier dramatische Form annehmen. Aber in diesen Bildern sind nicht selten Einzelheiten enthalten, die dem Gedächtnis des Beobachters längst entschwunden sind. Bei genauerer Untersuchung ergibt sich dann, dass sie sich wirklich in den betreffenden Büchern finden. Hier tauchen also vollständig vergessene, unbewusste Vorstellungen auf. Ebenso geht es mit wirklichen Erlebnissen. Es finden sich zahlreiche Beispiele, dass Eindrücke, die im Laufe des Tages keine Spur im Bewusstsein zurückgelassen haben, trotzdem nicht unbemerkt geblieben sind; denn in den Visionen tauchen sie wieder auf.

„Ich sehe im Kristalle ein Stück einer dunklen Mauer, von einem weissen Jasminstrauch bedeckt, und frage mich: „Wo kannst du dies gesehen haben?“ Ich entsinne mich nicht, an einem solchen Platze, der doch

in den Strassen Londons nicht gerade häufig zu finden ist, gewesen zu sein, und nehme mir vor, morgen denselben Weg zu gehen, den ich heute ging und auf solche Mauer achtzugeben. Der nächste Tag bringt die Lösung des Rätsels. Ich finde wirklich die Stelle und erinnere mich nun auch, dass ich von einem Gespräche mit einem Begleiter ganz in Anspruch genommen war, als ich am vorhergehenden Tage an der Mauer vorbeiging.“ Dass das Auftauchen solcher unbewussten Vorstellungen bisweilen sehr wertvoll sein kann, haben wir schon bei den Träumen gesehen. Miss X. braucht nicht darauf zu warten, bis ein freundlicher Traum ihr etwas, das sie nicht beachtet hat, das aber im gegebenen Augenblick zu wissen ihr doch nützlich ist, offenbart. Mit Hilfe des Kristalles kann sie sich jederzeit die gewünschten Aufklärungen verschaffen.

„Aus Nachlässigkeit hatte ich einen Brief fortgeworfen, ohne mir die Adresse des Absenders zu merken. Ich erinnerte mich, in welcher Gegend des Landes er wohnte, und beim Nachsehen auf einer Landkarte fand ich auch den Namen der Stadt, den ich freilich vergessen hatte, der mir aber wieder einfiel, als ich ihn auf der Karte erblickte. Aber für den Namen der Strasse oder des Hauses hatte ich absolut keinen Anhaltspunkt. Da bekam ich die Idee, meinen Kristall auf die Probe zu stellen, und richtig nach kurzer Zeit zeigte sich mir in grauen Buchstaben auf weissem Grunde das Wort: ‚Hibbs House‘. In Ermangelung einer besseren Auskunft wagte ich, meinen Brief mit dieser Adresse, zu der ich auf etwas ungewöhnliche Weise gelangt war, zu versehen. Wenige Tage nachher bekam ich Antwort; oben auf dem Bogen stand mit grauen Buchstaben auf weissem Papier: ‚Hibbs House‘.“

Bisweilen können die unbewussten Vorstellungen in einer solchen Form auftauchen, dass sie sinnlos erscheinen, so dass es eines eingehenden Studiums bedarf, um den Sinn herauszufinden und den Ursprung nachzuweisen.

Miss Z., eine andere dieser visionären Damen, berichtet über ein sehr schönes Beispiel hiervon. Sie sah im Kristall eine Menge Buchstaben, die einzeln in leuchtend roter Farbe hervortraten. Sie notierte sich die ganze Reihe: detnawaenoemosotniojaetavirpelcrictsumebgnilliwotevigsevlesmehtpuo tehttcejbus. Zuletzt entdeckte sie, dass es wirklich Wörter waren, von denen jedes für sich rückwärts geschrieben war; jetzt stellte sich folgender Sinn heraus: „Wanted a someone to join a private circle, must be willing to give themselves up to the subject.“ In einer Zeitung fand sich diese Annonce, auf der das Auge der Dame kurz vorher geruht hatte, indes, wie sie bestimmt wusste, ohne dass sie dieselbe mit Bewusstsein gelesen hatte.

Natürlich fehlt es in diesen Aufzeichnungen nicht an weissagenden Visionen, die später eingetretene Begebenheiten scheinbar mit so grosser Genauigkeit vorausgesagt haben, dass sie ganz rätselhaft wären, wenn man nicht die Unzuverlässigkeit des menschlichen Gedächtnisses kennen würde. Sobald man diese jedoch mit in Betracht zieht, verlieren die Fälle ihr mystisches Gepräge.

Miss X. berichtet: „Ich hatte einen ziemlich ärgerlichen Brief an eine Freundin geschrieben, in dem ich ihr vorwarf, dass sie nach einer längeren

Reise sich zehn Tage in London aufgehalten hätte, ohne mich zu besuchen. Ich wunderte mich deshalb nicht, als sie sich mir am nächsten Tage im Kristalle zeigte; indes konnte ich nicht begreifen, weshalb sie mit einer entschuldigenden Miene eine Musikmappe vor sich hielt. Am nächsten Tage erhielt ich ihre Antwort, die am Abend vorher geschrieben war, und in der sie mir zu ihrer Entschuldigung mitteilte, dass sie die kgl. Musikakademie besuchte und beinahe den ganzen Tag in Anspruch genommen wäre. Diese Mitteilung war höchst unerwartet, da die Dame verheiratet war, sich bis jetzt nur als Dilettantin mit Musik beschäftigt und ihre Ausbildung vor der Hochzeit beendet hatte. Ich habe mich später davon überzeugt, dass sie eine Musikmappe trägt, die derjenigen ähnlich ist, die ich im Kristalle gesehen habe, und die ich gleich nachher abzeichnete."

Wenn Miss X. nur einmal flüchtig davon hatte sprechen hören, dass die Freundin zur Musikakademie gehen wollte, so wäre dies Ereignis leicht erklärlich: dann wäre es nur, wie in vielen anderen Fällen, eine vergessene Erinnerung, die wieder auftaucht. Nun behauptet Miss X. freilich, dass sie davon niemals etwas gehört habe; aber darf man sich darauf verlassen? In der oben erwähnten Vision vom Jasmin an der Mauer meinte sie ja auch, dass sie nie etwas Derartiges gesehen hätte, und doch fand sie die Stelle und konnte sich nachher auch erinnern, dort gewesen zu sein. Auch in vielen anderen Fällen hat sie die Erklärung abgegeben, dass die Visionen nur Erinnerungen an Dinge seien, die sie, soweit sie sich dessen bewusst war, nie gehört oder gesehen hatte. Man sieht daraus: auch ihrem Gedächtnis ist ebensowenig zu trauen wie dem anderer Menschen.

Wenn man daher zur Erklärung eines Phänomens nur die Wahl hat, entweder magische Kräfte oder ein Auftauchen unbewusster Vorstellungen anzunehmen, so hat die letztere Annahme doch von vorneherein offenbar am meisten Wahrscheinlichkeit für sich.

In einer Reihe anderer Fälle werden die Visionen nur dadurch Weissagungen, dass sie — ebenso wie bei den Träumen — schon in der Erinnerung etwas verwischt sind, wenn die wirkliche Begebenheit eintritt.

„Ich sah im Kristalle die Gestalt eines Mannes, der sich an ein schmales Fenster lehnte und von aussen in das Zimmer blickte. Sein Gesicht war anscheinend verhüllt, so dass ich es nicht sehen konnte; aber ich verweilte nicht länger bei dem Bilde, weil der Kristall an dem Abend ziemlich trüb und das Bild nicht sehr angenehm war. Ich nahm an, dass das Bild nur eine Folge von den Gesprächen der letzten Tage über Einbruch und Diebstahl wäre, und mit einer gewissen Befriedigung überzeugte ich mich, dass das einzige Fenster des Hauses, welches wie das der Vision in vier Felder geteilt war, vorne sass und derartig war, dass man nicht zu demselben kommen konnte. Drei Tage später brach Feuer in diesem Zimmer aus; des Rauches halber musste die Feuerwehr von aussen in dasselbe eindringen, und der Mann, der zuerst eindrang, hatte ein nasses Tuch vor dem Gesichte, um sich gegen den Rauch zu schützen."

Ist diese „Weissagung" mehr als eine Einbildung? Hat Miss X. in ihrer ersten Annahme nicht recht, dass die Vision nur eine Folge von den Einbruchsgeschichten sei? Die später eintretende Begebenheit wird dann

ganz willkürlich mit dem visionären Bilde auf Grund einer gewissen Aehnlichkeit in Verbindung gesetzt. Von allen Erklärungen ist diese wohl die natürlichste.

Wie man durch Anstarren eines Kristalles Visionen bekommt, so kann man auch Mitteilungen empfangen, wenn man auf das „Kochen" einer Konchylie horcht. Die Methode soll bei den ungarischen Zigeunern heute noch in Gebrauch sein, die auf diese Weise Mitteilungen von Nivasha, dem Luftgeiste, erhalten. Die Phänomene sind von derselben Art wie die Kristallvisionen, sind ein Auftauchen unbewusster Vorstellungen. Jedoch warnt Miss X. vor der Anwendung dieser Methode, da die Gehörshalluzinationen bei derselben viel grössere Neigung haben, konstant und chronisch zu werden, als die Visionen bei Gebrauch des Kristalles.

Von besonderem Interesse ist die Frage nach dem psychischen Zustand des Kristallomantikers während der Visionen, weil man aus demselben Schlüsse über die Bedingung für das Entstehen der Ahnungen und der Spontanhalluzinationen ziehen kann. Letzteres beruht ja auf dem Auftauchen unbewusster Vorstellungen. Die Annahme liegt daher nahe, dass es in allen Fällen derselbe Zustand ist, der das Auftreten dieser Phänomene ermöglicht. Bei Ahnungen und Spontanhalluzinationen tritt derselbe gelegentlich von selbst auf, bei dem Anschauen des Kristalles wird er künstlich hervorgerufen und erleichtert dadurch das Hervortreten unbewusster Vorstellungen. Die Erfahrung scheint nun dafür zu sprechen, dass ein eigentümlicher Schlafzustand, möglicherweise ein der Hypnose ähnlicher Zustand von verschiedener Stärke die Bedingung für das Erscheinen der Phänomene ist. Zunächst ist es nachgewiesen, dass der visionäre Zustand wenigstens bei einigen der modernen Kristallomantiker unmerkbar in eine Hypnose übergehen kann. Das ist um so natürlicher, als dass Anstarren blanker Flächen auch ein Mittel ist, um eine Hypnose hervorzurufen. Dann sprechen sowohl ältere als auch jüngere Berichte es aus, dass bei den Spontanhalluzinationen der Blick vielfach einen starren Ausdruck annehme und dass eine gewisse Unempfänglichkeit für äussere Reize vorhanden sei (vrgl. S. 265). Von Miss X. wird dies ausdrücklich bei einer bestimmten Gelegenheit gesagt. Endlich habe ich selbst beobachtet, dass eine Ahnung oder Pseudohalluzination häufig während einer plötzlichen Geistesabwesenheit entstand, in der ich mir nicht ganz klar war über das, was um mich her passierte. Verschiedene Personen, die diese Zustände ebenfalls kennen, haben dieselbe Beobachtung gemacht. Somit scheint die notwendige Bedingung für das Auftauchen unbewusster Vorstellungen im Bewusstsein ein plötzlicher Schlafzustand zu sein,

der in seiner mildesten Form eine blosse Distraktion ist, der aber unmerkbar in einen mehr oder weniger tiefen, der Hypnose ähnlichen Zustand übergehen kann. In seiner leichtesten Form führt dieser Zustand nur zu Ahnungen, bei entsprechender Vertiefung zu Halluzinationen. Er kann von selbst eintreten, dann entstehen die spontanen Formen; er kann aber auch künstlich durch hypnotisierende Mittel, Anstarren von Kristallen u. s. f. hervorgerufen werden. Will man ihn mit etwas allgemein Bekanntem vergleichen, so würde er am meisten dem Halbschlaf gleichen, wo man noch träumt, aber doch schon einen Teil von den Vorgängen in der Umgebung wahrnimmt. Möglicherweise ist er in seinen gewöhnlichsten Formen überhaupt nur ein solcher Halbschlaf, in dem die willkürliche Aufmerksamkeit plötzlich erschlafft und es dadurch den unbewussten Vorstellungen ermöglicht, zum Bewusstsein durchzudringen.

Automatische Bewegungen.

Automatisch sind nach unserer früheren Definition die Bewegungen, welche in keiner Verbindung mit dem augenblicklichen Bewusstseinsinhalte des Individuums stehen und nicht direkt durch einen äusseren Reiz hervorgerufen werden (S. 517 f.). Die automatischen Bewegungen sind demnach nur eine besondere Form, in der unbewusste Vorstellungen sich äussern. Ist die Auffassung nun richtig, dass Ahnungen und Halluzinationen plötzliche Träume sind, die sich in das wache Bewusstseinsleben einschieben, so werden die automatischen Bewegungen offenbar eine Art von „Nachtwandeln im wachen Zustande“ sein. Während die Gedanken von ganz anderen Dingen erfüllt sind, werden mehr oder weniger komplizierte Handlungen vollzogen, von denen das Individuum nur eine ganz dunkle Empfindung hat, ohne sich derselben völlig bewusst zu sein.

Gewisse allgemeine Formen hiervon sind aus dem täglichen Leben wohlbekannt. So können die Damen eine Handarbeit machen und gleichzeitig ein lebhaftes Gespräch führen. Auch viele Männer spielen gerne mit irgend einem Gegenstand in der Hand, wenn sie über etwas diskutieren; es ist nichts Ungewöhnliches, dass selbst recht starke Gegenstände unbewusst, in der Hitze der Diskussion, zerbrochen werden. Unter ähnlichen Verhältnissen können einige Menschen ein Stück Papier mit Zeichnungen, Monogrammen, Namen oder ganzen Sätzen bemalen, und nimmt man ihnen plötzlich das Papier fort, so haben sie gewöhnlich keine Vorstellung von dem, was sie getan haben. Meistens wirken die Augen bei den Kritzeleien mit, manchmal aber wird das Papier nicht einmal angesehen.

Hier liegen deutlich genug Handlungen vor, die offenbar von bestimmten Vorstellungen geleitet werden; aber das Individuum ist

sich dieser Vorstellungen nicht bewusst. Von solchen geringen Aeusserungen unbewusster Vorstellungen ist sichtlich nur ein kleiner Schritt zu den mehr zusammenhängenden Mitteilungen, die wir von den spiritistischen Sitzungen her kennen, und die mit der Planchette, dem Psychographen oder auf gewöhnliche Weise mit Bleistift oder Feder geliefert werden.

Die Erfahrung hat indes gelehrt, dass nicht ein jeder automatische Schrift, die einen Sinn enthält, hervorbringen kann. Viele bringen es nicht weiter als bis zu bedeutungslosen Strichen; wo aber eine diesbezügliche natürliche Anlage vorhanden ist, wird eine regelmässige Uebung, automatisch zu schreiben, während die Gedanken in anderer Weise beschäftigt sind, bald zu beachtenswerten Resultaten führen. Es kommt nur darauf an, für die unbewussten Tätigkeiten einen Weg zu finden, auf welchem sie sich äussern können. Sollen sie zum Bewusstsein durchdringen, so bedarf es einer Distraktion oder eines Halbschlafes, der willkürlich durch das Anschauen eines Kristalles oder dergl. hervorgerufen werden kann. Sollen sie sich dagegen in Bewegungen äussern, so sind derartige Zustände vielleicht überflüssig; dann kommt es nur darauf an, den Bewegungsapparat so leicht wie möglich in Bewegung zu bringen und dies wird ebenso wie bei der willkürlichen Schrift nur durch fortgesetzte Uebung auf Grund von natürlichen Anlagen erreicht. Es ist also wirklich eine höhere Entwicklung der mediumistischen Anlagen erforderlich, wenn ein Mensch zusammenhängende Mitteilungen durch automatische Schrift liefern soll (vrgl. S. 296 f.).

Vielfach hängen nicht nur die Mitteilungen, die in einer Sitzung gemacht werden, sondern auch die, welche in mehreren einander folgenden Versuchen stattfinden, miteinander zusammen. Dies erinnert an die Träume, die sich bei einigen Menschen mehrere Nächte hindurch fortsetzen, und deutet wie bei diesen Träumen offenbar auf eine beginnende Entwicklung eines doppelten Bewusstseinslebens. Ferner werden die automatischen Mitteilungen oft mit einem bestimmten Namen bezeichnet, selbst dann, wenn das Medium gar nicht Spiritist ist. Nicht selten kommen besonders bei ungeübten Medien „Anagramme", d. h. Buchstaben, die anscheinend keinen Sinn geben und doch zu bestimmten Worten geordnet werden können, zutage. Derartige Aeusserungen der unbewussten Tätigkeiten haben wir schon bei Besprechung der Kristallvisionen kennen gelernt.

Zur Illustration dieser Mitteilungen und zur Beurteilung ihres Wertes teilen wir die Erfahrungen mit, die ein Mitglied der S. P. R., Mr. A., machte. „Ich wünschte," so berichtet er, „zu wissen, ob ich selbst automatisch schreiben könnte, mit anderen Worten, ob ich ein sogenanntes Schreib-

medium wäre. Ich machte deshalb Ostern 1883 einen Versuch, der nach dem Verlaufe von einer Woche an drei aufeinander folgenden Tagen fortgesetzt wurde, im ganzen also 4 Versuche. Das erste Mal wurde ich gefesselt, das zweite Mal überrascht, das dritte Mal glaubte ich in ganz neue halb feierliche, halb romantische Erfahrungskreise hineinzukommen, das vierte Mal endete das Erhabene zu meinem grossen Kummer mit dem Lächerlichen.“ Mr. A. machte es in der Weise, dass er in Gedanken eine bestimmte Frage stellte und nun ganz ruhig wartete, was seine Hand und sein Bleistift antworten würde. Ich gebe hier nur die Resultate des dritten Tages, die unbedingt das grösste Interesse haben, wieder: „Frage: Was ist der Mensch? Antwort: Tefi Hasl Esble Lies. Frage: Ist das eine Anagramm? Antwort: Ja. Frage: Aus wie vielen Wörtern besteht es? Antwort: 5. Frage: Was ist das erste Wort? Antwort: Siehe. Frage: Was ist das zweite Wort? Antwort: Eeeeee — — Frage: Siehe? Soll das heissen, dass ich es selbst auslegen soll? Antwort: Versuche! — Ich fand nun folgenden Sinn in den Buchstaben: Life is the less able (das Leben ist das weniger Wertvolle). Ich wurde natürlich sehr erstaunt über den anscheinend unabhängigen Willen und die Vernunft, die sich bei der Bildung eines solchen Anagramms offenbarte, und ich wurde für einen kurzen Augenblick ein gläubiger Spiritist; nicht ohne gewisse Ehrfurcht stellte ich nun die Frage: Wer bist du? Antwort: Clelia! Frage: Bist du ein Weib? Antwort: Ja. Frage: Hast du jemals auf der Erde gelebt? Antwort: Nein, Frage: Willst du? Antwort: Ja. Frage: Wann? Antwort: Sechs Jahre. Frage: Warum sprichst du mit mir? Antwort: Eif Clelia e l. Mit steigerndem Erstaunen legte ich dies folgendermassen aus: I Clelia feel (ich Clelia fühle). Frage: Ist dies richtig? Antwort: Eif Clelia e l. 20. Frage: Bist du 20 Jahre alt? Antwort: Ewig. Frage: Was bedeutet dann 20? Antwort: Wörter.“

Hier hörte der Versuch für diesen Tag auf. Am nächsten Tage wurde Mr. A. von seinen spiritistischen Neigungen ziemlich kuriert, indem Clelia mit reinen Worten ihre eigene Existenz leugnete und Mr. A. die wissenschaftliche Erklärung gab, von der er wohl von Anfang an überzeugt war, nämlich, dass er nur mit sich selber gesprochen hatte. Vom Worte Clelia ist nur zu berichten, dass Mr. A. den Namen niemals früher gehört hatte.

Auf einer höheren Entwicklungsstufe der Mediumität, wo die unbewussten Tätigkeiten freieres Spiel haben, können noch merkwürdigere Phänomene sich zeigen. Nicht selten werden dann verschiedene Mitteilungen mit verschiedener Handschrift gemacht und mit verschiedenen Namen bezeichnet; jeder der hervortretenden „Geister“ hat seine besondere Handschrift, woran er erkannt wird. Zugleich erfolgen sehr oft Mitteilungen von Dingen und in Sprachen, die das Individuum gar nicht kennt.

Ein schönes Beispiel in dieser Beziehung liefern einige Versuche, die zwei englische Studenten, die Gebrüder Schiller, jedenfalls ohne spiritistische Tendenzen 1886 anstellten. Bei diesen Versuchen traten nicht weniger als neun verschiedene „Geister“ auf, die unter anderem auch Zitate auf griechisch und altnormannisch lieferten. Das Medium hatte ganz gewiss diese Sprachen nicht studiert, konnte jedoch die Möglichkeit, die Zitate einmal gelesen zu haben, auch nicht leugnen. Einige Fragen wurden auf hindu-

stanisch beantwortet, was noch merkwürdiger ist; denn allerdings war das Medium in Indien geboren, hatte sich aber dort nur bis zu einem Alter von acht Monaten aufgehalten und seitdem, soweit es wusste, die Sprache nicht sprechen hören. Die indischen Wörter waren übrigens nicht ganz korrekt.

Aus diesen Versuchen geht deutlich hervor, dass selbst die am weitesten zurückliegenden, scheinbar längst vergessenen Vorstellungen doch nicht spurlos verschwunden sind, sondern unter günstigen Verhältnissen aus der dunklen Tiefe des Unbewussten deutlich auftauchen können. Es ist also ganz bedeutungslos, wenn ein Medium behauptet, von einer bestimmten Sache gar nichts zu wissen; aller Wahrscheinlichkeit nach haben die betreffenden Vorstellungen doch an irgend einer Stelle im Unbewussten gelegen (vrgl. Aksákows Untersuchungen über EMEK HABACChA, S. 301 f.).

Es treten in den automatischen Bewegungen aber keineswegs bloss die eigenen unbewussten Vorstellungen des Individuums hervor. Vielmehr können jene, wie entsprechende Versuche beweisen, auch durch Reize, die das Medium unbewusst in der Sitzung selbst empfängt, ausgelöst werden.

Die besten Versuche in dieser Art sind im Jahre 1871 von Pastor Newnham mit seiner Frau als Medium ausgeführt worden. Im Laufe von acht Monaten stellten sie mehrere hundert Versuche an, indem die Gattin mit der Planchette Fragen beantwortete, die er auf ein Stück Papier schrieb, und an welche er dann dachte, ohne ihr den Inhalt mitzuteilen. Die Antworten der Planchette stimmten sehr gut zu seinen Fragen, und da viele derselben die Geheimnisse der Freimaurer betrafen, die sie nicht wissen konnte, so lässt sich dies nur durch „Gedankenübertragung“ erklären. Ob die Gedanken in diesem Falle mittels des unwillkürlichen Flüsterns oder durch die eigentliche Telepathie übertragen worden sind, darauf kommt es es hier nicht an; das erstere ist übrigens, unter den gegebenen Umständen, am wahrscheinlichsten. Der Prediger sass nämlich sehr nahe bei dem Medium; es war kein anderer bei den Versuchen anwesend; alle Bedingungen waren also vorhanden, dass er ihr unwillkürlich die Antworten, die er erwartete, zuflüstern konnte, ohne dass das Flüstern bemerkt wurde. Die Pastorin ist sich jedenfalls nicht bewusst, jemals etwas gehört zu haben. Das schwache Flüstern hat also nur unbewusste Vorstellungen hervorgerufen, die sich direkt in automatischen Bewegungen äusserten.

Hierdurch scheint ein unumstösslicher experimenteller Beweis erbracht zu sein, dass bei der Gedankenübertragung Dinge mitgeteilt werden können, von denen das Medium selbst nicht die geringste Ahnung hat. Viele von den grössten Rätseln in den spiritistischen Sitzungen scheinen hiermit gelöst zu sein.

Ebenso wie die Schrift automatisch zustande kommen kann, so muss man auch eine automatische Rede hervorrufen können. Dieselbe wird allerdings bei einem normalen Menschen im Wachen kaum vernehmbar sein. Die eigentlichen „Redemedien“ sind immer

in Trance, der höchsten Form der Mediumität. Im übrigen ist aber eine automatische Rede — oder richtiger: ein schwaches automatisches Flüstern — nichts Ungewöhnliches.

In der Literatur findet man freilich nicht das Geringste hierüber, aber ich habe oft Gelegenheit gehabt, an mir selbst Beobachtungen in dieser Beziehung anzustellen. Wenn ich, von der Lektüre einer etwas schwierigen fremden Sprache ermüdet, das Buch fortlege und an andere Dinge denke, so ertappe ich mich nicht selten dabei, dass ich fortfahre, in der betreffenden Sprache mehr oder weniger gut gelungene Sätze zu bilden; diese Sätze stehen aber, soweit meine Erfahrung reicht, in keiner Verbindung mit dem, woran ich im Augenblick denke. Ich höre die Worte natürlich nicht, aber die automatischen Bewegungen sind doch so kräftig, dass sie mehr als einmal meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Jedenfalls sind sie ebenso intensiv wie das unwillkürliche Flüstern, also wie die Ursache zur gewöhnlichen Gedankenübertragung.

Kompliziertere automatische Bewegungen kommen bei völlig normalen Individuen wohl kaum vor. Unter starken Gemütsbewegungen oder zeitweiliger Nervenschwäche kann es sich jedoch ereignen, dass sonst normale Personen Handlungen ausführen, deren sie sich nur teilweise bewusst sind, und die sie mit ihrem Willen jedenfalls nicht mehr ganz beherrschen. Ein interessantes Beispiel dieser Art hat Ch. Tout, Direktor eines amerikanischen Kollegiums, berichtet.

Etwa 1892 beteiligte er sich mit einigen Nachbarn an einer Reihe spiritistischer Sitzungen. Er und ein anderer der Teilnehmer sahen gelegentlich subjektive Lichterscheinungen, und die weiblichen Mitglieder wurden oft von krampfhaften Zuckungen besonders der Finger und der Arme befallen. Mr. Tout spürte eine starke Neigung, diese Bewegungen nachzuahmen, und gelegentlich gab er dieser Neigung nach, jedoch nie in einem solchen Grade, dass er gar nicht mehr Herr über seine Bewegungen war. In späteren Seancen gab er sich dann und wann dem Triebe, eine fremde Persönlichkeit anzunehmen, hin. So spielte er z. B. die Rolle einer verstorbenen Frau, der Mutter eines anwesenden Freundes. Er legte seinen Arm um den Freund und liebkoste ihn, so wie die Mutter es würde getan haben, und die Anwesenden betrachteten es als echte Aeusserungen eines sogenannten Kontrollgeistes. Bei einer anderen Gelegenheit, wo er mehrere verschiedene Persönlichkeiten dargestellt hatte, bekam er schliesslich ein Gefühl von Kälte und Verlassenheit, als wäre er ein vom Körper eben befreiter Geist. Sein Elend und seine Trübsal waren furchtbar, und er würde zu Boden gestürzt sein, wäre er nicht von einigen der Anwesenden gehalten. Seine ferneren Beobachtungen beschreibt er wie folgt:

„In diesem Momente hörte ich die Bemerkung: ‚Es ist der Vater, der ihn kontrolliert‘, und sofort versuchte ich, die Person darzustellen, die man mir vorsuggerierte. Ich fing an, Schmerzen in den Lungen zu spüren, und würde gefallen sein, wenn man mich nicht gehalten und sanft auf den Boden gelegt hätte. Als mein Kopf auf dem Teppich ruhte, fühlte ich furchtbare Schmerzen in den Lungen und konnte nicht atmen. Durch Gebärden suchte

ich den Umherstehenden mitzuteilen, dass etwas unter meinen Kopf gelegt werden müsste. Ein Sofakissen wurde sofort daruntergetan; das genügte aber nicht — mein Kopf war nicht so hoch gehoben, dass ich leicht atmen konnte — und man fügte ein Kopfkissen hinzu. Ich habe eine sehr deutliche Erinnerung an den Seufzer der Erleichterung, der mir entging, als ich wie ein Kranker auf das kühle Kissen zurücksank. Zum Teil war ich mir meiner Handlungen, aber nicht der Umgebung bewusst, und ich habe eine sehr klare Erinnerung davon, dass ich mein sterbender Vater war und in demselben Zimmer lag, wo er starb. Es war ein höchst sonderbares Gefühl. Ich sah seine zusammengeschrumpften Hände und Gesicht und erlebte wieder den Augenblick seines Sterbens; nur war ich diesmal — in einer ganz unbestimmten Weise — sowohl ich selbst als mein Vater, und ich hatte seine Gefühle und sein Aussehen."

Diese Selbstbeobachtungen sind sehr interessant, weil sie uns aller Wahrscheinlichkeit nach den psychischen Zustand, die teilweise Spaltung des Bewusstseins der meisten physikalischen Medien, wenn sie als solche tätig sind, darstellen. Es wurde oben erwähnt (S. 422f.), dass die Leistungen dieser Medien hauptsächlich Taschenspielerkunststücke seien, dass aber deswegen nicht jeder Taschenspieler ohne weiteres ein physikalisches Medium sei. *Ein Medium muss eben die Fähigkeit besitzen, komplizierte automatische Handlungen auszuführen, während der Taschenspieler das nicht nötig hat.* Allerdings muss auch der Taschenspieler schwierige und verwickelte Manipulationen ausführen, ohne darüber nachzudenken; aber es sind doch stets nur bestimmte Griffe und Bewegungen nötig, die im voraus sorgfältig eingeübt werden können, um sie später in bestimmten Augenblicken dem Programme gemäss vorzuführen. Das ist aber nicht schwieriger und wunderbarer, als wenn ein geübter Klavierspieler ein Stück vom Blatte spielt; während die Augen den Noten folgen, finden die Finger die entsprechenden Tasten von selbst. Für das physikalische Medium stellt sich die Sache jedoch ganz anders. Während der Taschenspieler eine Bühne mit Apparaten zu seiner Verfügung hat und das Publikum in einer passenden Entfernung von derselben sitzt, so muss das Medium sich mitten zwischen den Beobachtern aufhalten; von einem „Apparate" aber ist hier selten die Rede. Das Medium muss sich sozusagen teilen können; einerseits muss es die Anwesenden fortwährend in Schach halten, ihre Aufmerksamkeit fesseln und ihre Beobachtungen verhindern, und andererseits gleichzeitig komplizierte Handlungen ausführen, die bisweilen gar nicht vorhergesehen und deshalb auch nicht vorher eingeübt werden können. Soll man z. B. bei voller Beleuchtung die Antwort auf eine unerwartete Frage auf eine Tafel schreiben und zugleich zwei intelligenten und scharfen Kritikern auf beiden Seiten es verheimlichen, dass man selbst der Schreibende ist, so erfordert dies eine solche Anspannung aller

Geisteskräfte, dass die Schrift automatisch produziert werden muss, wenn sie überhaupt zustande kommen soll. Bei meinen eigenen früher erwähnten Versuchen brachte ich wirklich ab und zu eine Schrift, deren Inhalt mir unbekannt war, hervor; diese dokumentierte sich dadurch deutlich als automatisch. Natürlich können auch andere Handlungen ausser Schreibbewegungen automatisch ausgeführt werden. Da das Medium nachher nur ein undeutliches Gefühl davon besitzt, überhaupt mitgewirkt zu haben, so mag es schon sehr oft in dem Glauben befangen sein, dass es nicht selbst diese Handlungen ausgeführt hat, sondern dass andere Kräfte dabei tätig gewesen sind. Auf solche Weise erklärt es sich leicht, wenn die Medien selbst gläubige Spiritisten sind.

Von dem gewöhnlichen Taschenspieler unterscheidet das physikalische Medium sich also dadurch, dass es automatisch komplizierte Handlungen ausführen kann, die nicht eingeübt sind. Solche Handlungen werden zwar am besten im Trancezustande vollzogen; es ist jedoch unwahrscheinlich, dass die physikalischen Medien sich gewöhnlich während der Sitzungen in demselben befinden. Bei den Materialisationsmedien kann dieses vorkommen, obwohl es, wie wir später sehen werden, durchaus nicht notwendig ist. Da der Trancezustand aber wohl immer mit einer solchen Einengung des Bewusstseins verbunden ist, dass dieselbe bei andern physikalischen Leistungen eher schädlich als nützlich sein dürfte, ist er in höherem Masse hierbei wohl kaum anzunehmen. Die Selbstbeobachtungen Mr. Touts zeigen uns indes, dass Abstufungen zwischen dem völlig wachen Bewusstsein und dem Trancezustand möglich sind; auf irgend einer dieser Stufen befindet sich wahrscheinlich das physikalische Medium, wenn es seine Kunststücke ausführt. Wir kommen auf diese Frage wieder zurück, wenn wir im folgenden die Natur der Mediumität untersuchen.

Zufall, Telepathie, Hellsehen.

Obwohl unsere Kenntnis von den unbewussten psychischen Tätigkeiten noch recht dürftig ist, so haben wir bis jetzt doch gefunden, dass dieselben nicht ausserhalb der uns bekannten psychologischen Gesetze fallen. Sie werden ganz wie die bewussten teils von aussen durch Sinnesreize, teils von innen durch einen Kreis bewusster Vorstellungen ausgelöst. Wir können sie in allen Fällen, analog den uns bekannten bewussten Tätigkeiten, als eine Reproduktion unbewusster Vorstellungen, die sich entweder im Bewusstsein oder in Bewegungen äussern, auffassen. Das ist für uns aber die Hauptsache, weil dadurch ein wesentliches Stück des Aberglaubens der ver-

schiedenen Völker und Zeitalter sich leicht erklärt und unter bekannte psychologische Gesetze untergeordnet werden kann.

Es ist charakteristisch für die Aeusserungen des Unbewussten, dass das Individuum unter dem Einfluss desselben manchmal ein Wissen zeigt, das wenigstens dem Anscheine nach nicht auf natürlichem Wege, d. h. durch Beobachtung oder Verstandesschlüsse, erworben sein kann. Die Bedeutung dieser Tatsache für den Aberglauben liegt auf der Hand. Diese Phänomene haben unzweifelhaft den Glauben nicht nur hervorgerufen, sondern auch Jahrhunderte lang unterhalten, dass gewisse Menschen mit prophetischen Gaben ausgerüstet sind, d. h. mit der Fähigkeit, das wahrzunehmen, was gleichzeitig an fernen Orten geschieht oder sich in der Zukunft ereignen wird. Unsere bisherigen Untersuchungen haben gezeigt, dass dieser Glaube wirklich eine reale Grundlage hat. Wir haben gesehen, dass Hellseher keineswegs nur der Vorzeit angehören, dass Berichte von Wahrsagungen, die in Erfüllung gegangen sind, nicht nur Phantasiegebilde einer unwissenden Zeit sind. Eine Dame wie Miss X. kann es in bezug auf Gesichte und Wahrsagungen vollständig mit den berühmtesten Hellsehern der Vorzeit aufnehmen. Unsere Kenntnis von dieser modernen Sibylle beruht aber nicht auf einem unzuverlässigen Referate, auf einer alten mündlichen Tradition, sondern ist vielmehr ein Wissen aus erster Hand, auf Grund von Berichten des kenntnisreichen Fräuleins selbst; dieselben sind in manchen zweifelhaften Fällen noch durch Zeugen bestätigt. Wir haben ferner gesehen, dass die kristallomantischen Methoden, also die beliebtesten Mittel der früheren Zeit, um die Fähigkeit zum Weissagen hervorzurufen, keineswegs bedeutungslos und darum auch in unserer Zeit wieder zu Ehren und Würden gekommen sind. Alles dieses zeigt, dass unbestreitbare Tatsachen dem Glauben an prophetische Gaben zugrunde liegen. Nun haben aber die modernen Untersuchungen auch erwiesen, dass die vermeintlichen Wahrsagungen — jedenfalls in vielen Fällen — nur Aeusserungen des unbewussten Seelenlebens des Individuums sind. Miss X. und andere kritische Beobachter dieser Phänomene haben oft nachweisen können, dass ihre Wahrsagungen ganz natürlich waren, einfach hervorgerufen entweder durch vergessene Vorstellungen oder durch unbemerkte Sinnesreize, die sich gelegentlich im Bewusstsein oder auch als Bewegungen äusserten.

Es bleibt indessen doch noch eine Reihe von Fällen übrig, in denen man selbst bei der sorgfältigsten Untersuchung nicht hat konstatieren können, wie der Hellseher zu seinem Wissen gekommen ist. Schon bei den weissagenden Träumen wurde erwähnt, dass gewisse Fälle sich überhaupt nicht erklären lassen, weil der Träu-

mende nicht auf natürlichem Wege das erfahren haben kann, wovon er geträumt hat, und das sich später doch als richtig erwiesen hat. Ein derartiges Beispiel haben wir in dem Traume des Pastors Lysius vom Tode der Mutter (vergl. S. 263) kennen gelernt. Auch aus spiritistischen Sitzungen liegen natürlich zahlreiche Berichte über unerklärliche Weissagungen vor, die sich als richtig erwiesen haben. Leider sind die Berichterstatter derselben allerdings meistens im Glauben an das Mitwirken der Geister so befangen, dass man ihnen die Fähigkeit, selbst naheliegende natürliche Erklärungen zu finden, nicht zutrauen darf. Weit zuverlässiger ist das Material, das wir in den Aufzeichnungen von Miss X. und anderen modernen Kristallomantikern haben. Hier hat man zu einzelnen Spontanhalluzinationen und Kristallvisionen bisher den Schlüssel nicht finden können (vergl. z. B. S. 531 f.). Endlich finden sich in dem berühmten Werke: „Phantasms of the living" von Gurney, Myers und Podmore und in dem früher erwähnten Bericht des Sidgwickkomitees einige Fälle von spontanen wahrsagenden Halluzinationen. Diese haben alle das gemeinsam, dass eine Person sich einer anderen in einer Gesichts- oder Gehörshalluzination innerhalb der nächsten 12 Stunden vor oder nach ihrem wirklichen Tode, der weit entfernt vom Wohnorte des Halluzinanten eintrat, gezeigt hat. Wie verhält es sich nun mit diesen Weissagungen? Beruht ihre Erfüllung nur auf einem zufälligen Zusammentreffen, oder gibt es wirklich eine Fähigkeit, zu weissagen?

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir uns vor allem darüber klar sein, wann wir von einem „zufälligen Zusammentreffen" überhaupt reden dürfen. Streng genommen ist ja nichts zufällig; jede Begebenheit hat ihre Ursachen. Aber weil zwei Ereignisse in gewissen Punkten miteinander übereinstimmen, so braucht diese Uebereinstimmung darum noch nicht eine gemeinsame Ursache zu haben; es braucht überhaupt kein Kausalverhältnis zwischen den beiden Ereignissen vorzuliegen, wenngleich dies auch möglich ist. Zwei Personen A. und B. sehen sich ähnlich. Dieses kann von einer gemeinsamen Ursache herrühren, indem sie z. B. Geschwister sind. Es kann aber auch von Verwandtschaftsverhältnissen unabhängig, d. h. zufällig sein. Wenn man einem Freunde auf der Strasse begegnet, so kann dieses Zusammentreffen auf einer gemeinschaftlichen Ursache, etwa auf einer Verabredung, beruhen; es kann aber auch die Folge zweier ganz voneinander unabhängiger Ursachen sein, und dann nennt man es Zufall. Dass ein Zusammentreffen zwischen zwei Begebenheiten zufällig ist, will also nicht sagen, dass die Uebereinstimmung überhaupt keine Ursache hat, sondern nur, dass keine gemeinschaftliche Ursache dazu vorhanden ist.

Wenn A. einen weissagenden Traum oder eine Halluzination

ungefähr zu der Zeit hat, wo sein Freund B. in einem fremden Lande stirbt, so kann dieses Zusammentreffen zwischen A.s Halluzination und B.s Tode zufällig sein oder auch auf einem zwischen den beiden Ereignissen bestehenden ursächlichen Zusammenhang beruhen, indem A. z. B. ungünstige Nachrichten über B.s Zustand bekommen hat. Diese rufen das Gesicht hervor, letzteres ist also infolge eines natürlichen Kausalzusammenhangs weissagenden Inhalts. Solcher Art sind viele der früher erwähnten Weissagungsträume, Ahnungen, Halluzinationen und Kristallvisionen. Aber bei den Weissagungen, die in Erfüllung gegangen sind, ohne dass eine natürliche, ursächliche Verbindung zwischen der Weissagung und der Begebenheit nachzuweisen ist, bleibt doch die Frage: Beruht die Erfüllung dieser unerklärlichen Weissagungen auf einem zufälligen Zusammentreffen, d. h. stehen Weissagung und Erfüllung in keinem Kausalzusammenhang miteinander, oder gibt es möglicherweise uns bis jetzt unbekannte Ursachen, welche die Weissagung herbeigeführt haben?

In erster Reihe ist das eine reine Zahlenfrage, was wir leicht durch ein bestimmtes Beispiel illustrieren können. Nehmen wir einen gewöhnlichen Würfel, dessen Seiten mit 1, 2, 3 usw. bis zu 6 Augen gezeichnet sind. Wirft man denselben hundertmal und bekommt in diesen hundert Würfen 17 mal 6 Augen, so ist dies nicht mehr, als was der blosse Zufall bringen kann. Die Wahrscheinlichkeit, 6 Augen zu werfen, ist natürlich ebenso gross wie die, jede andere Zahl zwischen 1—5 zu bekommen; die Wahrscheinlichkeit ist für jede von ihnen $^1/_6$, d. h. in 100 Würfen kann man erwarten, 16- oder 17 mal jede dieser Zahlen zu werfen. Wenn man aber in 100 Würfen 40 mal 6 Augen bekommt, so ist es sehr wahrscheinlich, dass eine bestimmte Ursache dazu vorliegt; der Würfel ist vermutlich falsch, sein Schwerpunkt liegt auf der einen Seite. Erhält man in 100 Würfen 80 mal 6 Augen, so ist man seiner Sache ungefähr sicher. Allgemein kann man sagen: je mehr die tatsächlich eingetroffene Anzahl die wahrscheinliche überschreitet, desto sicherer darf man sein, dass eine besondere Ursache mitwirkt.

So einfach und klar dieses Prinzip ist, so schwierig ist seine Anwendung auf die Weissagungen. Es ist nämlich ganz unmöglich zu berechnen, wie viele Träume, Ahnungen und Halluzinationen die Wahrscheinlichkeit einer Erfüllung für sich haben, so lange dieselben sich auf alles mögliche zwischen Himmel und Erde beziehen. Nur dann, wenn von dem Tode eines Menschen die Rede ist, lässt sich eine Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen. Es heisst hierüber in dem Berichte des Sidgwickkomitees: „Das Faktum, dass jeder von uns nur einmal stirbt, ermöglicht es, dass wir genau die Wahrscheinlich-

keit berechnen können, inwieweit dieser Tod wohl mit irgend einer anderen Begebenheit, z. B. dass ein Mensch ein halluzinatorisches Bild von dem Sterbenden hat, zusammentreffen wird. Als Grundlage können wir den jährlichen Sterblichkeitsquotienten der letzten zehn Jahre für England und Wales, nämlich 19,15 auf 1000 nehmen. Sterben von 1000 jährlich 19, so sterben täglich 19 von 365000, oder mit anderen Worten: einer von 19000. Diese Zahl, $^1/_{19000}$, zeigt die Wahrscheinlichkeit an, dass ein Mensch gerade an dem Tage stirbt, an welchem seine Gestalt als Halluzination gesehen wird, vorausgesetzt, dass keine ursächliche Verbindung zwischen den beiden Begebenheiten vorliegt. Von je 19000 Halluzinationen kann man daher erwarten, dass eine in die 24 Stunden, die dem Tode am nächsten liegen, fallen wird."

Nachdem das Komitee nun alle zweifelhaften Fälle ausgeschieden und auf die vielen vergessenen Halluzinationen die nötige Rücksicht genommen hat, kommt es zu dem Resultat, dass von 1300 Halluzinationen lebender Menschen 30 gleichzeitig mit dem Tode der betreffenden Person, d. h. innerhalb der nächsten 12 Stunden vor oder nach demselben eingetreten sind. 30 : 1300 ist = 1 : 43, während die wahrscheinliche Zahl nur 1 : 19000 war; die wirkliche Anzahl ist also 440 mal grösser. Folglich muss eine besondere Ursache für dieses Zusammentreffen vorliegen; dasselbe kann also nicht zufällig sein. Da man nun meint, in den vorliegenden Fällen keine natürliche Ursache nachweisen zu können, etwa dass der Halluzinant etwas von dem nahe bevorstehenden Tode des anderen gewusst hat, so muss eine bis dahin unbekannte Ursache vorliegen, nämlich eine Fernwirkung, Telepathie, zwischen dem Sterbenden und dem Halluzinanten.

Wir sahen oben, S. 464, dass die experimentellen Untersuchungen über die Gedankenübertragung uns zu genau derselben Annahme, nämlich einer Fernwirkung zwischen dem Absender und dem Empfänger führten. Es besteht allerdings zwischen der experimentellen und der hier besprochenen spontanen Gedankenübertragung der Unterschied, dass man im ersteren Falle die Fernwirkung nur in verhältnismässig kurzen Abständen hat nachweisen können, während die telepathischen Kräfte im letzteren Falle den vorliegenden Berichten zufolge von der einen Seite der Erdkugel bis zur anderen wirken können. Welche Bedeutung diesem Unterschied aber beizulegen ist, kann man nicht leicht entscheiden. Immerhin wäre es ja möglich, dass bei einer so ernsten Begebenheit wie beim Tode eines Menschen, Kräfte spontan tätig werden, von deren Intensität unsere willkürlich hervorgerufenen Experimente uns kaum eine Vorstellung geben können. Der Unterschied der Intensität reicht also nicht aus, um es zweifelhaft zu machen,

ob es sich in beiden Fällen um dieselbe Tätigkeit handelt. Viel wesentlicher ist der Umstand, dass wir bei den Spontanhalluzinationen nicht wissen, welche Gedanken der Sterbende in dem Momente gehabt hat, wo er dem Halluzinierenden erscheint. Es mag sein, dass er eben wünscht, in der Nähe des „Empfängers" zu sein; vielleicht ist er sich aber eines solchen Gedankens gar nicht bewusst. Hierüber wissen wir nichts; in dieser Beziehung kann also ein wesentlicher Unterschied zwischen der experimentellen und der spontanen Gedankenübertragung vorhanden sein. Jedoch der Umstand, dass die spontane Telepathie möglicherweise von unbewussten Vorstellungen erregt wird, kann ihre Wahrscheinlichkeit nicht beeinträchtigen, denn eben diese Form der Telepathie ist unzweifelhaft am besten konstatiert.

In der geschichtlichen Darstellung des Spiritismus sahen wir, wie verschiedene, in der neueren Zeit genau untersuchte Medien im Trancezustand Tatsachen mitgeteilt haben, von welchen sie unmöglich auf gewöhnlichem Wege haben Kenntnis erhalten können. Die Anwesenden kannten diese Tatsachen zuweilen, zuweilen aber auch nicht; dabei war — jedenfalls mit nur wenigen Ausnahmen — die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass die Fragenden die betreffenden Umstände früher einmal gewusst, aber später vergessen hatten. Wenigstens ist es mit Sicherheit festgestellt worden, dass die von den Medien gegebenen Antworten häufig unerwartet waren, so dass also die Anwesenden nicht gerade daran haben denken können. Interessante Beispiele solcher Trancemitteilungen sind oben, S. 369 u. 372, gegeben; derartige Fälle finden sich aber so zahlreich in den Berichten über die Sitzungen mit Mrs. Piper und Mrs. Thompson, dass man wohl mit Podmore annehmen darf, dass diese Medien die Fähigkeit besitzen, die Gedanken der Anwesenden „abzuzapfen". Der Ausdruck ist indessen nicht ganz zutreffend, denn die Anwesenden denken ja eben nicht immer an das, was ihnen mitgeteilt wird. Oder mit andern Worten: es sind sehr oft die mit der Frage assoziierten unbewussten Vorstellungen der Teilnehmer, die die Medien anzugeben imstande sind, während die erwarteten Antworten, die bewussten Vorstellungen, nicht übertragen werden. Die telepathischen Kräfte werden somit, dem Anschein nach, leichter vom Unbewussten als vom Bewusstsein des Absenders ausgelöst, ebenso wie sie am besten von einem hypnotisierten oder in Trance sich befindenden Medium empfangen werden. Hierdurch lässt sich dann ferner der Umstand erklären, dass die experimentelle Gedankenübertragung, bei welcher der Absender wohl immer seine Aufmerksamkeit auf die zu übertragenden Vorstellungen konzentriert hat, bisher nur wenig zuverlässige und überzeugende Resultate ergeben hat und zu-

gleich nur in verhältnismässig geringem Abstande zustande gebracht werden kann. Nach dieser Auffassung, dass die telepathischen Kräfte vorzugsweise von dem Unbewussten erregt werden, braucht man dann nicht zwei verschiedene Arten der Fernwirkung, eine bewusste, gewollte und eine unbewusste, spontane Telepathie anzunehmen. Es handelt sich in allen Fällen um dieselben Kräfte, die nur mit relativ geringer Intensität auftreten, wenn sie von bewussten psychischen Vorgängen ausgelöst werden.

Während die vorliegenden Tatsachen uns also daher geführt haben, eine Fernwirkung, Telepathie, zwischen zwei menschlichen Zentralnervensystemen als die wahrscheinlichste Erklärung gewisser wohl konstatierter Phänomene anzunehmen, so stellt sich die Sache ganz anders, wenn es sich um Wahrsagungen, d. h. Voraussagungen zukünftiger Ereignisse handelt. Hier kommen wir augenscheinlich mit den telepathischen Kräften nicht durch. Denken wir z. B. an die Kristallvision, in der Miss X. einen Mann durch das Fenster blicken sieht (S. 536); ein solches Gesicht lässt sich offenbar gar nicht durch Telepathie erklären. Weder der Feuerwehrmann noch sonst ein Sterblicher konnte wissen, dass drei Tage darauf Feuer in dem Zimmer entstehen würde. Wenn man also annehmen will, dass die Vision nicht als eine Weissagung nur erscheint, sondern es wirklich ist, so muss Miss X. in dem Augenblicke hellsehend gewesen sein. Aber was will das heissen?

Wenn ein Astronom voraussagen kann, dass eine Mondfinsternis an einem bestimmten Tage des Jahres eintreten wird, so hat das darin seinen Grund, dass er die augenblickliche Stellung der Weltkörper und die Gesetze für ihre Bewegungen kennt; hieraus kann er schliessen, wie ihre Stellung zu irgend einem späteren Zeitpunkt sein wird. In Analogie hiermit muss man das Hellsehen (Clairvoyance) auffassen, d. h. man muss vom Hellseher annehmen, dass er in einem gegebenen Augenblick eine solche Kenntnis von dem ganzen Weltzustande hat, dass er daraus unbewusst den Schluss ziehen kann, was an einem bestimmten Orte und zu einem bestimmten späteren Zeitpunkte geschehen wird. Kenntnisse vom Weltzustande in einem gewissen Momente zu haben, ist aber dasselbe wie allwissend zu sein. Hellseherei käme also einer momentanen Allwissenheit sehr nahe. Die spiritistische Hypothese hilft uns hier augenscheinlich nicht, denn die Spiritisten legen ja nicht einmal den Geistern der Verstorbenen Allwissenheit bei; man kann sich also nicht etwa denken, dass der Hellseher seine Aufschlüsse von einem wohlwollenden Geiste telepathisch empfängt. Einem Menschen die Gabe des Hellsehens beizulegen, ist demnach reiner Unsinn.

Glücklicherweise brauchen wir auch keine so ungereimte Annahme zu machen. Wenn wir zunächst bei der Geschichte vom Feuerwehrmann verweilen, so ist diese leicht zu erklären. Wir haben gesehen, dass Miss X. ursprünglich die Vision als eine natürliche Folge eines Gespräches betrachtete; erst als das Feuer ausbrach und das visionäre Bild in ihrer Erinnerung etwas verwischt war, fand sie eine solche Aehnlichkeit zwischen den beiden Ereignissen, dass die Vision ihr als Hellsehen erschien. So geht es aber wohl mit den meisten ähnlichen Ereignissen; nur durch eine geringe Erinnerungstäuschung kann die Vision das Gepräge des Hellsehens erhalten. Die wenigen Fälle, die nicht auf solche Weise erklärt werden können, müssen dem Zufall zugeschrieben werden. Merkwürdige Fälle kommen hie und da vor; aber wir haben schon an Weissagungsträumen gesehen, dass nur eine sehr kleine Zahl übrig bleibt, wo wir keine natürliche ursächliche Erklärung finden können.

Kapitel 35.

Die normale Suggestibilität.

Die Natur der Suggestibilität.

Die Richtung der Aufmerksamkeit kann durch zwei verschiedene Gruppen von Ursachen bestimmt werden, teils von aussen durch Sinnesreize, teils von innen durch den Inhalt des Bewusstseins selbst, durch Vorstellungen mit ausgeprägtem Gefühlston. Im ersten Falle sagt man, dass die Aufmerksamkeit unwillkürlich gefesselt wird, im letzten Falle dagegen, dass sie willkürlich auf die Vorstellungen gerichtet wird. Unter gewöhnlichen Verhältnissen, also im täglichen Leben, findet ein stetes Abwechseln dieser beiden Faktoren statt; bald werden wir unwillkürlich von den Reizen der Aussenwelt gefesselt, bald vertiefen wir uns in unsere eigenen Betrachtungen oder Beobachtungen und halten die Aufmerksamkeit willkürlich darauf gerichtet. Die Erfahrung lehrt uns aber, dass eine grosse individuelle Verschiedenheit in dieser Beziehung vorhanden ist. Einige Menschen können in weit geringerem Masse als andere ihrer Aufmerksamkeit eine bestimmte Richtung geben, so dass äussere Reize ihre Aufmerksamkeit leichter fesseln. Dies ist besonders bei dem Kinde und dem primitiven Menschen der Fall. Die willkürliche Richtung der Aufmerksamkeit ist immer durch den Bewusstseinsinhalt des Individuums

bestimmt; unsere eigenen Gedanken und Gefühle geben der Aufmerksamkeit eine bestimmte, willkürliche Richtung. Je weniger Möglichkeiten hierzu aber im Bewusstsein des Individuums vorhanden sind, desto weniger kann natürlich auch von einer willkürlichen Richtung der Aufmerksamkeit die Rede sein. Bei dem kleinen Kinde ist alle Aufmerksamkeit unwillkürlich; weint das Kind über dies oder jenes, so wird es damit nicht aufhören, ehe es sich müde geweint hat, es sei denn, dass ein neuer Reiz seine Aufmerksamkeit fesselt. In seinem eigenen Bewusstseinsinhalt findet das Kind keine Motive, um den Affekt zu hemmen; kommt aber von aussen eine entgegengesetzt betonte Vorstellung, so kann das Kind den bisherigen Zustand nicht mehr festhalten und geht deshalb plötzlich vom Weinen zum Lachen über. Je mehr sich das Kind entwickelt, je mehr sein Bewusstseinsinhalt wächst, um so mehr wird seine Aufmerksamkeit auch willkürlich bestimmt. Den extremen Gegensatz zum Kinde haben wir in dem gereiften, gebildeten und reflektierenden Manne, dessen Aufmerksamkeit nur für einzelne Augenblicke durch äussere Reize gefesselt wird entweder, wenn diese besonders stark sind, oder wenn die eigene Bestimmung der Richtung willkürlich aufgehoben wird.

Je weniger die Aufmerksamkeit eines Menschen willkürlich bestimmt ist, je leichter diese durch äussere Reize gefesselt wird, desto grösser ist auch, wie man sagt, die Suggestibilität. Der Reiz selber, welcher eingreift und die Aufmerksamkeit fesselt, wird Suggestion oder Eingebung genannt. So ist das Kind und der primitive Mensch im höchsten Grade suggestibel, empfänglich für Eingebungen von der Aussenwelt; je reicher dagegen das Gedanken- und Gefühlsleben eines Individuums ist, desto weniger Einfluss haben die Eingebungen von aussen. Die Suggestibilität ist also ein ganz normaler Zustand; ein jeder Mensch ist immer mehr oder weniger suggestibel. Da die willkürliche Richtung der Aufmerksamkeit einen Willensakt erfordert, während die unwillkürliche Fesselung der Aufmerksamkeit ohne Anstrengung seitens des Individuums erfolgt, so wird es immer das leichteste sein, sich durch Eingebungen bestimmen zu lassen, d. h. Suggestionen anzunehmen. Deshalb finden wir auch bei dem Kinde den höchsten Grad der Suggestibilität; im Laufe der Jahre macht das Individuum sich mehr und mehr frei von ihr, ohne jemals ganz aus ihr herauszuwachsen.

Aus der Erklärung, die hier über die Suggestibilität gegeben ist, können wir leicht die Wirkung der Suggestionen ableiten. Wenn die Aufmerksamkeit von einer bestimmten Vorstellung gefesselt ist, so kann sich nichts anderes in das Bewusstsein eindrängen. Nur die Zustände, die mit der gegebenen Vorstellung fest assoziiert sind, wer-

den reproduziert werden. Mit einer bestimmten Vorstellung können nun je nach den Umständen andere Vorstellungen, Bewegungen oder organische Veränderungen assoziiert sein. Die Suggestion wird also die Wirkung haben können, dass entweder bestimmte Bewusstseinszustände oder Bewegungen und Handlungen oder Veränderungen im Organismus hervorgerufen werden. Die jeweilige Wirkung hängt von der Natur der Suggestion ab. Wir werden im folgenden sehen, unter welchen Umständen das eine oder andere Resultat erreicht wird; zuvor müssen wir aber untersuchen, welche Verhältnisse auf die Suggestibilität Einfluss haben.

Ein jeder Mensch, der nicht gerade Einsiedler ist, wird stets die meisten Reize, die auf seine Gedanken und Handlungen einen Einfluss ausüben, von anderen Menschen empfangen. Daher zeigt die Suggestibilität sich am deutlichsten im Verkehr mit anderen Menschen. Damit ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass nicht auch Naturphänomene suggestiv wirken können.

Kommt man an einem warmen Sommertage an einer klaren Quelle vorbei, so wird man bei dem Rauschen und dem Anblick des klaren Wassers sich kaum des Durstes erwehren können, auch wenn man unmittelbar vorher kein Verlangen zum Trinken gehabt hat. Der Anblick des Wassers wirkt hier suggestiv, ruft eine bestimmte Handlung oder wenigstens die Tendenz dazu hervor. — Der Schwindel, der manche befällt, wenn sie auf hohen Punkten stehen und in die Tiefe blicken, ist gleichfalls eine reine Suggestionswirkung. Der Anblick des Abgrundes ruft die Vorstellung von einem Fallen in denselben hervor, und diese Vorstellung kann so lebhaft werden, dass sie geradezu den Sprung in die Tiefe verursacht. Die Dichter reden deshalb nicht mit Unrecht von „der anziehenden Macht“ des Abgrundes. Am deutlichsten spürt man den Schwindel an solchen Stellen, wo ein Geländer fehlt; ein schmaler Felsensteg an einem schroffen Abhang wird für viele ganz unpassierbar sein. Wird jedoch nur eine Schnur in der Höhe der Brust gespannt, so verändert die Situation sich sofort; selbst wenn die Schnur so dünn ist, dass sie das Gewicht eines Menschen nicht zu tragen vermag, so kann der Schwindelige ruhig gehen; die Schnur wirkt in ihrer Art also auch suggestiv, indem sie ein Gefühl der Sicherheit hervorruft.

Fast unwiderstehlich kann die suggestive Anziehungskraft des Abgrundes werden, wenn das Auge einem Gegenstande folgt, der hinabstürzt. Eine solche bezaubernde Macht haben z. B. die grossen Wasserfälle. In seinem interessanten Werke: „Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie“ (Leipzig 1894) schreibt Stoll von dem Niagarafalle: „Der Anblick der ungeheuren Wassermassen, welche der Strom unaufhörlich in senkrecht abstürzendem Mantel zur Tiefe führt, wirkt auf manche Gemüter mit einer so gewaltigen suggestiven Kraft, dass sie der Versuchung kaum Herr werden können, in den Strom zu springen und sich in den Abgrund werfen lassen . . . . Eine schweizerische Dame, mit der ich über den Gegenstand sprach, versicherte mir, dass sie bei ihrem Besuche der Niagarafälle der faszinierenden Macht so stark anheimfiel, dass ihr männlicher Begleiter sie

nur mit Gewalt von dem todbringenden Sprunge zurückhalten konnte." Diese Beispiele, denen man noch zahlreiche andere hinzufügen könnte, zeigen hinreichend, dass auch die Naturphänomene suggestiv einwirken können.

Am häufigsten und leichtesten gehen die Suggestionen indessen von Menschen aus, teils in Form von Handlungen („das Beispiel steckt an"), teils vermittelst der Sprache. Die Bedeutung der Sprache beruht gerade darauf, dass sie mehr als irgend ein anderes Mittel den Menschen fähig macht, auf die Gedanken und Handlungen anderer einzuwirken und sie in ganz bestimmte Bahnen zu lenken. „Die Sprache hat sich zu dem speziellen Zwecke entwickelt, Suggestionen zu erwecken," schreibt Stoll. Die Erfahrung lehrt nun, dass die Suggestibilität des Menschen anderen gegenüber sehr verschieden ist; sie kann der einen Person gegenüber sehr stark sein und einer anderen gegenüber ganz fehlen. Das hängt wesentlich von den Gefühlen ab, die die Menschen in uns erwecken. Vorstellungen mit ausgeprägtem Gefühlston haben immer die Tendenz, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Ist man z. B. Zeuge irgend einer unangenehmen Begebenheit gewesen, so kann man den Gedanken daran oft nur schwer los werden; viele Menschen pflegen so lange von einem solchen Ereignis zu reden, bis das Gefühl dafür zuletzt ganz abgestumpft ist. Wenn ein guter Witz im Laufe von einigen Tagen in der ganzen Stadt bekannt wird, so hat das natürlich dieselbe Ursache; ein jeder, der ihn hört, kann es nicht unterlassen, ihn weiter zu erzählen, bis er ihm selbst langweilig wird. Darum wirken auch besonders die Menschen, die unsere Gefühle erregen, stark suggestiv auf uns ein, während andere vielleicht ganz einflusslos bleiben. Indessen haben nicht alle Gefühle solche Wirkung in gleichem Masse. Da die Suggestibilität auf der unwillkürlichen Fesselung der Aufmerksamkeit beruht, so werden auch besonders die Gefühle, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, die Suggestibilität erhöhen, während diese durch Gefühle, die uns von einem Menschen abstossen, herabgesetzt wird. Wünsche und Zumutungen von „liebenswürdigen" Personen oder von solchen, die wir lieb haben, üben leicht Einfluss auf unsere Gedanken und Handlungen aus, wogegen die Wirkung ganz verschwindend sein kann, wenn dieselben Aeusserungen von „abstossenden" Leuten oder von Personen, die wir nicht leiden können, gemacht werden. Die Liebe erhöht also die Suggestibilität, die Abneigung setzt sie herab.

In derselben Weise wie die Liebe wird auch das Zutrauen, der Respekt und die Furcht die Suggestibilität steigern.

Erhält man einen Rat von einem Menschen, zu dem man Vertrauen hat, so bewirkt letzteres, dass seine Aeusserung unsere Aufmerksam-

keit fesselt und unser Denken und Handeln unmittelbar bestimmt. Wird derselbe Rat aber von einer Person gegeben, zu der wir Misstrauen hegen, so unterwirft man denselben zuvor einer Kritik und handelt erst, wenn man durch eigene Reflexion sich von der Richtigkeit seines Rates überzeugt hat. Das Zutrauen bewirkt eine Geneigtheit, unmittelbar nach der gegebenen Anweisung zu handeln; die Suggestibilität ist eben erhöht. In ähnlicher Weise wirkt das Gefühl des Respektes, den der Untergeordnete dem Höhergestellten, der Jüngere dem Aelteren gegenüber hat. Ist man gewohnt, nach einer Richtung hin zu gehorchen, wird man sich auch leicht in anderen Lagen, in denen der Höhergestellte vielleicht gar nichts zu sagen hat, leiten lassen. In allen solchen Respektsverhältnissen, wo eine nähere Berührung zwischen zwei Parteien vorliegt, z. B. bei Kindern den Verwandten und Lehrern, bei Dienstboten der Herrschaft gegenüber, wird eine gesteigerte Suggestibilität sich in vielfacher Beziehung zeigen. Aber nicht nur direkte Befehle und Ratschläge wirken in dieser Weise suggestiv, sondern auch Handlungen. Hierauf beruht die Bedeutung des Beispiels. Es ist nicht allein der „Nachahmungstrieb“ des Kindes, der es veranlasst, so zu handeln, wie die Erwachsenen tun. Das Sprichwort sagt nicht mit Unrecht: Wie der Herr, so der Knecht. In dem Auftreten des Personals eines Kontors hat man gewöhnlich einen ziemlich zuverlässigen Massstab dafür, welche Behandlung man vom Chef erwarten darf. Das Beispiel steckt so sicher und so stark an, wie der bösartigste Bazillus. Und wie man gegen eine bestimmte Krankheit mit den Krankheitsstoffen selbst impft, so kann man auch durch ein Beispiel abschrecken. Hier allerdings beginnt das Gleichnis zu hinken; durch die stark verdünnten Krankheitsstoffe wird eine Immunität erreicht; dagegen schreckt das übertriebene, das karikaturartige Beispiel ab.

Die Furcht endlich erhöht von allen Gefühlen vielleicht am meisten die Suggestibilität. Fürchtet man einen Menschen oder erwartet man von seiner Seite etwas Unangenehmes, so wird die Aufmerksamkeit stets auf ihn gerichtet sein, um jede Veranlassung zu seinem Missfallen und den Unannehmlichkeiten, die er uns bereiten könnte, zu vermeiden. Da er so beständig einen wesentlichen Einfluss auf alle unsere Gedanken und Handlungen ausübt, so wird selbst die geringste Aeusserung oder Bewegung seinerseits suggestiv wirken. Jedenfalls bedarf es einer ganz ungewöhnlichen Selbständigkeit oder Selbstentsagung, um sich über alle Rücksichten gegen eine gefürchtete Person hinwegzusetzen; eine solche seltene Ausnahme bestätigt aber nur die Regel. Derjenige, den man fürchtet, ist natürlich im Besitze einer gewissen Macht, zu schaden oder zu nützen — sonst würde man ihn ja nicht fürchten. Es ist aber offenbar ganz gleichgültig, ob seine Macht eine wirkliche oder eine eingebildete ist; glaubt man bloss, dass sie existiert, oder fürchtet man sie, so ist der Boden für die Suggestibilität damit geebnet. Deshalb haben Propheten und Zauberer zu allen Zeiten trotz der ganz illusorischen Macht, die man ihnen beilegte, suggestiv wirken können; gerade darauf hat ihre Macht ja in Wahrheit beruht. Ich habe bei meinen Zauberkunststücken häufig Gelegenheit gehabt, zu sehen, welche wunderbare Macht in dem mit Furcht gemischten Zutrauen, das selbst gebildete Menschen meinen Leistungen entgegenbrachten, liegt. Bei jungen Damen habe ich oft eine suggestive Katalepsie nur dadurch herbeigeführt, dass ich ihre Hand auf die meinige legte und sie einen

Augenblick fest ansah; wenn ich sie aufforderte, die Hand fortzunehmen, war es ihnen unmöglich.

Unter der Furcht können die Suggestionen einen ganz unberechenbaren Verlauf nehmen, indem sie gerade das Gegenteil von der beabsichtigten Wirkung hervorrufen. Man nennt dieses Phänomen eine Konträrsuggestion. Am leichtesten und am natürlichsten wird ein Verbot diese Erscheinung herbeiführen. Indem die Aufmerksamkeit von dem Gedanken an die verbotene Handlung gefesselt wird, kann die Vorstellung von der letzteren bei sehr suggestiblen Individuen so mächtig werden, dass sie dieselbe geradezu auslöst.

Nur ein Beispiel aus meinem eigenen Leben. Als elfjähriger Knabe erhielt ich einen Lehrer, dessen Aussehen mir als das hässlichste, was ich jemals gesehen hatte, erschien; er hatte ausserdem stechende Augen, die meine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselten. Gegen Schluss der ersten Stunde brach er plötzlich den Unterricht ab und verlangte in einem zornigen Tone, dass diejenigen Schüler, welche mit der Zunge geschnalzt hätten, dieses nachlassen sollten, da er den Laut nicht vertragen könne. Ich wusste mich ganz unschuldig, denn ich hatte eine zu grosse Angst vor dem Manne, als dass ich es hätte wagen sollen, in seiner Stunde dumme Streiche zu machen — aber die Suggestion wirkte. Aus Furcht davor, dass ich unwillkürlich mit der Zunge schnalzen könnte, wandte ich unabsichtlich meine Aufmerksamkeit nun gerade auf die Schluckbewegungen, die bei jedem normalen Menschen rein reflektorisch ausgelöst werden, sobald sich eine gewisse Menge Speichel im Munde angesammelt hat. Dabei wurden die Reflexbewegungen gelähmt, der Mund lief voll von Wasser und mit einer gewissen Willensanstrengung musste ich die ganze Menge Speichel hinabschlucken; das ging aber nicht ohne ein lautes Schnalzen mit der Zunge. Ich wurde natürlich entdeckt und bestraft; von dem Tage an trat aber die Lähmung konstant in dem Augenblicke ein, wo der betreffende Lehrer seinen Fuss in die Klasse setzte, und sie verschwand spurlos, sobald er sich entfernte. Das ist ein typisches Beispiel von einer Konträrsuggestion; das Verbot ruft gerade die verbotene Handlung infolge der durch die Furcht erhöhten Suggestibilität hervor.

Dieselbe Wirkung wie das Zutrauen zu einer Person hat auch der Glaube an die Richtigkeit einer bestimmten Anschauung. Jeder Glaube, jede Ueberzeugung, einerlei, ob religiösen, philosophischen, politischen oder anderen Inhalts, führt es mit sich, dass das, was mit dieser Ueberzeugung übereinstimmt, unmittelbar ohne Beweis für wahr und das Gegenteil einfach für falsch gehalten wird. Dies beruht auf den Gefühlen, die durch die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung geweckt werden, den Gefühlen der Lust beziehungsweise Unlust. Diese Gefühle sind für die meisten Menschen fast stets das alleinige Kriterium für die Wahrheit einer Behauptung. Indem die Aufmerksamkeit von dem Lustgefühl gefesselt wird, finden diese dann unmittelbaren Eingang bei dem Individuum und erlangen dadurch

Einfluss auf dessen Gedanken und Handlungen. Von den entgegengesetzten Vorstellungen aber, die Unlust erwecken, wendet die Aufmerksamkeit sich ab. Mit anderen Worten: ein bestimmter Glaube oder eine bestimmte Ueberzeugung steigert die Suggestibilität für alles, was damit übereinstimmt, während sie die Suggestibilität für das Entgegengesetzte herabsetzt. Dieses ist zum Teil schon früher besprochen. Die Befangenheit ist z. B. nur eine bestimmte Aeusserung dieses Verhältnisses; sie ist, sozusagen, die intellektuelle Folge davon. Ist man in einer bestimmten Anschauung befangen, wird man nur für das ein Auge haben, was mit derselben übereinstimmt und die entgegengesetzten Tatsachen ignorieren.

Die Steigerung der Suggestibilität infolge eines bestimmten Glaubens hat aber noch interessantere Erscheinungen zur Folge. Die Erfahrung lehrt nämlich, dass die bei einer genügend gesteigerten Suggestibilität gegebenen Suggestionen nicht allein auf die Gedanken und Handlungen des Individuums einwirken, sondern auch körperliche und seelische Funktionen zu beeinflussen vermögen. Die Sinnesbeobachtungen werden modifiziert, Erinnerungen umgeformt, neue Gedankenrichtungen hervorgerufen; Handlungen, die im normalen Zustande mit dem Charakter des Individuums ganz unvereinbar sind, können ausgelöst, die physiologischen Funktionen innerhalb gewisser Grenzen beeinflusst, Krankheiten gehoben und hervorgerufen werden u. s. w. Ein einzelnes Beispiel für solche Veränderungen ist bereits bei der oben erwähnten Konträrsuggestion gegeben; wir werden später noch mehreren begegnen. Alle diese Phänomene werden meistens durch Einwirkung anderer Menschen hervorgerufen; in einem solchen Falle heisst die Suggestion eine F r e m d suggestion. Sie können aber auch die Folge eines vom Individuum selbst hervorgerufenen Reizes sein; dann liegt eine A u t o suggestion vor. Soll aber eine Autosuggestion eine Wirkung haben, so muss die Suggestibilität notwendig gesteigert sein. Dieses wird gewöhnlich durch einen bestimmten Glauben bei dem betreffenden Menschen erreicht.

Als Beispiel in dieser Beziehung wählen wir eines der zahlreichen Sympathiemittel, die gegen Warzen gebraucht werden. „Man reibt die Warzen mit einer roten Feldschnecke und spiesst letztere auf einen Dorn. Wenn die Schnecke eingetrocknet ist und abfällt, sind die Warzen fort.“ Diese Methode wird allgemein im Kanton Zürich, in Irland und hin und wieder auch in Deutschland gebraucht. Aber der Schleim der Schnecke wirkt in keiner Weise ätzend; noch weniger kann das Aufspiessen des unglücklichen Tieres irgend eine Wirkung haben. Ist dagegen der Glaube an das Mittel nur stark genug, so wirkt jene Handlung als eine Autosuggestion, und die Warzen verschwinden tatsächlich. Also der Glaube ist hier, wie in zahlreichen anderen Fällen, die wirkende Kraft.

Natürlich können auch mehrere von den Faktoren, welche die Suggestibilität erhöhen, zusammenwirken und dieselbe dadurch ganz enorm steigern. Dies tritt z. B. ein, wenn ein bestimmter Glaube eines Menschen von einem anderen, zu dem jener Vertrauen hat, ausgenutzt wird. Der Glaube und das Vertrauen steigern die Suggestibilität derartig, dass aus ihrem Zusammenwirken oft ausserordentliche Resultate hervorgehen. Welche Wirkungen — sowohl in guter als schlechter Beziehung — können z. B. vertrauenerweckende und gewandte Erzieher, Lehrer u. s. f. auf suggestivem Wege herbeiführen!

Stoll führt mehrere Beispiele dieser Art an; eines der drastischsten ist folgendes: „In England hatte ein wollüstiger Schwärmer, Namens Henry James Price, seinen weiblichen Anhang derart betört, dass es ihm möglich wurde, in der von ihm gegründeten ‚Stätte der Liebe' (Agapemone) in offener Versammlung der Gläubigen ein schönes Mädchen, Miss Paterson, zu deflorieren; und zwar kündigte er an, in der Kraft Gottes werde er eine Jungfrau, sozusagen, zum Weibe nehmen, nicht mit Fürchten und Schämen an geheimer Stelle und bei verschlossenen Türen, sondern offen im Lichte des Tages und in Gegenwart aller Heiligen beiderlei Geschlechts. Gottes Wille sei es, dass er sie nähme, und er werde niemanden fragen, am wenigsten die Erwählte selbst. Welche er nehmen würde, sagte er nicht. Die Jungfrauen sollten sich also bereit halten, da niemand wissen könne, wann der Bräutigam käme. Zuerst wollte er sie besiegeln mit einem Kuss, dann sie herzen und an sich halten, so dass der himmlische Geist und das Ding von Erde miteinander verwüchsen und fortan Eins seien an Leib und Seele. Die unerhörte Zeremonie wurde wirklich vollzogen." Es bedarf keines näheren Kommentars. Dieser Fall steht aber durchaus nicht einzig da in der Geschichte der religiösen Sekten. Jeder normalsittliche Mensch wird sich selber sagen, welchen enormen suggestiven Einfluss Price und seine Lehre auf die Gedanken und Gefühle der ganzen Gemeinde gehabt haben müssen, dass sie Augenzeuge einer solchen Szene sein konnte.

Dieses grauenerregende Beispiel zeigt nicht bloss die Macht der Suggestion, es lehrt uns auch, dass eine grosse Menge von Menschen zu gleicher Zeit nach derselben Richtung hin suggestiv beeinflusst werden kann. Solche „Massensuggestionen" haben in der Geschichte des Menschengeschlechtes nachweislich eine grosse Rolle gespielt. Der erste und der fünfte Kreuzzug sind offenbar nur Resultate von Massensuggestionen, was man leicht aus jeder einigermassen ausführlichen Darstellung ihres Ursprungs erkennt. Auch für den Aberglauben sind dergleichen Suggestionen ohne Zweifel von grosser Bedeutung; sie liegen sicherlich überall da zugrunde, wo mehrere Menschen gleichzeitig dieselben Halluzinationen gehabt haben. Leider ist durch die bisherigen experimentellen Untersuchungen wegen der praktischen Schwierigkeit noch nicht genügendes Licht über dieses Phänomen der Massensuggestion gebracht worden. In seiner interessanten kleinen Arbeit: „Psychologie des foules" (Paris 1895) hat

Lebon auf rein historischem Wege nachgewiesen, dass die Massen immer mehr suggestibel sind, als jeder einzelne Mensch für sich allein.

Wenn wir jetzt im folgenden die Bedeutung der Suggestion für den Aberglauben untersuchen, so wollen wir der Uebersichtlichkeit halber den Einfluss derselben auf die Sinneswahrnehmung, auf Anschauungen und Erinnerungen, auf körperliche Zustände und auf Handlungen in einzelnen Kapiteln betrachten.

Suggerierte Halluzinationen.

Der Physiologe H. Meyer hat, soweit bekannt, zuerst die Beobachtung gemacht, dass man durch anhaltende Konzentration der Aufmerksamkeit auf ein Erinnerungs- oder Phantasiebild sich dieses zuletzt so lebhaft und deutlich vorstellen kann, als ob es eine wirkliche sinnliche Wahrnehmung wäre. Ihm gelang es nur, halluzinatorische Gesichtsbilder und Tastempfindungen auf diese Weise hervorzurufen; aber später sind ähnliche Versuche von vielen anderen angestellt worden, und man hat dabei gefunden, dass jedenfalls auch Gehörsvorstellungen willkürlich auf halluzinatorischem Wege hervorzurufen sind. Weniger sicher ist dies dagegen von den Geschmacks- und Geruchsempfindungen. Das ist auch ganz natürlich; denn die Erinnerungsbilder dieser Sinne sind im ganzen nicht sehr scharf. Die Versuche haben ferner gezeigt, dass der Erfolg bei denselben individuell sehr verschieden ist. Einigen Menschen gelingen sie leicht, anderen fast gar nicht; einige können nur Gesichtshalluzinationen willkürlich hervorrufen, andere nur Gehörshalluzinationen u. s. f. Uebrigens werden diese Halluzinationen natürlich nie mit wirklichen Sinneswahrnehmungen verwechselt werden, weil man sich bewusst ist, sie willkürlich mit einer gewissen Anstrengung herbeigeführt zu haben.

Anders wird dagegen das Verhältnis, wenn die Aufmerksamkeit längere Zeit hindurch bei erhöhter Suggestibilität von einem Erinnerungsbilde gefesselt wird. Die Ursachen dazu können verschiedener Art sein. Bald sind es Fremdsuggestionen, indem das Bild, das gesehen werden soll, näher besprochen oder beschrieben und so die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf die hervorzurufende Vorstellung gerichtet wird. In anderen Fällen sind es Autosuggestionen, die durch Erwartung oder Furcht hervorgerufen werden. Unter allen Umständen aber kann die Konzentration der Aufmerksamkeit es bewirken, dass die Vorstellung zur Halluzination wird; und zwar kann letztere nicht nur die Stärke und Deutlichkeit einer sinnlichen Wahrnehmung annehmen, sondern auch mit einer wirklichen Wahrnehmung ver-

wechselt werden, weil das Individuum sich hier nicht bewusst ist, das Bild selbst hervorgerufen zu haben. Beispiele derartiger Halluzinationen sind bereits oben (S. 531) bei der Besprechung der Spontanhalluzinationen mitgeteilt worden. Wir werden jetzt aus der Geschichte des Aberglaubens verschiedene Phänomene anführen, die als suggerierte Halluzinationen sich am leichtesten erklären lassen.

Nach alten Berichten kann ein Hellseher, der eine Vision hat, diese auf einen anderen Hellseher nur durch blosse Berührung übertragen. Zuverlässige Berichte von derartigen Fällen sind mir zwar nicht bekannt; es finden sich wohl Beispiele dafür in der Literatur, aber wir haben in keiner dieser Schilderungen eine wirkliche Garantie dafür, dass die beiden Hellseher tatsächlich auch genau dasselbe Bild gehabt haben. Sobald aber der eine dem anderen nur andeutet, was er sieht, so ist die Uebereinstimmung ganz natürlich. Personen, die überhaupt Neigung zu Halluzinationen haben, sind selbstverständlich auch leicht empfänglich für suggerierte Halluzinationen; die Besprechung des Gesichtes von seiten des einen Hellsehers wird deshalb suggestiv dasselbe Gesicht bei dem anderen hervorrufen. Ein Beispiel hiervon haben wir in der Vision des Pastors Lysius, die durch eine Verbalsuggestion auf die Schwester übertragen wird (vrgl. S. 263). Auch hier wissen wir nicht, ob beide Geschwister genau dasselbe wahrgenommen haben; es ist wohl wahrscheinlich, dass auch sie eine Leiche sieht, da er ausdrücklich von einer solchen redet; dagegen darf man wohl bezweifeln, ob die Gesichte in allen Einzelheiten wirklich dieselben gewesen sind. Aehnlich geht es in anderen Fällen; nirgendswo liegt ein Beweis dafür vor, dass die Visionen der beiden Hellseher in anderen Punkten übereingestimmt haben, als gerade in denen, welche der eine dem anderen angegeben hat; oder mit anderen Worten: die merkwürdige Uebertragung eines Gesichtes von einem Menschen auf den anderen lässt sich vollständig als eine Suggestivwirkung erklären.

Geistervisionen sind ebenfalls nachweislich in den meisten Fällen auf Suggestionen zurückzuführen und zwar entweder auf Fremd- oder auf Autosuggestionen. Glaubt ein Mensch an Geister und erwartet sie in einem bestimmten Momente zu sehen, so wird die durch den Glauben gesteigerte Suggestibilität es auch bewirken, dass er im gegebenen Augenblick eine derartige Halluzination tatsächlich hat. Nach den Berichten verschiedener Augenzeugen ist dieses Phänomen bei den sibirischen Völkern sehr häufig. Der Schamane, der Zauberpriester, dessen merkwürdige Operationen schon oben erwähnt sind (vrgl. S. 27 ff.) sieht regelmässig in seinem exaltierten Zustande Geister in Menschen- oder Tiergestalt. Die Anwesenden aber, welche

meinen, dass der Schamane von diesen Geistern besessen ist, bemerken oft einen blauen Rauch, der angeblich von ihm aufsteigt; dies wird für ein Zeichen gehalten, dass die Geister ihn verlassen. Offenbar liegen die Verhältnisse ganz ähnlich in den spiritistischen Versammlungen. Die meisten Lichtphänomene und mehr oder weniger vollständig materialisierten Geistergestalten, die sich in den Sitzungen zeigen, sind nur suggerierte Halluzinationen. Nur in gewissen Fällen haben dieselben einen anderen Ursprung und eine mehr materielle Grundlage; hierauf werden wir im folgenden näher eingehen.

Man wird gegen diese Auffassung vielleicht einwenden, dass sie eine reine Hypothese sei, für deren Richtigkeit keinerlei Beweis geliefert werde. „Woher weiss man denn," werden die Spiritisten fragen, „dass Geister in Wirklichkeit nicht existieren?" Hierauf ist zu erwidern, dass es zunächst ganz ungereimt ist, eine so kühne Hypothese wie das Mitwirken von Geistern aufzustellen, so lange man natürliche und bekannte Ursachen zur Erklärung der Erscheinungen hat. Die Beweislast für eine neue Behauptung fällt immer dem zu, der letztere aufstellt; es muss deshalb Sache der Spiritisten sein, zu beweisen, dass die Geistererscheinungen in allen den Fällen, in denen nachweislich kein bewusster Betrug und keine Trancehandlungen seitens des Mediums vorliegen, nicht durch suggerierte Halluzinationen hervorgerufen sind. Sodann liegt aber auch ein positiver Beweis dafür vor, dass wir es hier mit Halluzinationen zu tun haben. Immer nur „der Gläubige" sieht die Geister. Es gehört also stets Glaube dazu; unter der Macht des Glaubens und der Erwartung aber sind die Halluzinationen so gut wie unvermeidlich. Die Ostjaken und die Tungusen sehen, wie die Geister den Schamanen verlassen; die Spiritisten sehen die Geister in Gegenwart des Mediums; im Altertum und im Mittelalter sahen die Leute, wie die Geister aus den Besessenen wichen, wenn die Beschwörer oder Priester sie austrieben. Es wird geradezu bei älteren Verfassern behauptet, dass die Geister beim Ausfahren gesehen worden sind oder sichtbare Zeichen ihrer Nähe gegeben haben. So werden die Geister denn auch in den alten religiösen Malereien, wo die Austreibung eines Teufels ein sehr beliebtes Motiv ist, als beflügelte Gestalten, die aus dem Munde des Besessenen ausfahren, dargestellt [1]). Aber weshalb sieht der europäische Reisende nicht die sibirischen Geister, welche alle anderen, die in der Jurte versammelt sind, doch wahrnehmen? Weshalb sieht der kritische Forscher keine

[1]) Umstehendes Bild (Fig. 52) ist nach einer Gravierung von Adam van Noort (1562—1641) gezeichnet; es ist Richers: Etude clinique sur la grande hysterie, Paris 1885, entnommen.

Geister in den spiritistischen Sitzungen, ausser wenn das Medium selbst in einer entsprechenden Verkleidung die Rolle des Geistes spielt? Besessene endlich finden sich ja noch in unseren Tagen; es sind unglückliche Kranke, Hystero-Epileptiker, deren Behandlung jetzt dem Priester genommen und auf den Irrenarzt übergegangen ist. Aber weshalb sehen unsere Psychiater niemals die fliehenden Teufel, wenn sie diese Patienten von ihren Anfällen heilen? Hierauf gibt es nur eine Antwort: Man sieht keine Geister, weil keine zu sehen

Fig. 52.



Eine Teufelsaustreibung (Seite 561).

sind; nur wer an sie glaubt und ihre Anwesenheit erwartet, kann es erreichen, sich eine Halluzination in dieser Beziehung vorzusuggerieren.

Auch Reichenbachs Odlehre (vrgl. S. 313) beruht auf suggerierten Halluzinationen in Verbindung mit einigen anderen psychischen Eigentümlichkeiten. Dass das Odlicht ein rein subjektives Phänomen ist, das nur im Bewusstsein der Sensitiven existiert, ist dadurch bewiesen, dass es nicht photographiert werden kann. Dies wusste Reichenbach selbst, doch schloss er daraus, dass das Seh-

vermögen der Sensitiven grösser sein müsste als die Empfindlichkeit der photographischen Platte. Vor 40 Jahren, als man nur die nassen Kollodiumplatten kannte, war dieser Schluss vielleicht berechtigt; heute ist er unhaltbar. Die Society for Psychical Research hat die Sehschärfe verschiedener Sensitiven untersucht und gefunden, dass sie diejenige normaler Menschen in keiner Weise übertraf. Ausserdem geben die nun allgemein angewandten trockenen Bromsilber-Gelatineplatten bei andauernder Exposition Bilder auch von Gegenständen wieder, die so lichtschwach sind, dass kein menschliches Auge sie wahrnehmen kann. Mit solchen Platten hat der berühmte englische Astronom Huggins, der zugleich Fachmann auf dem Gebiete der Photographie ist, versucht, riesengrosse Elektromagnete zu photographieren, aber das Resultat war vollständig negativ. Es findet sich an den Magnetpolen also kein Licht, das ein menschliches Auge wahrzunehmen vermöchte; wenn die Sensitiven dennoch Lichtphänomene sehen, müssen diese rein subjektiver Natur sein.

Es ist nun auch nicht schwer zu verstehen, wie das Odlicht entsteht. Die Suggestibilität spielt eben die Hauptrolle dabei. Wenn man erwartet, etwas zu sehen und sich anstrengt, es zu sehen, so ist damit die günstigste Bedingung für eine Halluzination gegeben. Dieses Phänomen tritt aber um so leichter auf, weil die Versuche in einem absolut dunklen Zimmer ausgeführt werden, so dass nicht der geringste Lichtstrahl von aussen in dasselbe hineindringt. Unter solchen Umständen werden die meisten Menschen, die überhaupt deutliche Gesichtserinnerungsbilder haben, ein Bild mit einem leuchtenden Umriss von dem Gegenstande, von dem gerade die Rede ist, wahrnehmen. Eine „sensitive" Person ist demnach nur ein suggestibler Mensch mit deutlichen Gesichtserinnerungsbildern; so erklären sich die gewöhnlichsten Phänomene in der Reichenbachschen Dunkelkammer von selbst. Glaubt ein solcher „sensitiver" Mensch, dass ein Gegenstand sich an einer bestimmten Stelle im Raum befindet, so verlegt er das Bild von diesem Gegenstande dorthin oder mit anderen Worten: er meint den Gegenstand dort zu sehen. — Oftmals sieht es allerdings so aus, als wenn die Sensitiven wirklich die Gegenstände sehen und finden könnten, wenn diese an unbekannten Stellen im Zimmer verborgen sind. Dies ist jedoch nur scheinbar und beruht in Wirklichkeit auf einer ganz anderen Eigentümlichkeit der Sensitiven, nämlich auf der durch das Dunkel hervorgerufenen Hyperästhesie, der Schärfung der Sinne. Es ist eine bekannte Sache, dass das Gehör und besonders der Tastsinn bei den Blinden oft sehr geschärft ist. Dasselbe scheint, wenn auch in geringerem Grade, bei normalen Menschen, die sich einige Stunden lang in einem vollständig dunklen Zimmer aufgehalten

haben, der Fall zu sein. Das Gehör und der Temperatursinn treten hier an die Stelle des Gesichtes und werden so empfindlich, dass selbst sehr schwache Reize zum Bewusstsein kommen können. Es ist fast nicht möglich, sich so leise zu bewegen, dass die Sensitiven es nicht bemerken; will man einen Gegenstand an irgend einer Stelle in dem Zimmer verbergen, um zu prüfen, ob ein Sensitiver diese Stelle finden kann, so gelingt letzteres deshalb so oft, weil der Sensitive hört, wo der Gegenstand hingestellt wird. Auch der Temperatursinn kann hierbei eine Rolle spielen. Wenn der Sensitive allerdings nicht gewohnt ist, Beobachtungen zu machen, wird er meistens gar nicht wissen, mit welchen Sinnesorganen er die schwachen Reize wahrnimmt. Die ausgelösten Empfindungen bleiben unbewusst, aber sie rufen doch ein Gesichtsbild von dem Gegenstande an einer bestimmten Stelle im Raume hervor. Der Sensitive glaubt dann, dass er den Gegenstand dort sieht, während das Bild in Wirklichkeit eine Halluzination, ein Produkt nicht wahrgenommener Reize ist.

Der subjektive Charakter der Odphänomene wurde schon kurze Zeit, nachdem Reichenbach seine ersten Versuche hierüber veröffentlicht hatte, von einer aus Aerzten bestehenden Kommission nachgewiesen.

Von der Richtigkeit der gegebenen Erklärung habe ich mich durch einige Versuche, an denen ich vor einigen Jahren teilzunehmen Gelegenheit hatte, selbst überzeugt. Unter mehreren Personen waren ausser mir noch drei anwesend, welche imstande waren, das Odlicht zu sehen. Wir gehörten alle dem „visuellen Typus“ an, d. h. wir hatten besonders deutliche Gesichtserinnerungsbilder. Nachdem ich mich einige Stunden in dem vollständig dunklen Zimmer aufgehalten hatte, sah ich den Magneten leuchten, wenn ich ihn bewegte, ebenso meine Finger, wenn sie sich bewegten, einmal auch meinen ganzen Körper. Eine Metallplatte, die mit zahlreichen feinen Spitzen besetzt war, leuchtete stark, wenn ich mit den Fingern über sie hinstrich; ein Schlag gegen ein Gongong rief einen Blitz vor meinen Augen hervor. Alles dieses zeigt, wie die durch andere Sinne hervorgerufenen Reize sich gleich in Gesichtsbilder umsetzen, die um so lebhafter werden, je stärker die Reize sind. Wenn ich durch Geräusche anderer Personen von ihrer Stimme, ihren Bewegungen auf dem Fussboden u. s. f. eine Vorstellung erhielt, wo sie sich befanden, so verlegte ich das Gesichtsbild von ihnen dorthin. Wenn ich in der vermuteten Richtung nach ihnen griff, so überzeugte ich mich, dass mein Urteil je nach den Umständen mehr oder weniger richtig gewesen war. Auch Empfindungen der Wärme riefen Gesichtsbilder hervor. Als einer der Anwesenden ohne mein Wissen in einiger Entfernung „magnetische“ Striche an mir vornahm, fühlte ich abwechselnd Wärme und Kälte, und ich sah gleich ein Bild des Betreffenden mit ausgespreizten Fingern vor mir stehen.

Bei meinen eigenen Versuchen mit den anderen Sensitiven war es mir anfangs auffallend, dass sie den Magneten oder meine Hände an den Stellen ergriffen, wo sie, wie sie meinten, Licht sahen. Indes ist die Sach-

lage in dieser Beziehung bei ihnen wohl nicht anders aufzufassen als bei mir; denn einerseits waren meine Manipulationen mit ihnen nicht absolut lautlos gewesen; andererseits spürte ich, wie ihre Bewegungen nicht präzis und bestimmt waren, sie sich vielmehr vorfühlten und unsicher umhertappten, ehe sie den Gegenstand ergriffen. Den entscheidenden Beweis für den subjektiven Charakter der Gesichtsbilder erhielt ich aber dadurch, dass keiner von uns auch nur die gröbsten Umrisse eines uns absolut unbekannten Gegenstandes, selbst wenn dieser gerade vor uns gehalten wurde, angeben konnte. Wir mussten erst eine Vorstellung vom Gegenstande haben, damit das Gesichtsbild erscheinen konnte.

Es ist nun leicht zu verstehen, wie Reichenbachs Odlehre entstanden ist. Seine Idee von einem schwachen Nordlichte an dem künstlichen Magneten war, theoretisch betrachtet, an sich nicht übel. Da er es selbst nun nicht sehen konnte, so benutzte er einige sehr suggestible Frauen, denen die Halluzinationen leicht vorsuggeriert werden konnten, zu seinen Experimenten. Damit verlor er aber auch vollständig die Herrschaft über die weitere Entwicklung der Sache. Denn als die Sensitiven ihre Aufmerksamkeit erst auf die Gesichtsbilder gerichtet hatten, sahen sie alles im Dunkeln leuchten; umgekehrt wurde Reichenbach nun dadurch, dass die Sensitiven anscheinend verborgene Gegenstände im Dunkeln finden konnten, erst recht in seinem Glauben an die Wirklichkeit des Odlichtes bestärkt. Weil ihm eben die nötigen psychologischen Voraussetzungen fehlten, um die Phänomene zu erklären, sah er sich veranlasst, eine besondere Kraft, die Odkraft, die sich hauptsächlich in Lichtphänomenen äusserte, anzunehmen. Dieser ganze interessante Abschnitt in der Geschichte des Okkultismus ist also gleich bei seiner Entstehung nur aus Suggestionen hervorgegangen.

Suggerierte Anschauungen und Erinnerungen.

Wenn man über irgend etwas eine Mitteilung erhält, so hält man diese im allgemeinen für richtig, vorausgesetzt, dass sie nicht allzu unwahrscheinlich lautet, oder dass man nicht besondere Gründe hat, die Wahrheitsliebe des Erzählers in Zweifel zu ziehen. Unter diesen Voraussetzungen wird jede Mitteilung meistens ohne Kritik und nähere Prüfung geglaubt werden. Eine besondere Garantie für die Richtigkeit einer solchen Mitteilung hat man offenbar nicht; sie geht auf Grund der Suggestibilität direkt in das Bewusstsein über, weil sie die Aufmerksamkeit gefesselt hat, und weil bei dem Empfänger keine Vorstellungen aufgetaucht sind, die ihn zu einer Kritik herausforderten. Solche Suggestionen gehören zu den gewöhnlichsten Dingen des täglichen Lebens. Das Zusammenleben und der Um-

gang mit anderen Menschen würde ohne diese Suggestibilität unerträglich, ja unmöglich sein. Auch der grösste Teil unseres positiven Wissens ist keineswegs etwas, das wir wirklich „wissen", sondern nur etwas, das wir glauben; infolge der Suggestibilität ist es unmittelbar in unser Bewusstsein übergegangen und für unsere Gedanken und Handlungen bestimmend geworden. Mit Ausnahme der Sätze der Mathematik, deren Richtigkeit wir auf Grund einer logischen Beweisführung einräumen, und einer geringen Menge naturwissenschaftlicher Tatsachen, von deren Richtigkeit wir uns durch Beobachtungen überzeugt haben, beruht all unser „Wissen" nur auf suggerierten Vorstellungen. Wie viele Tiere und Pflanzen gibt es nicht, deren Existenz wir nicht bezweifeln, die wir jedoch aus eigener Anschauung nicht kennen gelernt haben? Wir nehmen es ruhig an im Vertrauen zu den Männern, die uns ihre Erfahrungen mitteilen. Das heisst aber mit anderen Worten, dass die Behauptungen dieser Männer unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit gefesselt haben und in unser Bewusstsein übergehen, weil die Suggestibilität durch unser Vertrauen gesteigert ist. Fehlt aber solches Vertrauen, so wird eine neue Behauptung unsere Aufmerksamkeit auch nicht unmittelbar fesseln können; wir suchen nach Gründen für oder gegen ihre Richtigkeit. — In noch höherem Masse gilt dies von geographischen und geschichtlichen Angaben. Als Kind hat man alles geglaubt, weil es im Buche so stand, und weil der Lehrer es sagte. Später hat man vielleicht durch eigene Anschauung dieses oder jenes bestätigt gefunden und keinen Anlass gehabt, das übrige zu bezweifeln.

Wenn somit der grösste Teil unseres positiven Wissens nur Glaube ist, so gilt dies auch für den Glauben im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes, für Religion und Aberglauben. Ebenso wie die Dogmen der positiven Religionen von Geschlecht zu Geschlecht durch Suggestion fortgepflanzt werden, so verhält es sich auch mit dem Aberglauben. Wenn aber erst der Glaube da ist, so ist der Mensch befangen und findet nun Bestätigung seines Glaubens durch vielfache Beobachtungen.

Ein treffendes Beispiel für die Macht der suggerierten Anschauungen haben wir in der Entwicklung des Hexenwesens. Trotz allem, was von verschiedenen Seiten als Beweis für die Hexenzusammenkünfte angeführt worden ist, scheint es doch keinem Zweifel zu unterliegen, dass dieselben mit allen dahin gehörenden Abscheulichkeiten eine reine Fabel und vollständig erdichtet sind. Natürlich fanden sich damals bedeutend mehr Zauberer und „kluge Frauen" als jetzt. Vielleicht abgesehen von den besser situierten Kreisen ist auf dem Lande und sicher auch in den Städten alle ärztliche und tier-

ärztliche Tätigkeit zwischen ihnen und den Männern der Kirche geteilt gewesen. Wenn die Magie der Kirche nicht helfen konnte, so nahm man seine Zuflucht zu jenen, welche die alten, von den Vorfahren überlieferten Mittel kannten. Ebenso suchte man wohl ihre Hilfe, wenn es sich um mehr oder weniger unerlaubte Zwecke, mit denen ein Priester oder ein Mönch sich nicht gut befassen konnte, handelte. Wenn aber die Zauberei so auch wohl in Formen ausgeübt wurde, deren direkte Abstammung vom Heidentum nicht zweifelhaft war (vergl. S. 104), so ist es darum durchaus nicht bewiesen, dass diese Zauberer und Hexen geschlossene Gemeinschaften gebildet haben. Und noch weniger liegt irgend ein Beweis dafür vor, dass sie sich, wie einige behauptet haben, zu bestimmten Zeiten versammelten, um Orgien zu feiern, oder dass sie, wie andere annehmen, die heidnischen Götter der Vorzeit verehrt hätten.

In seiner „Geschichte des Okkultismus", Bd. II, pag. 586, hat Kiesewetter freilich einige alte Geschichten des Inhalts angeführt, dass solche Zusammenkünfte von verschiedenen Personen gesehen und von den Behörden überrumpelt worden seien. Diese Geschichten stammen jedoch alle aus einer späteren Zeit, wo der Glaube an das Hexenwesen voll entwickelt war; aber auf Zeugnisse aus dieser Zeit kann man, wie wir gleich sehen werden, durchaus kein Gewicht legen. Und selbst dann, wenn diese oder jene Geschichte wahr sein mag, so fehlt noch immer ein sicherer Beweis dafür, ob es nicht vielmehr eine Räuberbande war, die man abfasste, und die gerade ihre Beute teilte. Da die neugierige Obrigkeit sehr häufig von der Versammlung totgeschlagen wurde, so deutet diese Art und Weise mehr auf Banditen als auf Hexen. Man hat also in allen diesen Fällen keine Garantie dafür, dass man es wirklich mit einer Hexenversammlung zu tun hatte. — Ebensowenig aber, wie solche geschlossene Gesellschaften der Hexen erwiesen sind, liegt ein Anhalt für die Annahme vor, dass die Zauberer und klugen Frauen namentlich zu jener Zeit, wo die Hexenprozesse entstanden, die Konkurrenz mit der Magie der Kirche besonders stark getrieben haben.

Der Glaube an das Hexenwesen entstand zu einer Zeit, wo die Kirche die Möglichkeit der Zauberei annahm (vergl. oben S. 108 f.). Zu den alten Beschuldigungen gegen die Ketzersekten fügte man die Anklagen wegen Hexerei zuerst als ein untergeordnetes Moment hinzu; nach und nach trat letzteres aber mehr in den Vordergrund, und nach einer langsamen Entwicklung, die in den Akten geschichtlich verfolgt werden kann, wurde die Ketzerei zuletzt zur Hexerei. Anstatt der wirklich existierenden Ketzersekten verfolgte man nun die ganz imaginären Hexengesellschaften. Nur von dieser Voraussetzung aus, dass das Hexenwesen ein reines Phantasieprodukt ist, lässt sich die weitere Entwicklung der Sache erklären. Anfangs ging es nämlich nicht recht voran mit den Hexenprozessen — ganz natürlich, denn man wusste noch nichts von Hexen und ihren Gemeinschaften. Der

Glaube daran musste erst durch Schriften und Predigten dem Volke vorsuggeriert werden. Als das aber geschehen war, kam Zug in die Sache. Denn wir wissen ja, dass derjenige, der in einem bestimmten Glauben befangen ist, in den Ereignissen des täglichen Lebens leicht Tatsachen findet, die seinen Glauben zu bestätigen scheinen. In den kleinsten und natürlichsten Dingen konnte man jetzt die Tätigkeit der Hexen spüren; die Anklagen wegen Hexerei wurden häufiger, und mit der Menge der Hexenverbrennungen wuchs auch die Furcht, die dann wieder zu neuen Anklagen führte.

Aber hiermit nicht genug. Die Spannung und die Angst, welche die Hexenprozesse mit ihren unmenschlichen Torturen verbreiteten, scheinen einzelne Phänomene, die den Anklägern einen gewissen Schein von Recht geben konnten, geradezu herbeigeführt zu haben. Eines der sichersten und zuverlässigsten Zeichen dafür, dass ein Mensch ein Hexe war, hatte man in dem sogenannten Stigma diabolicum, „dem Teufelsmal". Wenn man an dem Körper der Hexen eine oder mehrere für Schmerz unempfindliche Stellen finden konnte, so war die Schuld der Betreffenden erwiesen und weitere Nachforschung streng genommen überflüssig. Solche anästhetischen Stellen scheinen nach den alten Berichten keineswegs selten gewesen zu sein; aber diese Merkmale sind, wie wir später sehen werden, ein charakteristisches Symptom für die Hysterie. Da die Hysterie nun häufig durch psychische Erregungen, besonders durch Schrecken und Furcht, ausgelöst wird, so scheint hieraus hervorzugehen, dass die Furcht vor Hexen die Hysterie geradezu in einem Masse hervorgerufen hat, wie es uns jetzt fast unbegreiflich ist. Die ursprünglich ganz unbegründeten Anklagen scheinen so im Laufe der Zeit krankhafte Phänomene herbeigeführt zu haben, und diese konnten dann wieder als Beweis für die Berechtigung der Anklagen hingestellt werden.

Auch die Hexensalben sind wahrscheinlich nur ein Produkt der Furcht vor den Hexenprozessen. Von Portas Versuchen (vergl. S. 235) wissen wir, dass solche Salben wirklich vorhanden waren, und dass sie narkotische Stoffe enthielten, die einen tiefen Schlaf mit erotischen Träumen hervorriefen. Die klugen Frauen früherer Zeiten sind bekanntlich mit den heilenden und giftigen Eigenschaften der Kräuter recht vertraut gewesen. Warum sollten sie nicht auch gelegentlich diese Kenntnis dazu benutzt haben, um sich unter den trostlosen Zuständen der Hexenprozesse einen flüchtigen Rausch, eine kurze Vergessenheit mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zu suchen, wie man noch heutigen Tages in verzweifelten Lagen zum Alkohol greift? Dass sie während dieses Rausches von Hexenfahrten und erotischen Ausschweifungen speziell mit Teufeln und Zauberern

träumten, ist wiederum nur eine suggestive Wirkung des Glaubens an die Wirklichkeit dieser Verhältnisse.

In den Akten der Hexenprozesse trifft man öfters ein Phänomen, das im ersten Augenblick vollständig gegen die oben dargelegte Auffassung zu streiten scheint. Es ist nicht selten, dass Frauen sich selbst dem Gerichte stellten und der Hexerei beschuldigten. Man sollte doch glauben, dass diesen Selbstanklagen etwas Wahres zugrunde gelegen hat; denn was hätte sonst diese Frauen zu einem solchen wahnwitzigen Geständnis bewegen können? „Einfache Bosheit," sagt Stoll, „hatte keinen Sinn, da es ihnen durch ihr Tun ans eigene Leben ging. Ebensowenig hat die Annahme Wahrscheinlichkeit, dass sie sich, wie zuweilen die typische Hysterika unserer Tage, um jeden Preis zum Gegenstand einer aussergewöhnlichen Begebenheit und zum Zielpunkt der Aufmerksamkeit zu machen suchten. Sondern, um diese Fälle zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, dass es Leute gibt, bei denen alles, was ihnen direkt oder indirekt, absichtlich oder unabsichtlich suggeriert wird, sofort derart das Gewand vollkommener Realität annimmt, dass sie gar nicht mehr imstande sind, wirklich Geschehenes von bloss Gedachtem, Gehörtem zu unterscheiden."

Als Beweis hierfür führt Stoll folgendes Ereignis aus der Klinik des bekannten Hypnotiseurs, Prof. Bernheim in Nancy, an: „Eines Tages rief Bernheim einen 14jährigen Jungen an das Krankenbett eines anderen Patienten, Nr. 1, und fragte ihn: ‚Du, sage einmal, hat dir nicht gestern dieser Mann hier dein Portemonnaie weggenommen?' ‚Oui, Monsieur,' lautete sofort die Antwort. — ‚So erzähle uns, wie das zuging, aber nimm dich in acht, nichts als die lautere Wahrheit zu sagen, denn hier ist gerade Monsieur le juge (als solcher wurde der ebenfalls anwesende Prof. Forel ausgegeben) anwesend, und bedenke wohl, dass deine Aussagen diesen Mann für ein halbes Jahr ins Zuchthaus bringen können.' — Der Junge beteuert, nichts als die lautere Wahrheit sagen zu wollen, und beginnt nun zu erzählen, wie der Kranke von Nr. 1 gestern $10^1/_2$ Uhr an sein Bett gekommen sei und ihm das Portemonnaie unter der Bettdecke hervorgestohlen habe. Hernach sei der Dieb in sein Bett zurückgekehrt. Eindringlich darüber befragt, ob er das alles wirklich und wahrhaftig gesehen habe und vor Gott beschwören könne, hebt der Junge unverweilt seine Schwurfinger auf und beschwört die Richtigkeit seiner Angaben bei Gott. Während dieser Erzählung schüttelt der Kranke in Nr. 1 beständig lachend den Kopf und stellt die ganze Sache in Abrede. Der Junge aber behauptet deren Richtigkeit ihm ins Gesicht. Bernheim ruft nun den Kranken im Bett Nr. 2, der dem Nr. 1 gegenüberliegt und die ganze Szene mit angehört hat, herbei und befragt ihn ebenfalls. Dieser Kranke, ein Hystero-Epileptiker, wiederholt nun die Erzählung des Jungen wörtlich und behauptet, ebenfalls den Diebstahl mit angesehen zu haben. Bernheim wendet sich nun an einen dritten Kranken, einen älteren Mann, der ruhig auf einer Bank sass. Dieser behauptete kaltblütig und entschieden, nichts Derartiges gesehen zu haben.

Dabei bleibt er lange Zeit trotz eindringlicher Ermahnung, sich doch ja recht zu besinnen, ob er nichts von diesem Diebstahl gesehen. Allmählich lässt aber die Bestimmtheit seiner Angaben nach, er gibt zu, es sei möglich, dass etwas Derartiges im Krankensaal passiert sei, aber er erinnere sich nicht, etwas gesehen zu haben. Weiter war dieser Zeuge nicht zu bringen." — Die Geschichte von dem Diebstahl ist natürlich erdichtet; dennoch sehen wir, wie zwei Menschen sie augenblicklich als Wahrheit aufgreifen und weiter ausführen. Da der eine Ohrenzeuge von der Darstellung des andern ist, berichtet er es natürlich mit denselben Worten. Selbst der dritte geht, nachdem er bei dem Verhöre genügend bearbeitet ist, so weit, dass er einräumt, es könne geschehen sein.

„Verlegen wir nun," sagt Stoll weiter, „derartige psychische Dispositionen in jene Zeiten zurück, wo die Majorität der Völker, von beständiger Furcht vor den Hexen geplagt, in den einfältigsten und natürlichsten Dingen und Ereignissen zauberische Einflüsse witterte, so werden wir leichter begreifen, wie unter dem ungeheueren Drucke der Seelenangst, welche durch die Hexenfurcht auf der einen und durch die Schrecken der ewigen Verdammnis auf der anderen Seite in breiten Schichten des Volkes entstand, arme, extrem suggestible Tröpfe durch den einen und anderen unglücklichen Zufall, etwa durch eine möglicherweise ganz unbeabsichtigte Fremdsuggestion oder eine halluzinatorische Teufelserscheinung, auf die Idee kommen konnten, sie seien Hexen, und es in ihrer Gewissensangst für ihre Pflicht hielten, sich dem Gerichte „freiwillig" zu stellen. Nicht Bosheit, sondern Gewissensangst und extreme Suggestibilität hat viele unschuldige Menschen zu dem unheilvollen Schritte getrieben, der ihren Untergang veranlasste."

Dass auch die Richter im Glauben an die Wirklichkeit des Hexenwesens befangen und deshalb für eine gesunde Vernunft ganz unzugänglich gewesen sind, bedarf kaum eines Beweises. Das eine, oben S. 121 f. angeführte Beispiel zeigt zur Genüge, zu welcher Höhe von Verrücktheit die Suggestibilität selbst die intelligentesten Menschen der damaligen Zeit hat führen können.

Suggerierte Bewegungen und Handlungen.

Es ist früher ausführlich nachgewiesen worden, dass jede Vorstellung von irgend einer Bewegung auch die Tendenz hat, diese Bewegung in die Tat umzusetzen. Damit ist die Möglichkeit gegeben, dass Bewegungssuggestionen sich realisieren. Wird nämlich die Aufmerksamkeit auf eine solche Vorstellung gerichtet, so wird damit die Bewegung von selbst zustande kommen, vorausgesetzt, dass das Individuum nicht absichtlich der Tendenz zur Bewegung entgegenarbeitet. Und selbst wenn dieses geschieht, wird die Bewegung

dennoch bemerkbar werden, sobald die Aufmerksamkeit nur hinreichend stark auf die Vorstellung von der Bewegung konzentriert ist.

Auch wenn ein Mensch seinen ausgestreckten Arm ruhig zu halten sucht, so wird ein in der Hand gehaltenes Pendel dennoch in Schwingungen geraten, sobald das Individuum nur eine Bewegung erwartet, d. h. seine Aufmerksamkeit stets auf die Vorstellung von einer Bewegung richtet. S. 444 wurde erwähnt, dass dieser Versuch bei Leuten, die nichts von dem Zusammenhange der Sache wissen, leicht gelingt, wenn man den Vorgang in eine mystische Form kleidet. Durch letzteres spannt man die Erwartung des Betreffenden in hohem Grade, oder mit anderen Worten: man suggeriert ihm die Bewegung vor.

Suggerierte Bewegungen und Handlungen sind im täglichen Leben ausserordentlich häufig; sehr oft sind sie aber nur Nachahmungen von den Handlungen anderer Menschen. Aber gerade deshalb ist es oft auch recht schwer zu konstatieren, ob eine vorliegende Handlung wirklich Suggestionswirkung ist. Denn ausser der Suggestion kann auch ein anderer psychischer Faktor ähnliche Handlungen hervorrufen, nämlich der sogenannte Nachahmungstrieb. Eine Dame sieht, dass ihre Freundin ein Kleid nach der neuesten Mode bekommen hat; schleunigst muss auch sie ein solches haben, denn „man muss doch wie andere Menschen aussehen". Hier macht sich also offenbar ein bewusstes Streben, anderen zu gleichen, geltend. Ganz analog, vielleicht nur weniger bewusst, ist das Verhältnis, wenn die Kinder Dampfschiff, Pferdebahn, Soldaten usw. spielen. Auch hier kann man streng genommen von einem Nachahmungstriebe reden, weil hier offenbar ein Trieb zur Tätigkeit vorliegt, der erst durch die Nachahmung befriedigt wird, und zwar in einem um so höheren Grade, je mehr die ausgeführten Handlungen wirklich denen der Erwachsenen gleichen. Dies zeigt sich deutlich darin, dass die älteren Kinder beim Spielen die jüngeren verbessern, wenn letztere der Wirklichkeit nicht genügend entsprechen. Diesen und ähnlichen Fällen liegt ein Trieb, ein Streben nach etwas, zu Grunde; dasselbe äussert sich in zweckmässigen Bewegungen, die auf die Befriedigung des Triebes abzielen. Aber solche zweckmässigen, auf einem natürlichen Triebe oder Instinkt beruhenden Handlungen darf man nicht mit den suggerierten Bewegungen verwechseln; letztere werden vielmehr dadurch hervorgerufen, dass eine Vorstellung die Aufmerksamkeit fesselt und eine daran geknüpfte Bewegung direkt auslöst.

Ein Beispiel zur Illustration des Unterschiedes zwischen instinktiven und suggerierten Handlungen. Angenommen, B. geht bei Glatteis hinter A. auf der Strasse und beobachtet ihn mit einer gewissen Aufmerksamkeit; sieht B. A. nun plötzlich im Begriff zu fallen, so wird B. nicht selten unwillkürlich eine ähnliche Bewegung mit dem eigenen Körper machen. Das ist offenbar die Wirkung einer Suggestion. Dass A. die Bewegung macht

ist ganz natürlich; er ist in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren, und sucht nun ganz instinktmässig durch eine Veränderung der Körperlage den Schwerpunkt so zu verlegen, dass das Gleichgewicht wieder hergestellt wird. Für B. stellt die Sache sich aber ganz anders. Da er selbst nicht ausgleitet, ist die ausgeführte Bewegung ganz sinnlos, ja sogar unzweckmässig, weil ein plötzlicher Wurf des Körpers die Gefahr des Fallens sogar herbeiführt. B.s Bewegung wird nur dadurch veranlasst, dass er seine Aufmerksamkeit auf A. konzentriert und dessen Bewegung sieht.

In diesem Beispiele tritt der Unterschied zwischen den auf dem natürlichen Triebe und Instinkt beruhenden Handlungen und den suggerierten Bewegungen deutlich hervor. Nach aussen können beide scheinbar gleich sein; der Unterschied liegt nur im Bewusstseinszustande. Von instinktmässigen Handlungen redet man, wenn ein Trieb vorliegt und sich in zweckmässigen Bewegungen, die auf Befriedigung des Triebes abzielen, äussert; so ist A.s Bewegung eine instinktmässige. Wird dagegen die Bewegung nur infolge der Vorstellung, welche die Aufmerksamkeit gefesselt hat, hervorgerufen, so haben wir einen suggerierten Bewusstseinszustand. Eine Entscheidung kann man demnach im einzelnen Falle nur durch Prüfung des jeweiligen Bewusstseinszustandes treffen. Mitunter mag dies schwer genug sein. Im allgemeinen aber ist im täglichen Leben wahrlich kein Mangel an unzweifelhaft suggerierten Bewegungen. Es ist eine bekannte Tatsache, dass Leute, die in einer Reihe von Jahren zusammengelebt haben, etwa ein Ehepaar, sich häufig in Manieren, Ausdrucksweise u. s. f. sehr ähnlich werden. Hier haben wir einen klaren Beweis für die ansteckende Macht des Beispiels, für die Bedeutung der Suggestibilität. Dass solche Leute mit vollem Bewusstsein einander nachahmen sollten, wird keiner im Ernst behaupten. Der Gegenbeweis wird ausserdem dadurch geliefert, dass beide Parteien Eigentümlichkeiten voneinander annehmen können, die sie selbst für unpassend ansehen und folglich gar nicht anzunehmen wünschen. Es ist also offenbar keine Folge eines Nachahmungstriebes. Es ist unzweifelhaft viel schwerer, stets eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit sich zu bewahren, d. h. nicht so zu handeln, wie man andere handeln sieht. Deshalb kommt es eben auch zu leicht und ganz von selbst, dass man bei passender Gelegenheit die Handlungen begeht, die man stets vor Augen hat: im gegebenen Momente meldet sich die Vorstellung von einer bestimmten Handlung, und damit wird die Handlung selbst ausgelöst; sie ist also geradezu suggeriert.

Was so von Erwachsenen gilt, muss natürlich in einem weit höheren Grade von Kindern gelten, deren Bewusstseinsleben weniger selbständig ist. Die Manieren, das Auftreten, der Ordnungssinn, die Reinlichkeit, die Ausdrucksweise und der Tonfall in der Sprache eines

Kindes sind ja erfahrungsgemäss meistens ein genaues Abbild von seiner Umgebung. Das Kind tut das, was es andere tun sieht, weil dies stets seine Aufmerksamkeit fesselt. Und doch sind selbst bei dem kleinen Kinde alle Handlungen keineswegs Nachahmungen, die auf Eingebungen beruhen. Wenn ein dreijähriges Mädchen mit seiner Puppe das tut, was die Mutter mit dem Kinde im Laufe des Tages getan hat; wenn es die Puppe entkleidet, badet, abtrocknet, ins Bett legt usw., so fehlt dieser ganzen Reihe von Handlungen vollständig das Gepräge der Suggestion. Hier liegt nur eine unzweifelhafte Aeusserung des Nachahmungstriebes vor. Das Kind fühlt einen Trieb zur Tätigkeit; seine Phantasie ist in lebhafter Bewegung; die Erinnerung von seinen eigenen Erlebnissen taucht auf, und die Puppe wird der Gegenstand aller dieser Vorgänge. Die Handlungen entspringen hier dem eigenen Bewusstsein des Kindes ohne eine augenblickliche, äussere Veranlassung, und sie befriedigen einen gewissen Trieb. Wenn aber dasselbe Kind sieht, wie seine Mutter auf einem nassen Wege das Kleid hochhebt, und nun ebenfalls sein kurzes Kleidchen hinten anfasst, so liegt hier sicherlich kein bewusster Grund vor, „Mutter zu spielen". Das Mädchen versteht nicht den Sinn dieser Bewegung, die es zum erstenmal in seinem Leben sieht. Ausserdem ist die Bewegung gleich nachher vergessen und wird nicht wiederholt, ehe das Kind sie das nächstemal ausgeführt sieht. Und erst dann, wenn dies einigemal passiert ist, fängt das Kind „aus eigenem Antriebe", ohne äussere Veranlassung, an, das Kleid hochzuheben. Dieser Umstand, dass die Bewegung anfangs nur nachgeahmt wird, wenn die Vorstellung von der Bewegung von aussen eingegeben wird, gibt der ganzen Handlung das Gepräge einer ursprünglichen Suggestion. Später wird sie dann wie alle anderen bekannten Handlungen im Spiele ausgeführt.

In diesen Beispielen aus dem täglichen Leben haben wir es mit suggerierten Bewegungen zu tun, die infolge einer normalen, durch keine besonderen Ursachen gesteigerten Suggestibilität zustande kommen. Ist aber die Suggestibilität aus irgend einem Grunde erhöht, so können nicht nur einzelne Bewegungen, sondern auch zusammengesetzte Handlungen eingegeben werden. Das Vertrauen zu anderen ist im täglichen Leben wohl die häufigste Ursache einer erhöhten Suggestibilität. Wenn ein Mensch sich vollständig von einem anderen, zu dem er Zutrauen hat, leiten lässt; wenn er ohne Kritik und Ueberlegung in einer gegebenen Situation nach dem Rate und der Anweisung eines anderen handelt: so ist diese Handlung offenbar suggeriert. Die Handlung wird zur rechten Zeit vollzogen, nicht, weil das Individuum beschlossen hat, so zu handeln, sondern infolge

eines äusseren Reizes, nämlich der Worte des anderen, die ihn vollständig beherrschen. Dieses hat bei dem Aberglauben eine grosse Rolle gespielt. In Zeiten, wo man gewissen Personen die Gabe, in die Zukunft zu sehen, zutraute, hat dieses Zutrauen sehr häufig gerade die Erfüllung der Weissagung bewirkt, weil der Betreffende unter der suggestiven Macht der „Weissagung" ganz unbewusst in Uebereinstimmung mit derselben handelte, selbst dann, wenn er vielleicht die grösste Lust hatte, es zu unterlassen. Er war eben von der Vorstellung beherrscht, so handeln zu müssen, und deshalb handelte er so (vergl. ähnliches bei den Träumen S. 502 f. und 507).

Die suggestive Macht der Weissagungen tritt ganz besonders deutlich in der Vatnsdöla Saga hervor, in der Schritt für Schritt die Wirkung der Suggestion geschildert wird. Ingemund, der später der Stammvater des grossen isländischen Geschlechtes der Vatnsdölen wurde, hatte mit König Harald an der Schlacht bei Hafursfjord teilgenommen. Er zog dann nach Hause zu seinem Vater, wo er seinen Pflegevater Ingjald traf, der ihn zu einem Feste einlud. „Bei diesem Feste liess Ingjald und seine Frau nach alter Sitte eine Seidwahrsagung vornehmen (vgl. S. 98 f.), um ihr künftiges Schicksal zu erfahren, und hatten deswegen ein finnisches Zauberweib kommen lassen. Ingemund und sein Stiefbruder Grim kamen zum Feste mit grossem Gefolge. Das finnische Weib wurde auf einen Thron, der aufs beste geschmückt war, gesetzt. Ein jeder ging von seinem Platze aus dorthin, um nach seinem Schicksale zu fragen, und das Weib prophezeite dann jedem, wie es ihm gehen würde; doch waren sie lange nicht alle gleichmässig zufrieden mit der Antwort, die sie bekamen. Die Stiefbrüder blieben sitzen und gingen nicht hin, um das Weib zu fragen; sie sagten, sie kümmerten sich nicht um seine Prophezeiungen. Die Völva sagte: „Weshalb fragen die jungen Männer dort nicht nach ihrem Schicksale? Sie scheinen mir doch von allen, die hier zusammengekommen sind, die bemerkenswertesten zu sein." Ingemund antwortete: „Ich habe keine Lust, mein Schicksal im voraus zu wissen." „Ich will trotzdem," sagte die Völva, „dir es sagen, ohne dass du darnach fragest. Du wirst in einem Lande zu wohnen kommen, das Island heisst, das noch in weitem Umfang unbebaut ist, dort wirst du ein berühmter Mann und alt werden, und deine Nachkommen werden ebenfalls berühmt werden in demselben Lande." Ingemund sagte: „Das passt recht gut; denn ich habe beschlossen, niemals nach dem Orte zu ziehen; und ich würde auch ein guter Kaufmann sein, wenn ich meine vielen und guten Familienländereien verkaufte, um nach den öden Gefilden zu ziehen." Die finnische Frau antwortete: „Es wird doch geschehen, wie ich sage, und das Zeichen dafür ist, dass das Bild, das Harald Haarfager dir in Hafursfjord gab, jetzt aus deinem Beutel verschwunden ist und sich in dem Walde, den du bewohnen wirst, finden wird; auf demselben ist Frejr in Silber abgebildet; und wenn du deinen Hof aufbaust, so werden meine Worte wahr werden." Ingemund sagte: „Wenn es nicht eine Beleidigung gegen meinen Pflegevater wäre, so würdest du den Lohn für deine Prophezeiung an deinem Kopf bezahlt bekommen; da ich jedoch kein Raufbold bin, so mag es damit gut sein." Sie antwortete, er brauche nicht böse zu werden; aber Ingemund sagte, dass sie in einer bösen Stunde

hergekommen sei; worauf sie wieder antwortete, dass die Prophezeiung sich doch erfüllen würde, ob sie ihm gefiele oder nicht. — Ingemund war nun denselben Winter und den Sommer darauf bei seinem Vater, und feierte sodann seine Hochzeit, bei welcher Gelegenheit König Harald zugegen war. Ingemund sagte dann zum Könige: „Ich bin mit meinem Lose zufrieden, und es ist eine grosse Ehre, Euer Wohlwollen zu haben; aber was das finnische Weib mir von der Veränderung meiner Angelegenheiten prophezeit hat, geht mir beständig durch den Kopf, und ich sähe am liebsten, dass es nicht wahr werden möge, dass ich meine väterlichen Güter verlassen müsste." „Es kann doch etwas Wahres daran sein," sagte der König, „dass Frejr sein Bild dort niederlassen und seinen Ehrensitz dort errichten lassen will." Ingemund gestand nun auch, dass er wohl wissen möchte, ob er sein Bild dort fände, wenn er seine Hausgötter dort aufrichtete; „und ich will nicht verheimlichen, Herr," fügte er hinzu, „dass ich vorhabe, einige Finnen zu holen, die mir die Beschaffenheit des Landes zeigen können, wo ich hin soll, und dass ich sie nach Island zu senden gedenke." Der König antwortete, dies könne er gerne tun, und nach seinen (des Königs) Gedanken würde er dorthin ziehen.

Ingemund suchte nun mit Hilfe einiger zauberkundigen Finnen Nachricht von Island zu erhalten. Sie gaben ihm auch Bescheid vom Lande und sagten, dass er genötigt sein würde, selber hinüber zu reisen. „Das ist auch meine Absicht," sagte er, „man kann ja doch nicht dem Schicksal widerstreben." Er belohnte dann die Finnen reichlich und liess sie ziehen. — Er blieb nun einige Zeit ruhig auf seinen Höfen, zog dann zum Könige und erzählte ihm sein Vorhaben und seine Absicht. Der König antwortete, dass ihm dies nicht unerwartet käme; es wäre nicht leicht, dem zu entgehen, was bestimmt sei. Ingemund sagte, so sei es, und er habe alles versucht, was er könnte. Der König fuhr fort: „In welchem Lande du auch bist, du wirst geehrt und angesehen werden"; er schenkte ihm sodann ebenso wie sonst eine Ehrengabe. Darauf gab Ingemund seinen Freunden und anderen Häuptlingen ein prächtiges Gastmahl, bat während desselben um ihre Aufmerksamkeit und sagte dann: „Ich habe beschlossen, meine Stellung zu verändern und nach Island zu ziehen, mehr weil es der Wille des Schicksals ist als aus Neigung; wer mit mir ziehen will, dem steht es frei, es soll aber auch jedem überlassen werden, hier zurückzubleiben, wenn er dies lieber will." Seine Worte fanden sehr viel Beifall, und sie sagten alle, dass sein Fortgang ihnen ein grosser Verlust sei, aber wenige seien mächtiger als das Schicksal."

Dass derartige Ereignisse auch in späteren Zeiten recht allgemein gewesen sind, liegt in der Natur der Sache. „Seinem Schicksal kann niemand widerstreben" — sofern man glaubt, dass das Schicksal wirklich im voraus bestimmt ist, und dass es nichts nützt, dagegen anzukämpfen. —

Von diesem Standpunkt aus ist auch die einflussreiche Stellung der Astrologen vom Mittelalter an bis in die neuere Zeit hinab leicht begreiflich. Wenn die Fürsten sich Hofastrologen hielten, die bei allen wichtigen Ereignissen in den Sternen den Willen des Schicksals erforschen sollten, so ist dies wahrlich keine Formsache gewesen.

Man glaubte an die Astrologie, und man richtete sich nach den Aussagen der Astrologen; und so gingen die Horoskope auch in Erfüllung. Man hat geschichtliche Ueberlieferungen davon, dass Fürsten ihren ehelichen Pflichten in dem Augenblicke, der von den Astrologen als der günstigste für die Empfängnis eines eventuellen Thronerben bezeichnet war, nachgekommen sind. Wo ein so blindes Vertrauen zu der Divinationskunst herrscht, ist die Suggestibilität offenbar aufs höchste gesteigert, und es kann uns nicht wundern, wenn wir finden, dass das bei der Geburt eines Fürsten aufgestellte Horoskop in manchen Einzelheiten sich tatsächlich als wahrsagend erwiesen hat. Das ganze Leben des Mannes, seine Gedanken und Stimmungen sind vollständig von seiner Kenntnis über seine Zukunft suggestiv beeinflusst und getragen. War ihm ein Sieg in einer Schlacht prophezeit, so entflammte dies den Mut nicht nur des Fürsten, sondern auch des ganzen Heeres; war eine Niederlage geweissagt, so versank man in Mutlosigkeit — und der Sieg und die Niederlage wurden natürliche Folgen der herrschenden Stimmung. „Seinem Schicksale kann niemand widerstreben." — Noch heutigen Tages gibt es blinde Anhänger der Astrologie, und da dieselbe Ursache immer dieselbe Wirkung hat, so gehen die Horoskope immer noch in Erfüllung, weil sie als Suggestion wirken.

Als Beweis hierfür führe ich folgendes Bruchstück eines Briefes an mich an: „Da Merkur mein Geburtsplanet ist, so muss er bedeutenden Einfluss auf mein ganzes Leben haben. Aber Merkur bedeutet gemäss seiner schnellen Bewegung Veränderung, Reisen und Kinder. Mein ganzes Leben hat dieses Gepräge gehabt; ich habe unabänderlich meine Lebensstellung verändert, ein paar Male eine Reise um die Erde gemacht und mich viele Jahre in anderen Weltteilen aufgehalten. Nun fehlten nur noch die Kinder. Neulich traf ich einen Pädagogen, auf dessen Empfehlung hin ich als Lehrer an einer Schule angenommen wurde; jetzt habe ich die Absicht, den letzten Schritt zu tun und bereite mich für das Schullehrerexamen vor — in voller Uebereinstimmung mit meinem Horoskop. Dieses ist doch sehr klar, obgleich ich nicht daran zweifle, dass Sie es Zufall nennen werden." Hier tut mein Gewährsmann mir Unrecht. Alles dies ist kein Zufall, vielmehr ist es der sonnenklarste Beweis für die Macht der Suggestion.

Suggerierte organische Veränderungen.

Es ist bisher ausschliesslich von dem Einfluss der Suggestion auf das Bewusstseinsleben und von den daraus hervorgehenden Bewegungen der willkürlichen Muskeln die Rede gewesen. Im Gegensatz hierzu stehen die inneren organischen Veränderungen, diejenigen des Herzens, des Blutgefässsystems, des Magens, des Darmes und der Drüsen, Veränderungen, über die das Individuum nicht Herr ist,

und die es nicht nach Belieben hervorrufen kann. Damit ist aber nicht gesagt, dass jene Veränderungen von den Bewusstseinszuständen nicht abhängig sind; es zeigt sich im Gegenteil, dass bestimmte seelische Zustände immer von gesetzmässigen Veränderungen in den verschiedenen Organen begleitet werden. So vermehrt eine Anspannung der Aufmerksamkeit die Zahl der Herzschläge, während umgekehrt eine Erschlaffung dieselbe herabsetzt. Wird die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Teil des Körpers gerichtet, so verändert sich die Weite der Blutgefässe an dieser Stelle, so dass die Blutzufuhr je nach den Umständen gesteigert oder herabgesetzt wird. Ferner sind unsere Geschmacksempfindungen so konstant von einer Veränderung der Speichelabsonderung begleitet, dass eine blosse Erinnerung an eine solche Empfindung diese Veränderungen hervorrufen kann. „Das Wasser läuft uns“ schon bei der Erinnerung an saure oder süsse Früchte „im Munde zusammen“; der Mund wird trocken bei Erinnerung an etwas Bitteres u. s. w. Endlich ist jede starke Erregung von ausgeprägten Veränderungen des ganzen Organismus begleitet; die Atmung, die Herztätigkeit, die Weite der Gefässe und die Bewegungen des Darmes werden in bestimmter Weise unter dem Einfluss verschiedener Gemütsbewegungen modifiziert. Diese Veränderungen treten aber nicht nur bei einem wirklichen Affekte auf, sondern die einfache Erinnerung an eine solche Gemütsbewegung kann dieselben organischen Veränderungen in geringerem Masse herbeiführen.

Alle diese Tatsachen zeigen, dass eine genaue Verbindung zwischen den Bewusstseinsphänomenen und dem Zustande des Organismus vorhanden sein muss. Damit ist aber auch die Möglichkeit gegeben, dass Suggestionen Einfluss auf die Organe des menschlichen Körpers haben. Solche Suggestionen finden in der Heilkunde vielfache Anwendung und wirken im allgemeinen um so sicherer und kräftiger, je grösser die Suggestibilität des Patienten ist; letzteres ist aber wiederum von dem Zutrauen, das der Kranke zum Arzte hat, abhängig. Schon am Schlusse des 13. Jahrhunderts hatte ein Mann wie Arnold Villanova es klar eingesehen, dass es für den Arzt sich wesentlich darum handele, das Vertrauen des Patienten zu besitzen; denn „dann kann er alles ausrichten“ (vgl. oben S. 186). Auch jetzt räumt wohl jeder einsichtsvolle Arzt ein, dass die Suggestion bei vielen Krankheiten einen grossen Einfluss hat, namentlich bei den Leiden, wo man keine besonderen Arzneimittel anwenden kann. Es bezieht sich das nicht etwa nur auf nervöse Zustände, bei denen die Suggestion, die psychische Behandlung wohl immer das wesentlichste ist. Auch in den meisten anderen Fällen wird das Vertrauen des Patienten

zum Arzte von ausserordentlicher Bedeutung sein. Zunächst wird die Beruhigung, welche die blosse Anwesenheit des Arztes hervorrufen kann, den Organismus in seinem Kampfe gegen die Krankheit schon wesentlich unterstützen.

Während Furcht und Angst die Krankheit geradezu verschlimmern, ist eine erfreuende Ueberraschung, eine gehobene Stimmung der Genesung sehr förderlich. Welche Bedeutung die Furcht ansteckenden Krankheiten gegenüber haben kann, ist in der bekannten morgenländischen Sage von dem Fürsten und der Cholera ausgesprochen. Ein Fürst begegnete eines Tages der Cholera ausserhalb der Stadt und fragte sie, wie viele Menschen sie dieses Mal zu holen gedächte. „Tausend," antwortete die Cholera. Als die Cholera wieder von der Stadt fortzog, begegnete der Fürst ihr wiederum und machte ihr Vorwürfe, dass sie nicht Wort gehalten habe; anstatt tausend hätte sie fünftausend hinweggerafft. „Nein," antwortete die Cholera, „4000 hat die Furcht getötet." — Andererseits ist es eine bekannte Tatsache, dass eine leichtere Krankheit, ein geringer Gichtanfall, Kopfschmerz u. s. f. durch eine fröhliche Stimmung spurlos verschwinden kann. Es ist somit begreiflich, dass die Gegenwart eines Vertrauen erweckenden Arztes schon psychisch einen günstigen Einfluss auf die Krankheit ausübt.

Weiter aber kann die durch das Vertrauen gesteigerte Suggestibilität in mancherlei Weise vom Arzte ausgenutzt werden. Die Erfahrung lehrt, dass die Vorstellung oder die Erwartung einer Veränderung im körperlichen Befinden dieselbe häufig auch in kürzerer oder längerer Zeit wirklich herbeiführt. Ihren Einfluss auf organische Veränderungen nimmt man schon daran wahr, dass die blosse Vorstellung eines Kälte- oder Wärmegefühls in einem bestimmten Körperteile die Blutzufuhr zu dieser Stelle verändert. Auch die Erfolge der Männer, die sich in früheren Zeiten mit Krankenheilungen befassten, beweisen den Einfluss des Seelenlebens auf den Organismus. Obgleich die ärztliche Kunst damals doch viel unvernünftiger und unvollkommener war, als heutigentags, so vermochte sie doch Heilungen zu erzielen. Wir wissen ferner, dass das Menschengeschlecht Jahrtausende hindurch sich nur mit Beschwörungen, Zaubergesängen, Reliquien, Amuletten und Sympathiemitteln in den meisten Krankheitsfällen beholfen hat. Selbstverständlich schlugen diese magischen Mittel natürlich auch fehl, weil nicht alle Krankheiten sich auf psychischem Wege heben lassen.

Es waren keineswegs nur die homerischen Helden, die „das Blut durch Beschwörung zu hemmen" verstanden (vgl. S. 60); dasselbe kommt noch in unseren Tagen vor, allerdings wohl hauptsächlich nur in weniger aufgeklärten Gegenden, wo man an die Macht eines Zauberspruches noch glaubt. Als Beweis hierfür veröffentlicht Stoll einen Brief eines schlesischen Geistlichen Standfuss, in dem der Pastor eine magische Kur schildert, deren Augenzeuge er selbst gewesen ist: „Bei Anlegung eines neuen Kirchhofes in Schreiberhau (Riesengebirge) wurde das den gewählten Platz umsäumende Gesträuch ausgerottet. Eines Tages befand ich mich unter den Arbeitern

und hörte, wie einer von ihnen über den Platz laut hinrief: ‚Ist jemand hier, der Blut besprechen kann?‘ worauf ein anderer in einiger Entfernung antwortete: ‚Ja!‘ und alsbald auf den Rufenden zuschritt. Ich folgte ihm und stellte mich so, dass ich das Vornehmen der beiden gut beobachten konnte, ohne sie darin zu stören. Der Hilfesuchende hatte sich mit einer scharfen Axt in den Ballen der linken Hand gehackt und eine stark blutende, tiefe Wunde beigebracht. Der andere nahm die verwundete Hand in seine Rechte und murmelte einige unverständliche Worte; ob er sonst noch etwas vornahm, konnte ich nicht deutlich sehen, oder ich erinnere mich nicht mehr bestimmt daran, da das Erzählte vor etwa 50 Jahren geschah, doch meine ich, die verwundete Hand sei während des Murmelns bestrichen worden. Als sie nach kurzer Zeit, etwa ein bis zwei Minuten, wieder losgelassen wurde, trat ich näher und sah nun genau, dass die Wunde gar nicht mehr blutete, sondern aufgelaufene, blaue Ränder hatte. Ob die Heilung bald und gut erfolgt sei, weiss ich nicht mehr, doch hat sie jedenfalls nicht einen schlimmen Verlauf genommen.“

Wie gleichgültig die Behandlung selbst sein kann, wenn der Patient nur an die Wirkung derselben glaubt, sieht man am besten aus folgendem Fall. Ein Bauer konsultierte den berühmten Arzt, den Fürsten Hohenlohe, wegen einer Zungenlähmung, die ihn natürlich stumm machte. Der Arzt wollte die Temperatur des Patienten messen und steckte ihm ein Thermometer unter die Zunge. Aber der Bauer glaubte, es sei ein Instrument, mit dem die Zunge operiert werden sollte, und als der Arzt das Thermometer fortnahm, fiel der Mann auf die Knie und rief mit kräftiger Stimme: „Gott sei gelobt, ich bin gesund, ich kann wieder sprechen.“

Wenn Suggestionen also in gewissen Fällen eine beinahe augenblickliche Wirkung hervorrufen, so wird natürlich eine regelmässig wiederholte Suggestion im Laufe der Zeit fast unglaubliche Dinge erreichen können. In dieser Hinsicht haben die Amulette sicher eine grosse Rolle gespielt. Wird ein Amulett als Schutzmittel gegen eine bestimmte Krankheit getragen, so hält es die Furcht vor dieser Krankheit ab; und die Bedeutung hiervon haben wir schon oben kennen gelernt. Wird ein Amulett dagegen zur Heilung einer Krankheit angelegt, so wird es offenbar wie eine stets wiederholte Suggestion wirken, so oft das Individuum dasselbe fühlt. Meistens wird ein solcher Gegenstand unmittelbar auf dem Körper unter den Kleidern getragen; bei jeder Bewegung wird der Druck oder die Reibung desselben auf der Haut gefühlt werden und bei dem Patienten eine bestimmte Vorstellung erwecken. Kein Wunder, dass eine solche anhaltend wiederholte Suggestion im Laufe der Zeit wirklich kräftige Wirkungen hervorrufen kann. Im Altertum hatte man zu diesem Zwecke Beschwörungen, die auf Stein- oder Metallplatten geschrieben waren, im Mittelalter Heiligenreliquien oder magische Sigille, jetzt braucht man Voltakreuze — man sieht: die Beschaffenheit der Amulette ist ganz gleichgültig, es kommt hauptsächlich nur auf den Glauben des Patienten an. So gewiss aber das Voltakreuz wirklich in manchen Fällen eine Heilung mit sich geführt hat, so haben wir doch keinen Grund, die Wirkung der Amulette in früherer Zeit zu bezweifeln. Sie sind ebenso „elektrisch“ gewesen wie die Voltakreuze, die sicher nur auf die Phantasie der Patienten elektrisierend einwirken.

Wenn die Suggestion so zum Nutzen des Nächsten gebraucht werden kann, so lässt sie sich sicherlich auch zum Schaden anwenden.

Die grosse Macht, die man zu allen Zeiten der Verfluchung zugeschrieben hat, ist wesentlich suggestiver Natur.

Auf verschiedenen Inseln der Südsee benutzt man sie noch, um an einem persönlichen Feinde in höchst raffinierter Weise Rache zu nehmen; die Methode heisst: „ihn tot beten". Unter gewissen feierlichen Zeremonien wird der betreffende Feind verflucht; erfährt er es nun, so kann die Furcht vor der feierlichen Verfluchung so gewaltige Störungen im ganzen Organismus hervorrufen, dass er tatsächlich auch im Laufe einiger Monate stirbt. Ebenso wirkt offenbar auch die sogenannte „Verzauberung vermittelst eines Bildes", die von den Zeiten der Chaldäer an bis ins Mittelalter hinab angewandt worden und auch bei den meisten Naturvölkern bekannt ist (vgl. S. 29 f., 43 und 117), durch die Macht der Suggestion. Wenn ein Mensch erfährt, dass diese oder jene mörderische Handlung an seinem Bilde vollzogen ist und daran glaubt, so kann die Furcht ihn tatsächlich allmählich zugrunde richten.

Unter besonders günstigen Umständen wirkt aber die psychische Behandlung, wenn sie die Religion mit zu Hilfe nehmen kann. Die Suggestibilität erreicht dadurch einen Höhepunkt, den das gewöhnliche Vertrauen zu der Macht eines Menschen selten erreicht.

Wir wissen denn auch, dass die ärztliche Behandlung in den Tempeln gewisser Gottheiten, der sogenannte „Tempelschlaf", zu allen Zeiten wegen der damit verbundenen wunderbaren Heilungen, die der Gottheit zugeschrieben wurden, hoch angesehen gewesen ist. Im Laufe der Zeit haben diese heilenden Götter zwar den Namen gewechselt — bei den Griechen war es Apoll und Aeskulap, bei den Aegyptern Serapis —, aber die Behandlungsweise und deren Wirkung ist im wesentlichen dieselbe geblieben. Der Kranke erscheint an dem heiligen Orte hochgradig suggestibel durch sein Vertrauen zur Gottheit, und diese Suggestibilität wird nun durch alle möglichen Mittel bis zu einem ekstatischen Zustand noch gesteigert. Der Anblick von Votivtafeln, die zur Erinnerung an vollzogene Heilungen errichtet sind, die Musik, die Prozessionen, der Schlaf an der geweihten Stätte, die ganze religiöse Atmosphäre: alles trägt dazu bei, den Glauben, die Hoffnung und die Erwartung der Heilung aufs höchste zu spannen. Ist die Krankheit nun überhaupt auf psychischem Wege beeinflussbar, so gehört nur noch ein zufälliger Umstand, z. B. der Glaube des Kranken, dass seine Genesung zu einer bestimmten Stunde eintreten werde, dazu, und der Patient wird tatsächlich wie durch ein Wunder zu dieser Zeit von seinen Leiden befreit werden können. So war, soweit man weiss, der Vorgang in den griechischen Tempeln (vgl. S. 61 f.), und so ist er noch heute an manchen Orten, wo die Wunderheilungen vollzogen werden.

Die Wunderkuren selber sind in Wirklichkeit nicht wunderbarer als andere Resultate der Psychotherapie. Der kürzlich verstorbene englische Arzt A. Myers hat die Annalen und Berichte verschiedener Wunderheilstätten durchgenommen und festgestellt, dass die Wirkungen in keinem wirklich beglaubigten Fall über das hinausgehen, was unter günstigen Umständen auch durch psychische Behandlung erreicht werden kann. Die Heilungen erhalten den Charakter des Wunderbaren um so leichter, je weniger man die Kranken vorher untersucht und feststellt, ob wirklich ein organisches

Leiden oder nur eine Störung der nervösen Funktionen, eine sogenannte funktionelle Erkrankung, vorliegt. Die letzteren können auf psychischem Wege geheilt werden, die ersteren dagegen nicht. Während die Heilung der funktionellen Störungen also ganz begreiflich ist, so würde die Heilung eines organischen Leidens ein wirkliches Wunder sein; leider ist aber eine solche bis jetzt noch nicht nachgewiesen worden. In der Praxis hervorragender Aerzte kommen zahlreiche Seitenstücke zu den wunderbarsten Heilungen funktioneller Störungen vor.

In gewisser Beziehung gilt manches von dem Gesagten übrigens auch von den Heilungen, die man als „Gebetsheilungen" bezeichnet. Einer der bekanntesten, die sich gegenwärtig in Skandinavien damit befassen, ist Frederik August Boltzius, 1836 in der Nähe von Karlstad in Schweden geboren. Der Vater war dem Trunk ergeben und hinterliess dem Sohn kein Vermögen, so dass dieser bei Fremden arbeiten musste. 1864 wurde er erweckt; unter der Last seiner Sündenerkenntnis versuchte er wiederholt sich das Leben zu nehmen; da es aber jedesmal missglückte, beschloss er, es dem Wohl seiner Mitmenschen zu widmen. Etwa 20 Jahre lang wanderte er im Lande als Handelsmann umher und heilte überall die Kranken, die gläubig waren, durch Gebet, Salbung und Handauflegung. 1884 machte er einige glückliche Kuren an mehreren hochgestellten Persönlichkeiten und liess sich danach mit deren Unterstützung in seiner Heimat nieder, um sich ausschliesslich den Gebetsheilungen zu widmen. Aus dem ganzen Norden, ja aus Amerika strömte man scharenweise herbei, so dass oft 200 Kranke täglich bei ihm waren.

Das ist sicher, dass Boltzius tatsächlich zahlreiche Kranke durch Gebet geheilt hat. Es sind dieses aber stets nur solche Leidende gewesen, bei denen wesentlich psychische oder funktionelle nervöse Störungen, aber keine organische Gebrechen vorlagen. Wohl wird berichtet, dass er Blinden und Tauben ihre Sinne verschafft, Aussätzige geheilt und eine Neubildung verlorener Gliedmassen erreicht habe. Was dies betrifft, so hat ein Arzt Namens E. Thorelius in einer kleinen Schrift („Boltzianismen, ett skandinavisk Kulturbild" Karlstad 1888) uns klaren Aufschluss darüber gegeben. Thorelius hielt sich lange Zeit bei Boltzius auf und hatte so Gelegenheit, die Kranken zu untersuchen; er kennt die Verhältnisse also ganz genau. Nach seiner Darstellung kommt es bei der Behandlung wesentlich darauf an, eine extreme Suggestibilität hervorzurufen, eine Art von Entzückungszustand, in welchem der Glaube an die Heilung tatsächlich Wunder bewirkt, jedoch nur in solchen Fällen, wo eine Heilung auf suggestivem Wege überhaupt möglich ist. Zur Erhöhung dieser Suggestibilität tragen verschiedene Umstände bei: zunächst Boltzius' Ruf; der Kranke kommt mit hochgespannter Erwartung zu ihm; da es aber ein Gesetz ist, dass niemals von misslungenen Kuren geredet werden darf, so bleibt der Kranke in seinem Glauben; ferner die ganze religiöse Atmosphäre des Ortes, Boltzius' lange Predigten, viel Gemeindegesang u. s. f.; weiter der Anblick der Krücken und Bandagen, die von Geheilten zurückgelassen und im Wartezimmer aufgehängt sind; endlich die Behandlung selbst: der Kranke wird von Boltzius mit Oel gesalbt und mit den Händen eingerieben, während Boltzius selbst den Himmel mit Gebeten bestürmt und auf den Kranken bläst, um die bösen Geister auszutreiben. Auch wenn der Kranke objektiv nicht besser wird, so lebt er jetzt doch beständig in dem Glauben, dass er im Begriffe sei, sich zu erholen.

Thorelius hat eine Anzahl Blinder und Tauber, Gelähmter und Aussätziger, die nicht nur nach Boltzius' eigener Aussage, sondern auch nach dem Glauben der Kranken selbst geheilt waren, untersucht. Die gründliche ärztliche Untersuchng aber führte zu dem Resultat, dass objektiv keine Besserung in dem Zustande des Patienten eingetreten war.

Kapitel 36.

Hypnose und Autohypnose.

Der allgemeine Charakter der Hypnose.

Unter den vielen seelisch-körperlichen Veränderungen, die durch Suggestion hervorgerufen werden können, lässt der Schlaf sich vielleicht am leichtesten herbeiführen. Viele Menschen werden schon schläfrig und fangen an zu gähnen, wenn sie sehen, dass andere dies tun. Man begreift demnach, dass die meisten Menschen zum Schlafen gebracht werden können, wenn man ihnen die Phänomene des Schlafes beschreibt: eine gewisse Ermattung und Erschlaffung der Glieder, eine Schwere der Augenlider, eine verlangsamte und tiefere Atmung u. s. f. Wenn man diese Rede nun zugleich durch eine bequeme Lage unterstützt und alle störenden Einflüsse, welche die Aufmerksamkeit ablenken, fernhält, so wird es selten lange dauern, ehe das Individuum Neigung zum Schlafen fühlt, vorausgesetzt, dass es durch Denken an andere Dinge sich nicht gegen die Schlafsuggestion sträubt. Auf diese Weise soll man ungefähr 90 % aller Menschen zum Schlafen bringen können. Indes werden doch wegen des graduellen Unterschiedes in der Suggestibilität nicht alle gleich leicht einschlafen.

Den durch Suggestion hervorgerufenen Schlafzustand nennt man Hypnose. Derselbe unterscheidet sich vom natürlichen Schlafe durch das Verhalten der Aufmerksamkeit. Während die Aufmerksamkeit im normalen Schlaf vollständig erschlafft ist, ist sie hier einseitig auf den Hypnotiseur, d. h. auf die Person, welche die Hypnose hervorruft, und auf seine Suggestion konzentriert. Der Schlaf ist somit nur partiell, da die Sinnesgebiete, auf welche die Aufmerksamkeit gerichtet ist, noch für Reize empfänglich sind. Uebrigens kann die Tiefe des Schlafes sehr verschieden sein, und je tiefer dieser ist, desto einseitiger wird die Aufmerksamkeit, indem immer mehr Sinnesgebiete für äussere Reize unempfänglich werden. In den leichteren Formen der Hypnose verlieren die geschlossenen Sinne, das Gesicht, der Geschmack, der Geruch und vielleicht auch der Muskelsinn gewöhnlich zuerst die

Empfänglichkeit, während der Tastsinn und das Gehör noch beeinflussbar sind. Wird der Schlaf tiefer, so nimmt der Hypnotisierte Reize nur noch mit dem Gehör wahr. In der tiefsten Hypnose tritt das Phänomen des „isolierten Rapports" ein. Dasselbe besteht darin, dass der Hypnotisierte nur das hört, was der Hypnotiseur sagt, während die ganze übrige Aussenwelt — ebenso wie im normalen Schlafe — für den Schlafenden nicht mehr existiert.

Aus der einseitigen Konzentration der Aufmerksamkeit auf die Suggestionen in Verbindung mit dem Umstande, dass das Individuum im übrigen schläft, lassen sich nun alle Eigentümlichkeiten der Hypnose erklären. Diese sind dadurch charakterisiert, dass die Suggestibilität in hohem Grade gesteigert ist und zwar um so mehr, je tiefer die Hypnose ist. Denn die Suggestibilität beruht ja gerade darauf, dass das Individuum die Aufmerksamkeit nicht mehr willkürlich lenkt, da sie einseitig gefesselt ist. Je tiefer der Schlaf und je geringer die Zahl der Sinnesorgane und die Menge der Vorstellungen wird, über die der Hypnotisierte noch verfügt, desto weniger wird er in seinem eigenen Bewusstsein Motive für eine willkürliche Richtung der Aufmerksamkeit finden können, mit anderen Worten, die Suggestibilität wächst, je tiefer die Hypnose wird. Solange die Hypnose oberflächlich ist, bleibt das Individuum bis zu einem gewissen Grade Herr über seinen seelischen Zustand; es kann noch willkürlich über seine Aufmerksamkeit innerhalb der Vorstellungsgebiete, die nicht schlafen, verfügen. Deshalb wird nicht jede Suggestion in diesem Stadium angenommen, das Individuum kann sich gegen die Vorstellungen sträuben, die man ihm einzugeben versucht. Das charakteristische Phänomen für die oberflächliche Hypnose ist der Verlust der Herrschaft über die willkürlichen Bewegungen; die Augen können nicht geöffnet werden, die Glieder sind kataleptisch, d. h. gelähmt; sie bleiben in der Stellung, die man ihnen gibt. Gesichtsbilder, Geruchs- und Geschmacksempfindungen werden, wie wir gleich sehen werden, wahrscheinlich auch nicht mehr willkürlich hervorgerufen. Nach und nach, wenn die Hypnose sich mehr vertieft, wird auch die willkürliche Aufmerksamkeit mehr eingeengt; zuletzt ist sie ganz aufgehoben, und die Suggestibilität ist nun aufs höchste gestiegen.

Die Verbalsuggestion ist nicht das einzige Mittel, um eine Hypnose hervorzurufen. Manche Hypnotiseure lassen das Individuum einen glänzenden Gegenstand anblicken oder führen die sogenannten „magnetischen" Striche aus, die darin bestehen, dass der Hypnotiseur langsam und regelmässig am Körper des Individuums entlang streicht. Das Wesentlichste bei diesen Methoden scheinen die gleichartigen, anhaltenden Sinnesreize, die immer etwas Einschläferndes haben, zu

sein. Viele Menschen können so schon durch Horchen auf gleichartige, sich stets wiederholende Geräusche, wie z. B. das Plätschern der Regentropfen, das Ticken einer Uhr, in einen hypnotischen Zustand geraten. Selbst ein anhaltender, unerträglicher Schmerz scheint, wie wir im folgenden sehen werden, eine Art Hypnose hervorrufen zu können. Mehrere dieser Hypnotisierungsmethoden erfordern demnach gar nicht die Anwesenheit eines Hypnotiseurs; der Mensch verfällt von selbst in eine Hypnose, die sogenannte „Autohypnose". Sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen Hypnose dadurch, dass der Hypnotisierte nicht im Rapport mit einem anderen Menschen steht. Die Autohypnose ist deshalb nicht ohne Gefahr, weil der fehlende Rapport es dem Individuum unter allen Umständen sehr schwer macht, wieder aufzuwachen. Mitunter können Leute, die häufig hypnotisiert worden sind, sich auch nur durch den lebhaften Wunsch oder die Vorstellung einer Hypnose in einen ähnlichen Zustand versetzen. Das psychische Verhalten in solchen Autohypnosen hängt wesentlich davon ab, auf welche Vorstellungen die Aufmerksamkeit bei Beginn der Hypnose gerichtet gewesen ist. Diese Vorstellungen können während der Hypnose wie Autosuggestionen weiter wirken und zu ähnlichen Phänomenen Anlass geben, wie sie bei anderen Hypnotisierten durch Suggestionen seitens des Hypnotiseurs hervorgerufen werden.

Wir gehen jetzt etwas näher auf die eigentümlichen Veränderungen ein, welche die Hypnose auf den verschiedenen psychischen Gebieten hervorruft. Wir werden bei der Gelegenheit sehen, dass alle hypnotischen Phänomene sich wirklich auch entsprechend der hier gegebenen Auffassung von der Hypnose als eines partiellen Schlafzustandes, in dem die Suggestibilität infolge der einseitigen Konzentration der Aufmerksamkeit gesteigert ist, erklären lassen. Dabei nehmen wir besonders Rücksicht auf das Verhalten der Sinne, auf die Reproduktion der Vorstellungen, die willkürlichen Bewegungen und die organischen Veränderungen. Von einer erschöpfenden Behandlung dieser Verhältnisse kann indes nicht die Rede sein; wir gehen nur auf das ein, was von unmittelbarer Bedeutung für unser spezielles Thema, den Aberglauben, ist.

Es versteht sich nach dem Bisherigen von selbst, dass zwischen den schlafenden und wachen Sinnen während der Hypnose ein Unterschied ist. Die schlafenden Sinne sind ja ganz unempfänglich für Reize; diese Unempfänglichkeit kann sich zur Anästhesie steigern, d. h. das Individuum fühlt nicht den geringsten Schmerz selbst bei gewaltigen Eingriffen in den Organismus. Bei tief Hypnotisierten kann man demnach ebenso sicher kleinere chirurgische Operationen ausführen wie in einer Chloroformnarkose. Andererseits sind die wachen

Sinne, speziell das Gehör, während der tiefen Hypnose gern hyperästhetisch, also besonders empfindlich und geschärft, so dass das Individuum Reize auffasst, die es im wachen Zustande nicht wahrnehmen würde. Dieser Umstand in Verbindung mit dem unwillkürlichen Flüstern, das leicht von selbst entsteht, wenn man eine zeitlang eine Vorstellung in Gedanken festhält, spielt zumeist eine wesentliche Rolle bei der Gedankenübertragung (vgl. S. 462). Indessen ist nicht nur das Gehör geschärft. Durch Suggestionen seitens des Hypnotiseurs — bei häufig Hypnotisierten auch durch Autosuggestionen — können andere Sinne, z. B. der Tastsinn und das Gesicht, geweckt und hyperästhetisch werden. In der Geschichte des Aberglaubens hat diese Schärfung der Sinne eine grosse Rolle gespielt; sie ist hauptsächlich die Ursache zum Glauben an die magischen Kräfte der Somnambulen gewesen.

Während die schlafenden Sinne für äussere Reize unempfänglich sind, können deutliche Erinnerungsbilder auf diesen Sinnesgebieten auftauchen. Ebenso wie z. B. ein starkes Geräusch während des normalen Schlafes bis zum Bewusstsein durchzudringen und einen Traum auszulösen vermag, so können auch die Worte des Hypnotiseurs Gesichtsbilder, Geruchs- und Geschmacksempfindungen bei den Hypnotisierten hervorrufen. Ferner: ebenso wie die Traumbilder während des Schlafes ein halluzinatorisches Gepräge annehmen, weil das Individuum nicht Herr über dieselben ist, so können aus letzterem Grunde die dem Hypnotisierten suggerierten Vorstellungen zu Halluzinationen mit dem Gepräge der vollen Wirklichkeit werden. Man nimmt gewöhnlich an, dass man Halluzinationen nur in der tiefen Hypnose zu suggerieren vermag. Doch ist dies nicht ganz korrekt; sobald ein Sinn schläft, muss eine jede Vorstellung, die auf diesem Gebiete hervorgerufen wird, zur Halluzination werden können. In Uebereinstimmung hiermit habe ich auch gefunden, dass man selbst in der leichtesten Hypnose Geschmacks- und Geruchshalluzinationen hervorzurufen vermag, wenn man nur dafür sorgt, die Suggestion in einer solchen Form zu geben, dass das Individuum die Vorstellung nicht mit Hilfe der wachen Sinne kontrollieren kann. Auch der leicht Hypnotisierte trinkt dann aus einem leeren Glase Wein mit grossem Vergnügen; und unangenehme Gerüche werden unter dem Einflusse der Suggestion, dass sie angenehm sind, mit Wohlbehagen eingeatmet. Man könnte dagegen einwenden, dass hier faktisch gar keine Halluzination vorliege, dass das Individuum vielmehr nur aus Freundlichkeit sich den Schein gebe, als ob es den Worten des Hypnotiseurs glaube. Indes hat man einen positiven Beweis für den halluzinatorischen Zustand des Hypnotisierten, nämlich mit dem Pletysmographen

aufgenommene Pulskurven, die ein ausgeprägtes Lustgefühl aufweisen. Will man aber unter denselben Verhältnissen eine Gesichtshalluzination hervorrufen, so missglückt es, weil der oberflächlich Hypnotisierte hier noch zu sehr Herr seiner Vorstellungen ist. Er weiss nämlich sehr wohl, dass seine Augen geschlossen sind, so dass er nicht sehen kann; aber sonst ist er noch zu wach und lacht daher über den Hypnotiseur, wenn dieser ihm eine Gesichtshalluzination suggerieren will. Dies gelingt erst, wenn die Muskel- und Tastsinne schlafen, so dass das Individuum das Bewusstsein von dem Zustande des Organismus verliert.

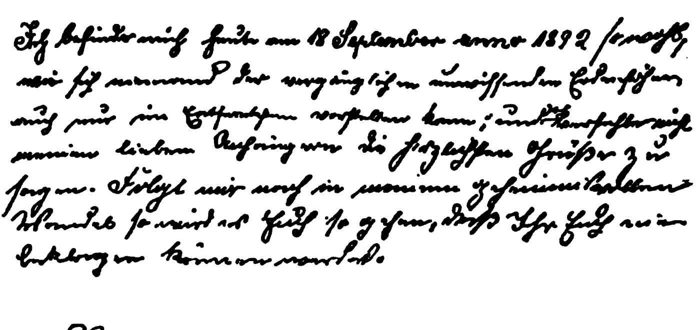
Das Gedächtnis ist in der Hypnose gewöhnlich geschärft. Viele Dinge, selbst ganz unbedeutende Erlebnisse, über die das Individuum im wachen Zustande keine Rechenschaft ablegen kann, erinnert man genau in der Hypnose. Dies hängt wahrscheinlich auch mit der einseitigen Konzentration der Aufmerksamkeit zusammen. Gibt man dem Hypnotisierten den Befehl, sich auf etwas zu besinnen, so taucht es vor ihm auf, weil die Aufmerksamkeit die gegebene Spur verfolgt, ohne durch falsche Vorstellungen auf Irrwege geleitet zu werden. Während der Hypnose ist also eine Hypermnesie, eine verschärfte Erinnerung vorhanden, nach der tiefen Hypnose aber im allgemeinen Amnesie, d. h. es fehlt jede Erinnerung an das, was passiert ist. Die Erinnerung daran wird jedoch in der folgenden Hypnose wiedergewonnen.

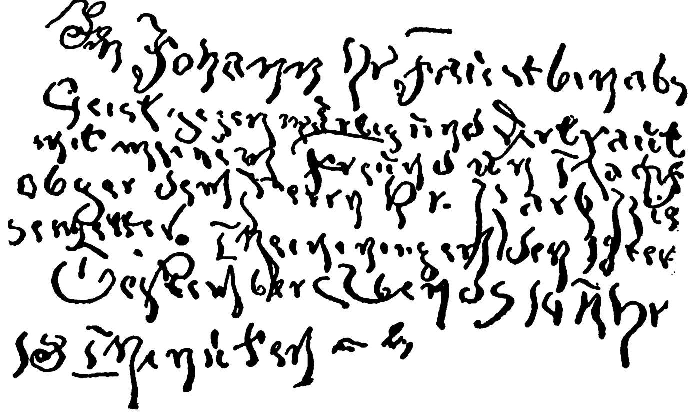
Natürlich kann man in der Hypnose noch leichter als im wachen Zustande Handlungen und bestimmte organische Veränderungen suggerieren. Hierauf beruht die grosse Bedeutung der Hypnose in der Heilkunde, worauf wir schon oben hingewiesen haben.

Von besonderem Interesse ist eine bestimmte Art von Veränderung, der sogenannte Wechsel der Persönlichkeit, der in der tiefen Hypnose hervorgerufen werden kann. Es ist schon früher (S. 477) erwähnt worden, wie das Ichbewusstsein wesentlich auf den zahlreichen Empfindungen beruht, die wir jeden Augenblick vom ganzen Organismus empfangen. Jede Veränderung im Zustande des Organismus ruft auch Veränderungen in den Organempfindungen hervor, und infolgedessen schwankt das Ichbewusstsein wiederum bis zu einem gewissen Grade. Schon ein leichtes Unwohlsein kann den energischen und arbeitsamen Mann derartig beeinflussen, dass er zur Arbeit nicht aufgelegt ist; mit der Rückkehr der Gesundheit kommt auch Lebensmut und Arbeitslust wieder. Aber selbst solche geringe Störungen sind für einen Wechsel des Ichs nicht einmal nötig. Man ist in einer Uniform mit steifer Halsbinde ein anderer Mensch als in dem bequemen Zivilanzuge, in Wasserstiefeln ein anderer als in Tanzschuhen. Selbst wenn man nicht den geringsten Wert auf seine Klei-

dung legt, erhält man doch stets Empfindungen von der Oberfläche des Körpers, und mit einer veränderten Kleidung ändern sich auch diese Empfindungen und damit das ganze Ich bis zu einem gewissen Grade. In der tiefen Hypnose, wie in dem tiefen normalen Schlafe hören nun alle Organempfindungen auf, und damit wird das Ichbewusstsein aufgehoben. Wenn man nun bei dem Hypnotisierten eine Reihe von Organempfindungen hervorruft, die seinem eigenen Ich nicht entsprechen, so weckt man damit die Halluzination, dass

Fig. 53.





er eine andere Persönlichkeit sei. Erfahrungsgemäss lässt sich dies in der Weise machen, dass man ihm geradezu suggeriert, er sei eine andere Person, ein Schulknabe, General, ein Prediger u. s. w. Nach dem Masse seines jeweiligen Vorstellungsvermögens wird er nun wirklich denken, fühlen und handeln wie die Person, die er nach der Suggestion sein soll. Selbst der beste Schauspieler wird seine Rolle kaum vollkommener spielen können als der Hypnotisierte in diesem Zustand; denn letzterer spielt nicht Komödie in dem Bewusstsein, dass er Schauspieler ist, d. h. dass er in Wirklichkeit eine andere

Person ist als diejenige, welche er darstellt; er ist bis zu einem gewissen Grade diese Person wirklich selbst. Wie tief der Wechsel vor sich geht, wie der Organismus durch und durch von einer solchen Suggestion modifiziert werden kann, sieht man am besten daraus, dass selbst die Handschrift in Uebereinstimmung mit dem suggerierten Charakter sich verändert. Versuche in dieser Weise sind oft gemacht worden, und zwar stets mit demselben Resultate. Als Beispiel werde ich nur einen Versuch anführen, den der bekannte okkultistische Verfasser Kiesewetter mit einem jungen Manne anstellte, dem er suggerierte, er sei Dr. Faust und sitze und schreibe im Faustturme zu Maulbronn. Augenblicklich nahm die Handschrift des Menschen einen mittelalterlichen Charakter an, vollständig verschieden von seiner normalen Handschrift, wie beifolgende Proben zeigen (Fig. 53, S. 587).

Bei vielen Individuen kann man es erreichen, dass die Suggestionen nicht nur während der Hypnose, sondern auch nach derselben, also posthypnotisch, ausgeführt werden. Zu diesem Zwecke sagt man dem Hypnotisierten, dass er dies oder jenes eine bestimmte Zeit nach dem Erwachen tun werde. Wenn das Individuum sich für derartige Versuche überhaupt eignet, wird die Suggestion ebenso sicher zu dem festgesetzten Zeitpunkte realisiert, als wenn man befohlen hat, sie gleich während der Hypnose auszuführen. Nur ein Beispiel hierfür.

Ich hatte einmal einem jungen Studenten während der Hypnose die posthypnotische Suggestion gegeben, dass es ihm unmöglich sei, ein Streichholz im Laboratorium (wo die Versuche stattfanden) anzuzünden. Die Suggestion realisierte sich sofort; aber nicht genug damit. Obgleich es gar nicht in meiner Absicht gelegen hatte, so war es ihm doch beinahe ein halbes Jahr lang unmöglich, ein Streichholz anzuzünden, sobald ich ihn darum bat und nur den geringsten Zweifel, dass es ihm gelingen würde, in den Ton meiner Aufforderung legte. Im täglichen Leben machte diese Handlung ihm keine Schwierigkeit. Als er nach Verlauf eines halben Jahres mit der Arbeit im Laboratorium aufhörte und ich ihn infolgedessen nur selten sah, verlor die Erscheinung sich bald. Aber solange sie bestand, war es ihm natürlich recht unangenehm; denn er war oft der Gegenstand des Gelächters, wenn ich es anderen demonstrierte. Dieses Beispiel ist recht lehrreich. Wenn nämlich eine suggestive Nachwirkung fortbestehen kann, trotzdem sie dem betreffenden Menschen unangenehm ist, so muss sie natürlich um so längere Zeit hindurch andauern, wenn sie sich auf etwas Angenehmes, das der Betreffende selbst wünscht, bezieht. Daher kann ein Kranker, der in einer kräftigen hypnotischen Behandlung bei einem Wunderdoktor gewesen ist, das ganze Leben hindurch an seine baldige Genesung glauben und Besserung spüren, auch wenn keine Aenderung im Zustande eingetreten ist oder eintreten kann.

Die Bedeutung der Hypnose für den Aberglauben.

Die hypnotischen Phänomene haben auf den Aberglauben wesentlich den Einfluss gehabt, dass sie in hohem Grade dazu beitrugen, den Glauben an gewisse Anschauungen zu erhöhen. Die Auffassungen, die, wie man glaubte, durch die Hypnose bestätigt wurden, sind sehr verschiedener Art gewesen. Da man eben nicht wusste, auf welchen Kräften die hypnotischen Wirkungen beruhen, so hat man sie immer auf Grund von den Theorien, die gerade als richtig angesehen wurden, ausgelegt. So hat zunächst der Beruf des Arztes wohl häufig eine hypnotische Behandlung der Kranken mit sich geführt — allerdings, ohne dass der Hypnotiseur sich dessen bewusst gewesen ist, in welchen anormalen Zustand er seinen Patienten versetzte. Deshalb sind auch gerade die abergläubischen Anschauungen, welche an die ärztliche Behandlung anknüpfen, durch hypnotische Phänomene immer mehr bestärkt worden. Ausserdem spielt die Hypnose, ebenfalls unfreiwillig, bei den Hexenprozessen eine wichtige Rolle; hier wurden die Phänomene natürlich als Teufelswerk betrachtet. In der neuesten Zeit endlich hat die Autohypnose einen wesentlichen Anteil an den Wundern der spiritistischen Sitzungen; hier wird natürlich den „Geistern" die Ehre für die Wirkungen, die der abnorme Bewusstseinszustand des Mediums hervorruft, zugelegt. Wir wollen jetzt in aller Kürze die Verhältnisse, unter denen die hypnotischen Phänomene zu den verschiedenen Zeiten beobachtet worden sind, durchnehmen.

Die Hypnose in der Heilkunde. Bei dem Tempelschlaf der Alten wurde das Salben und Streichen mit den Händen in grossem Umfange angewandt (vgl. S. 61 f.). Da dieses Streichen ein sehr wirksames Mittel zur Hervorrufung einer Hypnose ist, so sind die Kranken höchstwahrscheinlich meistens in einen der Hypnose ähnlichen Zustand gebracht worden. Die Heilung kann denn auch in allen solchen Fällen, in denen dieselbe überhaupt möglich gewesen ist, infolge einer Autosuggestion eingetreten sein. Der Patient hat ja geglaubt, dass die Götter ihn heilen würden, und dieser Glaube kann das gewünschte Resultat herbeigeführt haben. Wo in unseren Tagen ähnliche Mittel angewandt werden, wie z. B. bei den Wunderdoktoren, werden die Wirkungen natürlich auch dieselben sein.

Unter dem Namen des „tierischen Magnetismus" füllt die Hypnose ein besonderes Kapitel in der Geschichte der Medizin aus. Den ersten Keim zu dieser Theorie findet man in Paracelsus' Anwendung der alten Lehre von der gegenseitigen Anziehung gleichartiger Dinge (vgl. S. 233 f.). Dasjenige, was nach seiner Meinung

anziehend wirkte, nannte Paracelsus Magnet. Die eigentümliche Behandlung der Krankheiten mit Sympathiemitteln ist dieser Theorie direkt entsprungen. Paracelsus' Lehre wurde von J. B. van Helmont und Robert Fludd weiter entwickelt und in ein System gebracht; andererseits fand sie aber auch zahlreiche Gegner. Vor allem aber trat Franz Anton Mesmer energisch für diese Lehre ein.

Er wurde 1733 in Iznang am Bodensee geboren, erhielt eine klösterliche Erziehung und sollte Theologie studieren, was ihm jedoch nicht behagte. Schon früh beschäftigte er sich mit Philosophie, bekam dann Erlaubnis, Jura zu studieren, und ging zu dem Zwecke nach Wien. Nach sechs Jahren hatte er jedoch auch die Jura satt, begann dann das Studium der Medizin und erhielt 1766 den medizinischen Doktorgrad für eine Abhandlung: „De influxu planetarum in hominem". Hierin stellt er eine Reihe von Sätzen über die gegenseitige Einwirkung der verschiedenen Körper auf; dieselben hat er hauptsächlich aus Paracelsus' und van Helmonts Werken entlehnt. So lehrt er, dass ein gegenseitiger Einfluss zwischen den Himmelskörpern, der Erde und den beseelten Körpern stattfindet. Die Ursache zu diesem Einfluss ist ein überall verbreitetes Fluidum von ausserordentlicher Feinheit, das jede Bewegung anzunehmen, fortzupflanzen und mitzuteilen vermag. Dieser gegenseitige Einfluss ist bis jetzt unbekannten Gesetzen unterworfen. Die Eigentümlichkeit des tierischen Körpers, für den Einfluss der Himmelskörper und für eine Wechselwirkung mit seiner Umgebung empfänglich zu sein, wird am leichtesten verständlich durch Analogie mit dem Magnetismus und muss deshalb „tierischer Magnetismus" benannt werden.

Mesmer fand oft eine Bestätigung seiner Theorien bei der Behandlung der Kranken. Er war ein stattlicher Mann; wenn er die Patienten feierlich anblickte, sie anfasste und mit den Händen an ihnen entlang strich, so konnte er es nicht vermeiden, sie in einen hypnotischen Zustand zu versetzen, in dem sie für Heilsuggestionen sehr empfänglich waren. Da Mesmer die wahre Ursache dieses Zustandes nicht erkannte, fasste er sie als Wirkung des in ihm vorhandenen Magnetismus auf. Aber alles lässt sich eben nicht auf „magnetischem" Wege heilen. Mesmer war Verpflichtungen eingegangen, die er nicht halten konnte; er musste deshalb Wien verlassen und kam 1779 nach Paris, wo er in einem solchen Umfange Reklame zu machen verstand, dass er sich sehr bald einen grossen Ruf erwarb. Die Patienten strömten in Scharen herbei, so dass er sie alle nicht mehr persönlich magnetisieren konnte. Er erfand deshalb das berühmte „Baquet", ein Gefäss mit Wasser, von dem eine Menge Eisenstangen ausgingen, welche die Kranken in die Hände nahmen. Unter Musik ging Mesmer nebst seinen Assistenten feierlich umher und magnetisierte die Patienten, die durch diese fortgesetzte magnetische Behandlung entweder hypnotisiert wurden oder hysterische Anfälle, sogenannte „Krisen", bekamen. Da diese Anfälle sich aber leider als nicht sehr zuträglich erwiesen, ja sogar in einigen Fällen zum Tode führten, setzte die Regierung zwei Kommissionen ein, die ihr Gutachten über Mesmers Theorien und Erfolge abgeben sollten. Sie fällten ein für ihn höchst ungünstiges Urteil; sie erklärten, eine magnetische Kraft existiere überhaupt nicht; ihre Wirkung beruhe auf Einbildung und Nachahmung. Die Krisen müsse man als sehr gefährlich für die Gesundheit ansehen. Dieses Gut-

achten wurde über das ganze Land verbreitet; das Volk verlor das Vertrauen zu Mesmer. Er verliess Frankreich und starb 1815 in Meersburg am Bodensee.

Mit Mesmers Fall hatte der tierische Magnetismus seine Rolle jedoch nicht ausgespielt. Mehrere von Mesmers Anhängern und Schülern setzten die magnetische Behandlung fort. Da sie aber nicht darauf ausgingen, Reklame zu machen, sondern die Beobachtungen wissenschaftlich ausnutzten, so wurden nun in der folgenden Zeit die wesentlichsten hypnotischen Phänomene entdeckt. Jedoch hielt sich die Lehre von dem tierischen Magnetismus noch lange neben der mehr wissenschaftlichen Erklärung der Phänomene, die sich jetzt allmählich Bahn brach. Noch auf dem ersten internationalen Kongress für experimentelle Psychologie in Paris 1889 kam man nach einer langen Diskussion, an der die bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete des Hypnotismus teilnahmen, zu dem Resultate, dass man nicht entscheiden könne, inwieweit ein wesentlicher Unterschied zwischen der Hypnose und dem durch magnetische Striche hervorgerufenen Zustande existiere. Die endgültige Antwort auf diese Frage gab erst Albert Moll in seiner Schrift: „Der Rapport in der Hypnose" (Berlin 1892); hier weist er auf Grund von zahlreichen Versuchen nach, dass kein Unterschied in den Zuständen, die durch die verschiedenen Hypnotisierungsmethoden hervorgerufen werden, vorhanden ist. Damit hat der tierische Magnetismus als wissenschaftliche Theorie seine Rolle ausgespielt.

Maleficium taciturnitatis. In den Akten der Hexenprozesse wird wiederholt berichtet, dass der Angeklagte nichts von den Foltern der Tortur zu merken scheine; jedenfalls habe er mit keiner Miene seinen Schmerz verraten und auf alle an ihn gerichteten Fragen geschwiegen. Man nannte dies den „Zauber des Schweigens" und legte es als einen sehr gravierenden Beweis für die Schuld des Angeklagten aus: der Teufel selbst habe ihn so verhext, dass er nichts von der Pein der Folterbank spüre.

Wie man die Sache auffasste, geht am besten aus einem einzelnen Beispiel hervor, das wir der „Cautio criminalis" von Friedrich Spee (1631) entnehmen. „Ein Priester, der auch pflegte darbey zu sein, wann die arme Sünder gefoldert würden, alss er einsmahls einen solchen armen Sünder, welcher auff das jenig so er gefragt würde, nichts Antworten wolte, oder vielleicht nicht konte, mit zugedruckten Augen hencken sahe, damit er den Inquisitoren darthun und bewehren möchte, dass derselbige sich mit Zauberey zu schweigen zubereitet oder dass ihme der Teuffel das Maul verstopffet hette, gab er diesen Raht: Sie solten selbige materiam, etwas auff Seit setzen und das fragen bleiben lassen und alssbald einen andern lustigen discurs von andern frembten Sachen an Hand nehmen. Alss sie nun diesem Raht folgeten vnd der arme Mensch merckte und spürete, dass die schmertzen

der peinlichen Frage so plötzlich sich stilleten, die Richter und Commissarien andere Sachen vor hatten, derwegen die Augen allgemächlich wieder auff thet, zu vernehmen, wo diss Spil hinaus wolte, vnd ob vielleicht einiges auffhören des Peinigens zu hoffen wehre. Bald war dieser Priester her vnd als ob er seine Sache gar wohl bewehret hette, sprach er: ‚Sehet jhr Herren, nunmehr da wir von andern Sachen schwätzen, da erwacht er vom schlaff, vorhin alss er bekennen solte, dass er ein Zauberer wehre, da schlieff er auf alle Fragen: Zweiffelt Ihr noch, dass er sich bezaubert habe, wehre es doch vnmöglich gewesen, dass dieser Schelm solche schmertzen hette ausstehen können, wann jhn der Teuffel nicht eingeschläffet hatte, last uns jhn beschweren, vnd alsdann noch ein Schäntzlein mit jhme wagen.'"

In diesem Falle, der zunächst nur als Beweis für das verständnisvolle und menschenfreundliche Verfahren bei der Tortur angeführt ist, kann man den Zustand des Betreffenden, ob etwa eine Ohnmacht oder etwas anderes vorgelegen hat, nicht genau erkennen. Aber in anderen Akten heisst es ausdrücklich, dass die Angeklagten munter weiter geplaudert hätten, als ob sie von den Folterqualen absolut nichts gespürt hätten. Dies findet jedenfalls bei einer Ohnmacht nicht statt; hier muss also ein Zustand vorhanden gewesen sein, in dem das Individuum Fragen hören und beantworten konnte und dennoch für Schmerzen unempfänglich war. Wir haben es hier unzweifelhaft mit einer hypnotischen, durch Schrecken oder Schmerzen hervorgerufenen, absoluten Anästhesie zu tun. Da man damals nun nicht wusste, dass solche Zustände auf natürlichem Wege entstehen können, so wurden sie als ein Werk des Teufels, als Hexerei ausgelegt. Spee, der in der oben erwähnten Schrift die Hexenprozesse und besonders die an den Angeklagten vollzogenen sinnlosen Grausamkeiten scharf angreift, fasste den Zustand natürlich auch nicht richtig auf, aber er kommt der Wahrheit doch bedeutend näher als die Inquisitoren. Vom maleficium taciturnitatis sagt er folgendes:

„Ich weiss dieses insonderheit wohl, dass etliche auf der Tortur in ohnmacht gefallen, aber das muss diesen Gottlosen Leuthen heissen: sie sein eingeschlaffen. Andere weiss ich, welche nach deme sie jhnen vorgenommen hetten zu schweigen, vnd demnach mit zugetruckten Augen sich eine geraume Zeit mit allen kräfften gegen die Schmertzen gewehret, endlich doch durch dieselbe vberwunden worden, mit gebogenem Haupt vnnd geschlossenen Augen gewunnen gegeben, weil jhnen die kräfften allerdings entgangen wahren: Heist das nun schlaffen? — Vber das gebens sowohl die Medici alss die Philosophi zu, dass ein Mensch natürlichen weise, durch all zu hefftige Schmertzen vnnd in specie auff der Folter der massen erstarren und erstöcken könne, dass er einem schlaffenden oder auch wohl gar todten Menschen ähnlich werde." Spee glaubt also nicht an den Schlaf der Angeklagten während der Folter. Aber wir müssen diesem Ausdruck, der in den Akten immer wiederkehrt, doch eine gewisse Berechtigung beilegen; in manchen Fällen ist es sicher ein schmerzloser hypnotischer Schlafzustand gewesen.

Trance. Das englische Wort bezeichnet einen Zustand, in dem die Seele gleichsam dem Körper entrückt, in inneres Schauen verloren und unempfänglich für die Reize der Aussenwelt ist. Ganz dieselbe Bedeutung hat das griechische Wort Ekstase, das wörtlich Verzückung bedeutet. Was man jetzt Trance nennt, ist also ein Zustand, der wenigstens bei oberflächlicher Betrachtung den Ekstasen früherer Zeiten gleich zu sein scheint; ob er in Wirklichkeit damit identisch ist, ist jedoch eine andere Frage. Indessen werden recht verschiedenartige Zustände noch in unseren Tagen mit dem Worte Trance bezeichnet. Wenn wir von den Fällen absehen, wo man narkotische Mittel zur Hervorrufung tranceartiger Phänomene anwendet, so bleiben drei verschiedene Hauptgruppen übrig. Die eine ist die Autohypnose in der Form, wie sie wahrscheinlich ein jeder normale Mensch nach der nötigen Dressur an sich selbst hervorrufen kann. Die anderen, weit selteneren Fälle sind die speziellen Formen der hystero-epileptischen Anfälle, die man als „Besessenheit“ und „Ekstase“ bezeichnet hat. Da wir die charakteristischen Merkmale dieser beiden verschiedenen Zustände kennen, so müsste es doch, wie man annehmen sollte, leicht sein, sie auseinander zu halten. Aber die Schwierigkeit besteht darin, dass man diese Zustände äusserst selten rein vor Augen hat. Selbst zwischen der normalen Autohypnose und den grossen hysterischen Anfällen gibt es alle möglichen Uebergangsformen; gerade letztere sieht man am häufigsten, und für sie ist die Bezeichnung „Trance“ gäng und gäbe geworden. Um nun einigermassen klar über die Phänomene zu werden, behandeln wir hier nur den Trancezustand, wie er sich bei normalen Menschen zeigen kann; später, wenn wir die typischen hysterischen Phänomene betrachtet haben, werden wir in einigen Beispielen die Komplikationen der Hysterie und Hypnose besprechen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass man im Altertum die reine Autohypnose, die wir nun Trance nennen, gekannt hat; man fasste sie aber mit verschiedenen anderen Zuständen unter der gemeinschaftlichen Bezeichnung Ekstase zusammen. Von der Pythia, der Priesterin zu Delphi, heisst es, dass sie durch betäubende Dämpfe, die aus dem Innern der Erde aufstiegen, in Ekstase gebracht wurde (vgl. S. 62). Ist die Geschichte von diesen Dämpfen tatsächlich mehr als eine reine Fabel, so haben wir es hier mit einer Narkose, d. h. mit einer durch Vergiftung herbeigeführten Betäubung, die dem Trancezustand wohl ähnlich, aber nicht gleich ist, zu tun. Viel wahrscheinlicher ist es dagegen, dass das, was wir jetzt Trance nennen, den im Buche „De mysteriis“ geschilderten Zuständen von Enthusiasmus und Ekstase entspricht (vgl. S. 156). Ebenso wie Trance jetzt die notwendige

Bedingung ist, wenn die Weissagungsgabe sich bei den Medien unserer Zeit ausbilden soll, so war der Enthusiasmus und die Ekstase für die damaligen Magier notwendig. Da es ferner ausdrücklich von dem Enthusiasmus heisst, dass er durch Anrufen der Götter, also auf psychischem Wege, erzeugt werde, so handelt es sich ganz gewiss um eine Autohypnose. Die Ekstase, welche der Verfasser der Mysterien dazu in Gegensatz stellt, ist wahrscheinlich ein ähnlicher Zustand gewesen, der durch Anrufen der Dämonen oder vielleicht durch andere hypnotisierende Mittel herbeigeführt wurde.

In den späteren Jahrhunderten werden die Schilderungen der verschiedenen Zustände ausführlicher, so dass man leichter beurteilen kann, wovon die Rede ist. Wenn Swedenborg sagt, dass man, um mit den Geistern in Verbindung zu treten, in einem besonderen Zustande sein müsse, in einem Zwischenzustand zwischen Schlafen und Wachen, in dem man nichts anderes wisse, als dass man vollständig wach sei, so hat der gelehrte Naturforscher uns damit eine Schilderung eines hypnotischen Zustandes gegeben, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Der S. 259 erwähnte Zustand, den er als ein „Entrücktwerden vom Geiste“ bezeichnet, ist offenbar nur eine während eines Spazierganges eingetretene Autohypnose. In manchen Fällen sehen wir auch, dass geradezu hypnotisierende Mittel neben der Kontemplation, der vollständigen Vertiefung in einen Gedanken, angewandt worden sind.

Nach einem älteren Verfasser Allatius zitiert Ennemoser in seiner Magie die Vorschrift, welche die Mönche auf Athos im 14. Jahrhundert befolgten, um die Verzückung hervorzurufen: „Verschliess deine Türe und erhebe deinen Geist von allem Eitlen und Zeitlichen. Dann senke deinen Bart auf die Brust und errege das Auge mit ganzer Seele in der Mitte des Leibes am Nabel. Verengere die Luftgänge, um nicht zu leicht zu atmen. Bestrebe dich, innerlich den Ort des Herzens zu finden, wo alle psychischen Kräfte wohnen. Zuerst wirst du Finsternis finden und unnachgiebige Dichtheit. Wenn du aber anhältst Tage und Nächte: so wirst du, o des Wunders! unaussprechliche Wonne geniessen. Denn der Geist sieht dann, was er nie erkannt hat, er sieht die Luft zwischen dem Herzen und sich ganz strahlend.“

Dass hier eine künstlich hervorgerufene Autohypnose geschildert wird, ist trotz der mystischen Redeweise leicht einzusehen. In den vielen praktischen Anweisungen zur Entwicklung der Mediumität, mit denen namentlich unternehmende Yankees die moderne Literatur bereichert haben, findet man oft Vorschriften, die in einem erstaunlichen Grade an die mittelalterlichen Methoden erinnern. Ich wähle nur ein Beispiel aus Morse: „Practical Occultism“ (San Franzisko 1888). Dieser Verfasser, der Trance ganz richtig als eine reine Autohypnose auffasst, rät dem werdenden Medium, vor allem für eine vollständige körper-

liche und geistige Gesundheit zu sorgen, ferner sich von einem zuverlässigen Freunde oft hypnotisieren oder in den mesmerischen Trancezustand, wie es im Buche heisst, versetzen zu lassen. Wenn das Individuum an diesen Zustand gewöhnt ist, kann es anfangen, ihn selbst hervorzurufen.

„Wenn ein anderer Trance (d. i. Hypnose) bei dir hervorrufen kann, weshalb solltest du es dann nicht selber können? Was ein anderer für dich tun kann, kannst du auch selber tun. Es kommt nur darauf an, zu wissen, wie? Die Sammlung der Gedanken erfordert eine Erwägung und eine bestimmte Anstrengung deinerseits, um dich von äusseren Einflüssen, Reizen und Empfindungen zurückzuziehen; das werden die nötigen Schritte sein, um Trance hervorrufen zu können. Und wenn du, nachdem du die nötige Rücksicht auf die äusseren Verhältnisse genommen hast, dich selbst einschliessen und deinen Sinn auf den Entschluss sammeln kannst, dich zurückzuziehen vom äusseren Leben, von den sinnlichen Wahrnehmungen, von den Wünschen und Handlungen des täglichen Lebens; wenn du dich in dich selber zurückziehen kannst: dann bist du auf dem richtigen Wege zu dem, was du ausführen willst.“

Hier wird also die Kontemplation, die Meditation, die vollständige Vertiefung in einen Gedanken als Weg zum Trancezustand angegeben, ebenso wie die neuplatonischen Philosophen, die Quietisten auf Athos und die indischen Fakire sich durch dies Mittel in Verzückung versetzten. Ueber die Natur dieses Zustandes kann kein Zweifel obwalten; es ist eine Autohypnose. Aber was erreicht man, wenn man sich in diesen Zustand versetzt? Die Antwort ist ebenso einfach wie inhaltsreich: Alles, was das Individuum begehrt. Die Erwartungen des Individuums wirken als Autosuggestionen. Die indische Sekte der Jogin fühlen die Leere Nirvanas; die Neuplatoniker und die Quietisten schauten das göttliche Licht; Swedenborg sah Himmel und Hölle sich öffnen, so dass er bis auf die kleinsten Einzelheiten sich mit ihrer Einrichtung und dem Zustande der Geister bekannt machen konnte. Dasselbe ist auch jetzt noch der Fall bei vielen spiritistischen Medien, die im Trancezustand religiöse Fragen beantworten. Da aber die Fragen der Anwesenden natürlich wie Suggestionen auf das Medium wirken, so resultiert hieraus das bekannte Phänomen, dass die Antworten immer mit den im voraus feststehenden religiösen Anschauungen der Betreffenden übereinstimmen (vrgl. S. 281 und 287). Und wünschen die Anwesenden nicht nur etwas über das Leben der Geister zu erfahren, sondern auch Zeugnisse ihrer Gegenwart und Leistungsfähigkeit zu beobachten, so wird das Medium wohl auch das leisten, was man von den Geistern erwartet; Materialisationen und allerlei physikalische Wunder werden dann ausgeführt. Da diese Leistungen sich aber gewöhnlich nicht ganz ohne Vorbereitungen und materielle Hilfsmittel zustande bringen lassen, entsteht natürlich die

Frage, wie die Medien solche Vorbereitungen treffen und dennoch selbst von der Echtheit der Geisterphänomene überzeugt sein können. Diese Frage führt uns zu dem Problem der Mediumität, das uns im folgenden beschäftigen soll.

Die Natur der Mediumität.

Wir sahen oben (Kap. 34), dass das Unbewusste bei völlig wachen und normalen Individuen gewöhnlich nicht wahrnehmbar in die Erscheinung tritt. Nur wenn das Gleichgewicht des Nervensystems durch Gemütsbewegungen, beim Einschlafen oder als Folge von Krankheiten zeitweilig gestört ist, treten Aeusserungen des Unbewussten selbständig hervor. Solche Störungen des Nervensystems, die also eine notwendige Bedingung dafür sind, kommen auch als eine konstante neuropathische Veranlagung vor; eben solche Anlagen sind die charakteristischen Merkmale der Mediumität. Die übrigens nicht zahlreichen Biographien hervorragender Medien, die wir besitzen, zeigen alle, dass die Medien schon als Kinder ein sonderbares, nicht völlig normales Benehmen haben. Sie ziehen die Einsamkeit, die Beschäftigung mit der eigenen Phantasie der Gesellschaft mit ihren Altersgenossen vor; oft leiden sie schon in früher Jugend an Halluzinationen. Wird durch eine zweckmässige, körperliche und seelische Hygiene diesen Neigungen entgegengearbeitet, so können die Kinder sich unzweifelhaft erholen und normale Individuen werden. Unter ungünstigen Verhältnissen dagegen, besonders in abergläubischen Kreisen, wo der Verkehr mit Geistern als nichts Ungereimtes und sogar als etwas Wünschenswertes angesehen wird, kann die krankhafte Neigung der Kinder zum Phantasieren nicht nur verstärkt, sondern wohl auch gelegentlich hervorgerufen werden, selbst wenn keine ausgesprochene neuropathische Anlage vorliegt (vergl. die Seherin von Prevorst, S. 266). Treten nun neben den Halluzinationen dann und wann noch automatische Handlungen auf, die ein gewisses Aufsehen erregen, indem ihre wahre Ursache nicht entdeckt wird, so wird die Neigung des Kindes zu einem derartigen Unfug selbstverständlich nur gefördert; ein Mensch mit solchen Anlagen hat dann, wenn er erst in spiritistische Kreise eingeführt ist, keine grosse Training mehr nötig, um sich bald als vorzügliches Medium zu zeigen.

Wie das Medium sich nun weiter entwickelt, hängt besonders von den Erwartungen der Umgebung ab. Ebenso wie die Schamanen der Naturvölker das leisten, was die Tradition und die Kultur ihrer Stammesgenossen von ihnen fordern, so bilden sich die spiritistischen Medien nach den Wünschen ihrer Kreise. Ihre Suggestibilität



ist entsprechend dem labilen Gleichgewicht ihres Nervensystems meistens eine sehr bedeutende; und der Wunsch, als Sprachrohr eines Geistes zu dienen, wird bald eine Autohypnose, also Trance, herbeiführen, während welcher die autosuggerierte Persönlichkeit sich in Rede und Schrift äussert. Wenn die Anwesenden sich aber nicht mit diesen Manifestationen begnügen, so kann sich das Medium als Materialisationsmedium entwickeln; es ist jedenfalls vorgekommen, dass ein Medium sich nach und nach in mehreren Richtungen ausgebildet hat. Vom psychologischen Gesichtspunkte aus ist die Materialisation keineswegs eine merkwürdigere Leistung des Mediums, als das Reden und Schreiben in Trance. Im letzteren Falle stellt das Medium eine fremde Persönlichkeit mittels gesprochener und geschriebener Worte dar, im ersteren Falle spielt es aber ausserdem noch die Rolle derselben, tritt handelnd als die fremde Person selbst auf. Von einem absichtlichen Betrug ist hier keine Rede, da das echte Medium sich seiner Handlungen höchstens nur teilweise bewusst ist. Die Anwesenden werden allerdings getäuscht, wenn sie in den Darstellungen des Mediums etwas anderes und mehr sehen, als diese tatsächlich sind; und da die Handlungen des Mediums die Ursache dieser Täuschung sind, lässt sich wohl sagen, dass ein unbewusster Betrug seitens des Mediums vorliegt. Indessen erfordern die täuschenden physikalischen Manifestationen doch fast immer gewisse Vorbereitungen, damit sie überhaupt zustande kommen können; es liegt also die Annahme nahe, dass das Medium sich wenigstens dieser Vorbereitungen bewusst sei und sich mithin doch eines bewussten Betruges schuldig mache. Aber auch eine solche Auffassung ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht stichhaltig. Die Vorbereitungen sind nämlich als posthypnotische Suggestionen anzusehen, die dem Medium die Wünsche der Anwesenden während des Trancezustandes eingeben, und die Realisation solcher posthypnotischen Suggestionen wird gewöhnlich nur dadurch möglich, dass die betreffende Person später in eine mehr oder weniger tiefe Hypnose fällt. So und nur so ist es erklärlich, dass wahrheitsliebende und ehrliche Charaktere, wie z. B. W. S. Moses und Mrs. d'Esperance, sich darauf haben einlassen können, ihre Umgebung mit recht plumpen Kunststücken zu täuschen: indem sie sich weder der Vorbereitungen noch der Ausführung der Manifestationen völlig bewusst waren, wurden sie ebenso wie die anderen getäuscht.

Wir wollen diese allgemeinen Bemerkungen über die Natur der Mediumität nunmehr durch eine Darstellung der mediumistischen Erlebnisse zweier hervorragender Medien, Mrs. d'Esperance und Mlle. Hélène Smith, näher beleuchten.

Unsere Kenntnisse von Mrs. E. d'Esperance stammen aus ihrem interessanten Buch „Im Reich der Schatten", einer Selbstbiographie, in der die biographischen Mitteilungen sehr dürftig, die Selbstbeobachtungen des Mediums aber um so wertvoller sind. Mrs. d'E. ist kurz vor dem Krimkriege, also etwa 1852, in London geboren; sie war das älteste Kind eines Seekapitäns, der selten und nur kurze Zeit zu Hause war; die Mutter kränkelte viel, so dass die Tochter während ihrer Kindheit oft sich selbst überlassen war. Die Familie wohnte in einem alten, grossen und düsteren Hause, wo zahlreiche grosse Zimmer unbenutzt waren. Hier spielte das Kind allein. „Zu dieser Zeit liebte ich es sehr, von einem leeren Zimmer in das andere zu wandern und mit meinen Puppen in den breiten, niederen Fensternischen zu sitzen, von denen ich dann mit einem Ausrufe des Schreckens und Staunens von unserem Dienstmädchen fortgeholt wurde, das meine Vorliebe für die verrufenen Zimmer unheimlich und unnatürlich fand. .... Ich konnte niemals die Bemerkungen des Kindermädchens über die Einsamkeit der Zimmer verstehen, obgleich mich ihr Drohen mit den Geistern sehr erschreckte. Für mich waren die Zimmer niemals leer, noch einsam. Fremde gingen fortwährend auf und ab, von einem Zimmer in das andere; manche beachteten mich nicht, manche nickten mir lächelnd zu, wenn ich ihnen die Puppen entgegenhielt. Ich wusste nicht, wer die Fremden waren, aber ich lernte sie bald an ihrem Aeusseren erkennen und schaute eifrig nach ihnen um. .... Manchmal waren diese schattenhaften Gestalten so greifbar, so lebensähnlich, dass ich sie mit wirklichen menschlichen Besuchern verwechselte." Diese halluzinatorischen Gestalten, die sie ihre „Schattenfreunde" nannte, beanspruchten in weit höherem Grade ihr Interesse als die sie umgebende Wirklichkeit. Da ihr Aussehen ausserdem beängstigend war, wurde sie, etwa 14 Jahre alt, von dem Vater auf einer Reise ins mittelländische Meer mitgenommen. Beim frischen Leben auf der See erholte sie sich so sehr, dass sie mehrere Jahre lang fast vollständig frei blieb von den Halluzinationen. Während ihres nun folgenden Aufenthalts in einer Kostschule hatte sie nur ein sonderbares Erlebnis: sie schrieb einen Examensaufsatz, mit dem sie sich lange vergebens abgequält hatte, in der letzten Nacht vor der Prüfung in einem Anfall von Nachtwandeln. Sie heiratete verhältnismässig jung; als sie jetzt aber wieder sich selbst überlassen war, fingen ihre Träume und Geistervisionen von neuem an; und da sie ungefähr zu dieser Zeit Mitglied eines spiritistischen Kreises wurde, zeigte sie sich bald als ein vorzügliches Medium. Verschiedene Geister, die sie oft im Dunkeln sah und deren Porträts sie gelegentlich zeichnete, schrieben vermittels ihrer Hand und teilten ihr Dinge mit, die ihr unbekannt waren. Der Geologe Prof. Barkas hat einen Bericht veröffentlicht über die wissenschaftliche Diskussion, die er 1875 mit einem dieser Geister, Humnur Stafford, führte; die Antworten des „Geistes" lagen durchgängig hoch über dem Horizont des jungen Mediums, dessen Erziehung recht mangelhaft gewesen war.

Ungefähr zu dieser Zeit verlor sie ihre Eltern und ihren Mann. Da ihre Gesundheit durch eine hartnäckige Krankheit bedroht war, hielt sie sich einen Winter im südlichen Frankreich und den folgenden Winter, wahrscheinlich 1878—79, in Breslau bei Dr. Friese auf, den sie zum Spiritismus bekehrte. Ihre Gesundheit besserte sich bedeutend; sie kehrte nach London zurück und nahm bald die spiritistischen Sitzungen wieder auf. Auf den

dringenden Wunsch ihrer Freunde versuchte sie sich als Materialisationsmedium, obgleich sie sich anfangs gegen diese Art der Manifestationen sträubte. Bald gelangen dieselben ihr auch; mehrere Geister, männliche und weibliche, zeigten sich bei den Sitzungen, u. a. Yolande, „ein junges arabisches Mädchen von 15 oder 16 Jahren, die bald sozusagen die Hauptperson unserer Seancen bildete, eine schlanke, olivenfarbene Maid, deren Naivität und Grazie bewundert wurde und sie selbst zum Wunder unseres Kreises machte.“ Diese Yolande zauberte seltene Blumen hervor und tat ähnliche Wunder; was hiervon erzählt wird, geht nicht über die Leistungen anderer Medien hinaus und hat kein besonderes Interesse. Von grösster Bedeutung sind dagegen die Selbstbeobachtungen des Mediums über die Beziehung zwischen Yolande und ihm.

„Es bestand — so kam es mir vor — eine merkwürdige Verbindung zwischen uns. Ich konnte nichts tun, um ihr Erscheinen unter uns zu verbürgen. Sie kam und ging, soweit ich mir bewusst bin, vollständig unabhängig von meinem Willen. Aber wenn sie kam, war sie, wie ich fand, während ihres kurzen materiellen Daseins von mir abhängig. Ich schien nicht meine Individualität, aber meine Kraft und Bewegungsfähigkeit zu verlieren, und, obgleich ich es damals nicht wusste, einen grossen Teil meiner materiellen Substanz. Ich fühlte, dass ich in irgend einer Weise verändert war, aber die Anstrengung, logisch zu denken, beeinflusste auf irgendwelche geheimnisvolle Art Yolande und machte sie schwach. Je stärker und lebhafter sie wurde, desto weniger Neigung hatte ich, zu denken oder zu folgern, aber die Fähigkeit, zu empfinden, wurde verstärkt bis zu einem schmerzvollen Grade, ich meine nicht in dem physischen Sinne, sondern im psychischen. Mein Gehirn wurde anscheinend zu einer Art von Flüstergallerie, wo die Gedanken von anderen Personen körperliche Gestalt annahmen und widerhallten, als wären sie wirkliche, substantielle Gegenstände. Litt jemand, so fühlte ich den Schmerz. War irgend jemand bekümmert oder bedrückt, fühlte ich es sogleich. Freud und Leid machten sich in irgendwelcher Weise für mich bemerkbar. Ich konnte nicht sagen, wer unter den versammelten Freunden litt, nur dass der Schmerz vorhanden war und in irgendwelcher Weise sich in mir wiederholte.“

„Wenn jemand seinen Sitz verliess und damit die Kette brach, wurde diese Tatsache mir in einer geheimnisvollen, aber unverkennbaren Art mitgeteilt.“

„Zuweilen verursachten mir Yolandes Wanderungen eine unbestimmte Besorgnis. Sie freute sich augenscheinlich über ihren kurzen Aufenthalt in unserer Mitte und war so kühn, trotz ihrer anscheinenden Zaghaftigkeit, dass ich oft von Furcht gequält wurde über das, was sie vielleicht tun könne, und ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich meiner, dass jeder Unfall und jede Unvorsichtigkeit von ihrer Seite auf mich zurückfallen würde, in welcher Weise jedoch, davon hatte ich keine klare Idee. Ich musste dies später lernen.“

„Wenn zu irgendwelcher Zeit mein Gefühl von Beunruhigung wirklich die Form eines Gedankens annahm, entdeckte ich, dass dies Yolande zwang, in das Kabinett und zwar immer widerwillig zurückzukehren und zuweilen mit einer kindlichen Unwilligkeit, die zeigte, dass mein Gedanke eine zwingende Macht über ihr Tun ausübte, und dass sie nur zu mir zurückkam, weil sie nicht anders konnte.“

„Ich habe bereits von dem unbestimmten Gefühle der Beunruhigung gesprochen, das Yolandes Handlungen mir verursachten. Obgleich ich sie als eine vollkommen frei und unabhängig Handelnde ansah, keiner irdischen Autorität verantwortlich, konnte ich mich niemals einer Art von Besorgnis ihretwegen erwehren ..... Tatsächlich wusste ich nicht, wovor ich mich fürchtete."

Diese unbestimmten Gefühle des Mediums werden psychologisch erklärlich, wenn wir erfahren, was sich in der letzten dieser Sitzungen ereignete. Es war die schon oben (S. 356 f.) erwähnte Seance, wo Mrs. d'E. entlarvt wurde. Hierüber berichtet sie in ihrem Buche:

„Ich weiss nicht, wie lange Zeit während der Seance verstrichen war, ich weiss nur, dass Yolande ihren Krug auf ihre Schultern nahm und ausserhalb des Kabinetts weilte. Was sich eigentlich ereignete, sollte ich späterhin erfahren. Alles, was ich wusste, war eine schreckliche, qualvolle Empfindung, als wenn ich zusammengeklappt und zusammengequetscht würde; ähnlich, denke ich, müsste eine hohle Guttaperchapuppe, hätte sie Empfindung, fühlen, wenn sie ihr kindlicher Eigentümer heftig umarmte."

„Meine Gedanken schienen wie verweht zu sein, und nur nach und nach konnte ich sie genügend sammeln, um in einem geringen Grade zu verstehen, was geschehen war. Yolande war erfasst worden, und der Mann, der sie ergriffen hatte, behauptete, dass ich es sei. — Dies war es, was mir gesagt wurde."

Meines Erachtens kann kein Zweifel darüber bestehen, dass Mrs. d'Esperance sich während der Sitzungen in einem recht tiefen Trancezustand befindet. Automatisch spielt sie dann die Rolle Yolandes und die der anderen Geister, und hiervon hat sie gewöhnlich gar keine Ahnung; im Gegenteil, ihr Ich träumt, in der Dunkelkammer zu sitzen und nur durch die Mitteilungen der Anwesenden davon Kenntnis zu erhalten, wie Yolande ihr Spiel treibt. Dies Doppelbewusstsein ist aber Schwankungen unterworfen. Zuweilen erwacht sie so weit, dass „ihr Gefühl von Beunruhigung die Form eines Gedankens annimmt", und dann zieht sich, wie sie sagt, Yolande ins Kabinett zurück. Mit anderen Worten heisst das nur, dass sie in der Dunkelkammer Rettung sucht, sobald das Bewusstsein ihrer gefährlichen Lage zu dämmern anfängt. Auch bei den späteren Sitzungen, die 1890—93 gehalten wurden, wiederholt sich dieses. Dass sie selbst automatisch als Geist auftritt, geht aus zahlreichen Bemerkungen hervor. Wenn sie z. B. ihren Arm verbrannt hat, bemerken die Anwesenden, dass Yolande ihren Arm so hält, als wäre er verletzt. Meistens ist das Medium sich seiner Handlungen indes nicht bewusst; nur gelegentlich ist es so weit wach, dass Geist und Medium nicht völlig getrennte Persönlichkeiten werden. Bei einer Sitzung in Christiania erscheint eine Gestalt Anna; von diesem Ereignis schreibt Mrs. d'Esperance:

„Alsbald steht jemand anderes auf und schlingt die Arme ebenfalls um diese Gestalt; es mischen sich Schluchzen, Ausrufe und Segenswünsche ineinander. Ich fühle meinen Körper hin- und herschwanken und alles wird dunkel vor meinen Augen. Ich fühle jemandes Arme um mich, obgleich ich allein auf meinem Stuhle sitze. Ich fühle jemandes Herz gegen meine Brust schlagen. Ich fühle, dass etwas vorgeht. Niemand ist mir nahe ausser den beiden Kindern. Niemand beachtet mich. Aller Augen und Gedanken scheinen auf die weisse schlanke Figur konzentriert zu sein, die dort steht, umschlungen von den Armen der beiden schwarz gekleideten Frauen."

„Es muss mein eigenes Herz sein, das ich so deutlich schlagen fühle. Doch diese Arme um mich?! Sicherlich empfand ich niemals eine Berührung so deutlich wie diese. Ich fange an, mich zu fragen, welche von beiden ich bin. Bin ich die weisse Gestalt oder bin ich die, die auf dem Stuhle sitzt? Sind es meine Hände, die sich um den Hals der alten Dame schlingen, oder sind diese meine, die auf meinen Knien vor mir liegen, oder ruhen sie auf dem Schosse der Gestalt, wenn ich es nicht bin, die auf dem Stuhle sitzt?"

„Sicherlich sind es meine Lippen, die geküsst werden. Es ist mein Gesicht, das von Tränen nass ist, die diese guten Frauen so reichlich vergiessen. Doch wie kann dies sein? Es ist ein schreckliches Gefühl, also den Halt seiner Persönlichkeit zu verlieren. Ich verlange danach, eine dieser Hände auszustrecken, die so hilflos daliegen, und jemand zu berühren, nur um zu wissen, ob ich ich selbst bin oder nur ein Traum — ob Anna ich ist und ich gewissermassen in ihre Person verloren bin."

„Ich fühle die zitternden Arme der alten Dame, die Küsse, die Tränen, die Segenswünsche und Liebkosungen der Schwester, und ich frage mich in einer qualvollen Erwartung und Verwirrung: Wie lange kann das dauern? Wie lange wird es zwei von uns geben? Welche werde ich am Ende sein? Werde ich Anna oder wird Anna ich sein?"

Diese Darstellung ist, wie man sieht, ein vollständiges Analogon zu den S. 542 wiedergegebenen Beobachtungen Mr. Touts. Hier wie dort ist das Medium so weit wach, dass es sich seiner selbst bewusst ist, während es noch automatisch eine andere Persönlichkeit darstellt, und es vermischen sich somit die beiden Persönlichkeiten in einer Weise, die für einen normalen Menschen, der nichts Derartiges erlebt hat, kaum verständlich ist. In der berühmten, S. 364 erwähnten Sitzung in Helsingfors, wo sie dematerialisiert wurde, wiederholt sich dasselbe Doppelspiel. Beeinflusst von der Suggestion, die sie von Aksákow empfangen hatte (vergl. S. 363), versteckt sie auf irgend eine Weise automatisch ihren Unterkörper; dessenungeachtet fühlt sie noch die Existenz der fehlenden Gliedmassen:

„Der Stuhl war leer, mit Ausnahme meiner Kleider, die Arme, die Schultern, die Brust waren richtig vorhanden, oberhalb über dem Stuhlsitze. Ich konnte sprechen, meinen Kopf und die Arme bewegen und Wasser trinken, und konnte auch ebenso meine Füsse und Knie fühlen, obgleich sie nicht da waren." (Psych. Stud. 1894, S. 338.)

Es gibt wahrscheinlich nur wenige Medien, die sich der Gefühle und Gedanken während des Trancezustandes noch nachher erinnern, und gewiss noch wenigere, die, wie Mrs. d'Esperance, ihre Selbstbeobachtungen offenherzig darlegen wollen, wenn sie ihrer persönlichen Ueberzeugung widerstreiten. Mrs. d'Esperances Werk steht vorläufig jedenfalls als ein Unikum da, dessen Bedeutung schwerlich zu hoch veranschlagt werden kann, indem das Zeugnis der Verfasserin die theoretischen Betrachtungen über die Natur der Mediumität vollends bestätigt. Dieser Umstand, sowie die Uebereinstimmung ihrer Beobachtungen mit denjenigen Mr. Touts verbürgt es uns, dass wir es hier mit Tatsachen zu tun haben. Die Gefühle der Verfasserin während der verschiedenen Situationen müssen erlebt sein — so was erdichtet man nicht.

Es kann wohl hiernach keinem Zweifel unterliegen, dass die Geistergestalten unbewusste Dichtungen sind, die von den Materialisationsmedien dramatisch aufgeführt werden. Während das Medium angeblich entzückt im Dunkelkabinett ruht, tritt es tatsächlich im Geistergewande unter den Anwesenden unbewusst handelnd auf. Dies Doppelspiel erfordert aber eine grosse Gewandtheit und Vorsicht, damit das Medium sich nicht verrät. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden sich die Schöpfungen des unbewussten Seelenlebens viel freier und vollständiger formen können, wenn die Medien auf die vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus ganz wertlose Geistermaske verzichteten. Dass es sich tatsächlich so verhält, zeigt uns das Beispiel der Hélène Smith, deren Leistungen Flournoy in seinem Buche: „Des Indes à la planète Mars“ ausführlich dargestellt hat. Dies Medium hat kein Dunkelkabinett und noch weniger eine schlechte Beleuchtung nötig, sie sitzt unter den Anwesenden und führt im Trancezustand ihre unbewusst erdichteten Romane ohne Kostümierung auf. Es wird freilich dadurch den Anwesenden keine Materialisation vorgetäuscht; die dargestellten Persönlichkeiten sind aber von so vollendeter Ausführung, dass es kritischen Forschern grosse Mühe gegeben hat, zu beweisen, dass hier wirklich keine Geistermanifestation vorlag.

Das Medium Hélène Smith ist 1864 geboren; sie ist ein intelligentes, kräftiges und hübsches Weib und in einem grossen Geschäfte in Genf angestellt, wo sie einen Vertrauensposten einnimmt und eine anstrengende Arbeit hat. Sie weist kein Zeichen einer Hysterie auf; da sie aber während ihrer Arbeit dann und wann halluziniert, die in ihren Trancephantasien auftretenden Personen sieht und mit ihnen spricht, so kann sie jedenfalls nicht als normal angesehen werden. Ihr Vater war ein in Genf angesiedelter ungarischer Kaufmann; er hatte ein entschiedenes Sprachtalent, das die Tochter geerbt hat; sie kann indes nur ihre Muttersprache, Französisch, und ein wenig Deutsch. Als Kind war sie mit den ärmlichen Verhältnissen der

Heimat sehr unzufrieden; bei ihrer Näharbeit sitzend verlor sie sich daher in morgenländische Phantasien, oder es träumte ihr, sie sei die vornehme Heldin irgend eines Romanes. Diese Wachträume ihrer Kindheit sind augenscheinlich der Anfang der geistigen Vorgänge, die später beim entwickelten Trancemedium eine ganze Reihe fremder Persönlichkeiten unbewusst gebildet haben.

1892 begann Mlle. Hélène sich an spiritistischen Sitzungen zu beteiligen, und zeigte sich bald als ein vorzügliches Medium. Ihr Trancezustand ist eine fast normale Autohypnose. Bei den grossen Seancen, die an verabredeten Tagen gehalten werden, tritt der Zustand, durch die Erwartung herbeigeführt, von selbst ein; mit dem Teilnehmer, der ihr dann gegenübersitzt, steht sie in besonderem Rapport, so dass er sie suggestiv beeinflussen kann, als hätte er sie hypnotisiert. Wenn sie aus dem Trancezustand erwacht, was langsam und allmählich geschieht, ist ihre Suggestibilität ausserordentlich gross; jedes von den Anwesenden während dieser Zeit gesprochene Wort kann ihre subliminalen Persönlichkeiten beeinflussen. Beispiele dieser Art werden uns gleich im folgenden begegnen.

Die erste vom Unbewussten erdichtete Persönlichkeit ist ihr Kontrollgeist Leopold. Sie sieht ihn in der Gestalt eines katholischen Geistlichen; diese Figur ist unzweifelhaft eine Erinnerung aus der Kindheit, wo sie als kleines Mädchen von einem Mönch vor einem grossen Hunde geschützt wurde. Wenn Leopold mit ihrer Hand schreibt, hält er die Feder auf eine andere Weise als sie und hat eine von der ihrigen abweichende Handschrift. Wenn er — mittelst ihrer Organe — spricht, erhält ihre Stimme einen männlichen Klang, und die Sprache wird mit italienischem Akzent gesprochen. Anfangs fiel es Leopold sehr schwer zu sprechen, und erst nach verschiedenen misslungenen Versuchen wurde er Herr der Schwierigkeiten. Da ein Anwesender einmal die Bemerkung machte, dass Leopold wahrscheinlich Giuseppe Balsamo, Graf von Cagliostro, wäre, räumte Leopold dies in einer folgenden Sitzung ein. Die Suggestion wurde also angenommen, obschon sie mit den früheren Angaben über Leopold eigentlich nicht in Uebereinstimmung gebracht werden konnte. Dass Leopold stets in den Visionen des Medium im Ornat auftritt, lässt sich wohl als eine barocke Idee des berühmten Schwindlers verteidigen; schlimmer ist es aber, dass die Handschrift Leopolds überhaupt keine Aehnlichkeit mit der des historischen Cagliostro hat.

Die zweite Persönlichkeit ist die französische Königin Marie Antoinette; Mlle. Hélène behauptet, eine Reinkarnation der unglücklichen Königin zu sein. Wenn das Medium von diesem Geiste „besessen“ wird, tritt es mit grossem Anstand und Würde auf, und spielt die Rolle im ganzen vorzüglich. Die Handschrift ist indes der der Königin gar nicht ähnlich, und die ganze Darstellung enthält nichts, das nicht aus Büchern geschöpft sein kann.

Die Persönlichkeit Nr. 3 ist ein Bewohner des Planeten Mars. Dieser Roman wurde auch durch eine Suggestion seitens der Teilnehmer veranlasst, indem ein anwesender Gelehrter gelegentlich bemerkte, dass man vielleicht durch das Medium etwas Näheres über den Planeten Mars erfahren könnte. Gleich in der nächsten Sitzung hatte das Medium eine Empfindung des Schwebens und der Atemnot; sie fuhr durch den Weltraum hindurch und sprach einige unverständliche Worte. In den nächsten 15 Monaten wiederholte dieses sich nicht; aber danach war der Roman vollständig ausge-

arbeitet, und in einer langen Reihe von nun folgenden Sitzungen war der Besuch auf dem Mars ein festes Glied ihrer Leistungen. Sie spricht dort mit dem Zauberer Astané eine besondere Sprache, über die ein Wörterbuch, 300 Wörter umfassend, zustande gebracht worden ist. Die Wörter werden durchaus konsequent benutzt, so dass tatsächlich eine Sprache, nicht nur eine Sammlung sinnloser Laute vorliegt. Was das Medium in dieser Sprache sagt, wird sofort aufgeschrieben; die Uebersetzung erhält man später von einem gewissen Ésénale, einem jungen auf Mars reinkarnierten Franzosen, der durch das Medium spricht, wenn man seine Hilfe nötig hat. Den Sprachkundigen ist der Nachweis nicht schwer gefallen, dass die Marssprache — obwohl sie kein französisches Wort enthält — dennoch französisch ist, indem sie in grammatischer und syntaktischer Beziehung alle Eigentümlichkeiten dieser Sprache besitzt. Sie ist augenscheinlich von einem Menschen konstruiert, der ausschliesslich Französisch kennt. Die sonstigen Mitteilungen des Mediums über die geologischen und klimatischen Verhältnisse auf Mars widerstreiten leider demjenigen, was die Astronomie uns einigermassen sicher lehren kann; von den mystischen Marskanälen, über welche man sehr gern etwas Näheres wissen möchte, hat Mlle. Hélène kein Wort gesprochen.

Die vierte Persönlichkeit ist die arabische Prinzess Simandini; sie war mit dem indischen Fürsten Sivrouka Nayaca, der im Jahre 1401 über Kanara auf der Malabarküste herrschte, verheiratet. Dieser indische Roman wurde in einer Sitzung in der höchst dramatischen Weise eingeleitet, dass das Medium sich hinter den anwesenden Flournoy stellte, die Hände über seinen Kopf erhob und einen Segenswunsch über ihn aussprach. Die Worte waren teilweise unverständlich, jedoch fanden die Sachkundigen darin Andeutungen von Sanskritwörtern. Der Sinn des Segens war der, dass Mlle. Hélène, eine Reinkarnation von Simandini, in Flournoy eine Reinkarnation ihres früheren Gatten Sivrouka Nayaca erkannt hatte. Sie wäre nur wenige Jahre mit ihm verheiratet gewesen; als der Fürst gestorben, wäre sie nach indischem Gebrauche mit ihm verbrannt worden. Diese ganze Szene, wo sie zum Feuer begleitet wird und sich darin wirft, ebenso wie zahlreiche andere Situationen aus ihrem Leben in Indien, werden oft in den Sitzungen mit grosser dramatischer Wirkung dargestellt. Sie spricht dabei eine Sprache, die wenige aber korrekt angewandte Sanskritwörter enthält, sonst aber frei erdichtet ist. Sonderbar ist es auch, dass Simandini von ihrer Muttersprache Arabisch kein Wort versteht. Hierzu kommt ferner, dass die in den indischen Phantasien des Mediums auftretenden Personen ganz unhistorisch sind. Diese Umstände beweisen, dass wir es auch hier nicht mit Geistern zu tun haben. Dagegen ist es höchst wahrscheinlich, dass Mlle. Hélène die Namen der Personen und der Oerter aus einem 1828 erschienenen Buche (Marles: Histoire générale de l'Inde) geschöpft hat; dies Buch kann indes nur als ein Roman angesehen werden.

Flournoys Werk ist ausserordentlich gründlich und gewissenhaft. Die Untersuchung aller einzelnen Erscheinungen hat eine sehr bedeutende Arbeit erfordert: er hat Wörterbücher über die Sprachen verfasst, die das Medium im Trancezustande spricht, und diese Sprachen sind von Fachgelehrten, deren Interesse für die Sache er zu erregen verstand, kritisch geprüft worden; die Handschriften, die das Medium produziert, sind mit den angeblichen Originalen verglichen worden:

zu den geschichtlichen Behauptungen des Mediums hat er die Quellen gesucht usw. In jedem einzelnen Falle ist es ihm daran gelegen gewesen, ins reine zu bringen, ob all diese merkwürdigen Leistungen dem Medium zugeschrieben werden dürfen, oder ob die Mitwirkung von fremden Intelligenzen, Geistern, anzunehmen sind. Seine Untersuchungen führten, wie gesagt, zu der Annahme, dass die Trancephänomene der Hélène Smith kaum etwas anderes sind, als unbewusst erdichtete Romane. Diese Untersuchungen Flournoys sind somit fernere Beweise für die Richtigkeit der hier gegebenen Auffassung von der Natur der Mediumität.

Bei den Medien vom Typus der Mrs. Piper sind es gewöhnlich nicht historische Persönlichkeiten oder rein phantastische Gebilde, die im Trancezustand dargestellt werden; es sind vielmehr die Geister mehr oder weniger unbekannter Verstorbener, die die Nachlebenden zu sprechen wünschen. Diese angeblichen Geister treten aber oft, wie wir es oben (S. 372) gesehen haben, mit einer solchen Fülle charakteristischer Züge hervor, dass selbst kritische Forscher, wie z. B. Dr. Hodgson, sich der Ueberzeugung nicht haben erwehren können, dass sie tatsächlich mit den betreffenden Verstorbenen verkehrten. Eine solche Annahme ist indes, wie ersichtlich, kaum notwendig. Wenn das Medium nur den nötigen Stoff hat, wird es ebenso gut die eine wie die andere Persönlichkeit in Trance annehmen und darstellen können. Die Frage ist also nur: woher und wie erhält das Medium seine Kenntnisse von der betreffenden Person? Diese Fragen sind grösstenteils schon früher beantwortet (S. 549). Wenn nicht einfach bewusster Betrug im Spiele ist, was bei vielen professionellen Medien vorkommt, so rühren die Kenntnisse von den anwesenden Fragenden her. Teils werden die Mitteilungen dem Medium durch unbeabsichtigte Andeutungen und ähnliche Mittel gegeben, teils werden die Gedanken durch unwillkürliches Flüstern und vielleicht telepathisch übertragen. Die so auf verschiedenen Wegen erhaltenen Nachrichten verwebt das Medium unbewusst zu einem Gesamtbilde der betreffenden Persönlichkeit, das fast immer um so ähnlicher wird, je mehr Sitzungen gehalten werden und je mehr Stoff dem Medium durch die fortwährenden Verbesserungen seitens der Anwesenden mitgeteilt wird. Dieser Stoff kommt von aussen her; die dramatische Form, die ihm vom Medium gegeben wird, ist eine Schöpfung des Unbewussten. Auf diese Weise wird das Medium von den Geistern der Verstorbenen „besessen“. Uebrigens sind keineswegs alle Fälle von Besessenheit, die man in einer spiritistischen Seance beobachten kann, nur suggerierte Trancephänomene von sonst normalen Personen. Die eigentliche Besessenheit ist ein hysterischer Anfall; die guten Medien sind

denn auch fast immer hysterisch. Allerdings wenn ein Medium mit Anlagen zur Autohypnose einige Male eine solche hysterische Besessenheit mit Konvulsionen und Krämpfen gesehen hat, so kann es in einer folgenden Seance durch Autosuggestion ganz dieselben Phänomene hervorrufen. Selbst ein geübtes Auge vermag solche Nachahmung nur schwer von einem echten hysterischen Anfall zu unterscheiden; dadurch wird es aber natürlich noch schwieriger, in jedem einzelnen Falle die Natur des Zustandes zu bestimmen (vgl. Kap. 38).

Kapitel 37.

Die magischen Wirkungen der Narkosen.

Wir haben wiederholt in der geschichtlichen Darstellung gesehen, dass Giftstoffe eine nicht unbedeutende Rolle in der Magie gespielt haben. Die Schamanen und Medizinmänner der Naturvölker benutzen sie, um sich in einen Zustand des Hellsehens zu versetzen (vgl. S. 27 f.); die Hexen des Mittelalters brauchten sie bei den Vorbereitungen auf den Hexensabbat (S. 112), die gelehrten Magier wandten sie bei verschiedenen magischen Operationen an (S. 201). Diese Giftstoffe sind der Zahl nach wahrscheinlich nur gering gewesen. Die Hauptrolle spielten jedenfalls der Alkohol, das Opium (in den Samenkapseln des Mohns, Papaver somniferum), das Atropin (in der Tollkirsche, Atropa Belladonna, die früher auch Nachtschatten, Solanum furiosum genannt wurde) und Hyoscyamin (im Bilsenkraute, Hyoscyamus niger und im Stechapfel, Datura Stramonium). Hierzu kommt noch bei den orientalischen Völkern Haschisch in den Stengeln und Blättern des indischen Hanfes, Cannabis indica. Ein jedes dieser Gifte hat seinen bestimmten Einfluss auf das Nervensystem und damit nicht allein auf den körperlichen, sondern auch auf den seelischen Zustand; doch variiert derselbe etwas bei den verschiedenen Menschen.

Diese besondere Wirkung der Giftstoffe, die gewöhnlich umso stärker hervortritt, je schwerer die Vergiftung ist, hat indes für unser Thema keine wesentliche Bedeutung. Erstens hat man nämlich so gut wie nie den Giftstoff in der Magie für sich alleine angewandt, sondern stets in Mischungen, wodurch die Vergiftungserscheinungen natürlich verwickelter werden und ihr spezifisches Gepräge verlieren. Sodann haben die Vergiftungssymptome wohl nur selten einen schwereren Grad erreicht. Es war ja geradezu notwendig, dieses zu vermeiden, wenn die beabsichtigte Wirkung erreicht werden sollte. Schliesst man den Alkohol und das Haschisch, die in verhältnismässig grossen Mengen ohne Gefahr für das Leben genossen werden

können, aus, so sind alle übrigen äusserst starke Gifte und wirken bei einer zu grossen Dosis sofort tödlich. Da man nun in früheren Zeiten die reinen Giftstoffe aus den betreffenden Pflanzenteilen nicht auszuziehen verstand, so kannte man auch nicht genau die Menge des anzuwendenden Stoffes. Man durfte deshalb dieselben auch nicht ohne zu grosses Risiko dem Organismus zuführen, musste sich vielmehr darauf beschränken, sie auswendig auf die Haut oder die Schleimhäute, von wo aus sie langsamer und in geringerer Menge resorbiert werden, einwirken zu lassen. So kamen, wie wir wissen, die starken Gifte nur in Form von Salben und als Rauchwerk zur Anwendung; in dieser Zubereitung hatte die Menge des Giftes keine so grosse Bedeutung, und die Gefahr eines tödlichen Ausgangs wurde dadurch wesentlich geringer.

Die leichteren Grade einer Vergiftung durch obige Stoffe haben das gemeinsam, dass zuerst ein Erregungszustand hervorgerufen wird, dem dann eine Erschlaffung folgt. Beide Stadien sind jedoch recht verschieden je nach der Natur des angewandten Giftes, so dass es notwendig wird, die Wirkungen jedes einzelnen Stoffes für sich zu betrachten. Auf die Vergiftung durch Alkohol brauchen wir nicht näher einzugehen, teils weil sie hinreichend bekannt ist, teils weil der Alkohol nicht allein, sondern nur in Verbindung mit anderen betäubenden und hypnotisierenden Mitteln in der Magie angewandt wird (vgl. S. 27). Von grösserem Interesse sind dagegen die Atropin- und Morphiumvergiftungen.

Spritzt man dem Menschen 1—2 Zentigramm Morphium, das wirksamste der vielen Stoffe, die sich im Opium finden, ein, so entwickelt sich ein eigentümlicher seelischer Zustand, den Binz folgendermassen schildert: „Nach einigen Minuten tritt ein unbestimmtes Gefühl von allgemeinem Behagen ein. Die seelische Stimmung ist angenehm erregt, das Gehirn scheint freier und ohne den Druck der Schädelhöhle zu arbeiten. Phantastische Lichterscheinungen, der Eindruck des Glanzes, umgeben das Auge. Der eigene Wille fesselt uns an den Platz, an dem wir sitzen oder liegen. Die geringste Bewegung, welche wir ausführen sollen, ist uns lästig. Fragen werden nur unklar beantwortet. Andeutungen verschwommener anmutiger Traumbilder treten nach aussen. Aber all das Schöne ist von kurzer Dauer. Schwere senkt sich auf die Augenlider. Die vorher nur aus Lust an der behaglichen Ruhe trägen Glieder werden unbeweglich. Jeder Antrieb, den wir mit innerer Kraftanstrengung vom Gehirn aus an sie zu senden suchen, verklingt schon an der Stätte seiner Erzeugung. Bleiern schwer fühlen wir den ganzen Körper; es ist die letzte Empfindung, denn sehr bald danach liegen wir in tiefem Schlaf."

Ein ganz anderes Bild bietet die Atropinvergiftung dar. „Heftige Delirien mit bald heiteren, bald schreckhaften Visionen und Halluzinationen. Der Kranke will wiederholt das Bett verlassen, weil er von Gespenstern, die in den Zimmerecken sässen, verfolgt werde. Er richtet sich auf, lacht laut, schwatzt tolles Zeug durcheinander, knirscht laut mit den Zähnen, verzerrt krampfhaft das Gesicht und fuchtelt mit den Armen in der Luft umher. Er fordert unter Klagen über starke Trockenheit und Zusammengeschnürtsein im Halse kaltes Wasser. Das Schlingen ist erschwert und die Flüssigkeit fliesst teilweise wieder aus dem Munde heraus. Die Stimme wird heiser, es tritt allmählich Ruhe und Koma ein. — Auf Anrufen öffnet der Kranke langsam die Augen, sieht sich verstört um, erkennt aber seine Umgebung

allmählich und versteht an ihn gerichtete Fragen. Er bemüht sich zu antworten, öffnet den Mund, bewegt die Lippen, bringt aber keinen Laut hervor. Er erscheint dabei heiter und lacht mit heiserer Stimme. Nach kurzer Zeit wieder die frühere Somnolenz."

Bei der Vergiftung mit Hyoscyamin ist der Zustand ein ähnlicher, nur treten die unangenehmen Halluzinationen und die damit folgende Erregung hier weniger hervor; dagegen finden sich oft starke, erotische Delirien, ferner Empfindungen des Fliegens. Diese letzteren rühren wahrscheinlich von der leichteren Atmung (vgl. S. 484) her, die für diese Vergiftung charakteristisch ist; man pflegt deswegen oft eine Mischung von Stechapfelblättern mit Tabak als Mittel gegen Asthma anzuwenden. Uebrigens ist das Hyoscyamin ein kräftiges Schlaf- und Beruhigungsmittel.

In diesen Eigentümlichkeiten findet man also verschiedene Züge, die sich in den Berichten von den nächtlichen Ausflügen der Hexen stets wiederholen. Da das Bilsenkraut aber ein konstanter und vielleicht auch der wirksamste Bestandteil der Hexensalben war, so hat die dadurch herbeigeführte Hyoscyaminvergiftung wahrscheinlich einen wesentlichen Einfluss auf die Vorstellungen von den Hexenausflügen gehabt. Manche ältere Berichte über die sogenannten Hexenfahrten zeigen dasselbe typische Bild: die Hexe salbt sich, fällt infolgedessen in einen tiefen Schlaf, der durch starke erotische Träume und Empfindungen des Fliegens charakterisiert ist. Weil aber diese Träume in der Narkose möglicherweise die Veranlassung gewesen sind zu der Vorstellung von den nächtlichen Fahrten zu einer Versammlung, in der die Befriedigung geschlechtlicher Triebe die Hauptsache war, so darf man deshalb doch nicht das ganze Hexenwesen von den Wirkungen dieser Vergiftungen herleiten. Der Glaube, dass man gerade mit dem Teufel geschlechtlichen Verkehr hatte, kann jedenfalls nicht durch Hyoscyaminvergiftung hervorgerufen sein. Derselbe muss schon vorher auf ganz anderem Wege entstanden und schon tief in das Bewusstsein des Volkes eingedrungen gewesen sein; erst auf solche Weise hat er sich so konstant in den Träumen äussern können. Wahrscheinlich haben kluge Frauen und Zauberer von uralter Zeit her schon die narkotisierenden Salben gekannt und angewandt, um sich ähnlich wie die Medizinmänner der jetzigen Naturvölker in einen visionären Zustand zu versetzen, möglicherweise auch, um sich angenehme erotische Träume zu verschaffen. Aber erst mit dem Jammer der Hexenprozesse sind diese Salben als Betäubungsmittel in allgemeinen Gebrauch gekommen. Die Träume sind dann aber nicht allein durch die eigentümlichen Wirkungen der narkotischen Mittel, sondern auch durch die dem Volke vorsuggerierten Vorstellungen von Hexensabbaten hervorgerufen (vgl. S. 568). Dies dürfte die wahrscheinlichste Lösung des Problems sein; indes werden wir wohl nie volle Klarheit darüber gewinnen.

Wie wir gesehen haben, ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Eigentümlichkeiten der Hyoscyaminvergiftung zu bestimmten abergläubischen Vorstellungen Anlass gegeben haben; etwas Aehnliches lässt sich aber kaum von den anderen Giftstoffen nachweisen. Dagegen ist die Steigerung der Suggestibilität bei sämtlichen oben erwähnten Stoffen ganz charakteristisch für das erste Stadium der Vergiftung. Verschiedene Forscher, Perronet, Schrenk-Notzing und andere, haben durch eine Reihe höchst interessanter Versuche nachgewiesen, dass man dieselbe Herrschaft über einen Narkotisierten wie über einen Hypnotisierten haben kann, wenn man nur aufpasst, im rechten Augenblicke einzugreifen. Man kann bestimmte Halluzinationen suggerieren, oder mit anderen Worten: bestimmte Träume bei den Narkotisierten willkürlich hervorrufen; man kann sogar bisweilen postnarkotische Suggestionen ebenso wie posthypnotische hervorrufen. Diese merkwürdigen Versuche werfen ein neues und sehr wichtiges Licht auf die Bedeutung der Narkosen für den Aberglauben. Denn was eine Fremdsuggestion auszurichten vermag, das kann eine Autosuggestion ebenfalls bewirken. Dieses gilt, wie wir oben gesehen haben, für den normalen, suggestiblen Menschen wie für den hypnotisierten; es ist ausserdem von den genannten Forschern nachgewiesen, dass Autosuggestionen eine sehr wichtige Rolle während der Narkosen spielen. Wenn also ein Mensch sich mit der Erwartung, dass er etwas Bestimmtes erleben wird, narkotisieren lässt, so wird dieselbe wie eine Suggestion sicher realisiert werden: er sieht und hört halluzinatorisch alles, was er erwartet. Die Wirkung der Narkose ist also ganz dieselbe wie die des Trancezustandes: ein jeder erreicht das, dessen Erfüllung er wünscht und erwartet. Deshalb träumten die Hexen von grossen Gelagen, wilden Orgien und geschlechtlichen Ausschweifungen. Deshalb sah der gelehrte Magier unter dem Einflusse von betäubendem Rauchwerk die himmlischen Intelligenzen und Dämonen herabsteigen, bereit, seinen Befehlen zu gehorchen. Deshalb sieht der mit Alkohol und Tabak vergiftete Schamane noch heutigen Tages sich von Geistern umgeben, die ihm die Antwort auf alles, wonach er fragt, zuflüstern. Also auch hier kommen wir zu dem Resultat: wie in mannigfachen anderen Zuständen ist die Suggestion auch in der Narkose das entscheidende.

Kapitel 38.

Die Hysterie und die Hysterohypnose.

Die kleine Hysterie.

Zu allen Zeiten haben Geistes- und Nervenkrankheiten eine grosse Rolle im Aberglauben gespielt. Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, sind sie stets als übernatürliche Phänomene, als Zeichen einer Besessenheit von Dämonen aufgefasst worden. Wenn in den alten chaldäischen Schriften von den Krankheiten der Stirn oder des Kopfes, die aus der Hölle, aus der Wohnung des Beherrschers der Hölle emporgestiegen sind (vgl. S. 39), die Rede ist, so kann damit kaum etwas anderes als eine Geisteskrankheit gemeint sein. Bei den Aegyptern finden wir dieselbe Auffassung (S. 153). Es ist genügend bekannt, wie an vielen Stellen in der Bibel von Besessenheit die Rede ist. Die Beschreibung derselben ist oft so deutlich, dass man bis zu einem gewissen Grade die Krankheit selbst bestimmen kann. Unter allen Geistes- und Nervenkrankheiten aber, die für den Glauben an die Macht der Dämonen über den Menschen von Bedeutung gewesen sind, nimmt die Hysterie als die häufigste sicher den ersten Platz ein. Da sie aber nachweislich in fast allen Fällen den Berichten von Besessenheit im Mittelalter und in der neueren Zeit zugrunde liegt, desgleichen auch eine ausserordentlich grosse Bedeutung für die Entwicklung des modernen Spiritismus hat, so wollen wir uns hier noch näher mit derselben beschäftigen [1]).

Was Hysterie ist und worauf die Krankheit eigentlich beruht, hat man bisher mit Sicherheit noch nicht festgestellt. Ebensowenig aber kann man, wie es scheint, konstante Symptome bei der Krankheit angeben. Dieselben sind so wechselnd und mannigfach, in so hohem Grade abhängig von Volkseigentümlichkeiten und dgl., dass ein grosser Unterschied zwischen der Hysterie bei uns zu Lande und der Hysterie z. B. in Frankreich ist.

Eine erschöpfende Darstellung der Aehnlichkeiten und Unterschiede dieser Krankheitsformen zu geben, liegt natürlich ganz ausserhalb der Aufgabe unserer Arbeit; wir haben es nur mit der Hysterie zu tun, die für den Aberglauben von Bedeutung gewesen ist. Dies gilt, soweit ich sehen kann,

[1]) Allerdings kommen auch heute noch Fälle von Dämonopathie als eine besondere Form von Verrücktheit ohne jede Spur von Hysterie vor. Aehnliches kann natürlich auch früher der Fall gewesen sein, aber in den meisten alten Beschreibungen von Besessenheit sind die Zeichen von Hysterie so deutlich, dass man sicher keinen grossen Fehler begeht, wenn man diese Krankheit als die normale Grundlage für die Besessenheit ansieht.



ausschliesslich von den namentlich von Charcot, Richer, Pitres, Janet u. s. w. beobachteten und beschriebenen Formen. Die Darstellung dieser Männer hat auch den Vorteil, dass sie systematisch abgerundet ist, so dass auch der Laie den Ueberblick bewahren kann, was bei einer mehr kritischen Darstellung kaum möglich wäre. Und da dies hier von grösster Bedeutung ist, so trage ich kein Bedenken, vollständig den genannten Forschern zu folgen, obgleich gewichtige Einwände gegen ihr System und ihre Theorien erhoben worden sind. Mit diesem Vorbehalt gehen wir nun auf die Bedingungen und Ursachen der Krankheit und auf die Phänomene derselben näher ein; denn dies alles ist notwendig, um zu verstehen, welche Bedeutung die Hysterie für den Aberglauben gehabt hat.

Beinahe in allen Fällen zeigt es sich, dass bei der ausgeprägten Hysterie die Kranken erblich belastet, d. h. von den Eltern ein mehr oder weniger zerrüttetes Nervensystem geerbt haben. Die Eltern brauchen keineswegs selbst hysterisch gewesen zu sein; dies ist zwar oft der Fall; häufig haben dieselben aber auch an anderen nervösen Störungen gelitten. Gewöhnlich verrät diese erbliche Belastung sich schon früh bei dem Kinde; Krampfanfälle, heftiger Kopfschmerz und unbändige Heftigkeit sind in diesem Alter bei Kranken, die später hysterisch werden, ganz gewöhnlich. Damit die Krankheit aber zum Ausbruch kommen kann, bedarf es doch einer bestimmten Ursache, und das ist fast stets eine seelische oder körperliche Erschütterung. Gemütsbewegung verschiedener Art, Sorgen, Schrecken, Furcht oder Zorn sind oft die unmittelbare Veranlassung zu dem ersten Ausbruch der Krankheit. Bei den körperlichen Erschütterungen, z. B. bei einem Fall, Unglück, Eisenbahnzusammenstoss oder dgl., spielt die Gemütsbewegung wahrscheinlich auch eine recht bedeutende Rolle mit. Viel gehört nicht dazu, um die Krankheit bei den dazu disponierten Individuen hervorzurufen; so ist z. B. die Extraktion eines Zahnes bei jungen Mädchen wiederholt der Anlass zu einem hysterischen Anfall gewesen. Vergiftungen durch Alkohol, Quecksilber oder Blei werden auch als Ursache für den Ausbruch der Krankheit angegeben. Aber dies hat für uns weniger Interesse. Offenbar sind die Gemütsbewegungen, die seelischen Erschütterungen in den meisten Fällen das wichtigere.

Dass es sich wirklich so verhält, sieht man am besten an den grossen Hysterieepidemien, welche ab und zu unter günstigen Verhältnissen auftreten können. Diese Epidemien waren von dem 12. bis zu dem 17. Jahrhundert in Europa sehr häufig; jetzt sind sie verhältnismässig selten und kommen nur in abseits gelegenen Gegenden vor, wo der Aberglaube der Bevölkerung in Verbindung mit einer religiös erregten Phantasie eine grössere Verbreitung der Krankheit begünstigt. Die bekanntesten Fälle dieser Art, die im vorigen Jahrhundert statt-

gefunden haben, sind die beiden Epidemien in Morzine 1861 und in Verzegnis 1878. Diese Ortschaften sind Gebirgsdörfer in Savoyen bezw. in Italien. Die Bevölkerung ist arm, unwissend und abergläubisch; die Ehen erfolgen sehr oft innerhalb derselben Familie, infolgedessen die körperliche und geistige Degeneration der Bevölkerung eine allgemeine Erscheinung ist. Die beiden Epidemien sind übrigens in ihrer Entstehung und in ihrem ganzen Verlaufe so gleichartig, dass man sie zusammen beschreiben kann.

Es fing mit hysterischen Anfällen eines einzelnen jungen Mädchens an. Diese traten auf entweder, wenn sie alleine, oder auch, wenn sie mit Altersgenossinnen zusammen war. Der Anblick dieser Krampfanfälle war für die empfänglichen Individuen so ergreifend, dass einzelne derselben angesteckt wurden. Nun fing man an, davon zu reden, dass nicht alles mit rechten Dingen zuginge, dass Hexerei und Besessenheit mit im Spiele seien. Dann nahmen die Priester die Sache in die Hand und begannen mit den von der katholischen Kirche vorgeschriebenen feierlichen Exorzismen. Aber dadurch wurde das Uebel nur ärger; immer mehr wurden von der Krankheit ergriffen und man wurde erst Herr über dieselbe, als die Kranken entfernt, die Priester versetzt und die Gegenden mit Gendarmen belegt wurden, welche die Bevölkerung in Ruhe halten sollten.

Bei solchen Epidemien steckt offenbar die abergläubische Furcht vor der Krankheit die meisten an. In einer besonnenen und aufgeklärten Bevölkerung wird ein einzelner Fall von Hysterie niemals solches Unglück anrichten können; man wird ihn wie jede andere gefahrlose Krankheit auffassen. In den abergläubischen Gegenden aber, wo der Gedanke an eine Besessenheit noch nicht ganz erloschen ist, wird das Phänomen natürlich den grössten Schrecken erregen. Man lebt in beständiger Angst vor dem, was noch weiter geschehen wird, und diese beständige Erregung genügt zur weiteren Ausbreitung; die Empfänglicheren unterliegen. Dann setzen die Priester dem Werke dadurch noch die Krone auf, dass sie die Kranken in den Kirchen, wo die bösen Geister mit möglichst grosser Feierlichkeit beschworen werden, öffentlich ausstellen; dies dient jedenfalls nicht dazu, die erregten Gemüter zur Ruhe zu bringen; die Erfahrung lehrt denn auch, dass das Resultat immer das Gegenteil von der vom Exorzismus beabsichtigten Wirkung ist.

Wie die Ursache zum Ausbruche der Hysterie gewöhnlich eine seelische Erschütterung ist, so ist auch das am meisten charakteristische, wenn auch nicht immer am meisten in die Augen springende Symptom der Krankheit doch psychischer Natur. Bei den Hysterischen sind die Sinne fast stets mehr oder weniger mangelhaft entwickelt. Bisweilen ist nur ein einzelnes Sinnesgebiet defekt, aber nicht selten findet man auf verschiedenen Gebieten zu gleicher Zeit eine herabgesetzte Reizbarkeit. Uebrigens wechseln diese Phänomene oft in einem solchen Grade, dass sich kaum ein allgemeines Gesetz für sie aufstellen lässt; wir müssen deshalb in aller Kürze die einzelnen

Sinnesgebiete durchgehen, um eine Uebersicht über die gewöhnlichsten Formen zu bekommen.

Die Herabsetzung des Tastsinnes kann sich auf sehr verschiedene Weise äussern. Die Anästhesie ist eine totale oder eine partielle, d. h, entweder alle oder nur eine einzelne Hautpartie ist unempfänglich für Reize. Die totale Anästhesie kann wiederum eine vollständige sein — dann wird selbst der stärkste Reiz keine Empfindung auslösen; oder sie kann unvollständig sein — dann ist die Empfänglichkeit für Reize nur herabgesetzt, aber nicht ganz aufgehoben. Die partielle Anästhesie weist mehrere Variationen auf; am häufigsten ist die Analgesie, die dadurch charakterisiert ist, dass jede Schmerzempfindung fehlt, während schmerzlose Berührungen noch wahrgenommen werden. Der Kranke hat gewöhnlich selbst keine Ahnung von dem Fehlen dieses Sinnes; denn es verursacht dem Patienten keine Beschwerden und hindert ihn nicht an der Arbeit; die übrigen Sinne füllen den Mangel aus. Eine komplett anästhetische Hysterische kann z. B. sehr gut nähen, obgleich sie die Nadel nicht fühlt; sie muss nur stets die Augen auf die Arbeit gerichtet haben. Endlich kann die Anästhesie in sehr verschiedener Weise über die Oberfläche des Körpers verteilt sein. Sie kann allgemein sein, indem der ganze Körper anästhetisch ist, oder sie kann auch lokal begrenzt sein bald auf die eine Seite des Körpers — rechts oder linksseitige Hemianästhesie —, bald auf ganz zerstreuten Partien der Haut. Bei der Hemianästhesie bildet die Mittellinie des Körpers immer eine scharfe Grenze zwischen dem empfindenden und dem empfindungslosen Teil des Körpers. Wo isolierte gefühllose Partien vorkommen, sind diese niemals abhängig von dem Verlaufe der einzelnen Gefühlsnerven. Diese Tatsachen zeigen uns, dass die Anästhesie nicht durch eine Störung der Nerven verursacht ist, denn in einem solchen Falle musste selbstverständlich der ganze Teil der Haut, der mit Zweigen eines bestimmten Nervenstammes versehen ist, gleichzeitig anästhetisch sein. Vielmehr muss die Anästhesie ihre Ursache in einer Funktionsstörung im Gehirne selbst haben, was auch sehr natürlich ist, wenn man an die Abhängigkeit der Hysterie von den seelischen Erschütterungen denkt.

Ebenso wie die Hautsinne kann auch der Muskelsinn aufgehoben sein. Der Patient fühlt keinen Druck oder Stoss auf die Muskeln und hat kein Müdigkeitsgefühl mehr. Ausserdem hat er keine Empfindung von seinen willkürlichen Bewegungen; diese sind darum ungeschickt und unsicher, so dass er bei feineren koordinierten Bewegungen die Augen mit zu Hilfe nehmen muss. Bisweilen folgt mit der Muskelanästhesie auch Paralyse, d. h. Lähmung der Glieder, deren Muskeln anästhetisch sind. In einem solchen Falle kann der Patient gar keine willkürliche Bewegung mit dem betreffenden Gliede ausführen, ohne es anzublicken. Hieraus folgt wiederum das eigentümliche Phänomen, dass die Patienten z. B. „die Beine im Bette verlieren". Wenn sowohl Haut als Muskeln gefühllos sind und die Beine nicht willkürlich in Bewegung gesetzt werden können, weil der Kranke sie unter der Bettdecke nicht sieht, so ist damit offenbar auch jedes Gefühl von der Existenz dieser Glieder aufgehoben, d. h. der Patient bekommt ein Gefühl, als habe er sie verloren.

Die übrigen Sinne, der Geschmack, Geruch und das Gesicht, können jeder für sich geschwächt oder vollständig aufgehoben sein und zwar wiederum entweder auf beiden Seiten oder nur auf der einen Hälfte

des Körpers. So kann z. B. jedes Gefühl von Geschmack auf der einen Hälfte der Zunge fehlen, während es auf der anderen intakt ist; ein Ohr kann taub, ein Auge blind sein u. s. w. Aber auch hier gilt dasselbe wie für den Tastsinn: den Sinnesorganen und der Nervenleitung zum Gehirn fehlt nichts, vielmehr sind im Gehirn selbst die Funktionen gestört. Dies kann in den Fällen einer hysterischen Herabsetzung des Gehörs — ohne dass eine vollständige Taubheit vorliegt — experimentell leicht nachgewiesen werden. Setzt man den Stiel einer angeschlagenen Stimmgabel auf das Schläfenbein, so hört man den Ton, weil die Schallschwingungen sich durch die Kopfknochen bis zum Gehirn fortpflanzen. Wenn der Ton der Stimmgabel nun so schwach geworden ist, dass man ihn auf diese Weise nicht mehr hören kann, so wird ein Mensch mit normalem Gehör ihn doch noch mit Hilfe des Ohres wahrnehmen können, sobald die Stimmgabel vor dasselbe gehalten wird. Ganz dasselbe findet statt bei hysterischer Schwerhörigkeit. Ist aber die Schwerhörigkeit durch einen organischen Fehler des inneren Ohres oder durch eine Erkrankung des Gehörnerven verursacht, so hört der Patient besser mit Hilfe der Kopfknochen als mit dem Ohr. Die Herabsetzung des Gehörs bei der Hysterie beruht also nicht auf solch einem organischen Fehler; vielmehr muss die Krankheit ihren Sitz im Gehirne haben.

Auf dem Gebiete des Gesichtssinnes können verschiedene Störungen vorkommen, von denen wohl die Einengung des Gesichtsfeldes die häufigste ist. Je grösser diese Einengung ist, desto kleiner wird derjenige Teil der Aussenwelt, den der Patient auf einmal übersehen kann. Ausserdem tritt oft eine Schwächung des Sehvermögens, eine Aufhebung des Farbensinns und Störungen in der Akkommodationsfähigkeit auf, so dass der Patient nur in bestimmtem Abstand scharf zu sehen vermag. Jede dieser Störungen kann für sich vorkommen; sehr häufig finden sich aber mehrere gleichzeitig und bilden dann das mannigfache und sehr variable Phänomen der sogen. „hysterischen Amblyopie". Ab und zu begegnet man auch einer hysterischen Blindheit und zwar auf dem einen oder auf beiden Augen.

Diese Störungen entstehen und verschwinden übrigens, wie alle anderen hysterischen Leiden, ganz plötzlich ohne eine bestimmte nachweisbare Ursache. Dieser Umstand zeigt ja zur Genüge, dass die verschiedenen Krankheitssymptome nicht von organischen Läsionen der Sinnesorgane oder der Nerven herrühren, denn solche Läsionen verschwinden natürlich nicht plötzlich auf einmal. Es handelt sich hier nur um Funktionsstörungen, um zeitweilige Aufhebung der Leistungsfähigkeit gewisser Organe, und der Sitz dieser Störungen ist, wie wir gesehen haben, in allen Fällen unzweifelhaft das Gehirn.

Neben den verschiedenen Anästhesien findet man oft zugleich eine Hyperalgesie, d. h. eine gesteigerte Schmerzempfindlichkeit. Diese kann ihren Sitz an vereinzelten Stellen auf der Haut, die unregelmässig zwischen den anästhetischen Partien verteilt sind, haben; aber häufiger kommt sie in den Gliedern, in den tiefer gelegenen Geweben und im Innern des Körpers vor. Sie äussert sich dann meist in Schmerzen, die entweder stets anhalten oder bei der geringsten Bewegung auftreten. Diese Schmerzen haben bisweilen das Gepräge, als rühren sie von ganz bestimmten Krankheiten, z. B. von einer

Gehirn- oder Hüftgelenksentzündung, her, und es ist dann oft recht schwer, die Hysterie von einer wirklich organischen Krankheit zu unterscheiden. Aber bei längerer Dauer verraten die Schmerzen ihre hysterische Natur doch dadurch, dass das Allgemeinbefinden des Patienten nicht darunter leidet, was bei einer organischen Erkrankung der Fall sein würde. Ausserdem verschwinden sie oft ebenso plötzlich, wie sie gekommen sind. Durch die Heilung solcher hysterischen Leiden erwerben die Wunderdoktoren ihre Lorbeeren.

Ein sehr wichtiges Symptom der Hysterie sind die Krämpfe, aber dieselben kommen nur in der Hälfte der Krankheitsfälle und zwar viermal so häufig bei Frauen als bei Männern vor. Die Veranlassung eines Krampfanfalles ist meist eine Gemütsbewegung; bei einigen Kranken bedarf es einer stärkeren Erregung, als diejenige war, welche die Hysterie zuerst auslöste; bei den meisten aber, die schon einmal einen solchen Anfall gehabt haben, führen ganz unbedeutende Umstände einen neuen Anfall herbei. Er beginnt gewöhnlich mit gewissen psychischen Veränderungen. Der Kranke fühlt sich unruhig, ist nicht recht wohl, sucht die Einsamkeit, weint oder lacht ohne Veranlassung. Ausserdem hat er überall Schmerzen im Körper; die Brust und der Hals sind wie eingeschnürt, eine Kugel von der Grösse eines Hühnereies scheint sich von der einen Körperhälfte loszureissen, im Unterleibe umherzuwandern und dann im Halse emporzusteigen, wo sie ein äusserst qualvolles Gefühl von Erstickung hervorruft. Dann kommt der eigentliche Krampfanfall; der Körper wird steif, der Hals schwillt an, die Blutgefässe erweitern sich und die Atmung stockt. Unmittelbar darauf beginnen die heftigen Konvulsionen mit einem Schrei unter wilden Bewegungen der Glieder oder des ganzen Körpers, unter „plastischen" Stellungen; diese Bewegungen sind immer dieselben bei demselben Individuum. Nach dem Anfall liegt die Patientin — denn die Hysterie überwiegt ja bei dem weiblichen Geschlecht — meist einige Zeit in einem schlafähnlichen Zustand, in dem sie halluziniert und allerlei redet; endlich wacht sie auf, ohne etwas von dem Vorgefallenen zu wissen. Das Ganze dauert etwa 20 Minuten bis zu mehreren Stunden.

Der Anfall ist nicht immer so vollständig, wie er hier geschildert ist. Oft werden ein oder mehrere Stadien überschlagen oder abgekürzt. Ausserdem hinterlassen die Anfälle häufig Lähmungen oder Kontrakturen der Glieder in abnormen Stellungen, die in einem späteren Anfall oder auch von selbst plötzlich wieder verschwinden können. Ausser diesen Phänomenen weisen die Hysterischen noch eine Reihe anderer Symptome auf, die für uns aber nur geringe Bedeutung haben. Von viel grösserem Interesse dagegen ist das psy-

chische Verhalten der Hysterischen, das wir jetzt näher betrachten wollen.

Das charakteristischste Symptom, das wohl nie vollständig fehlt, ist die Herabsetzung der Sinneswahrnehmungen. Wie jede andere Krankheit, kann die Hysterie ja in sehr verschiedenem Grade auftreten. Beschränkt die Anästhesie sich auf eine kleine abgegrenzte Hautpartie oder liegt nur eine geringe Einengung des Gesichtsfeldes vor, so werden diese Störungen selbstverständlich im seelischen Zustande des Patienten keine bemerkenswerte Spur zurücklassen. Das Verhältnis ändert sich dagegen, wenn ein Sinn so gut wie ganz ausfällt; dieser Verlust wird für den Hysterischen weit ernster sein, als für einen normalen Menschen. Wenn letzterer z. B. bei einem Unglück das Sehvermögen auf beiden Augen verliert, so wird er zwar keine Lichtempfindungen von der Aussenwelt mehr erhalten, aber die Erinnerungsbilder verliert er deswegen nicht. Diese werden im Laufe der Zeit wohl immer verschwommener, weil sie nicht mehr durch neue Beobachtungen aufgefrischt werden können; ist aber das Unglück im reiferen Alter eingetreten, so wird der Erblindete mehr oder weniger noch sein Leben lang mit seinen Erinnerungsbildern arbeiten können. Bei der hysterischen Blindheit ist das Verhältnis gerade umgekehrt. Dem Auge fehlt nichts, aber gerade die Partie des Gehirns, in der die Gesichtsbilder uns zum Bewusstsein kommen, ist unfähig zu funktionieren. Daraus folgt, dass der hysterisch Blinde weder sehen noch ein Gesichtserinnerungsbild haben kann. Ebenso geht es mit den übrigen Sinnen; und selbst wenn ein Sinn nicht ganz ausfällt, so scheint doch stets ein Teil der Erinnerungsbilder dieses Sinnes zu verschwinden, — ganz selbstverständlich, da ja die Funktion von gewissen Partien des Gehirns gestört ist. Im folgenden werden wir sehen, welche merkwürdige Formen dieser Erinnerungsdefekt besonders bei der grossen Hysterie annehmen kann.

Eine derartige Herabsetzung sowohl der Wahrnehmung als auch des Erinnerungsvermögens führt natürlich bedeutende psychische Veränderungen herbei. Die Zahl der Vorstellungen, die dem Individuum im gegebenen Augenblicke sonst zur Verfügung steht, wird dadurch sehr verringert; der Hysterische wird gleichsam auf einen kindlichen Standpunkt versetzt, wo der Umfang des Bewusstseins mehr beschränkt ist. Daraus folgt dann wiederum, dass die Suggestibilität erhöht ist, weil diese umso grösser ist, je weniger Vorstellungen dem Individuum zur Verfügung stehen und die Richtung seiner Aufmerksamkeit bestimmen. Unter den Forschern scheint auch allgemeine Uebereinstimmung in der Annahme zu herrschen, dass die Hysterischen etwas Kindisches in ihrem Wesen haben und sehr suggestibel sind. Der

französische Psychologe Pierre Janet, der sich mehr als ein anderer mit der seelischen Seite der Hysterie beschäftigt hat, führt in seinem bekannten Werke „L'automatisme psychologique" (Paris 1889) eine Menge schlagender Beweise für diese Eigentümlichkeiten der Hysterischen an. Allerdings hat er wesentlich Hysteroepileptische vor Augen, aber das ist für uns bedeutungslos, da die Phänomene nach der Auffassung der französischen Forscher bei der Hysteroepilepsie nur stärker hervortreten, dem Wesen nach jedoch von der allgemeinen Hysterie nicht verschieden sind.

Das Kindische der Hysterischen verrät sich besonders durch die Heftigkeit, mit der alle Affekte auftreten. Ein Ereignis, das bei einem normalen Menschen nur eine geringe Erregung hervorruft, wird für sie die Veranlassung zur stärksten Gemütsbewegung.

So berichtet Janet über eine seiner Versuchspersonen, Lucie, dass, sobald man ihr nur eine ganz absurde Geschichte von einem überfahrenen Hunde oder von einer Frau, die von ihrem Manne Prügel bekommen habe, erzählt, sie sich in eine Ecke setzt und heult. Leonie, eine andere Hysterische, wird ganz wild vor Freude, wenn sie nach Verlauf von einigen Tagen Janet wieder sieht; sie hüpft und springt herum und stösst unartikulierte Laute aus, so dass dieser Zustand sich schon sehr einem hysterischen Anfalle nähert. Wird der Affekt noch etwas stärker, so tritt ein solcher Anfall wirklich auf. Rose, eine dritte von Janets Versuchspersonen, hatte einen 48 Stunden dauernden hysterischen Anfall infolge davon, dass eine Person, die versprochen hatte, sie zu besuchen, zur festgesetzten Zeit ausblieb.

Die Suggestibilität verrät sich in mannigfacher Beziehung. Die Gedanken und Handlungen der Hysterischen können durch ein zufällig hingeworfenes Wort, das ihre Aufmerksamkeit fesselt, bestimmt werden. Nicht selten wird eine Vorstellung, die sie stark in Anspruch nimmt, zur Halluzination.

Janet erzählt ein treffendes Beispiel hiervon. „Ich kam eines Tages zu Lucie, um mit ihr einige Versuche anzustellen. Sie sagte, sie sei müde und nicht aufgelegt; ich hätte sie am Tage vorher mit meinen Experimenten gelangweilt und nun wollte sie nicht wieder anfangen. „Gut," sagte ich, „so wollen wir heute faulenzen; damit ich aber nicht vergebens gekommen bin, musst du mir eine Geschichte erzählen." „Was sind das für Dummheiten! Ich weiss keine. Sie wollen doch wohl nicht, dass ich Ihnen die Geschichte von Ali Baba[1]) erzählen soll?" „Warum denn nicht? Ich höre zu." Halb lachend, halb ärgerlich fing sie an, die Geschichte zu erzählen. Anfangs erzählte sie schlecht und hielt jeden Augenblick inne, um zu sehen, ob ich zuhörte. Aber allmählich redete sie sich warm, es kam Zug in die Erzählung, und sie beachtete mich nicht mehr. Plötzlich stiess sie einen Schrei aus und hielt inne, indem sie die Augen nach einer Ecke des Zimmers richtete; nun sprach sie ganz leise vor sich selber: „Dort sind sie, alle Räuber. — In grossen Säcken." Sie erzählte nun nicht mehr, sie sah;

[1]) Aus „Tausend und eine Nacht".

sie verfolgte die ganze Szene, die sich vor ihren Augen entrollte, und murmelte von Zeit zu Zeit ihre Bemerkungen dazu wie ein Kind: „Man ist im Begriff, sie alle zu töten — es ist gut." Die Geschichte von Ali Baba war mir nie so interessant vorgekommen, und ich hütete mich wohl, sie zu unterbrechen. Was ich vor mir sah, war in Wirklichkeit die Art und Weise, wie die Hysterischen denken; während unsere Gedanken kalt und blass sind, haben die ihrigen Farbe und Leben, und das Bild ist fast immer halluzinatorisch."

Die grosse Reizbarkeit der Hysterischen, die Leichtigkeit, mit der selbst Kleinigkeiten sie aufregen können, bringt es mit sich, dass sie sich unablässig mit sich selbst beschäftigen und ihre ganze Umgebung in den Dienst ihres persönlichen Interesses ziehen. Die Hysterischen sind immer grosse Egoisten, und ihre Eitelkeit, das Bestreben, stets anderen gegenüber bevorzugt zu werden, führt oft zu recht absurden Erscheinungen. Andererseits ist ihre gesteigerte Suggestibilität möglicherweise die Ursache zu dem grossen Wechsel der Krankheitssymptome. Ein zufälliger, unbedeutender Umstand kann als Suggestion wirken und plötzlich eine Anästhesie, eine Lähmung oder Kontraktur zum Verschwinden bringen. Einige Forscher, z. B. P. J. Möbius [1]), sind sogar soweit gegangen, dass sie alle diese Symptome als Wirkungen von Autosuggestionen ansehen. Ebenso wie eine Suggestion eine Anästhesie zum Verschwinden bringt, so muss sie dieselbe auch hervorbringen können; es ist demnach wohl möglich, dass eine vorhandene Anästhesie, Lähmung oder dergleichen durch eine Autosuggestion hervorgerufen ist. Es fehlt auch nicht an Beobachtungen, die diese Anschauung zu bestätigen scheinen. Sollte sie sich im Laufe der Zeit als richtig erweisen, so kann man offenbar nicht, wie ich es hier im Anschluss an Janet getan habe, die gesteigerte Suggestibilität als eine Folge einer Herabsetzung der Wahrnehmung und des Erinnerungsvermögens auffassen; vielmehr muss sie dann das Ursprüngliche, Primäre sein; und alle übrigen Krankheitssymptome sind nur Folgen derselben, hervorgerufen durch zufällige Suggestionen oder Autosuggestionen. Von diesem Standpunkt aus kommt Möbius zu dem Resultate, dass die Hysterie ausschliesslich auf einer krankhaft gesteigerten Suggestibilität beruht. Manches spricht wohl für diese Auffassung; da aber die Gelehrten sich über die Ursache und Wirkung auf diesem Gebiete nicht einig sind, gehen wir hier auf diese Frage nicht näher ein.

[1]) Neurologische Beiträge. Heft 1. Leipzig 1894.

Die grosse Hysterie.

Die grosse Hysterie oder die Hysteroepilepsie ist nach der Ansicht einiger Forscher keine besondere Krankheit, nach der Ansicht anderer aber eine Komplikation von Hysterie und Epilepsie. Richer — eine Autorität auf diesem Gebiete — dem ich vollständig folge, betrachtet sie nur als eine schwerere Form der gewöhnlichen Hysterie. Sie zeichnet sich besonders dadurch aus, dass die Krampfanfälle heftiger, langwieriger und komplizierter sind, als bei der kleinen Hysterie. Da namentlich diese grossen hysterischen Anfälle für den Aberglauben so bedeutungsvoll gewesen sind, müssen wir sie näher besprechen. Dabei hat aber nicht so sehr die wissenschaftliche Prüfung, als vielmehr die Aussenseite der Phänomene Interesse für uns. Ich beschränke mich deshalb darauf, einen kurzen Ueberblick von den verschiedenen Phasen des vollständigen hysterischen Anfalls zu geben, und illustriere dies durch eine Reihe von den Zeichnungen, mit denen Richer sein Buch „Études cliniques sur la grande hysterie“ (Paris 1885) ausgestattet hat.

Fig. 54.

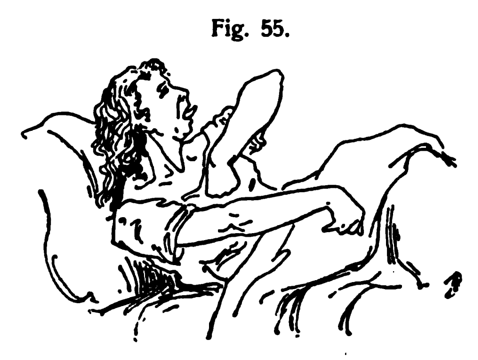


Der grosse hysterische Anfall wird gewöhnlich mit seelischen Störungen eingeleitet. Die Kranke fühlt sich nicht wohl, ist gänzlich „verändert“, kann nichts tun und legt keinen Wert auf Zerstreuungen; Erinnerungen früherer Tage tauchen in Menge auf und nehmen die Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch. Die Patientin wird melancholisch und irritabel. Es treten sodann Halluzinationen auf; hässliche Tiere aller Art, Katzen, Ratten, Spinnen und Schnecken tauchen auf im Bewusstsein und verschwinden wieder. Von diesen Halluzinationen gefoltert, kann die Patientin sich nicht ruhig verhalten, sondern fährt auf und stürzt unter wildem Geschrei davon; gleichgültig dagegen, wie das Wetter ist, stürzt sie in der leichtesten Kleidung hinaus ins Freie. Plötzliche Kontrakturen, Verrenkungen der Glieder können entstehen; Verdauungs- und Atmungsbeschwerden, starke Speichelabsonderung und Herzklopfen stellen sich ein. Die Muskelkraft wird geschwächt; die Anästhesie zeigt sich und wird eine totale, wenn sie es nicht schon vorher war. Diese Erscheinungen können etwa acht Tage vor dem eigentlichen Anfall auftreten; in den letzten Tagen kommen noch Schmerzen hinzu; „die hysterische Kugel“ steigt

vom Unterleib in den Hals empor und verursacht ein furchtbares Gefühl von Erstickung.

Dann fängt der Anfall selbst an. Es wird der Kranken schwarz vor den Augen, es saust vor den Ohren, das Bewusstsein ist umnachtet. Nach einigen heftigen Bewegungen wird der Körper in dieser oder jener merkwürdigen Stellung ganz steif (Fig. 55); nur ein einzelnes Glied, z. B. die Zunge oder ein Arm, führen ganz langsam regelmässige Bewegungen aus. Diese verlieren sich jedoch auch und der Körper liegt nun vollständig steif und unbeweglich da. Dieser „tonische" Krampf wird bald von einem „klonischen" abgelöst; unter stossartigen Bewegungen ziehen sich die Glieder zusammen und strecken sich wieder und zwar etwa zwei- bis dreimal in der Sekunde; Fig. 56 deutet dies durch punktierte Linien an. Dieser Zustand dauert höchstens fünf Minuten; dann erschlaffen alle Muskeln und der Körper liegt schlaff und unbeweglich da.

Fig. 55.



Nach einer Pause von einigen Minuten beginnt die zweite Periode des Anfalls, die man nach den sonderbaren Bewegungen, die ausgeführt werden, die Periode des „Klownismus" genannt hat.

Fig. 56.

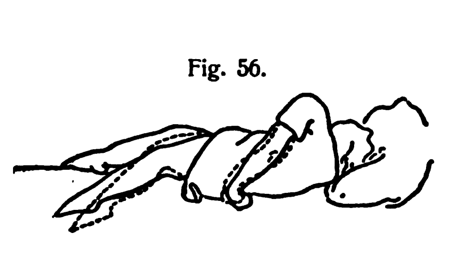
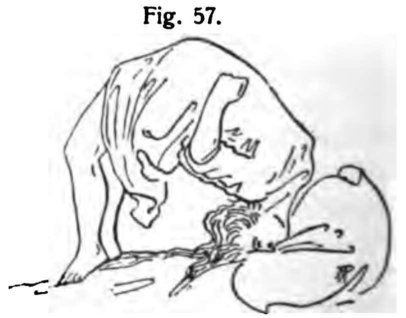


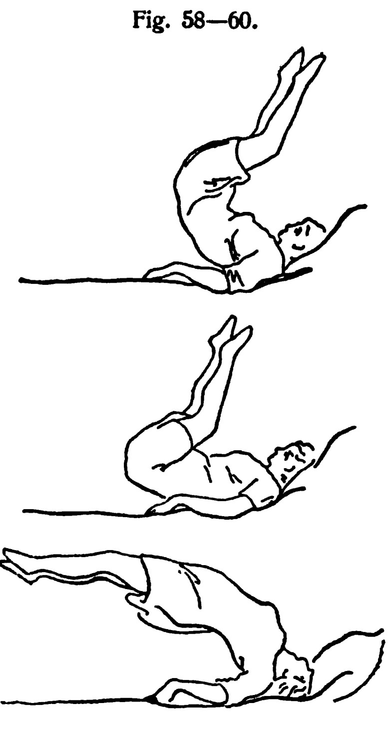
Fig. 57.



Der Körper nimmt die merkwürdigsten Stellungen ein, z. B. den Kreisbogen, der längere Zeit hindurch (drei bis zehn Minuten lang) innegehalten werden kann (Fig. 57). Dann folgen die grossen Bewegungen, indem der Körper oder die Glieder 15- bis 20mal heftig hin und her geworfen werden. Nicht selten treten dabei Störungen zu Tage, die anscheinend gegen das Gesetz der Schwere streiten. Die Kranke scheint über dem Bette zu schweben, indem der Körper über dem Kopfe aufgerollt und in die Luft erhoben wird, nur vom

Nacken und den Armen unterstützt. Dann fällt der Körper auf das Bett, worauf dasselbe Manöver 10- bis 20mal wiederholt wird. Die verschiedenen Phasen der Bewegung sind in den Figuren 58—60 abgebildet. Oft enden die grossen Bewegungen mit einem Schrei und einem wilden Kampfe gegen einen eingebildeten Gegner. Wenn man den Anfall während der zweiten Periode unterbricht, was sich bei einigen Individuen durch Druck auf bestimmte Stellen des Körpers erreichen lässt, so zeigt sich stets, dass die Kranken von bestimmten Halluzinationen beherrscht werden. Es scheint, dass die Bewegungen unter dem Einfluss dieser Halluzinationen ausgeführt werden: das Bewusstsein, das im Anfang des Anfalles aufgehoben war, ist also zu diesem Zeitpunkt teilweise wieder zurückgekehrt.

Fig. 58—60.



In der dritten Periode, die sehr häufig ohne Zwischenpause der zweiten folgt, zeigt sich das Erwachen des Bewusstseins noch deutlicher. Die Patientin ist nachweislich eine Beute bestimmter Halluzinationen, sie lebt in einer eingebildeten Welt, spricht wenig oder gar nicht, nimmt eine Reihe von Stellungen ein, die in natürlichem Zusammenhang miteinander stehen und die Situation, welche die Kranke durchlebt, abspiegeln. Man hat deshalb diese Periode des Anfalles „die plastischen Stellungen“ (attitudes passionelles) genannt. Diese Stellungen werden bei demselben Individuum gewöhnlich in derselben Reihenfolge wiederholt; die Worte, die sie begleiten, entsprechen genau der ganzen Haltung der Patientin und der dadurch markierten Situation. Bei einigen Individuen zeigt sich allerdings eine grosse Mannigfaltigkeit der Stellungen; letztere wechseln rasch ab und variieren in verschiedenen Anfällen auch etwas; bei anderen dagegen zeigen sich nur einzelne bestimmte Stellungen, die stets in derselben Weise wiederholt werden. Als allgemeine Regel gilt, dass diese Halluzinationen und die damit verbundenen Stellungen jedesmal der Ausdruck des Erlebnisses sind, welches das erstemal den hysterischen Anfall hervorgerufen hat.

Eine dieser Kranken erhielt ihren ersten Anfall dadurch, dass sie von einem Räuber bis auf ihr Zimmer verfolgt wurde, wo er sie trotz ihrer Bitten und Drohungen auf den Fussboden warf, misshandelte und vergewaltigte. Die ganze Begebenheit prägt sich nun in einer Reihe schnellwechselnder Stellungen aus; die Figuren 61—63 genügen, um eine Vorstellung von dem äusserst lebhaften Ausdruck, der alle diese „Attituden" charakterisiert, zu geben.

Fig. 61—63.



Mit der dritten Periode ist der Anfall eigentlich vorbei; häufig aber folgt noch eine vierte Periode, in welcher die Patientin langsam zum Bewusstsein kommt und sich allmählich ihrem normalen Zustande nähert. Die Kranke bewegt sich nur wenig, phantasiert dagegen anhaltend von den Begebenheiten früherer Tage und beklagt sich über ihr unglückliches Schicksal. Vielfach wird der Wortstrom von Halluzinationen, die den vor dem Anfall auftretenden ähnlich sind, unterbrochen: allerlei hässliche Tiere zeigen sich und flössen der Patientin grossen Schrecken ein. Diese Gemütsbewegung zeigt sich oft deutlich in der Haltung und in dem Gesichtsausdruck der Patientin (vgl. nebenstehende Figur 64). Während die drei

Fig. 64.



ersten Perioden gewöhnlich 1/4 bis 1/2 Stunde anhalten, ist die letzte von ganz unbestimmter Dauer.

Ein vollständiger Anfall, wie er hier beschrieben ist, tritt selten allein auf. Nach der vierten Periode, die in manchen Punkten dem Anfangsstadium gleicht, kommt gewöhnlich ein neuer Anfall; und so können 20 bis 30 Anfälle mit Zwischenräumen von wenigen Minuten einander folgen und eine ganze Serie ausmachen. Dann kommen wohl mehrere Tage der Ruhe, mitunter gehen die Serien aber auch ineinander über, so dass die Anfälle unaufhörlich tagelang anhalten.

Der grosse hysterische Anfall weist manche Variationen auf; der vollständige, regelmässige Verlauf, der hier geschildert ist, gehört zu den Ausnahmen. Eine oder mehrere von den Perioden können übersprungen oder abgekürzt werden; dafür treten dann die übrigen um so stärker hervor. Auf diese Weise entstehen Formen mit einem charakteristischen Gepräge. Die meisten derselben sind ohne Interesse für uns. Einige haben aber doch in der Geschichte des Aberglaubens eine hervorragende Rolle gespielt und erfordern deshalb eine nähere Betrachtung, nämlich die „Ekstase“ und die „Besessenheit“. Damit aber die Bedeutung der „Besessenheit“ für den modernen Aberglauben, den Spiritismus, vollauf verständlich wird, müssen wir zuvor die eigentümliche Form, welche die Hypnose bei der typischen Hysterie annehmen kann, schildern.

Die Hysterohypnose.

Die Hysterohypnose oder die Hypnose bei den Hysterischen mit ausgeprägten Anästhesien unterscheidet sich in sehr wesentlichen Punkten von dem hypnotischen Zustand normaler Menschen. Der Somnambulismus, das hervortretendste Stadium der Hysterohypnose, ist sogar in psychologischer Beziehung ein vollständiger Gegensatz zu der tiefen Hypnose normaler Menschen. Dieselbe führt, wie wir gesehen haben, bei letzteren eine Einengung des Bewusstseins mit sich, indem die Aufmerksamkeit immer mehr auf bestimmte Vorstellungen konzentriert wird. Bei den Hysterischen dagegen ruft die Hypnose eine stetig zunehmende Erweiterung des Bewusstseins hervor, so dass die Kranken auf dem Stadium des Somnambulismus psychisch auf derselben Stufe mit einem normalen, wachen Menschen stehen.

Pierre Janet, dessen „l'automatisme psychologique“ viel Klarheit über den seelischen Zustand der Hysterischen sowohl unter normalen Verhältnissen als während der Hypnose gebracht hat, spricht sich unzweideutig über diese Frage aus. „Kann die Hypnose eine höhere Form des Bewusst-

seinslebens hervorrufen? Dies hängt, soweit ich sehen kann, von dem Zustande des Bewusstseins unter normalen Verhältnissen ab. Wenn man es mit Hysterischen zu tun hat, deren Wahrnehmung, Erinnerung und Denken eingeengt und in Vergleich mit dem Bewusstsein des normalen Menschen stark beschränkt ist, so wird jede Erregung des Nervensystems z. B. durch elektrische Ströme oder „magnetische“ Striche ihnen die Gaben, die sie verloren haben, wiedergeben und so eine Form von höherem Bewusstseinsleben hervorrufen. Aber dies gilt nur von hysterischen Individuen. Diese höhere Existenzform aber, die man bei ihnen hervorruft, ist einfach ein normaler Zustand, in dem sie sich stets befinden würden, wenn sie nicht krank wären. Derselbe ist nicht höher als der des normalen Menschen, er ist identisch mit den Augenblicken einer mehr oder weniger vollkommenen Gesundheit, welche diese hysterischen Individuen erlebt haben.“ Dieser Ausspruch lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Man begreift hiernach, dass der Streit, der zwischen der Salpetrière, d. h. Charcot in Paris, und der Nancyer Schule, d. h. Bernheim, Liébault u. a. in Nancy, über die hypnotischen Zustände zu keinem Resultat führen konnte. Die erste Gruppe der Forscher, Charcot und seine Schüler, haben ausschliesslich die Hypnose an den Hysteroepileptikern studiert. Die Nancyer aber haben vorwiegend normale Menschen und Hysterische mit wenig ausgeprägter Anästhesie in Behandlung gehabt. Wenn nun die Hypnose bei verschiedenen Individuen, je nach ihrem Gesundheitszustand, zu genau entgegengesetzten Resultaten führen kann, so ist es recht natürlich, dass die beiden streitenden Parteien sich nicht haben einigen können. Sie sind der Meinung gewesen, dass sie dieselben Phänomene untersuchten, während sie sich in Wirklichkeit mit ganz verschiedenartigen Zuständen beschäftigten. Erst Pierre Janet sprach in diesem Streite durch obiges Zitat das erlösende Wort. Indessen da auch er sich fast ausschliesslich mit der grossen Hysterie beschäftigt hat und daher die normale Hypnose nicht genügend kennt, so sieht er die Tragweite seiner eigenen Beobachtungen nicht vollständig klar. Wohl aber führen, wie wir im folgenden nachweisen wollen, Janets Untersuchungen ganz einfach zu der Auffassung, dass die Hysterohypnose der normalen Hypnose in ihren Wirkungen völlig entgegengesetzt ist. Es wird sich dabei auch zeigen (was übrigens einige Anhänger der Salpetrière schon längst angedeutet haben), dass die „grosse Hypnose“ eigentlich gar kein hypnotischer Zustand, sondern nur ein künstlich hervorgerufener hysterischer Anfall ist. Um Verwechslungen zu vermeiden, wäre es deshalb sehr wünschenswert, wenn man für diesen Zustand einen anderen Namen fände; so lange derselbe noch nicht vorhanden ist, müssen wir allerdings, um die Begriffe nicht zu verwirren, bei der nun allgemein üblichen Nomenklatur stehen bleiben.

Schon die Hypnotisierungsmittel zeigen deutlich den Gegensatz zwischen der grossen und der kleinen Hypnose. Merkwürdigerweise benutzt man so gut wie gar nicht die Suggestion, um die Hypnose bei den doch äusserst suggestibeln Hysterischen hervorzurufen. Dagegen führt das Anstarren eines blanken Gegenstandes oder das Horchen auf das Ticken einer Uhr oder ein anderes eintöniges Geräusch oft in wenigen Sekunden den somnambulen Zustand herbei. Dieselbe Wirkung haben auch magnetische Striche. Noch besser wirkt bisweilen ein starker Lichtstrahl, der das Auge plötzlich trifft, oder ein Schlag auf ein Gonggong, ein schwacher elektrischer Strom durch den Körper oder ein Druck auf die Augenlider — lauter Mittel, die bei einem normalen Individuum die Hypnose ohne Suggestion nicht hervorrufen würden. Allerdings wenn das Individuum unter Anwendung der Suggestion und eines jener Mittel oft hypnotisiert worden wäre, also wüsste, dass man mit diesen Mitteln die Hypnose wieder hervorzurufen beabsichtigte, so würden dieselben vielleicht auch ohne Verbalsuggestion die Wirkung herbeiführen, sonst aber nicht. — Endlich findet man bei vielen Hysterischen „hypnogene Zonen“, d. h. mehr oder weniger ausgedehnte Partien der Haut, wo eine Berührung oder ein schwacher Druck genügt, um die Hypnose auszulösen.

Mit einem jener Mittel führt man nun das Individuum entweder in einen kataleptischen oder in einen lethargischen Zustand über, am häufigsten in den ersteren, wenn das angewandte Mittel nicht sehr stark gewirkt hat. Den lethargischen Zustand, der in der grossen Hypnose oft auch beim Uebergange eines Stadiums in das andere auftritt, werden wir später berühren; hier betrachten wir zunächst die Katalepsie. Das Eigentümliche dieses Zustandes ist die vollständige Unfähigkeit des Individuums sich zu bewegen. Während ein normaler Mensch nicht imstande ist, sich mehrere Minuten lang absolut ruhig zu verhalten, ohne z. B. die Augenlider zu bewegen oder durch eine kleine Zuckung das wache Bewusstsein zu verraten, so sieht man die Kataleptischen die Stellung, in der sie sich bei Beginn der Katalepsie befanden, unverrückt innehalten. Die weit geöffneten Augen sind unverändert auf einen Punkt gerichtet, die Augenlider blinzeln nicht, man nimmt überhaupt keine andere Bewegungen bei ihnen wahr als Atmung und Pulsschlag. Wenn dieser Zustand von selbst eintritt, was bisweilen geschieht, so kann er sehr lange, ja selbst Tage hindurch, anhalten, vorausgesetzt, dass man alle äusseren Reize fernhält; wenn die Katalepsie dagegen künstlich hervorgerufen ist, dauert sie selten länger als eine viertel oder halbe Stunde und geht zuletzt von selbst in den Somnambulismus über.

Bei dem Kataleptischen sind alle Muskeln vollständig weich, wachsartig beweglich. Man kann die Glieder und den Körper mit Leichtigkeit bewegen, und in die sonderbarsten Stellungen bringen, oder man kann das Gesicht formen und demselben einen ganz unnatürlichen Ausdruck geben: die Stellungen und der Ausdruck werden unverändert festgehalten. Der Arm, der in die Luft ausgestreckt wird, fällt nicht hinab, er bleibt selbst lange Zeit hindurch stehen und sinkt schliesslich langsam ohne Erschütterung und ohne Zeichen von Ermüdung hinab. Selbst die Muskeln des Leibes behalten bisweilen die Eindrücke bei, die man ihnen mit dem Finger gibt. Ebenso kann man das Individuum regelmässige Bewegungen ausführen lassen. Bringt man z. B. einen Arm in eine schaukelnde oder rotierende Bewegung, so wird diese fortgesetzt. Von selbst kann das Individuum nichts ausführen, kann keine Bewegung willkürlich vollziehen, ebenso wenig aber auch eine von aussen her hervorgerufene Bewegung aufhalten; es ist wie ein Automat. Bewusstlos ist der Kataleptische aber darum doch nicht; wahrscheinlich ist die Aufmerksamkeit so stark konzentriert, dass das Bewusstsein nur Raum für eine einzelne Vorstellung aufs Mal hat. Dies sieht man am besten daran, dass man die Veränderung einer Stellung oder einer Bewegung nicht nur durch äussere Mittel, sondern auch dadurch herbeiführen kann, dass man im Bewusstsein des Individuums die Vorstellung von einer solchen Veränderung weckt. Stelle ich mich z. B. vor einen Kataleptischen, so dass er mich sehen muss, und nehme dann eine bestimmte Stellung ein oder führe irgend eine Bewegung aus, so wird diese von ihm nachgeahmt. Die Vorstellung von der Bewegung löst also direkt die entsprechende Bewegung aus; ein Widerstand oder ein Hindernis kommt seitens des Individuums nicht vor. Wie wenig Raum das Bewusstsein für andere Vorstellungen als die unmittelbar eingegebenen hat, zeigt sich namentlich, wenn man zu einem Kataleptischen redet; die Worte werden gar nicht verstanden; gibt man ihm einen Befehl, so wird er nicht befolgt; entweder bleibt der Kranke ganz indifferent oder er wiederholt automatisch die Worte. Die Lautvorstellungen rufen also in diesem Falle nur die damit assoziierten Sprechbewegungen hervor, weiter aber auch nichts (Echolalie).

Dieser Zustand von Monoideismus, wo nur eine einzelne Vorstellung zurzeit im Bewusstsein Platz hat, dauert jedoch nicht lange. Bald erweitert sich das Bewusstsein so, dass eine Vorstellung, die dem Individuum eingegeben wird, andere auslöst. So entstehen Gefühlszustände, die sich in bestimmten körperlichen Stellungen ausprägen. Ballt man z. B. die eine Hand des Kataleptischen, so ballt die andere sich von selbst, der Arm wird vor die Brust erhoben wie zum An-

griff, der Körper beugt sich vornüber, der Gesichtsausdruck verändert sich, die zusammengekniffenen Lippen und die erweiterten Nasenlöcher verraten den Zorn. Legt man nun aber die eine Hand flach ausgestreckt auf die Lippen, so nimmt die andere dieselbe Stellung ein und scheint Küsse zu verteilen; das Gesicht nimmt einen milden Ausdruck an; anstatt Raserei zeigt sich ein freundliches Lächeln. Auf solche Weise kann man die Stellungen fortwährend verändern, indem jede Andeutung eines bestimmten Affekts sofort durch alle die Ausdrucksbewegungen, die für die besondere Gemütsstimmung charakteristisch sind, vervollständigt wird.

Wir haben also bis jetzt gesehen, dass der Kataleptische nichts von selbst vollbringt; jede Stellung muss ihm von aussen eingegeben werden und ruft nur die verschiedenen Veränderungen hervor, die ein natürlicher Ausdruck für den suggerierten Affekt sind. Erweitert sich aber das Bewusstsein allmählich, so wird das Individuum bei der suggerierten Vorstellung nicht stehen bleiben, sondern in Uebereinstimmung mit derselben auch handeln.

Janet gibt eine sehr interessante Schilderung einer solchen Episode. „Ich falte Leonies Hände, und sofort nimmt das Gesicht einen Ausdruck der Verzückung an. Ich lasse sie in dieser Stellung, weil ich zu sehen wünsche, wie lange dieser Ausdruck anhält. Ich sehe sie vom Stuhle sich erheben und einige Schritte sehr langsam vorwärts gehen. Dann beugt sie die Knie, alles sehr langsam; sie kniet nieder und neigt sich vornüber, sie legt den Kopf auf die Seite und blickt mit einem merkwürdigen ekstatischen Ausdruck gen Himmel. Wird sie nun, da die Stellung vollendet ist, die kataleptische Unbeweglichkeit beibehalten? Nein, ohne dass ich sie angerührt habe, beugt sie den Kopf noch tiefer und hält die gefalteten Hände vor den Mund, sie geht fünf bis sechs Schritt noch langsamer vorwärts. Dann verneigt sie sich sehr tief, kniet noch einmal nieder, hebt den Kopf ein wenig mit halbgeschlossenen Augen und öffnet die Lippen. Nun versteht man die Situation — sie empfängt das heilige Sakrament. Dann kehrt sie in ihre frühere Stellung zurück, und die Szene, die ungefähr $^{1}/_{4}$ Stunde gedauert hat, wird nun durch das Aufhören der Katalepsie unterbrochen.

Es ist indes sehr selten, dass der Kataleptische solche komplizierte Handlungen, wie die hier beschriebenen ausführt. Der Grund hierzu liegt nahe. Er vollzieht ja nur solche Bewegungen, die mit dem bestimmten Gefühl, das man ihm suggeriert hat, ganz natürlich assoziiert sind; von selbst kann er ja nichts hinzufügen. Nun gibt es aber nur wenige Gefühle, die mit einer so bestimmt abgegrenzten Gruppe von Bewegungen und Handlungen verbunden sind, und deshalb sind es im allgemeinen auch nur wenige Szenen, zu deren Darstellung man den Kataleptischen auf diese Weise veranlassen kann. Es bedarf auch wohl kaum der Bemerkung, dass man keineswegs alle Kataleptische dazu bringt, solche Szenen aufzuführen. Die Be-

dingung dazu ist ja einfach die, dass ein bestimmtes Gefühl bei dem Individuum geweckt wird; kann dieses Gefühl nicht hervorgerufen werden, so findet eine derartige Szene auch nicht statt. Wenn Janet daher die Hände bei einer anderen seiner Versuchspersonen, die sehr irreligiös war, faltete, so verharrte sie in der Stellung, ohne Tendenz etwas Weiteres vorzunehmen. Die genannte Stellung der Hände war bei ihr nicht mit einem ausgeprägten Gefühlszustande assoziiert; infolgedessen knüpften sich keine weiteren Bewegungen an dieselbe.

Wird der Kataleptische sich selbst überlassen, dann geht das Individuum in einen andern hypnotischen Zustand, den Somnambulismus, über, der sich aber auch direkt durch irgend ein hypnotisierendes Mittel hervorrufen lässt.

Als Kennzeichen dieses Zustandes haben Charcot und seine Schüler ein eigentümliches Verhalten der Muskeln und Nerven angegeben, die sogenannte „sensomuskuläre Hyperexzitabilität“. Hierauf näher einzugehen ist überflüssig, da die Untersuchung einer grösseren Anzahl von Individuen in neuerer Zeit gezeigt hat, dass dieselbe nur äusserst selten vorkommt. Janet hat sie nur bei zweien unter zwölf Versuchspersonen konstatieren können; sie ist demnach kein charakteristisches Symptom.

Das einzige sichere Zeichen vom Somnambulismus ist ausschliesslich der seelische Zustand des Individuums. Besonders das Gedächtnis ist offenbaren Veränderungen unterworfen. Im Somnambulismus erinnert das Individuum nicht nur alles, was es im wachen Zustande erlebt hat, sondern auch das, was in früheren Somnambulismen sich ereignet hat. Ist das Individuum dagegen aus seinem somnambulen Zustand erwacht, wird im allgemeinen alles, was sich während desselben ereignet hat, vergessen. Das Gedächtnis ist in dem somnambulen Zustande also weiter als unter normalen Verhältnissen. Das beruht einfach darauf, dass der Somnambule einige seiner Sinne wiedergewinnt und damit auch die Erinnerung an alle die Vorstellungen, die dem wiedergewonnenen Sinnesgebiete angehören. Der Somnambule ist also, wie schon früher (S. 624) erwähnt, eine vollkommenere Persönlichkeit als der wache Hysterische; der Umfang des Bewusstseins ist erweitert. Dies kann offenbar zu recht merkwürdigen Resultaten führen. Wenn dem Hysterischen nämlich im normalen Zustande mehrere Sinne fehlen, so muss die Möglichkeit vorhanden sein, dass diese Sinne, einer nach dem anderen, im Somnambulismus geweckt werden können. Es müssen also mehrere somnambule Zustände entstehen, in die dasselbe Individuum nach und nach eintreten kann, und die durch einen stets wachsenden Umfang des Bewusstseins charakterisiert sind, bis das Individuum in dem tiefsten Somnambulismus alle seine Sinne wiederbekommen hat und damit auf gleicher Stufe mit einem normalen, gesunden Menschen steht. Die

Erfahrung lehrt nun, dass dieses merkwürdige Verhältnis wirklich stattfindet. Man hat bei verschiedenen Hysterischen zwei, drei, ja sogar vier verschiedene somnambule Stadien, jedes mit seinem besonderen Gedächtnis, nachweisen können. Als allgemeines Gesetz gilt hier, dass der Somnambule auf dem höheren Stadium das, was er früher nicht alleine während dieses Stadiums, sondern auch auf den niedrigeren erlebt hat, erinnert. Dagegen wird nichts von dem erinnert, was einem der höheren Stadien angehört. Das ist ganz natürlich; denn jedes höhere Stadium ist ja dadurch charakterisiert, dass ein neues Sinnesgebiet mit allen dazu gehörenden Erinnerungsbildern erschlossen wird und gleichzeitig die schon erwachten Sinne beibleiben zu funktionieren. Deshalb wird das Gedächtnis immer umfassender, wenn das Individuum in ein höheres Stadium eintritt, während es umgekehrt wiederum eingeengt wird, wenn der Kranke in ein niedrigeres Stadium, in dem einer oder mehrere Sinne ausser Tätigkeit gesetzt werden, zurückkehrt. Da aber jeder durchgreifende Wechsel des Gedächtnisses zugleich wesentliche Aenderungen in der ganzen Art und Weise des Menschen zu denken und zu handeln verursacht, so ist das Individuum auch in jedem dieser somnambulen Stadien eine neue Persönlichkeit. Um diese Persönlichkeiten, die sich so bei einem und demselben Individuum zeigen, auseinanderhalten zu können, hat man sie geradezu numeriert. Mit I bezeichnet man das hysterische Individuum mit seinem gewöhnlichen, mehr oder weniger eingeengten Bewusstsein, mit II die Persönlichkeit, die sich auf dem ersten somnambulen Stadium zeigt, und so weiter.

Ich kann dieses merkwürdige Verhältnis am besten durch ein bestimmtes Beispiel von Janet illustrieren: „Ich hatte angefangen, Lucie in gewöhnlicher Weise zum Schlafen zu bringen, und bei Lucie II alle Gedächtnisphänomene, die den Somnambulen eigen sind, konstatiert. Da sich nun eines Tages eine bestimmte Suggestion nicht realisieren wollte, so versuchte ich Lucie tiefer in den Schlaf zu bringen in der Hoffnung, so ihre Suggestibilität zu steigern. Ich begann Striche über Lucie II zu machen, als ob sie noch nicht somnambul sei. Ihre Augen schlossen sich, sie legte sich zurück und schien tiefer einzuschlafen. Die vorhandenen Kontrakturen verschwanden, alle Muskeln wurden schlaff wie in der Lethargie, aber die Neigung der Muskeln, sich bei einer Berührung zusammenzuziehen, wie es sonst für die Lethargie angegeben wird, stellte sich nicht ein[1]). Es war eine Art hypnotische Ohnmacht, die bei vielen Individuen eine unvermeidliche Uebergangsperiode zwischen den verschiedenen hypnotischen Stadien ist. Nach halbstündigem Schlafe kam Lucie wieder zu sich; die Augen waren anfangs geschlossen, öffneten sich jedoch auf meine Aufforderung hin, und nun

[1]) Die neuro-muskuläre Hyperexzitabilität, die Charcot als Kennzeichen für die Lethargie aufgestellt hat, ist nach Janets Beobachtungen ein sehr seltenes Phänomen. Sie kann vorkommen, aber nur ausnahmsweise, und ist demnach als Kennzeichen eines bestimmten Zustandes ganz unbrauchbar.

fing sie an zu reden. Die Persönlichkeit, die ich jetzt vor mir hatte, Lucie III, wies eine Reihe eigentümlicher Phänomene auf. Reden wir vorläufig nur von ihrem Gedächtnis. Lucie III erinnerte sehr gut ihr ganzes normales Leben, sie erinnerte ferner ebenfalls ihre früheren hypnotischen Somnambulismen und alles, worüber Lucie II auch Bescheid wusste. Aber ausserdem konnte sie von allen Einzelheiten ihrer hysterischen Anfälle erzählen, von ihrem Schrecken vor Männern, die sie während ihrer Anfälle hinter Gardinen verborgen sah; ferner erinnerte sie ihr natürliches Nachtwandeln, ihre nächtlichen Träume — lauter Dinge, über die weder Lucie I noch Lucie II jemals hatten Rechenschaft ablegen können. Es war sehr schwierig, sie aus diesem Zustande wieder herauszubringen; sie musste erst wieder die schon erwähnte hypnotische Ohnmacht durchmachen. Sie befand sich dann in dem gewöhnlichen Somnambulismus. Aber Lucie II hatte keine Vorstellung davon, was im Augenblicke vorher mit Lucie III geschehen war. Sie behauptete, fest geschlafen und nichts gesprochen zu haben. Als ich später die Persönlichkeit Lucie III wieder hervorrief, erinnerte sie alles, was das erstemal vorgefallen war."

Die Erklärung dieser merkwürdigen Gedächtnisphänomene fand Janet bei der Untersuchung der Sinne in den verschiedenen Stadien. In ihrem gewöhnlichen Zustande bietet Lucie den rein visuellen Typus dar, d. h. all ihr Denken und Handeln erfolgt nur mit Hilfe von Gesichtsbildern. Es kann nicht gut anders sein, da das Gesicht ungefähr der einzige Sinn ist, den sie zu ihrer Verfügung hat. Sie ist ganz anästhetisch über den ganzen Körper; auch fehlt ihr vollständig der Muskelsinn; sobald sie ihre Glieder nicht sehen kann, weiss sie nicht, wo sie dieselben hat. Bindet man z. B. ihre Hände auf dem Rücken zusammen, so merkt sie das nicht. Sie ist ausserdem so gut wie vollständig taub; sie kann das Ticken einer Uhr nicht hören, selbst dann nicht, wenn diese auf ihr Ohr gelegt wird. Ihr Sehvermögen ist sehr herabgesetzt und das Gesichtsfeld äusserst klein; und doch ist das noch der beste Sinn, den sie besitzt, und deshalb bedient sie sich desselben beständig. Mit Hilfe des Gesichtes kann sie ihre Glieder bewegen, kann sie gehen und arbeiten; hält man ihr die Augen zu — was sie übrigens in Wut bringt —, so verliert sie das, was sie in den Händen hat, wankt und fällt. Schliesst man ihr die Augen, so kann sie nicht mehr reden, sie fällt in Schlaf. Die einzigen Vorstellungen, die zu ihrer Verfügung stehen, sind also die Gesichtsbilder.

Wir können nun, um einen deutlichen Unterschied zu sehen, das zweite Stadium überspringen und Lucie III untersuchen. Die Sinne, die sie im wachen Zustande gehabt hat, sind nicht verloren, sie sind im Gegenteil geschärft. Ausserdem hat sie den Tast- und Muskelsinn wiedergewonnen. Sie weiss sehr gut, wo sie ihre Glieder hat, sie kann gehen und schreiben, ohne den Bewegungen mit den Augen folgen zu müssen. Sie benützt deshalb das Gesicht auch nicht

in dem Umfange wie in den anderen Stadien; es erregt sie nicht, wenn man ihr die Augen zuhält. Wie ein normaler Mensch handelt sie jetzt offenbar mit Hilfe von Bewegungsvorstellungen. Sie muss folglich das ganze Erinnerungsgebiet wiedergewonnen haben; es liegen denn auch genügende Beweise dafür vor, dass das wirklich der Fall ist; es geht deutlich aus der Erweiterung, die ihr Gedächtnis gleichzeitig aufweist, hervor, dass die Sinne wiedergewonnen sind. Bis zum neunten Jahre war sie gesund, besass alle Sinne wie jedes normale Kind. Zu dieser Zeit erhielt sie ihren ersten nervösen Anfall infolge eines heftigen Schreckens, als einige Männer, die hinter einer Gardine verborgen waren, plötzlich auf sie lossprangen. Diese Begebenheit bildet den Hauptinhalt aller hysterischen Anfälle. Von allem diesem, von ihrer Kindheit, dem Schrecken und den hysterischen Anfällen hat die total anästhetische Lucie I nicht die geringste Erinnerung. Lucie III erinnert dagegen ihre Kindheit und die hysterisehen Krisen der folgenden Jahre ganz genau. Es ist auch nicht schwer, sich dies zu erklären. Wenn ein Sinn bei den Hysterischen fortfällt, so liegt das, wie wir wissen, nicht an einer Zerstörung des organischen Apparates, sondern an einem zeitweiligen Mangel an Arbeitsfähigkeit in den zugehörigen Gehirnzentren. Damit fallen alle Erinnerungsbilder des betreffenden Sinnesgebietes fort, und natürlich sind dann auch die Ereignisse, in denen jene Erinnerungsbilder gerade eine wesentliche Rolle gespielt haben, gleichfalls vergessen. Wenn aber diese bestimmte Partie des Gehirns infolge eines besonderen Zustandes wieder arbeitsfähig wird, so tauchen damit auch alle Erinnerungen wieder auf. Deshalb kann Lucie I, der der Tast- und Muskelsinn fehlt, nicht ihre Kindheit und ihre hysterischen Krisen, in denen diese Sinne wirksam gewesen sind, erinnern; Lucie III dagegen gewinnt zugleich mit den Sinnen auch die Erinnerung wieder.

Ganz ähnliche Zustände wie bei Lucie hat Janet bei mehreren anderen Versuchspersonen konstatiert. Häufig ist die Sache jedoch viel verwickelter; so hat er bei Rose vier verschiedene somnambule Stadien gefunden, jedes mit seinem eigentümlichen Gedächtnis; daraus folgt also, dass dieses Individuum nicht weniger als fünf verschiedene Persönlichkeiten aufweisen kann. Es führt uns jedoch zu weit, näher auf alle diese Fälle einzugehen; das angeführte Beispiel möge genügen.

Indessen wollen wir noch eine Eigentümlichkeit bei diesen somnambulen Zuständen besprechen, da dieselbe die Richtigkeit der ganzen Auffassung bestätigt. Wir wissen, dass die Hysterischen im normalen Zustande äusserst suggestibel sind, weil ihr Bewusstsein so stark eingeengt ist. Diese Suggestibilität besteht noch zum Teil in dem ersten

Somnambulismus, wo das Bewusstsein sich zwar schon erweitert hat, insofern neue Sinnes- und Gedächtnisgebiete aufgeschlossen sind, aber im Vergleich mit dem eines normalen Menschen doch noch immer eingeengt ist. Auf dieser Stufe verhält der Somnambule sich ganz wie ein normaler Mensch im hypnotischen Zustande, wo ja verschiedene Sinne einschlafen, also ausser Tätigkeit gesetzt werden. Hier kann man demnach Halluzinationen, Bewegungsstörungen, zusammengesetzte Handlungen und Wechsel der Persönlichkeit suggerieren ähnlich wie in der normalen Hypnose. Aber im letzten somnambulen Stadium, wo das Individuum alle Sinnes- und Gedächtnisgebiete wiedergewonnen hat und einem normalen, gesunden Menschen gleichsteht, muss die Suggestibilität stark herabgesetzt sein, weil sie immer mehr abnimmt, je mehr das Bewusstsein sich entwickelt und erweitert. Das ist auch wirklich der Fall. Janet versuchte mit Lucie III, als er sie zum erstenmal in diesen Zustand brachte, die gewöhnlichen Suggestionsexperimente. Aber Lucie schien nur überrascht, rührte sich nicht und sagte zuletzt: „Glauben Sie wirklich, dass ich so dumm bin, mir einbilden zu lassen, dass ich einen Vogel in meinem Zimmer sehe und danach jagen werde?" Kurz vorher, im ersten Somnambulismus, hatte sie dies getan, aber jetzt war die Suggestibilität spurlos verschwunden. Dasselbe, wenn auch weniger ausgeprägt, war mit Janets anderen Versuchspersonen der Fall: in dem tiefsten Somnambulismus war die Suggestibilität stark vermindert, jedenfalls nicht grösser als bei den meisten normalen Menschen. Hieraus ersieht man also deutlich, dass die verschiedenen Stadien des Somnambulismus durch eine stetig zunehmende Erweiterung des Bewusstseins charakterisiert sind.

Vergleicht man nun die Phänomene, die sich in der Hysterohypnose zeigen, mit den früher beschriebenen grossen hysterischen Anfällen, so fällt die grosse Aehnlichkeit zwischen beiden sofort auf. Wenn der Kataleptische alle Handlungen ausführt, die mit einem bestimmten, ihm suggerierten Gefühl in Verbindung stehen, so erinnert dies sehr an die dritte Periode des grossen hysterischen Anfalls, wo das Individuum ebenfalls unter dem Eindruck eines bestimmten Gefühls handelt. Ebenso gleicht der Grad des Somnambulismus, wo das Individuum das volle Gedächtnis wiedergewinnt, der vierten Periode des Anfalls, in dem der Hysterische ausführlich von den Ereignissen früherer Zeiten redet. Diese Aehnlichkeit ist nun keineswegs zufällig oder etwa nur darin begründet, dass gewisse unwesentliche Punkte beiden Zuständen gemeinschaftlich sind. Janet weist nach, dass die Uebereinstimmung eine vollständige ist, wie schon Pitres es vor etwa zehn Jahren aussprach. Die Hysterie und Hystero-

hypnose sind nicht, wie die Salpetrière es früher behauptet hat, zwei Zweige desselben Stammes; sondern es sind identische Zustände; die Hysterohypnose ist ein künstlich hervorgerufener hysterischer Anfall, der sich nur dadurch von dem natürlichen unterscheidet, dass er eben künstlich von einer bestimmten Person, dem Hypnotiseur, hervorgerufen wird, dem gegenüber der Hysterische seine Suggestibilität bewahrt. In dem natürlichen Anfall fehlt der Hypnotiseur; deshalb bewegt das Individuum sich hier nur innerhalb der Grenzen, die durch sein eigenes Bewusstsein gezogen sind. Die mächtigen Affekte vergangener Tage und andere Erinnerungen brechen hervor und geben die Veranlassung zu den eigentümlichen Szenen, welche den grossen hysterischen Anfall charakterisieren. In der Hysterohypnose wird die Suggestibilität dem Hypnotiseur gegenüber bewahrt; dieser leitet darum auch den Verlauf des Anfalls; die Gefühle und Vorstellungen, die er suggeriert, beherrschen die Situation. Dasselbe gilt bis zu einem gewissen Grade auch von dem natürlichen Anfall. Es ist demjenigen, der eine Hysterische oft hypnotisiert hat, nicht schwer, in der dritten und vierten Periode des grossen hysterischen Anfalls sich mit dem Individuum in Rapport zu setzen, und nun kann der Hypnotiseur den weiteren Verlauf des Anfalls leiten, ganz so, als wenn letzterer von vorneherein künstlich hervorgerufen worden wäre. So kann man die Schrecken erregenden Halluzinationen bannen, indem man dem Individuum erfreulichere Bilder vorsuggeriert.

Wenn die Hysterohypnose so nur ein künstlich hervorgerufener hysterischer Anfall ist, so muss man auch unter günstigen Umständen einen ähnlichen Wechsel der Persönlichkeit bei dem natürlichen Anfall nachweisen können, wie er im Somnambulismus auftritt. Schon das ganze Benehmen des Individuums während der vierten Periode des grossen hysterischen Anfalls, das stete Reden von den früheren Begebenheiten weisen auf einen solchen Wechsel der Persönlichkeit hin. Derselbe ist im allgemeinen schwer zu konstatieren, wenn es nicht gerade gelingt, sich mit dem Individuum in Rapport zu setzen. Indes kann dieser Zustand doch in gewissen Fällen so lange anhalten und so auffallend sein, dass der Wechsel, der im ganzen Charakter und Benehmen des Individuums sich zeigt, selbst der Umgebung in die Augen springt. Das Individuum kann wochen-, ja monatelang in einem somnambulen Zustande umhergehen und kehrt dann bei irgend einer Gelegenheit wieder in den normalen Zustand zurück. Ein solcher Mensch weist dann vollständig ein doppeltes Bewusstsein auf. Man nennt den normalen Zustand gewöhnlich den primären, den somnambulen den sekundären. Einer der am besten beobachteten Fälle dieser Art ist die von Azam beschriebene Felida X.

Ich will ihre Geschichte in kurzen Zügen erzählen, um zu zeigen, wie vollständig die Uebereinstimmung zwischen diesem Phänomen und dem früher besprochenen hypnotischen Somnambulismus ist. Felida war von gesunden Eltern geboren. Als sie 13 Jahre alt war, zeigten sich verschiedene hysterische Symptome bei ihr; anderthalb Jahre später begannen dann ihre Anfälle von hysterischem Somnambulismus. Sie fühlte Schmerzen in den Schläfen, verfiel in einen lethargischen Zustand — Janets hypnotische Ohnmacht — und erwachte 10 Minuten später im sekundären Zustande. Dieser dauerte ein bis zwei Stunden; sodann kehrte sie nach einer neuen hypnotischen Ohnmacht in den primären Zustand wieder zurück. Im Lauf der Zeit wurden diese Anfälle seltener, aber dafür dauerte der sekundäre Zustand umso länger. Als sie 32 Jahre alt war, hielt letzterer etwa drei Monate an, und wurde vom primären normalen oft nur für einige Stunden unterbrochen. Ihr Gedächtnis wies alle Eigentümlichkeiten auf, die wir oben als charakteristisch für den hypnotischen Somnambulismus kennen gelernt haben. In dem sekundären oder somnambulen Zustande erinnerte sie alles, sowohl das, was im normalen Zustande, als das, was während der somnambulen Anfälle passiert war. Im primären oder normalen Zustande dagegen erinnerte sie nicht, was sie während des Somnambulismus getan hatte. Deshalb waren die kurzen Anfälle des natürlichen Zustandes ihr in den späteren Jahren sehr unangenehm, weil sie während derselben die Erinnerung für alles, was sie in den Monaten ihres zweiten Zustandes sich vorgenommen hatte, verlor. Ihr sekundärer oder somnambuler Zustand war für sie wirklich eine höhere Daseinsform. Dieses zeigte sich auch in ihrem Charakter. Im normalen Zustande war sie melancholisch und verschlossen, sprach sehr wenig, klagte aber beständig über Schmerzen, beschäftigte sich überhaupt viel mit sich selber und ihrem Zustande und interessierte sich nicht sehr für ihre Umgebung. Während des Somnambulismus aber war sie munter und sorglos, fast übermütig, wenig arbeitsfähig und mehr von ihrer Toilette eingenommen, aber auch liebreicher und zärtlicher ihren Kindern und Verwandten gegenüber. Es waren also wirklich zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten in demselben Individuum.

Also ebenso wie man in dem hypnotischen Somnambulismus nicht nur eine, sondern mehrere verschiedene Persönlichkeiten nacheinander bei demselben Individuum hervorrufen kann, so kommt dieses auch in dem hysterischen Somnambulismus vor. Man hat jetzt mehrere interessante Beispiele für solche doppelte oder mehrfache Persönlichkeiten; wir gehen aber nicht näher darauf ein, da es hier ohne Bedeutung für uns ist. Im allgemeinen treten diese natürlichen Anfälle eines sekundären Zustandes ganz plötzlich ohne besondere Veranlassung auf, ganz gegen den Wunsch des Individuums; aber sie können in anderen Fällen auch jeden Augenblick vom Individuum selbst durch eine Art Autohypnose hervorgerufen werden. Beispiele hiervon werden wir im folgenden bei der Besprechung der Besessenheit und des hysterischen Trancezustandes anführen.

Die Ekstase und die Besessenheit.

Der grosse hysterische Anfall kann, wie früher erwähnt, viele verschiedene Formen annehmen, indem ein oder mehrere Stadien übersprungen werden; infolgedessen geben die anderen Stadien dem Anfall ein eigentümliches Gepräge. Diese besonderen Formen haben für den Aberglauben eine gewisse Bedeutung gehabt, indem sie je nach dem Charakter des Anfalls als ein besonderes Werk Gottes oder des Teufels angesehen wurden. Namentlich zwei Formen, die Ekstase und die Besessenheit, kommen hier in Betracht. In der Ekstase herrscht die dritte Periode des Anfalls, die der plastischen Stellungen, vor; in der Besessenheit aber gibt die zweite Periode, die der Kontorsionen und der grossen Bewegungen, in Verbindung mit gewissen Abschnitten der folgenden Perioden dem Anfalle das Gepräge. Uebrigens können die Phänomene sehr variieren, da die Stellungen, Bewegungen und Halluzinationen durch den eigenen Bewusstseinsinhalt des Individuums bestimmt sind, d. h. durch die Gefühle, welche die Hysterie hervorgerufen haben oder die Hauptrolle im Zustande der Hysterischen spielen. Man sieht deshalb auch, dass diese Phänomene bei jedem einzelnen Individuum verschieden sind, und dass sie sich mit der Zeit ändern. In früheren Zeiten, wo die religiösen Gefühle mehr vorherrschten, scheinen die Ekstasen wesentlich durch diese bestimmt worden zu sein; heutzutage sieht man ab und zu auch erotische Ekstasen. Andererseits wurde die Besessenheit in früheren Zeiten überwiegend als eine Besessenheit des Teufels oder der Dämonen aufgefasst, verbunden mit mächtigen Bewegungen, Geschrei und Halluzinationen; diese sind jetzt, wo der Glaube an einen persönlichen Teufel mehr geschwunden ist, seltener. Teils aus diesem Grunde, teils aber auch, weil die hysterischen Anfälle nur ausnahmsweise eine solche Höhe erreichen wie früher, sieht man bei den Besessenen in unserer Zeit, den hysterischen Trancemedien, höchst selten die grossen Bewegungen; es herrscht hauptsächlich das somnambule Stadium vor. Das Medium wähnt sich von einem mehr oder weniger vollkommenen Geiste besessen und spricht und handelt in dessen Namen. Wir wollen jetzt in kurzen Zügen jeden dieser Zustände für sich betrachten.

Die Ekstase. Unter Richers mannigfachen Beschreibungen derselben wähle ich eine heraus, die besonders reich an Abwechslungen ist.

„G. setzt sich. Bisweilen behält der Kopf eine fast natürliche Stellung, die Augen sind ein wenig nach oben gerichtet; die gefalteten Hände ruhen auf dem Bette — es ist die Stellung des Gebets. In anderen Fällen ist ihre

Stellung diejenige, welche man den Illuminaten, St. Therese und anderen, beigelegt hat. Dieses Mal ist der Kopf zurückgeworfen, der Blick gen Himmel gerichtet; das Gesicht, welches das Gepräge einer unendlichen Milde hat, drückt eine ideale Zufriedenheit aus. Der Hals ist aufgedunsen, der Atem scheint zu stocken; der ganze Körper ist vollständig unbeweglich. Die gefalteten Hände, die auf dem obersten Teil der Brust ruhen, vervollständigen die Aehnlichkeit mit den Bildern von Heiligen, welche die Kunst uns überliefert hat. Welche Stellung die Kranke übrigens auch einnimmt: sie behält dieselbe während zehn bis zwanzig Minuten oder noch länger bei. Gegen Schluss sieht man dann meistens dieselben Verzerrungen des Gesichtes, dieselben Veränderungen im Ausdrucke, die ihren gewöhnlichen Anfall abschliessen. Das sind die erotischen Delirien, welche den Kontrast zu der eben geschilderten Stellung nur um so greller machen. Der Beobachter, der an solche Szenen nicht gewöhnt ist, steht diesen sinnlichen Gesichtsausdrücken, diesen Aeusserungen der gewaltigsten Begierde, sprachlos gegenüber."

Hier wechseln also die Szenen in bunter Mannigfaltigkeit, entsprehend den Gefühlen, die bei der Patientin jeweilig dominieren. Wo aber nur ein alles überwiegendes Gefühl, z. B. das religiöse, sich geltend macht, hält der ganze ekstatische Anfall sich natürlich innerhalb dieses Rahmens. Das war bei den verschiedenen religiösen Ekstatikern, von denen die Geschichte zu berichten weiss, der Fall. Dasselbe Phänomen hat man noch in unseren Tagen bei der belgischen Heiligen, Louise Lateau, beobachtet. Sie hatte sich so in Jesu Leidensgeschichte vertieft, dass sie Stigmata, d. h. Blutergüsse an den Stellen des Körpers, an denen Jesus verwundet worden war, bekam. In ihren Ekstasen, die regelmässig Freitags eintraten, führte sie die ganze Kreuzigung Christi dem Beobachter vor Augen. Ein Augenzeuge hat diese Anfälle folgendermassen beschrieben:

„Plötzlich hört sie auf zu reden; die Augen werden starr und unbeweglich, und während mehrerer Stunden nimmt sie unverändert eine und dieselbe Stellung ein, als ob sie in die tiefste Kontemplation versunken sei. Ungefähr um 2 Uhr beugt die Ekstatische sich vornüber; sie erhebt sich mit einer gewissen Langsamkeit und fällt dann plötzlich mit dem Gesicht auf die Erde. Sie liegt jetzt der Länge nach auf dem Fussboden, auf der Brust ruhend, mit dem Kopf auf dem linken Arm; die Augen sind geschlossen, der Mund ist halb geöffnet, die Beine in gerader Linie ausgestreckt. Ungefähr um 3 Uhr macht sie eine gewaltsame Bewegung; die Arme strecken sich wagerecht wie an einem Kreuze aus, die Füsse werden übers Kreuz geschlagen, indem der rechte Fussrücken auf der linken Fusssohle ruht. In dieser Stellung verharrt sie bis etwa 5 Uhr. Die Ekstase schliesst dann mit einer fürchterlichen Szene. Die Arme fallen am Körper hinab, der Kopf senkt sich auf die Brust, die Augen schliessen sich. Das Gesicht wird totenbleich und bedeckt sich mit kaltem Schweiss; die Hände sind eiskalt, der Puls kaum fühlbar, sie röchelt. Dieser Zustand dauert 10 bis 15 Minuten, dann kehrt die Wärme zurück, der Puls schlägt stärker, die Wangen erhalten ihre Farbe wieder, aber noch einige Minuten lang hält der unbeschreibliche ekstatische Ausdruck an."

Man braucht diese Schilderung bloss mit der S. 627 gegebenen Beschreibung von Leonie, die das Sakrament geniesst, zu vergleichen, um die Uebereinstimmung zwischen diesen Zuständen zu erkennen.

Die Besessenheit. Einige von den Patientinnen, an denen Richer die grosse Hysterie studiert hat, haben im Gegensatz zu den gewöhnlichen noch andere Anfälle, die einen ausgeprägt dämonischen Charakter tragen. Die zweite Periode des Anfalls dominiert hier vollständig; die grossen Bewegungen werden mit einer erschreckenden Gewalt ausgeführt. Die wildesten und sonderbarsten Kontorsionen und Verdrehungen wechseln ab (siehe Fig. 65 und 66). Die Kranke

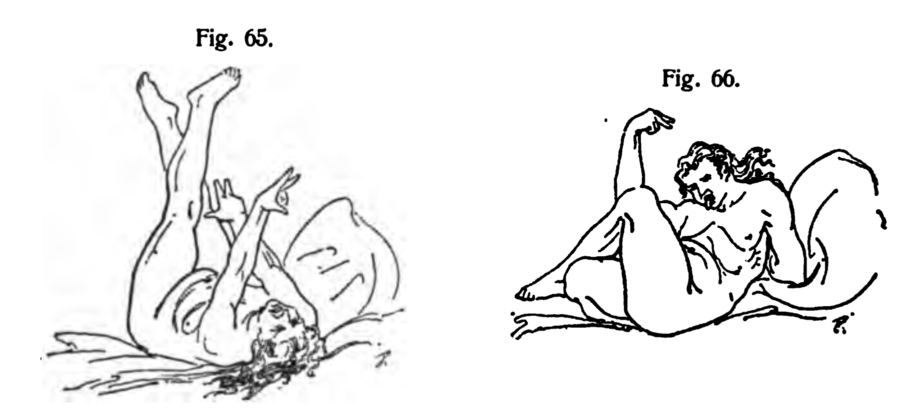


Fig. 65. Fig. 66.

sucht sich selber zu beissen, zerfleischt sich das Gesicht und die Brust, reisst sich die Haare aus, stösst schreckliches Geschrei aus und heult wie ein wildes Tier. Alle Kleider werden vom Körper gerissen (Fig. 67). Man begreift, dass ein solcher Anfall den Glauben, die Kranke sei von einem bösen Geiste besessen, hervorgerufen hat. So findet man in den Beschreibungen und Abbildungen von solchen Besessenen aus älterer Zeit gewisse Züge, die fast konstant wiederkehren und auch in neuerer Zeit beobachtet worden sind. Bloss ein flüchtiger Vergleich der Besessenen in der Figur 52 (S. 562) mit Richers Zeichnung (Figur 67) zeigt die grosse Uebereinstimmung in den Stellungen.

Bei Richers Patientinnen fehlt das ganze somnambule Stadium, in dem das Individuum halluziniert, sich vom Teufel besessen wähnt und in dessen Namen redet. Dieses Stadium tritt dagegen in den älteren Beschreibungen immer am stärksten hervor. Es fehlt bei Richers Kranken, weil diese eben nicht an einen persönlichen Teufel, beziehungsweise an die Möglichkeit einer dämonischen Besessenheit glauben. Nimmt die Patientin aber die Existenz eines Teufels an,

so bekommt das letzte Stadium des Anfalls infolge dieses Glaubens auch das charakteristische Gepräge. Bei der oben (S. 612) erwähnten Epidemie in Morzine zeigten die jungen Mädchen während des Anfalles eine förmliche Raserei gegen die Religion, schimpften auf die Priester, die heilige Jungfrau u. s. w., und antworteten nie, ohne ihre Rede mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Flüchen zu bekräftigen.

Fig. 67.



Ein Besessener. Nach Richter.

In ihren anfallsfreien Zeiten waren sie ruhig, sittsam und religiös. Diese ehrbaren jungen Mädchen konnten sich also in den empörendsten Gemeinheiten ergehen, aber — so schreibt ein Zeuge — „nicht sie waren es, die sich so ausdrückten, es war vielmehr der Teufel, von dem sie besessen waren, und der in seinem eigenen Namen sprach."

Auch die nordische Literatur enthält eine treffliche Schilderung einer solchen Besessenheit. Ich habe bereits oben S. 252 f. Bruchstücke aus einer Schrift (Köge Huskors) wiedergegeben und auf die Uebereinstimmung

der daselbst geschilderten Phänomene mit den von den Spiritisten der Gegenwart bezeichneten „mediumistischen" Erscheinungen hingewiesen. Lesen wir in dem Büchlein weiter, so sehen wir, dass es sich hier nur um eine hysterische Epidemie, die allmählich alle Bewohner des Hauses ergreift, handelt. Obgleich die Beschreibung von einer einfachen Bürgersfrau aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts gegeben ist, so kann man die wesentlichsten Symptome des grossen hysterischen Anfalls doch leicht daraus erkennen. Von dem Knaben Jakob, dessen erster hysterischer Anfall oben S. 253 beschrieben ist, heisst es weiter: „Darauf versuchte Satan den Knaben je länger je härter. Bisweilen kreuzigte er ihn, so dass keiner ihn bewegen konnte, senkte seinen Kopf nach der einen Seite und legte seine Füsse zusammen, ebenso wie unser Herr Christus am Kreuze hängt. Er drehte das Weisse seiner Augen hervor, gerade als wenn er gestorben wäre." Hier haben wir offenbar ein Beispiel von den grossen Kontrakturen. Bei anderen Bewohnern des Hauses, die ebenfalls allmählich von der Krankheit ergriffen werden, finden wir andere bekannte Symptome der Hysterie. Vom Hausherrn Hans Bartskjär heisst es später, „dass er Tag für Tag immer mehr und mehr angefochten wurde. Und er gestand, dass der böse Feind jeden Tag von elf bis zwei Uhr auf seinem Rücken wie ein grosser Kornsack liege; auch war er bisweilen in seiner Seite wie ein Hühnerei zusammengerollt." Diese Kugel von der Grösse eines Hühnereies ist ein beinahe konstantes Phänomen bei allen Hysterischen (vgl. oben S. 615). Schlimm wird es aber erst, als auch das jüngste Kind des Hauses angegriffen wird. „Wir hatten einen kleinen Knaben, der im neunten Jahre stand. Er wurde so wunderlich, dass wir nicht begreifen konnten, was ihm fehlte. Er sagte, es liefe immer in seinem Leibe und steche ihn. Wir liessen ihn baden und wandten verschiedene Ratschläge an, indes wurde es je länger, je schlimmer. Wir sandten den Boten nach dem Bader, damit dieser erkläre, was ihm fehle. Er wusste indes keinen Rat; es sei jedoch, wie er sagte, jetzt eine Doktorsfrau in den Ort gekommen, wir möchten ihren Rat hören. Wir liessen sie auch holen; sie sagte, das Kind sei von einem bösen Geiste besessen, und sie wusste keinen anderen Rat als ein ernstliches Gebet zu Gott im Himmel. Gott weiss, welche Sorge wir da bekamen, dass ein solcher Gast wieder eingekehrt sei. Als ich nun in der Stube stand und das Kind in einem Korbbett lag, wurde das Bett anderthalb Ellen von der Erde emporgehoben und begann auf und nieder zu springen. Ich lief zu Hans und rief ihn herein. Als wir hineinkamen, war der Knabe aus dem Bette gehoben, er stand auf dem Kopfe mit den Beinen in die Luft und mit ausgestreckten Armen; und nur mit grosser Mühe gelang es, dass wir ihn in das Bett brachten. Von dem Tage an sahen wir grossen Jammer an ihm. Der böse Geist lief in ihm auf und ab wie ein Ferkel und hob seinen Bauch empor, so dass es schrecklich anzusehen war, schob seine Zunge zum Halse hinaus und rollte sie zusammen wie ein Tuch, und das Blut floss ihm zum Munde hinaus. Er schmatzte in seinem Leibe wie ein Ferkel und legte seine Glieder so fest zusammen, dass vier stämmige Kerle nicht stark genug waren, um sie auseinander zu ziehen. Er krähte wie ein Hahn, bellte wie ein Hund, führte ihn hinauf auf unsere Balken in der Stube und ebenso auf das Holzlager im Hofe. Und wenn er ihn dahin geführt hatte, verliess er ihn. Dann sass das Kind dort und weinte und konnte nirgendswo hinabkommen. Er warf es auch über die

Bretterwand in Jakob Meiers Hof. Er zog seine Augen in den Kopf zurück und ebenso seine Wangen und machte ihn so steif wie einen Stock, so dass der, der es nicht wusste, nicht anders sagen konnte, als dass es ein Stück Holz sei. Wir hoben ihn empor gegen die Wand. Da stand er ohne alle Bewegungen, wie ein Bild aus Holz . . . Abends, wenn wir sangen: „Ein' feste Burg ist unser Gott", oder wenn wir (in der Bibel) lasen, wieherte er wie ein Pferd und spottete darüber, so viel er nur konnte."

Hier erkennt man deutlich die Phasen des grossen hysterischen Anfalls; sie sind allerdings bunt durcheinander gemischt; selbst die abschliessenden Delirien, wo der Satan aus dem Munde des Kindes redet und mit Gotteslästerungen und Verhöhnungen der Bibel kommt, fehlen nicht. Noch interessanter aber wird es, als der Pfarrer, Magister Niels Glostrup, sich mit dem bösen Geist einlässt. „Als der Pfarrer einmal kam, um uns zu besuchen, sagte der Satan zu ihm: „Wenn ich des grossen Mannes wegen dürfte, dann würde ich dich so behandeln, dass du Schande davon hättest. Du betest so innig zu dem grossen Manne für dies Kind und für dies ganze Haus und quälst mich damit. Heute sass ich am Saume deines Kleides; aber als du batest für diesen Knaben, fiel ich hinab und schlug mir einen Teufelsschlag, so dass ich Schande bekam." Mag. Niels antwortete: „Du hast genug Schande, du verdammter Geist." Dann antwortete der Satan: „Das weiss ich selbst." — Mag. Niels fragte ihn nun: „Wann wirst du verdammter Geist diese Wohnung räumen, in welche du dich hineingestohlen hast und dies arme Kind verlassen, das du Nacht und Tag quälst?" Der böse Geist antwortete durch den Mund des Kindes: „Willst du mich hinaushaben?" — Darauf antwortete Mag. Niels: „Der allmächtigste Gott soll dich hinaustreiben an den Ort, der dir in dem ewigen Feuer bereitet ist." — Der Satan antwortete: „Wenn der grosse Mann sagt: ‚schere dich fort!' dann muss ich das Feld räumen." Dann redete Mag. Niels lateinisch zu ihm. Satan antwortete in Spott, dass er damit seinen Kopf nicht zerbrechen wolle.

Vergleicht man diesen Bericht, der ein deutliches Zeugnis von der Hysterie ist, mit dem Spuk in Stratford (S. 276 f.), so kommt man zu dem Resultate, dass eine leichte Hysterie eines Knaben in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein wesentliches Moment für die Entstehung des ganzen modernen Spiritismus gewesen ist. Ebenso haben auch die mehr oder weniger ausgeprägten hysterischen Anfälle der echten Trancemedien den Glauben, dass Geister in das menschliche Dasein eingreifen, auf das kräftigste unterstützt. Da die Besessenheit dieser Medien aber nicht unwesentlich von der erwähnten dämonischen Besessenheit abweicht, bedarf es noch einer kurzen Besprechung derselben.

Besessene Medien. Bei der Erwähnung des Trancezustandes wurde berührt, wie schwierig es in jedem einzelnen Falle ist, die besondere Natur desselben festzustellen. Er kann — und ist es vielleicht meistens — eine reine Autohypnose sein; in anderen Fällen ist er

dagegen unzweifelhaft ein hysterischer Anfall mit überwiegend somnambulem Stadium, in dem das Medium auf Grund von Autosuggestionen sich von einem Geiste besessen wähnt.

Ich habe einmal einen solchen Anfall in einer spiritistischen Sitzung gesehen. Von einer näheren Untersuchung konnte natürlich in der Versammlung der Gläubigen nicht die Rede sein; ausserdem fehlten mir die nötigen Instrumente und die Uebung im Gebrauch derselben, so dass eine Feststellung der Symptome der Hysterie in diesem Augenblick leider nicht erfolgen konnte. Aber der Anfall selbst, mit Erbrechen, Jammern, Konvulsionen und einer grossen Neigung zu Klownbewegungen (z. B. mit einem unvollkommenen Kreisbogen) machten es unzweifelhaft für mich, dass ein hysterischer Anfall vorlag, der mit einem sehr lang andauernden somnambulen Zustande endete. Hier wurde das Medium unter anderen von dem Geiste des schwedischen Predigers ergriffen, dessen merkwürdiges Schwedisch ich oben (S. 300) erwähnt habe. Die Predigt des Geistlichen wurde aber von einem Strom Gotteslästerungen und Schimpfworten unterbrochen, die in hohem Grade an eine richtige dämonische Besessenheit erinnerten. Die Spiritisten legten denn auch die Sache in der Weise aus: der Geist des Pfarrers habe einem sehr unvollkommenen und leidenden Geiste den Platz räumen müssen. Letzterer wurde dann mit allen möglichen Feierlichkeiten, mit Gebeten und Beschwörungen ausgetrieben — ein mittelalterliches Tableau, dem nur eine Kirche, ein Priester im Ornat und eine lateinische Beschwörungsformel fehlte, um vollständig zu sein.

Derartige Medien scheinen keineswegs selten zu sein. Eines der bekanntesten ist gegenwärtig die schon früher besprochene Amerikanerin Mrs. Piper. Durch die ärztliche Untersuchung ist es zwar konstatiert worden, dass ihre Sehschärfe und ihr Gesichtsfeld normal sind, aber deshalb kann sie doch noch ganz gut unzweifelhafte Symptome der Hysterie haben. Dass sie hysterisch ist, geht nach den vorliegenden Berichten aus verschiedenen Umständen hervor.

So schreibt der französische Physiologe Ch. Richet von ihrem Trancezustand: „Mrs. P. nimmt gewissermassen eine Zwischenstellung zwischen den gewöhnlichen amerikanischen Medien und den Somnambulen, die wir in Frankreich haben, ein. Man bringt sie durch magnetische Striche nicht zum Schlafen; sie geht spontan in den Trancezustand über. Indessen erfolgt dies doch nicht ganz spontan; denn um in Trance zu kommen, muss sie jemanden an der Hand halten. In einem halbdunklen Zimmer nimmt sie die Hand und verhält sich einige Minuten ganz ruhig. Nach kurzer Zeit wird sie von kleinen krampfartigen Konvulsionen, die allmählich stärker werden und mit einer schwachen epileptiformen Krisis enden, ergriffen. Wenn diese aufhört, fällt sie in einen Betäubungszustand, der einige Minuten anhält; mit einem plötzlichen Schrei hört er auf. Nun hat ihre Stimme sich verändert; man hat nicht mehr Mrs. P. vor sich, sondern eine andere Persönlichkeit, Dr. Phinuit, der mit einer rauhen Stimme mit männlichem Klange und einem Akzent, welcher eine Mischung von der französischen Negersprache und dem amerikanischen Dialekt ist, redet."

Aus dieser Schilderung geht deutlich hervor, dass es sich um einen hysterischen Anfall mit einem Wechsel der Persönlichkeit handelt. Dies zeigt sich auch darin, dass es Mrs. P. nicht immer gelingt, den Trancezustand nach Belieben hervorzurufen, sondern dass dieser bisweilen eintritt, wenn sie es nicht wünscht oder es nicht erwartet, z. B. des Nachts im Schlafe.

Das somnambule Stadium, in welchem sie als Dr. Phinuit auftritt, ist von verschiedener Dauer und hält eine Minute bis zu einer Stunde, meistens etwa eine Stunde an. — Ueber sich selbst erzählt dieser Phinuit, dass er ein französischer Arzt gewesen, 1790 in Marseille geboren und 1860 gestorben sei; er hat auch genau angegeben, wo er studiert und zu verschiedenen Zeiten sich aufgehalten hat. Trotz sorgfältigster Nachforschungen hat man aber leider nicht die geringste Spur von der Existenz eines solchen Dr. Phinuit jemals nachweisen können. Er ist eben ein reines Phantasiegebilde, eine Autosuggestion der Mrs. P., was auch daraus hervorgeht, dass dieser Franzose kein Französisch kann. Nach seiner eigenen Angabe hat er während seines langjährigen Verkehrs mit Engländern in Metz immer englisch reden müssen und infolgedessen seine Muttersprache — verlernt. Das klingt allerdings recht wunderbar, dass ein Franzose in seinem eigenen Vaterlande seine Muttersprache vergessen sollte! Dr. Hodgson sagte dies auch in einer Seance einmal zu Phinuit und fügte hinzu, der Grund sei seiner Ansicht nach der, dass Phinuit gezwungen sei, sich des Gehirns des Mediums zu bedienen, Mrs. P. aber keine fremde Sprache kenne. Bei einer späteren Gelegenheit stellte Phinuit diese Erklärung dann als seine eigene Erfindung hin; er ist also nicht unempfänglich für Suggestionen. Phinuits Tätigkeit und die fernere Entwickelung des Mediums wurden schon oben (S. 368 ff.) eingehend erörtert.

Kapitel 39.

Die technischen Hilfsmittel der Magie.

Bisher haben wir ausschliesslich nur die psychischen Zustände, welche abergläubische Anschauungen hervorgerufen oder unterhalten haben, berücksichtigt. Die physische Natur und ihre Kräfte berührten wir nur insoweit, als Beobachtungen der Naturphänomene und Auslegungen des Beobachteten eine Rolle im Aberglauben mitspielten. Es zeigte sich hierbei, dass die verschiedenen normalen und anormalen seelischen Tätigkeiten genügen, um die wesentlichsten abergläubischen Anschauungen zu erklären. Der Aberglaube ist eben — das ist das Resultat, zu dem wir gekommen sind — vollständig in der menschlichen Natur begründet, indem er teils auf schlechter Beobachtung und falscher Auslegung der Naturphänomene, teils auf

Mangel an Kenntnis und Verständnis der seelischen Zustände und Tätigkeiten beruht. Aber weil wir in der Tiefe des Seelenlebens die Ursachen für den Ursprung der abergläubischen Vorstellungen finden können, so ist damit keineswegs gesagt, dass nicht auch die physikalischen Phänomene gelegentlich angewandt worden sind, um eine handgreifliche Bestätigung für die Richtigkeit der Anschauungen zu liefern. Namentlich liegt die Annahme nahe, dass professionelle Zauberer und Magier zu verschiedenen Zeiten die Kenntnisse von den Naturkräften benutzt haben, um ihre unwissenden Zeitgenossen zu täuschen und dadurch den Ruf, dass sie im Bunde mit höheren Mächten ständen, zu erwerben und zu bewahren.

Dieses war offenbar nicht schwer zu erreichen. Auch heutzutage noch verstehen professionelle Taschenspieler, „Professoren der höheren Magie“, teils durch persönliche Geschicklichkeit, teils durch sinnreiche Benutzung der Naturkräfte Täuschungen hervorzubringen. Selbst verständige Zuschauer, die keinen Augenblick daran zweifeln, dass die überraschenden Resultate auf natürlichem Wege erreicht sind, haben Freude am Zusehen, weil man selten entdeckt, wie das Resultat zustande gekommen ist. Wenn das sich jetzt noch erreichen lässt, wo die naturwissenschaftliche Erkenntnis doch in allen Schichten des Volkes in einem Umfange wie nie zuvor verbreitet ist, so hat das offenbar in früheren Jahrhunderten in noch weit grösserem Masse stattfinden können. Denn eine Naturwissenschaft existierte damals überhaupt kaum; der Magier aber hielt seine geringen Kenntnisse, die er von seinem Lehrer geerbt und vielleicht durch mehr oder weniger zufällige Beobachtungen bereichert hatte, sorgfältig geheim. Unter solchen Verhältnissen konnten die durch Taschenspielerkünste erreichten Resultate für magische Wirkungen ausgegeben werden, weil man sie nicht verstand und an die Wirklichkeit der Magie glaubte.

Wir wissen nun auch, dass Taschenspielerkunststücke zu allen Zeiten in betrügerischer Absicht angewandt worden sind, um den Glauben der Menge entweder an die Macht der einzelnen Magier oder an gewisse allgemeine Anschauungen zu bestärken. In der geschichtlichen Darstellung sind verschiedene Beispiele hiervon angeführt. Ursprünglich waren die Kunstgriffe natürlich sehr plump und einfach, weil man über keine feineren Mittel verfügte. Das ist z. B. der Fall mit den verschiedenen Methoden, welche die Zauberer in der griechischen Verfallsperiode anwandten, um die leuchtende Gestalt Hekates hervorzuzaubern (vergl. S. 64). In einzelnen nordischen Sagen wird erwähnt, dass gewisse Götzenbilder lebendig waren, und es geht aus den Schilderungen deutlich hervor, dass Menschen in diesen Holzbildern verborgen gewesen sind, welche im gegebenen Augenblick

die Rolle des Gottes spielten. Auch die christliche Kirche hat sich nicht gescheut, ähnliche Mittel zu benutzen, wenn diese in späteren Zeiten auch etwas kunstvoller gewesen sind; durch Sprachrohre und ähnliche Einrichtungen hat man verstanden, grosse Wirkungen in den Kirchen zu erzielen, indem man die Gottheit direkt zur versammelten Gemeinde reden liess. Es kommt uns wohl merkwürdig vor, dass solche Gaukelei in der Kirche hat Eingang finden können; aber schliesslich ist das nicht anstössiger als das Kunststück, welches man noch im vorigen Jahrhundert unter dem Namen des Wunders mit dem Blute des heiligen Januarius angestellt hat. Dass die gelehrten Magier des Mittelalters ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse dazu benutzt haben, um dem Volk zu imponieren, ist wohl über allem Zweifel erhaben. Es würde naiv sein, zu glauben, dass das Streben dieser Männer, künstliche Automaten in menschlicher Gestalt zu konstruieren (vergl. S. 109), nur von einem Drange nach einer passenden Beschäftigung in ihren Mussestunden hervorgerufen sein sollte, ohne jeglichen Hintergedanken an die Wirkung, die eine solche sich selbst bewegende Statue auf die unwissende Menge ausüben würde. Und als die naturwissenschaftliche Erkenntnis allmählich zunahm, bemühten die gelehrten Magier sich stets, die neuen Kenntnisse für magische Zwecke auszunutzen. Das Wertvolle in der ersten Ausgabe von Portas „Magia naturalis“ ist gerade die Anweisung, wie man die damals bekannten Naturkräfte anwandte; der Rest ist reiner Aberglaube (vergl. S. 234 f.). Noch zu Galileis Zeit scheinen verschiedene Forscher mehr im Dienste der Magie, der Taschenspielerei, als in dem der strengen Wissenschaft gearbeitet zu haben. Männer wie Athanasius Kircher (1601—80) und Kasper Schott (1608—66) haben eine besondere Liebe für das Wunderbare, für das, was den Menschen imponieren und sie täuschen kann. In ihren zahlreichen Werken sind die wissenschaftlichen Untersuchungen gewöhnlich von untergeordneter Bedeutung; die magischen Anwendungen nehmen den grössten Platz ein. Selbst in unseren Tagen wird die Taschenspielerei in ihren verschiedensten Formen vielfach zu betrügerischen Zwecken gebraucht. Die physikalischen Medien und die Materialisationsmedien der Spiritisten sind, wie früher dargelegt, zum grössten Teil Taschenspieler, die es für vorteilhafter ansahen, auf den Aberglauben der Leute zu spekulieren, als ihren Kunststücken den rechten Namen zu geben (vergl. S. 356 f.). Das halbwissenschaftliche theosophische System einer Mme. Blavatsky endlich wurde ebenfalls mit Hilfe der Taschenspielerei zu einer religiösen Doktrin, die allerdings zahlreiche begeisterte Anhänger gefunden hat (S. 350 ff.), erhoben.

Weil es nun sicher ist, dass die Taschenspielerei angewandt

werden kann und zu allen Zeiten auch angewandt worden ist, um Glauben und Aberglauben zu bestärken, so ist damit noch nicht gesagt, dass die Taschenspielerei die einzige Ursache zu allen magischen Wirkungen ist. Eine solche Annahme würde nur zu den abenteuerlichsten Konsequenzen führen.

In seinem Werke „Les sciences occultes", Paris 1829, hat E. Salverte versucht, diese Erklärung bei allen aus früherer Zeit überlieferten Berichten über magische Wirkungen durchzuführen. Aber infolgedessen ist er zu der Annahme gezwungen, dass man in grauer Vorzeit eine Menge von physikalischen und chemischen Kenntnissen gehabt habe, die aller Wahrscheinlichkeit widerspricht. Pulver, Luftballon, Hohlspiegel und ähnliche Erfindungen einer späteren Zeit spielen in seinen Erklärungen von dem, was über die ägyptischen Priester und griechischen Philosophen, über Moses und die Propheten berichtet wird, eine grosse Rolle. Solche Auslegungen sind rein willkürlich und ungeschichtlich, ganz abgesehen davon, dass man doch kaum alle hervorragenden Persönlichkeiten des Altertums als bewusste Betrüger hinstellen darf. Auch der dänische Forscher Lund nimmt in einer vor wenigen Jahren erschienenen Schrift einen ähnlichen Standpunkt ein und meint, dass die Stürme, die nach den nordischen Sagas durch Zauberei erregt seien, wirklich auf künstlichem Wege von Personen, welche die nötigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse besessen hätten, hervorgerufen wären! Welche kolossalen Maschinen wären dazu erforderlich gewesen, um Meer und Luft in solchen Aufruhr zu bringen, dass die Leute in den Schiffen sich nicht auf den Beinen halten konnten, wie es in der Jomsvikinga Saga heisst!

Auf die einzelnen Zweige der Taschenspielerei näher einzugehen, liegt ausserhalb meiner Aufgabe; ich beschränke mich deshalb auf einige allgemeine Bemerkungen als Wegweiser für den, der ihre Bedeutung für den Aberglauben näher zu studieren wünscht. Nehmen wir das Wort im weitesten Sinne, so bedeutet es sowohl eine Anwendung der Naturkräfte als eine persönliche Fingerfertigkeit. Selbstverständlich ist es schwer zu sagen, wie weit nun rein manuelle Geschicklichkeit den Magiern der Vorzeit bekannt gewesen und von ihnen angewandt worden ist. Im grossen und ganzen kann man natürlich nur über die technischen Hilfsmittel sich äussern. Diese Seite der Sache hat der englische Physiker D. Brewster in seinen „Letters on natural magic" 1831 behandelt; er gibt hier eine Darstellung der physikalischen und chemischen Hilfsmittel, die, wie man ziemlich sicher nachweisen kann, von den Magiern früherer Zeiten benutzt worden sind. — Die moderne Taschenspielerkunst, deren wesentlichste Aufgabe darin besteht, die Zuschauer zu amüsieren, ist oft von bekannten Künstlern schriftstellerisch behandelt worden. Hoffmanns „Modern Magic" soll eine der besten Arbeiten in dieser Art sein; sie gibt jedenfalls äusserst detaillierte Anweisungen für eine grosse Menge von Kunststücken. Die Theorie der Taschenspielerkunst hat der bekannte Psychologe Dessoir, unter dem Namen Rells,

in seinem Buche „Psychologische Skizzen“ behandelt. Diese beiden Arbeiten sind insofern für uns von Bedeutung, als sie in hohem Grade das Verständnis der von den spiritistischen Medien angewandten speziellen Methoden erleichtern. Letztere findet man näher in Truesdells „Spiritualism, Bottom Facts“, Willmanns „Moderne Wunder“, „Revelations of a Spirit-Medium“ und Hodgsons Aufschlüsse über Mr. Daveys Versuche im 8. Bande of Proceedings of S. P. R. beschrieben.

Nur bei einem spiritistischen Kunststücke verlohnt es sich einen Augenblick zu verweilen, weil es zu manchen phantastischen Auffassungen Anlass gegeben hat. Das sind die früher erwähnten Paraffinformen von Geisterhänden (vergl. S. 333 f.), die nicht allein von begeisterten Spiritisten, sondern auch von mehr kritischen Personen als etwas sehr Wunderbares betrachtet worden sind. Man ist nämlich davon ausgegangen, dass sie nicht über der menschlichen Hand gemacht sein können, weil diese nicht aus der engen Oeffnung beim Handgelenk herauszuziehen sei, ohne die dünne Paraffinhülse zu sprengen. Erst recht unmöglich soll es aber sein, die Hülse abzuziehen, wenn man die Finger gebogen hält — und doch hat man auch Abgüsse von Händen in solchen Stellungen. Diese Behauptungen sind aber ganz aus der Luft gegriffen; die betreffenden Autoren haben sich offenbar niemals selbst der kleinen Mühe unterzogen, einen Paraffinabdruck von der Hand zu machen; denn sonst hätten sie bald entdeckt, dass die Sache gar nicht so schwierig ist. Wenn nur alle Haare auf der Hand und dem Handgelenk sorgfältig abrasiert sind und die Hand dann mit etwas Oel eingerieben wird — was übrigens auch gar nicht einmal nötig ist —, so ist es ganz leicht, jede Form von der Hand abzuziehen. Solange das Paraffin nicht ganz erstarrt ist, ist es etwas elastisch; deshalb ist es ganz gut möglich, die Hand herauszubringen, selbst dann, wenn die Finger gebogen sind. Füllt man dann nachher die Paraffinform mit Gips, so wird man an dem so hergestellten Gipsabdruck sehen können, dass die Form durch Herausziehen der Hand keineswegs entstellt worden ist. Ich habe Gipsabdrücke von Händen, bei denen der Umfang der Knochen der Mittelhand 3 cm grösser ist als der des Handgelenks; die Hand ist dennoch aus der verhältnismässig engen Form herausgekommen, ohne die Form zu beschädigen.

Während es, wie gesagt, schwer ist zu entscheiden, wieweit die Magier der Vorzeit solche manuelle Kunstgriffe, die jetzt allgemein von Taschenspielern angewandt werden, benutzt haben, so gibt es doch eine Fertigkeit, die Bauchrednerkunst, die sicher zu allen Zeiten bekannt gewesen und angewandt worden ist. Eine sehr um-

fassende Darstellung der Geschichte und Theorie der Bauchrednerkunst ist von Flatau und Gutzmann in der Schrift „Die Bauchrednerkunst" (Leipzig 1893) gegeben. In der Begeisterung für ihr Thema scheinen die Verfasser indes doch etwas zu weit zu gehen, wenn sie behaupten, dass alle Wahrsagerinnen und Zauberer des Altertums dieser Kunst ihren grossen Ruf verdanken. Dazu wirkten vielmehr, wie wir bereits sahen, viele verschiedene Momente zusammen; die Bauchrednerkunst ist höchstens nur eins derselben gewesen. Auch die Hexen des Mittelalters sollen grösstenteils Bauchrednerinnen gewesen sein. Als Beweis hierfür werden einzelne Geschichten aus der späteren Zeit angeführt, Spukgeschichten, die nachweislich allerdings davon herstammen, dass Bauchrednerinnen allerlei Stimmen ringsum im Hause haben ertönen lassen. Es ist also unzweifelhaft, dass die Bauchrednerei wohl ihr Teil zur Bestärkung des Aberglaubens mit beigetragen hat. Aber darum ist sie noch nicht die Quelle des Hexenglaubens, ebensowenig wie alle Individuen, die als Hexen verurteilt worden sind, Bauchrednerinnen waren. Was sollte denn auch Millionen von Menschen bewogen haben, sich eine Kunst anzueignen, die mühsam erlernt werden musste und doch keinen anderen Gewinn brachte, als den Tod auf dem Scheiterhaufen?

Aus den historischen Untersuchungen obiger Verfasser geht es indessen hervor, dass die Bauchrednerei wohl in ziemlich grossem Umfang von den Magiern der verschiedensten Zeiten angewandt worden ist; und die physiologischen Untersuchungen haben auch ergeben, dass einige Bauchrednertöne oft unwillkürlich, ohne besondere Anstrengung seitens des Betreffenden, entstehen können. Dies findet besonders leicht bei dem weiblichen Geschlechte statt. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, dass die Bauchrednerei auch bei gewissen spiritistischen Medien eine Rolle spielt. In einigen der früher erwähnten Sitzungen der Mrs. Piper scheint Dr. Phinuit sich so bisweilen als Bauchredner produziert zu haben.

Kapitel 40.

Schluss.

Wir haben nun die wesentlichsten Phänomene durchgenommen, die nachweislich für die Entstehung und die weitere Entwicklung der verschiedenen abergläubischen Anschauungen von Bedeutung gewesen sind. Selbstverständlich kann diese Darstellung nicht den Anspruch auf Vollständigkeit machen, ebensowenig, wie wir es erreicht haben,

alle abergläubischen Vorstellungen, die zu verschiedenen Zeiten geherrscht haben, zu erklären. Aber diese Unvollständigkeit liegt wesentlich in der Notwendigkeit, die Arbeit zu begrenzen, und weniger in der Unfähigkeit der Wissenschaft, die Phänomene zu erklären. Natürlich findet sich manches namentlich bei dem Aberglauben des Altertums, dessen Entstehung man mit Sicherheit nicht mehr nachweisen kann. Das hat seinen einfachen und natürlichen Grund darin, dass unsere historischen Nachrichten von den Phänomenen, auf denen man damals die Auffassung begründete, allzu mangelhaft sind. Selbstverständlich kann man sich aber nicht darauf einlassen, Phänomene, die man nicht näher kennt, zu erklären. Aber wenn man sieht, dass ganz ähnliche Anschauungen in späteren Zeiten infolge falscher Auslegung bekannter, natürlicher Phänomene aufkommen und bestehen bleiben, so würde es geradezu absurd sein, anzunehmen, dass früher andere, unbekannte Kräfte mitgewirkt haben sollten.

Während die ganze Untersuchung so natürlich unvollständig und mangelhaft sein muss, hat sie uns doch andererseits zur Erkenntnis einer fast überwältigenden Menge von Ursachen des Aberglaubens geführt. Wir haben z. B. gesehen, dass die Erfüllung einer Wahrsagung oder eines Traumes auf verschiedenen Umständen beruhen kann; erfahrungsgemäss hat ja ein und dasselbe Phänomen oft sehr verschiedene Ursachen. Eine Feuersbrunst kann durch Blitzschlag, durch Selbstentzündung brennbarer Stoffe, durch Unvorsichtigkeit und durch Brandstiftung entstehen. Wie man nun oft von vorneherein nicht zu sagen vermag, wie das Feuer entstanden ist, so darf man nicht behaupten, dass andere Ereignisse in jedem einzelnen Falle dieselbe Ursache haben müssen. Dazu sind die Spiritisten und Okkultisten aber sehr geneigt und nehmen deshalb lieber ihre Zuflucht zu dieser oder jener magischen Kraft, die alle möglichen und unmöglichen Wirkungen haben kann, anstatt erst in jedem einzelnen Falle die uns bekannten Kräfte in der Natur und im Seelenleben, welche das Phänomen vielleicht auch erklären können, aufzusuchen. Dies ist allerdings umständlicher, als seine Zuflucht zu Geistern, psychischer Kraft, Odkraft oder dergleichen zu nehmen; aber es ist doch der Weg, den man gehen muss, um wirklich die Wahrheit zu finden. Gibt es tatsächlich Phänomene im Dasein, die wir nicht durch die bisher bekannten Kräfte erklären können, so wird sich das zuletzt schon zeigen. Ich brauche so nur darauf hinzuweisen, wie die zahlreichen sorgfältigen Untersuchungen, die besonders von der Society for psychical research in London angestellt sind, schliesslich zu dem Resultate geführt haben, dass es aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen zwei menschlichen Gehirnen eine Fernwirkung gibt, die nicht mittelst

unserer gewöhnlichen Sinnesorgane zustande kommt und sich unter noch nicht bekannten Verhältnissen äussert. Wenn die Tatsachen so zahlreich und gewichtig werden, dass eine Annahme solcher neuer Kräfte sich nicht vermeiden lässt, dann — und erst dann — kann sie wissenschaftlichen Wert und Bedeutung beanspruchen. Aber die Lösung eines Problems wird in eine weite Ferne gerückt, wenn man von vornherein das Mitwirken unbekannter Kräfte annimmt und damit entweder auf eine nähere Untersuchung des Sachverhaltes verzichtet oder auf falsche Bahnen gelenkt wird.

Hierzu kommt noch eins. Die Geschichte des Aberglaubens zeigt uns, wie derartige übereilte Hypothesen sich unglaublich fest einbürgern können, wenn sie erst in das Volksbewusstsein übergegangen sind. Es kann eine Arbeit von Jahrhunderten erfordern, um sie auszurotten. All die abergläubischen Anschauungen, deren natürlichen Zusammenhang wir hier nachzuweisen gesucht haben, sind ja von Anfang an nur solche falsche Auslegungen von mehr oder weniger schlecht beobachteten Phänomenen gewesen. Wenn man das weiss, muss man natürlich doppelt vorsichtig sein, keinen Anlass zu neuem Aberglauben zu geben, oder den schon bestehenden durch Scheinbeweise zu erhärten. In dieser Beziehung haben die sogenannten „psychischen“ Forscher unserer Tage viel Schaden angerichtet. Namhafte Gelehrte haben sich mit grossem Leichtsinn auf Untersuchungen eingelassen, zu denen ihnen alle Voraussetzungen fehlten; das Ergebnis eines solchen Dilettantismus konnte selbstverständlich nur das sein, dass sie ausser stande waren, ihre Beobachtungen zu erklären und daher mit ihrem bekannten Namen dem krassesten Volksaberglauben Vorschub leisteten. Es ist möglich — obgleich ich es nicht glaube — dass einmal Tatsachen vorliegen können, zu deren Erklärung die spiritistische Hypothese herangezogen werden muss; so viel steht aber fest, dass eine solche Annahme noch keineswegs notwendig geworden und somit vorläufig von einem wissenschaftlichen Standpunkte aus unberechtigt ist. Die Wissenschaft muss erst mühsam alle Möglichkeiten prüfen, ehe sie neue Hypothesen aufstellt; der Aberglaube dagegen hat seine Erklärung stets fertig bei der Hand.

Literatur.

I. Abschnitt.

Kapitel 1. **Ennemoser:** Geschichte der Magie. Leipzig 1844.
Hubert und **Mauss:** Théorie générale de la magie. L'année sociologique 1902—3.
Lang, A.: Magic and religion. London 1901.
Lévi, Eliphas: Histoire de la magie. Paris 1860.
Maury, A.: La magie et astrologie dans l'antiquité et au moyen age. Ed. 4. Paris 1877.
Schurtz: Urgeschichte der Kultur. Leipzig 1900.
Soldan: Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearbeitet von Heppe. Bd. 1—2. Stuttgart 1880.
Sprengel, K.: Versuch einer pragmatischen Geschichte d. Arzneikunde. Aufl. 3. Bd. 1—2. Halle 1821—28.
Vierkandt: Wechselwirkungen beim Ursprung von Zauberbräuchen. Arch. für Psychol. Bd. 2.

Kapitel 2. **Bahnson:** Etnografien. Bd. 1—2. Kopenhagen 1900.
Eyre: Journals of expeditions of discovery into Central-Australia. Vol. 1—2. London 1845.
Haarhoff: Die Bantu-Stämme Südafrikas. Leipzig 1890.
Horst, G. C., Deuteroskopie oder Erscheinungen aus dem Gebiete der Pneumatologie. Bd. 1—2. Frankfurt 1830.
Lubbock, J.: Les origines de la civilisation. Paris 1878.
Schoolcraft: Information respecting the history, conditions and prospects of the Indian tribes of the United States. Vol. 1—3. Philad. 1853. 4°.

Kapitel 3. **Bezold:** Ninive und Babylon. Bielefeld 1905.
Fossey: La magie assyrienne. Paris 1902.
Lenormant: Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. T. 1—2. Jena 1878.
Records of the Past. Assyrian texts. Vol. III, IX, XI. London 1872—78.
Sayce: The astronomy and astrology of the Babylonians. I Transactions of the society of Biblical Archæology. Vol. 3. 1874.
Tallquist: Die assyrische Beschwörungsserie Maqlû. Leipzig 1895.

Kapitel 4. **Homer:** Ilias. Uebersetzt von J. H. Voss.
Homer: Odyssee. Uebersetzt von J. H. Voss.
Cicero: De natura deorum.
Cicero: De divinatione.

Kapitel 5—6. **Soldan:** Geschichte der Hexenprozesse. Bd. 1. Stuttgart 1880.

Kapitel 7. **Anderson:** Nordisk Mytologi. Oversat af Winkel-Horn. Kristiania 1887.
Egils Saga Skallagrimssonar, tilligemed Egils större Kvad. Kopenhagen 1886—88.
Fritzner, J.: Lappernes Hedenskab og Trolddomskunst. In Norsk historisk Tidsskrift. Bd. 4. Kristiania 1877.
Gering: Die Edda. Leipzig 1892.
Grimm: Deutsche Mythologie. Ausg. 2. Bd. 1—2. Göttingen 1844.

Jónsson, F.: Um galdra, seid, seidmenn og völur. I Thriar ritgjördir etc. Kaupmanh. 1892.
Kalevala. Efter andra Original-upplagen öfversatt af Collan. Bd. 1–2. Helsingfors 1864.
Petersen, N. M.: Historiske Fortællinger om Islændernes Færd hjemme og ude. Bd. 1—4. Kopenhagen 1839—44.
Rafn: Fornaldur sögur nordlanda eptir gömlum handritum. Bd. 1—3. Kaupmanh. 1829.
Rafn: Nordiske Fortids-Sagaer. Bd. 1—3. Kopenhagen 1829—30.
Winkel-Horn: Billeder af Livet paa Island. Islandske Sagaer. Bd. 1–3. Kopenhagen 1871–76.
Kapitel 8. **Bodinus, J.**: De magorum daemonomania. Lib. 1—4. Basil 1581. 4°.
Dahlerup, V.: Hexe og Hexeprocesser i Danmark. Studentersamf. Smaaskrifter No. 80. Kopenhagen 1880.
Rydberg, V.: Middelalderens magi. Oversat fra Svensk. Kopenhagen 1873.
Kapitel 9. **Prätorius**: Blockes-Berges Verrichtung. Leipzig 1669.
Kapitel 10. **Abraham v. Worms**: Buch der wahren Praktik in der uralten göttlichen Magie. Zweiter Anhang: Die Beschwörungen der Kapuziner. Köln a. Rh. 1725. 16°.
Bekker, B.: Die bezauberte Welt. Bd. 1–4. Amsterdam 1693. 4°.
Schindler: Der Aberglaube des Mittelalters. Breslau 1858.
Schott, C.: Magia universalis naturae et artis. Tm. 1—3. Herbipol. 1657.

II. Abschnitt.

Kapitel 11. **Heller, A.**: Geschichte der Physik von Aristoteles bis auf die neueste Zeit. Bd. 1—2. Stuttgart 1882—84.
Kiesewetter, C.: Geschichte des neueren Okkultismus. Leipzig 1891.
Sprengel, K.: Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. Aufl. 3. Bd. 3—4. Halle 1827.
Kapitel 12. **Buhl, F.**: Det israelitiske Folks Historie. Kopenhagen 1893.
Das Buch Henoch. Uebersetzt und erläutert von A. G. Hoffmann. T. 1—2. Jena 1833—38.
Franck: La Kabbale. Ed. 2me. Paris 1889.
Ginzberg: Cabala. The Jewish Encyclopedia. Bd. III. 1902.
Rubin, S.: Heidentum und Kabbala. Wien 1893.
Steinschneider, M.: Jüdische Literatur. Ersch und Grubers Enzyklopädie. Sekt. II, T. 27. Leipzig 1850. 4°.
The Kabbalah unveiled, containing the chief books of the Zohar, translated into English by Mc. Gregor Mathers. London 1887.
Kapitel 13. **Chabas, F.**: La papyrus magique Harris. Chal. sur Saoune 1860. 4°.
Lenormant: Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. T. 1—2. Jena 1878.
Vacherot: Histoire critique de l'école d'Alexandrie. Tms. 1—3. Paris 1845—51.
Bailly: Geschichte der Sternkunde des Altertums. Bd. 1—2. Leipzig 1777.
Ptolemäus: Quadripartitum. Ed. Camerarius. Norimberg 1535. 4°.
Berthelot: Les origines de l'Alchymie. Paris 1885.
Kapitel 14. **Bacon, R.**: Opus majus ad Clementem IV pontificem maximum. Ed. Sam. Jebb. Venet. 1760. Fol.
Kopp, H.: Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. T. 1—2. Heidelberg 1886.
Lévi, E.: Histoire de la magie. Paris 1860.
Naudé, G.: Apologies pour tous les grands personnages qui ont esté faussement soupçonnez de Magie. La Haye 1653.
Reuchlin: De verbo mirifico. Basil. 1494. Fol.
Reuchlin: De arte Cabbalistica. Hagenau 1517. Fol.
Trithemius: Steganographia. Darmstadt 1621. 4°. Colon. Agrip. 1635. 4°.
Villanovanus, A.: Opera omnia. Ed. Nic. Tavrell. Basil. 1585. Fol.

Kapitel 15. **Agrippa, H. C.**: De occulta philosophia. Colon. Agrip. 1521—33. Fol.
Agrippa, H. C.: Opera in duos tomos digesta. Bd. 1—2. Lugd. s. a. (c. 1600).
Kapitel 16. Das gross Planetenbuch. Frankfurt a. M. 1558. 4°.
Das grosse Planetenbuch sampt der Geomancie, Physiognomie und Chiromancie. Erfurt 1651.
Garcaeus, J.: Astrologiae methodus. Basil. 1576. Fol.
Indagine: Introductiones apotelesmaticae elegantes in Chyromantiam, Astrologiam naturalem etc. Francof. 1522.
Indagine: Astrologia naturalis d. i. Bericht wie man die Chiromancie etc. erlernen kann. Strassburg 1630.
Poppe, M. v.: Neuer Wunder Schauplatz der Künste und interessantesten Erscheinungen im Gebiete der Magie, Alchymie, Chemie etc. T. 1—2. Stuttgart 1839.
Triszmosinus, S.: Avrevm vellos oder guldin Schatz und Kunst Kammer. Ausg. 3. Hamburg 1708. 4°.
Kapitel 17. **Chevreul**: De la baguette divinatoire. Paris 1854.
Geheime Unterredungen von Magia naturali, deren Ursprung und Prinzipiis. Cosmopoli 1702.
Halle, J. S.: Magie oder die Zauberkräfte der Natur. Bd. 1—4. Berlin 1874—86.
Halle, J. S.: Fortgesetzte Magie oder d. Zauberkräfte d. Natur. Bd. 1—12. Berlin 1788—1801.
Halle, J. S.: Neufortgesetzte Magie oder die Zauberkräfte der Natur. Bd. 1. Berlin 1802.
Martius, J. N.: Unterricht von der Magia naturali und derselben medicinischen Gebrauch. Frankfurt und Leipzig 1751.
Martius, J. N.: Unterricht in der natürlichen Magie. Umgearbeitet von Wiegleb. Berlin und Stettin 1779.
Paracelsus: Opera, Bücher und Schriften, so viel deren zur Handt gebracht. Ed. Huser. Bd. 1—2. Strassburg 1603. Fol.
Porta: La magie naturelle en quatre liures. Lyon 1571.
Porta: Magia naturalis oder Haus-, Kunst- und Wunderbuch. Bd. 1—2. Sulzbach 1680.
Kapitel 18. Astrologischer Wahrsager zu jedermanns Nutz verfertigt. 1703.
Curieuse und ganz neue Art zu punctiren. Weimar 1768.
Job, J. G.: Anleitung zu den curieusen Wissenschaften, Physiognomie, Chiromantie, Astrologie. Frankfurt und Leipzig 1787. Ausg. 2. ibid. 1747.
Kall, A.: Formodninger om de hos vor Almue under Cyprians Navn forekommende magiske Böger. Vidsk. Selsk. Skrifter. Nye Saml. Del. 5. Kopenhagen 1799.
Lammert, G.: Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869.
Magia divina oder Unterricht von denen fürnehmsten cabbalistischen Kunststücken. Franckfurt und Leipzig 1745.
Reichlin-Meldegg: Die deutschen Volksbücher von Johann Faust und Christoph Wagner. Bd. 1—3. 1849.
Scheible, J.: Dr. Johann Faust. Bd. 1—4. Stuttgart 1846—49.
Thiele: Den danske Almues overtroiske Meninger. Kopenhagen 1860.
Zahn, Chr.: Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage. Erlangen 1882.

III. Abschnitt.

Kapitel 19. **Abraham v. Worms**: Buch der wahren Praktik in der uralten göttlichen Magie. Köln a. Rh. 1725. 16°.
Brunsmand, Joh.: Et forfærdeligt Hus-Kors, eller en sandfærdig Beretning om en gruelig Fristelse ... i Kjöge. Ausg. 2. Kopenhagen 1870.
Eschenmayer, C.: Mysterien des inneren Lebens. Tübingen 1830.

Horst, G. C.: Deuteroskopie; oder Erscheinungen und Probleme aus dem Gebiete der Pneumatologie. Bd. 1—2. Frankfurt a. M. 1830.
Kant, J.: Träume eines Geistersehers erläutert durch die Träume eines Metaphysikers. 1766. Ausg. Kirchmann.
Kant, J.: An Fräulein Charlotte von Knobloch über Swedenborg. Ausg. Kirchmann.
Kerner, J.: Die Seherin von Prevorst. T. 1—2. Aufl. 2. Stuttgart 1882.
Reflexioner öfver de nyligen uppdagade Swedenborgs Drömmar, hvilka derjemte oförändrade bifogas. Stockholm 1860.
Swedenborg, E: Om Himlen og dens Undere og om Helvede, af Hört og Set Ausg. 2. Kopenhagen 1882.
Kapitel 20. **Davis**: Die Philosophie des geistigen Verkehrs. Leipzig 1884.
Davis: Die Prinzipien der Natur. Bd. 1—2. Ausg. 2. Leipzig 1889.
Dods: Spirit manifestations examined and explained. New-York 1854.
Kiesewetter: Geschichte des neueren Okkultismus. Leipzig 1891.
Kapitel 21. **Edmonds**: Der amerikanische Spiritualismus. Leipzig 1874.
Kardec, A.: Le livre des médiums. Edid. 20me. Paris s. a.
Kardec, A.: Hvad er Spiritismen eller Aandelæren? Kopenhagen 1868.
Wallace, A. R.: Miracles and modern Spiritualism. London 1874.
Wallace, A. R.: Spiritualismen for Videnskabens Domstol. Kopenhagen 1887.
Kapitel 22. Report on Spiritualism by the Committee of the London Dialectical Society. London 1871.
Kapitel 23. **Aksákow, A.**: Animismus und Spiritismus. Bd. 1—2. Leipzig 1890.
Aksákow, A.: Die Verurteilung des Photographen Buguet in Paris. Psych. Studien. 1875. S. 337 ff.
Crookes, W.: Researches in the phenomena of Spiritualism. London s. a.
Crookes, W.: Notes of séances with D. D. Home. Proceedings of S. P. R. Part. XV. London 1889.
Glendinning, A.: The veil liftet. Modern developement of Spirit. Photography. London 1894.
M. A. (Oxon): Researches in Spiritualism. Human Nature, Sept. 1874.
Podmore: Modern Spiritualism. Bd. 2. London 1902.
Reichenbach: Physikalisch-physiologische Untersuchungen über die Dynamide. Bd. 1—2. Aufl. 2. Braunschweig 1850.
Reichenbach: Aphorismen über Sensilivität und Od. Wien 1866.
Reichenbach: Die Odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen. Wien 1867.
Sidgwick, Mrs. H.: On Spirit Photographs. Proceedings of S. P. R. Part XIX. London 1891.
Watraszewski: Ueber die Sitzungen mit Mrs. Corner zu Warschau. Psych. Stud. 1899.
Kapitel 24. **M. A. (Oxon)**: Psychography. London 1878.
Zöllner: Transcendental Physics. Transl. from German by C. C. Massey. London 1885.
Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen. Bd. 1—3. Leipzig 1878—79.
Kapitel 25. **Blavatsky, H.**: Schlüssel zur Theosophie. Leipzig s. a.
Hansen, O.: De östasiatiske Religioner. Kopenhagen 1898.
Kiesewetter: Die von Mme. Blavatsky mitgeteilte Sage von den indischen Gauklern. Psych. Studien. 1891. Seite 419 ff.
Preyer, W.: Der Hypnotismus. Wien und Leipzig 1890.
Report on Phenomena connected with Theosophy. Proceedings of S. P. R. Part IX. London 1885.
Sinnett, A. P.: De skjulte Kræfters Verden. Kopenhagen 1886.
Sinnett, A. P.: De invigdes lära. Stockholm 1887.
Wittig: Ein indischer Gaukler. Psych. Studien. 1891. S. 342 ff. u. S. 411 ff.
Kapitel 26. **Aksákow**: Ein epochemachendes Phänomen im Gebiete der Materialisationen. Psych. Stud. 1894—95.
Bohn: Der Fall Rothe. Breslau 1901.

d'Esperance, E.: Im Reich der Schatten. Berlin 1897.
Deinhard: Die Materialisationssitzungen in Algier. Psych. Stud. 1906.
Hartmann, E. v.: Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome. Leipzig 1891.
Heckner, F.: Zu den Hotzschen Transzendentalphotographien. Psych. Stud. 1900.
Hotz, W.: Zur Erklärung der Transzendentalphotographien. Psych. Stud. 1899.
Hyslop: Science and a future life. Boston 1905.
Hyslop: A further record of observations of certain phenomena of trance. Proc. S. P. R. Bd. 16.
Hodgson: A further record of observations of certain phenomena of trance. Proceed. S. P. R. Bd. 13.
Janson, Kr.: Foredrag. Kbhn. 1894.
Moll, A.: Ueber das Medium Eusapia Palladino. Psych. Stud. 1903.
Myers, F.: Human personality and its survival of bodily death. 1903.
Podmore: Modern Spiritualism. Bd. 1—2. London 1902.
Prel, C. du: Der Spiritismus. Leipzig 1893.
Preliminary report of the Seybert-Commission. Philadelphia 1887.
Record of observations of certain phenomena of trance. Proceedings of S. P. R. Bd. 6 und 8.
Rochas, A. de: D'extériorisation de la motricité. 4. Ed. Paris 1906.
Wittig: Bemerkungen zu Herrn Reimers Erörterungen. Psych. Stud. 1884.

IV. Abschnitt.

Kapitel 27. **Agrippa, H. C.**: Opera in duos tomos digesta. Bd. 1—2. Lugd. s. a.
Kiesewetter, C.: Geschichte des neueren Okkultismus. Bd. 1. Leipzig 1891.
Perty, M.: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Aufl. 2. Bd. 1—2. Leipzig 1872.
Schindler, B.: Das magische Geistesleben. Breslau 1857.

Kapitel 28. **Davey, S. J.** and **Hogdson, R.**: The possibilities of mal-observation and lapse of memory from a practical point of view. Proceedings of S. P. R. Bd. 4. London 1887.
Dessoir, M.: Zur Psychologie der Taschenspielerkunst. Rells: Psychol. Skizzen. Leipzig 1893.
Dessoir, M.: Erklärung über seine Stellung zum Spiritismus. Psych. Studien. 1890. S. 567.
Hodgson, R.: M. Davey's imitations by conjuring. Proceedings of S. P. R. Bd. 8. London 1892.
Kraepelin, E.: Psychiatrie. Aufl. 4. Leipzig 1894.
Sidgwick, Mrs. H.: Results of a personal investigation into the physical phenomena of Spiritualism. Proceedings of S. P. R. Bd. 4. London 1887.
Sully, J.: Illusions. London 1881.
Wundt, W.: Grundzüge der physiologischen Psychologie. Aufl. 4. Bd. 1—2. Leipzig 1893.

Kapitel 29. **Cicero**: De divinatione.
Die Wunder Gottes in der Natur bey Erscheinung der Cometen. Franckfurt 1744.
Gesner, C.: Naturgeschichte. Bd. 1—4. Zürich 1583—89. Fol.
Megenberg, K. v.: Das Buch der Natur. Herausg. von Pfeiffer. Stuttgart 1861.
Plinius: Naturgeschichte. Deutsche Uebers. v. Wittstein. Bd. 1—3. Leipzig 1881—82.
Steenstrup, J.: Om den i Kong Chr. III's Tid i Oeresundet fangne Havmand, Sömunken kaldet. Dansk Maanedsskrift. Bd. 1. Kopenhagen 1855.

Kapitel 30. **Barrett, W. F.**: First report on thought-reading. Proceedings of S. P. R. Bd. 1. London 1883.
Barrett, W. F.: On the so-called divining rod. Proceedings S. P. R. Bd. 13.

Carpenter, W. B.: The Spiritualism. Quarterly Review. Okt. 1871.
Chevreul: De la baguette divinatoire. Paris 1854.
Hansen, F. C. C. und **Lehmann, Alfr.**: Ueber unwillkürliches Flüstern. Wundts philosophische Studien. Bd. 11. Leipzig 1895.
Kiesewetter, C.: Geschichte des neueren Okkultismus. Bd. 2. Leipzig 1895.
Maier, F.: Zur Erklärung der Wünschelrute. Psych. Stud. 1906.
Preyer, W.: Die Erklärung des Gedankenlesens. Leipzig 1886.
Richet, Chr.: Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung. Stuttgart 1891.
Sidgwick: Prof. a. Mrs. **H.**: Experiments in thought-transference. Proceedings of S. P. R. Bd. 6. London 1890.
Sidgwick, Mrs. **H.** and **Johnson**, Miss **A.**: Experiments in thought-transference. Proceedings of S. P. R. Bd. 8. London 1892.

Kapitel 31. **Cubasch, W.**: Der Alp. Berlin 1877.
Delage, Y.: Om Drömme. Norsk Tidsskrift „Naturen". Bergen 1892.
Heerwagen, F.: Statistische Untersuchungen über Träume und Schlaf. Wundts philosophische Studien. Bd. 5. Leipzig 1889.
Maury, A.: Le sommeil et les rêves. Paris 1865.
Michelson, E.: Untersuchungen über die Tiefe des Schlafes. Diss. Dorpat 1891
Radestock, P.: Schlaf und Traum. Leipzig 1879.
Spitta, H.: Die Schlaf- und Traumzustände. Freiburg i. Br. 1892.
Weygandt, M.: Entstehung der Träume. Leipzig 1898.

Kapitel 32 u. 33. **Artemidoros**: Symbolik der Träume. Deutsche Uebersetzg. von Krauss. Wien 1891.
Binz, C.: Ueber den Traum. Bonn 1878.
Tourette, G.: Hypnotismen. Dansk Oversæt. Kopenhagen 1888.

Kapitel 34. **Gurnay, Myers** and **Podmore**: Les hallucinations télépatiques. Paris 1891.
Myers, F. W. H.: Automatic writing. 1—4. Proceedings of S. P. R. Bd. 2, 3, 4, 5.
Myers, F. W. H.: The subliminal conciousness. 1—5. Proceedings of S. P. R. Bd. 7, 8.
Miss X.: On the apparent sources of subliminal messages. Proceedings of S. P. R. Bd. 11. London 1895.
(Miss X.): Recent experiments in Crystal-Visions. Proceedings of S. P. R. Bd. 5.
(Miss X.): Record of telepathic and other experiences. Procedings of S. P. R. Bd. 6.
Parish, E.: Ueber die Trugwahrnehmung. Leipzig 1894.
Sidgwick-Committee: Report on the census of Hallucinations. Proceedings of S. P. R. Bd. 10. London 1894.
Tout, C. H.: Some psychical phenomena bearing upon the question of spirit-control. Proceedings of S. P. R. Bd. 11.

Kapitel 35. **Le Bon, G.**: Psychologie des foules. Paris 1895.
Myers, A. T. and **Myers, F. W. H.**: Mind-cure, faith-cure and the miracles of Lourdes. Proceedings of S. P. R. Bd. 9. London 1894.
Petersen, N. M.: Historiske Efterretninger om Islændernes Færd hjemme og ude. Bd. 4. Kopenhagen 1844.
Reichenbach-Committee: Preliminary report. First report. Proceedings of S. P. R. Bd. 1.
Stoll, O.: Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig 1894.
Thorelius, E.: Boltzianismen, skandinavisk kulturbild. Karlstadt 1888.

Kapitel 36. **Aksákow**: Ein epochemachendes Phänomen im Gebiete der Materialisationen. Psych. Studien. 1894. S. 338.
Beaunis, H.: Le somnambulisme provoqué. Paris 1887.
Bernheim: De la suggestion et ses applications à la thérapeutique. Ed. 2. Paris 1888.
d'Espérance, E.: Im Reich der Schatten. Berlin 1897.
Flournoy: Des Indes à la planète Mars. 3me. Ed. Paris 1900.

Kiesewetter, C.: Faust in der Geschichte und Tradition. Leipzig 1893.
Lehmann, Alfr.: Die Hypnose. Leipzig 1890.
Moll, A.: Der Hypnotismus. Aufl. 2. Berlin 1890.
Moll, A.: Der Rapport in der Hypnose. Untersuchungen über den tierischen Magnetismus. Berlin 1892.
Morse, J. J.: Practial Occultism. San Francisco 1888.
Preyer, W.: Der Hypnotismus. Wien 1890.
The connection of Hypnotism with the subjective phenomena of Spiritualism. Proceedings of S. P. R. Bd. 5.

Kapitel 37. **Binz, C.**: Vorlesungen über Pharmakologie. Aufl. 2. Berlin 1891.
Kiesewetter, C.: Geschichte des neueren Okkultismus. Bd. 2. Leipzig 1895.
Kobert, R.: Kompendium der praktischen Toxikologie. Stuttgart 1887.
Schrenck-Notzing: Die Bedeutung narkotischer Mittel für den Hypnotismus. Berlin 1890.

Kapitel 38. **Janet, P.**: L'automatisme psychologique. Paris 1889.
Landmand, S.: Die Mehrheit geistiger Persönlichkeiten in einem Individuum. Stuttgart 1894.
Möbius: Neurologische Beiträge. Heft 1. Leipzig 1894.
Pitres, A.: Leçons cliniques sur l'hysterie et l'hypnotisme. Tm. 1—2. Paris 1891.
Record of observations of certain phenomena of Trance, by Myers, O. Lodge, W. Leaf, W. James and R. Hodgson. Proceedings of S. P. R. Bd. 6 u. 8.
Richer, P.: Etudes cliniques sur la grande hystérie ou hystéroépilepsie. Ed. 2. Paris 1885.
Schaffer, K.: Suggestion und Reflex. Jena 1895.

Kapitel 39. **Brewster, D.**: Briefe über die natürliche Magie an Sir W. Scott. Uebersetzt von Wolff. Berlin 1833.
Flatau, S. und **Gutzmann, H.**: Die Bauchrednerkunst. Leipzig 1894.
Hoffmann: Modern Magic. Ed. 9. London 1894.
Lund, L.: Tolv Fragmenter om Hedenskabet. Kopenhagen 1891.
Salverte, E.: Des sciences occultes, ou essai sur la magie, les prodiges et les miracles chez les anciens. Tm. 1—2. Paris 1829.

Autoren- und Sachregister.

Abano, P., über Astrologie und Heilkunde 179.

Aberglaube. Definition 3 ff., Verhältnis zur Religion und Wissenschaft 6, zur Erfahrung 381 f., Aberglaube und Beobachtungsfehler 423 ff., Aberglaube und Halluzinationen 560, Aberglaube und Hypnose 589 ff.

Abgüsse von Gliedern der Geister 333 f., 646.

Abraham v. Worms, über die Ausbildung zum Medium 251 f.

Aerztliche Kunst bei den Naturvölkern 25 f., bei den Chaldäern 39 ff., bei den Griechen 60 f., in der christlichen Kirche 78 f., ä. K. und Astrologie 177 f., Paracelsus 230 ff., zur Zeit der Hexenprozesse 566 f., ä. K. und Suggestibilität 577 ff.

Agnus dei 77.

Agrippa, H. C., 124 f., Leben und Bedeutung 192 ff., seine okkulte Philosophie 195 ff., psychologische Theorie der Magie 386 f.

Ahnungen, Definition 516, Beispiele 519 ff.

Aksákow, A., über Emek Habaccha 301 f., 541, über Geisterphotographien 324, 332, A. und Mrs. d'Esperance 363 f., Darstellung des Spiritismus 376 f.

Albertus magnus 109; Leben und Schriften 181 ff.

Alchimie als Ausgangspunkt der Chemie 2, Sagen über ihren Ursprung 167, hermetische A. 167 f., Ursprung bei den Aegyptern 169 f., Methoden und Theorien 171 f., Entwicklung bei den Arabern 173 f., in Europa 224 ff.

Alpdrücken 484 f.

Amulette bei den Chaldäern 41, bei den Christen 77 f., Erklärung ihrer Wirkung 579 f.

Anästhesie 592, 613.

Anagramme 535, 539 f.

Analgesie 613.

Animistische Naturauffassung 16 f.

Anthesterienfest der Griechen 56.

Antipathien in der Natur 227 ff.

Aquino, Th. v., über Hexerei 108 f., 120.

Araber als Träger der Wissenschaft 130 f., 173, ihre Magie 173 ff.

Arithmomantie 216 f.

Artemidoros, Oneirokritika 505 f.

Arunta, ihre Philosophie 17.

Assoziationen bei den Beobachtungsfehlern 402.

Astrologie der Chaldäer 46 ff., der Aegypter 157, der Alexandriner 157 ff., astrologische Vorherbestimmungen 165 f., der Araber 175, Villanovas 175 ff., in der Heilkunde 177 f., Methoden 206 ff.

Australier 16 ff.

Atropinvergiftung 607 f.

Aufmerksamkeit, Gesetze derselben 400, A. und Beobachtungsfehler 400 ff., beim Einschlafen 470, während des Schlafes 476 ff.

Aufsteigen der Planeten 164.

Auge, das böse 43.

Auguralwissenschaften der Chaldäer 45 ff., der Römer 67 f., der Etrusker 68.

Auguren, die römischen 67.

Autohypnose 582 ff., A. u. Trance 593 ff.

Automatische Bewegungen, Definition 517 f., im tägl. Leben 538, beim Schreiben 539 ff., in der

Rede 541 ff., bei physikalischen Medien 597 ff.
Autosuggestion 557.
Aymar, J. und die Wünschelrute 237 f.
Azam, über Felidax 633 f.

Bacon, R. 183 f.
Bastian, Medium, entlarvt 356.
Bantustämme, ihr Seelenkult 18 f.
Bauchreden, ihre Möglichkeit 399, Anwendung in der Magie 646 f.
Baum, der kabbalistische 149 f.
Beard, über Gedankenlesen 458.
Beattie, Geisterphotographien 326 f.
Befangenheit, ihr Einfluss auf Beobachtungen 407 f., eine Wirkung der Suggestibilität 557.
Bekker, B., über die Eisenprobe 103, Angriff auf den Hexenglauben 126 f.
Beobachtungsfehler, Edmunds Urteil über sie 307 f., in spiritist. Sitzungen 336 f.; Bedeutung für die Magie 384 f., Vermeidung derselb. 392 f., bei ungünstigen Verhältnissen 393, Ursachen 394 f., bei der Wahrnehmung 395 f., bei der Aufmerksamkeit 399 ff., bei den Assoziationen 402 ff., Einfluss der Gemütsbewegungen 404 ff., der Befangenheit 407 ff., Bedeutung der Uebung und Einsicht 411 ff., experimentelle Untersuchungen 413 ff., als Ursache des Aberglaubens 423 ff., eine Stütze des Aberglaubens 430 ff.
Berthelot, über Alchimie 167.
Beschuldigungen gegen die Christen 106, gegen die Ketzer 106 f.
Beschwörer bei den Chaldäern 38 ff., im Mittelalter 118 f.
Besessenheit in Europa 119, bei den Aegyptern 153, bei den Juden 219, dämonische 637 ff., bei spiritistischen Medien 640 ff.
Bewegungen, unwillkürl. 438 ff., magische 449 ff., automatische 538 ff., suggerierte 570 ff.
Bewusstsein, doppeltes bei Mr. Tout 542, bei Felida X. 633 f.
Bien Boa 365.
Bildersprache der Magie 24.
Bilderzauber der Naturvölker 29 f., der Chaldäer 43, gegen Hexen 117.
Binet, A., Pseudohalluzination 515, Halluzinationstheorie 527 f.
Binz, über Nachtwandeln 510 ff., über Narkosen 607 f.
Blavatzky, Mdm., Leben 347 ff., theosophische Lehre 350 ff.
Blotfret 96 f.
Blutbesprechung bei den Griechen 60 f., in der Gegenwart 578 f.
Blumenmedium 364 f.
Bodinus, über Incubi und Succubi 114, Verteidigung des Hexenglaubens 125.
Börner, über Alpdrücken 484.
Bohn, Dr. E., über Frau Rothe 364.
Boltzius, F. A., 581 f.
Boursnell, Geisterphotograph 366 f.
Braid, J., über Tischrücken 453.
Brewster, D., natürliche Magie 645.
Buguet, Geisterphotograph. 323 f.

Calvin, Stellung zur Magie 122.
Carpenter, ideomotorisches Prinzip, 444, 450.
Castelli, Nachtwandler 509.
Chaldäer 33, ihre Religion 24 f., Dämonologie 35 ff., Beschwörer 38 f., Aerzte 39 ff., Talismane und Amulette 41, Zauberei 42 ff., Astrologie 47 ff., Mantik 51 ff., Einfluss auf die Juden 54, 72.
Charcot, über Hypnose 611, 624.
Chevreul, über die Wünschelrute 450.
Chiromantie 212 ff.
Christentum und Dämonenfurcht 73, Ch. und Dämonologie 74 f., im Norden 80.
Cicero, über die sibyllinischen Bücher 68 f., über Wunder 435 ff.
Cook, Fl., Medium 328 ff., 356.
Corner, Mrs. 331.
Crookes, W., Untersuchungen über Gewichtsveränderungen 308 ff., über Materialisationen 327, Durchdringlichkeit der Materie 341.
Cyprian von Antiochien 240 f.

Dämon, ursprüngliche Bedeutung 8.
Dämonologie der Chaldäer 35 ff., der Griechen 55 ff., der alten Kirche 74 f.
Dämonopathie 610 Anm.
Davey, über Beobachtungsfehler 414 ff., als Medium 423.

Davis, A. J., Leben 270 f., seine Prinzipien der Natur 271 ff., in Stratford 276 f., spiritistische Lehre 278 ff.
Delage, über den Traum 488, 503 f.
Delrio 125.
Demmler, Frau, Medium 366.
Denton, Parafinformen von Geisterhänden 333.
D'Esperance, Mrs. E., Medium, entlarvt 356 f., Wiederauftreten 363 f., dematerialisiert 364, Leben 598, Selbstbeobachtungen 599 ff.
Dessoir, Prof. M., die physikalischen Phänomene des Spiritismus 412 f., Theorie der Taschenspielerkunst 645 f.
Dialektische Gesellschaft 302 ff.
Dimension, die vierte, 341 ff.
Direktionen, die astrologisch. 212.
Divination bei den Römern 67 f., Bestätigung derselben durch Zeichen 435 ff.
Doppelgehen 96.
Draugar, Gespenster 87 f.
Dreiecke der Planeten 163 f.

Echolalie in der Katalepsie 626.
Edda 88 f.
Edmunds, Dr., über Beobachtungsfehler 307 f.
Eglinton, Medium 332, Entlarvung 356, 358.
Einsicht, ihre Bedeutung bei der Beobachtung 411 ff.
Eisenprobe 103.
Ekstase 156, 250, 593 f., hysterische Formen 635 f.
Emek Habaccha, Tal der Tränen, 301 f., 541.
Empusen 65.
Engel, gefallene, Lehre der Kabbala 132 f.
Ennemoser, über die griechische Magie 55, über die Quietisten 594.
Enthusiasmus 156, 594.
Entlarvungen spiritistischer Medien 356 f.
Erinnerungen, suggerierte 565.
Eschenmayer, C. A. v., über Hellsehen 265.
Etrusker, ihre Wahrsagekunst 68.
Exorzismus 118 f., 612.

Fakirismus, 352 ff.
Faraday, über Tischrücken 453.
Faust und Faustsage 240 ff.
Fay, Miss, 341.
Fetischdienst 19 f.
Finnen, ihr Ruf als Zauberer 80, ihre Magie 100 ff.
Flatau, Th., über Bauchreden 647.
Flournoy, über Hélène Smith 602 ff.
Fremdsuggestion 557.
Fylgjur, Schutzgeister 81 ff., 495.

Galdrar, Zaubersprüche 88 ff.
Gastromantie 217 f.
Geber 173 ff.
Gedächtnisfehler 402 ff., G. und Träume 497 ff., Statistik 525 f.
Gedankenlesen 458.
Gedankenübertragung 460 ff., 541, 545 ff.
Gefühl der Nähe 522 f.
Geister, Anschauung über G. bei den Naturvölkern 16 f., bei den Nordländern 81 ff., bei den Finnen 100 f., Davis, Lehre 278 ff., Geisterphotographien 320 ff., Abgüsse ihrer Glieder 333 f.; Geisterglaube und Traumleben 492 ff., Bedeutung der suggerierten Halluzinationen 560 ff.
Geisterphotographien 320 ff., Aehnlichkeit mit den Verstorbenen 430.
Gematria 140.
Gemütsbewegung, Einfluss derselben bei der Beobachtung 404 ff., auf die Zitterbewegungen 443 f., auf den Organismus 577.
Geomantie 51, 214, Agrippas 215 f.
Gesellschaft, die dialektische 302 ff.
Gesner, über den Seemönch 426.
Gespenster, in den Sagas 84 ff., in Hydesville 275, in Stratford 276 f., 640.
Giessen mit Blei usw. 214.
Glücksrad im Horoskop 208.
Gnomen bei den Chaldäern 36.
Goëtie 157.
Goldmacherei 169 ff.
Goodrich-Freer, Miss, über Ahnungen 519 ff., Halluzinationen 532, Kristallvisionen 533 ff.
Griechen 55 ff., ursprüngliche Magie 55 ff., spätere Magie 64 ff.
Güldenstubbe und die direkte Schrift 335 ff.
Gutzmann, über Bauchreden 647.

Halluzinationen, allgemeiner Charakter 517, spontane H. 524 ff., H. und Illusionen 527 f., suggerierte H. 517, 530 f., 559 ff., weissagende H. 531 f., Bedeutung für den Aberglauben 560 ff.
Hare, über Durchdringlichkeit der Materie 340 f.
Hartmann, E. v., über den Spiritismus 375, Halluzinationshypothese 524.
Harnspices 58.
Hauffe, Fr., die Seherin von Prevorst 265 ff.
Haus, die Häuser der Planeten 162, die himmlischen 176 f.
Hebräer, Religion 69 ff., Verbot der Zauberei 70, Magie 71 f., Alphabeth 140 f.
Heerwagen, über Träume 473 ff.
Heidel, E., über Tritheims Steganographie 191.
Heilkunde, siehe ärztliche Kunst.
Hekate 64, 643.
Hellsehen bei den Nordländern 97, Schwedenborgs 257 ff., Beispiele dafür 262 f., seine Bedeutung 550 f. Uebertragung auf andere 560.
Helmont, J. B. v., Metallverwandlung 225 f.
Helvetius, Metallverwandlung 225 f.
Henochs Buch 54, 132 f.
Herodot, über die Etrusker 68.
Heros und Heroenverehrung bei den Griechen 55 f.
Hexen der Chaldäer 42 f., Aufnahme in den Bund derselben 110, ihr Einfluss 111, Hexensalben 112, Sabbat 112 f., ihr fleischlicher Verkehr mit dem Teufel 114. Mittel zu ihrer Entdeckung 115, Schutzmittel gegen sie 116 ff.
Hexenfahrten bei den Griechen 65, im Mittelalter 112 ff.
Hexenhammer 121.
Hexenprozesse, der erste 109, weitere Entwicklung 119 ff., Bedeutung der Suggestion bei denselben 566.
Hexerei der Naturvölker 31, der Chaldäer 42.
Hexensalben 112, Versuche damit 235, Bedeutung 568 f., Wirkungen 608 f.
Hodgson, Dr. R., in Indien 350, 354, über Mrs. Piper 368, 371 f., über Beobachtungsfehler 413 f.
Home, D. D., bei Crookes 309 ff.
Horoskop bei den Chaldäern 50 f., bei den Alepandrinern 166, Aufstellung 177, 207 f., Erfüllung auf suggestivem Wege 575 f.
Horst, G. C. 262, Deuteroskopie 262 ff.
Howitt, über die Mysterien der Australier 17.
Hotz, Dr., über Geisterphotographien 366.
Hühner, die heiligen bei den Römern 67.
Hydesville, Spuk in H. 275 f.
Hydromantie 217.
Hyoscyaminvergiftung 608.
Hyperästhesie bei Reichenbachs Sensitiven 563, in der Hypnose 585.
Hyperalgesie bei Hysterischen 614 f.
Hypermnesie in der Hypnose 586.
Hypnose, allgemeiner Charakter 582 ff., Bedeutung für den Aberglauben 589 ff., in der Heilkunde 589 ff.
Hyslop, über physikalische Manifestationen 367, über Mrs. Piper 373.
Hysterie, Formen 610 f., Epidemien 611 f., die kleine H. 612 ff., die grosse H. 619 ff., Hysterie und Spiritismus 635 ff.
Hysterohypnose 623 ff.

Ideomotorisches Prinzip 444.
Illusionen, Definition 402, bei Geisterphotographien 430, bei Gedankenübertragungen 464 f., I. und Halluzinationen 527 f., 529.
Incubus 114.
Indianer, die amerikanischen, ihr Kultus 19, Fetischdienst 19 f.

Jacolliot über Fakirkunststücke 353.
Jamblicus, de mysteriis 156, 250.
James, W., über Mrs. Piper 368, Miss Wilds Brief 371.
Janet, über den psychischen Zustand der Hysterischen 617 f., über die Hypnose bei den Hysterischen 623 ff., die Hysterohypnose 623 f.
Janson, Kr., über den Spiritismus 374.
Jogin, indische Sekte 595.

Josephus, über Austreibung von Dämonen 218 f.
Jung-Stiling 261 f.

Kabbala 131, Sagen über ihren Ursprung 132 f., Abfassung der Schriften 134 f., Charakteristik 136 f., die Eingeweihten 137 ff., Methoden 139 ff., die 9 Kammern 143 f., Lehren der K. 144 ff., Inhalt 146 ff., ihre Bedeutung für die okkulte Philosophie 191 f., 205 f., die praktische Kabbala 218 ff.
Kalevala, finnisches Heldengedicht 100 ff.
Kanon Episkopi 105.
Kant über Schwedenborg 257.
Kaptromantie 218.
Kardec, A = Rivail, Begründer des franz. Spiritismus 287 ff.
Katie King 328 ff.
Katalepsie 625 ff.
Kerner, J., und die Seherin von Prevorst 265 f.
Ketzer = Katharer 107.
Kiesewetter, Agrippas esoterische Lehre 387, über die Hexensabbate 567, über den Wechsel der Persönlichkeit 588.
Kircher, A., Behandlung der Physik 125, 644.
Kluge, über Geistersehen 270.
Kobolde bei den Chaldäern 36.
Köge Huskors 252 f., Erklärung 638 ff.
Kohlschütter, Tiefe des Schlafes 468.
Komet und Aberglaube 430 ff.
Konchylienauditionen 532 ff., Gefahr dabei 537.
Konträrsuggestion 556.
Kristallomantie 218, moderne 532 ff.
Kristallvisionen, ihr allgemeiner Charakter 517, Beispiele 533 ff., psychischer Zustand während derselben 537 f.
Kurnai, ihre Philosophie 17.
Kuriose Wissenschaften 244 f.

Lactantius über den Dämonenglauben 74.
Lamien, Hekates Begleiterinnen 65.
Lankester entlarvt Slade 338.
Lateau, Louise 636.
Lebrun über die Wünschelrute 238, 450.
Legende, Die goldene 240.
Lehmann, A., über Beobachtungsfehler 416 ff., über Tischrücken 454 ff., über Gedankenübertragung 463 ff., Statistik über Träume 488 ff., über Halluzinationen bei Hypnotisierten 585 f.
Lekonomantie 217.
Leymann gegen die Hexenprozesse 125.
Lodge, O., Experimente mit Mrs. Piper 369 f.
Lubbock, über Religion und Aberglauben 3, Vorsitzender der dialektischen Gesellschaft 303.
Lubieniecky, St., über Kometen 434 f.
Lunatiker 511 f.
Lütkens Traum 491.
Lullus, A., 186 f.
Lund, L., über Magie 645.
Luther, Stellung zur Magie 122.
Lycosthenes, C., W., über Kometen 430 ff.
Lysius weissagende Träume 263 f., 560.

Magie und Aberglaube 1, Definition 9, M. und Technik 9 f., M. und Kultus 11, bei den Naturvölkern 21 ff., bei den Griechen 58 ff., 66, bei den Christen 76 f., bei den Nordländern 88 ff., bei den Finnen 100 ff., Blüteperiode 115 ff., Verfall 122 ff., gelehrte Magie 128 ff., bei den Aegyptern 152 ff., bei den Arabern 173 ff., „höchste Wissenschaft“ 197 f., natürliche Magie 234 ff., Theorien 380 f., die wirksamen Kräfte 383 f., ältere psychologische Theorien 386 ff., technische Hilfsmittel 642 ff.
Magnetische Kuren bei Paracelsus 233.
Magnetismus, tierischer 589 ff., Photographien der magnetischen Kraft 563.
Mahatmas 347, 349 f.
Maleficium taciturnitatis 591 f.
Mantik der Chaldäer 45 ff., der Griechen 62 f., der Römer 67 f., der Etrusker 68, der Juden 71 f., beim Gebrauch der Bibel 79, bei den Nordländern 96 ff.

M. A. (Oxon) über direkte Schrift 336, bei Mrs. Piper 373.
Masse der Planeten 164.
Materialisation der Geister 327 ff.
Materie, Durchdringlichkeit derselben 340 ff., Hares Versuche 340 f., Zöllners Versuche 341 ff.
Mederus, Hexenpredigten 110.
Medium, spiritistisches 248 f., spontane Entwicklung 252 f., verschiedene Arten 289, physikalisches 356 ff., 597, Rede- und Schreibmedium 367 ff.
Mediumität, Natur derselben 596 ff.
Medizinmänner 22 ff., ihre Tätigkeit 24 ff.
Medizintier 23, 494.
Megenberg, K., über den Seemönch 425.
Merseburger Formel 93.
Mesmer, F. A. 590 f.
Metallverwandlungen 225 f.
Meyer, H., willkürliche Halluzinationen 559.
Michelson, Tiefe des Schlafes 468 ff.
Mirandola, P. v. 191.
Miss X., siehe Goodrich-Freer.
Möbius, über Hysterie 618.
Mondsucht 511 ff.
Monoideismus bei der Katalepsie 626.
Moll, A., üb. Eusapia Palladino 361 f., über den tierischen Magnetismus 591.
Morphium, Wirkung desselben 607.
Morse, J. J., über Trance 594 f.
Morzin, Epidemie 612.
Moses, W. S., siehe M. A. (Oxon).
Mumler, Geisterphotograph 322 f.
Myers, A., über Wunderkuren 580 f.
Myers, F., Theorie der Seele 379.

Nachahmungstrieb 573.
Nachtwandeln, Häufigkeit 508, Charakter 508 f., Beispiele 510 ff.
Narkose, Bedeutung in der Magie 606.
Naturwissenschaften, ihr Einfluss auf den Aberglauben 108 f., Verhältnis zur natürlichen Magie 285 f.
Neidstange 82 f.
Nekromantie 31 Anm., 63.
Neuplatoniker, ihre Dämonologie 75 f., Theurgie 155 f.
Niedersteigen der Planeten 164.
Notariqon 141 f.

Ochorowicz über Mrs. Corner 331, über Eusapia Palladino 360.
Odkraft Reichenbachs 313 Anm., als Wirkung der Suggestion 562 f.
Odlicht photographiert 314 Anm., 563.
Okkulte Philosophie Agrippas 195 ff.
Okkultismus u. Spiritismus 247 f., 381, Ursprung 303 ff., Entwicklung in der Neuzeit 373 f.
Olcott, H., Präsident der Theosophischen Gesellschaft 348.
Onimantie 218.
Orakel, griechische 62.
Ordalien 103 ff.
Ostanes führt die Magie in Griechenland ein 65.

Palladino, E., physikalisches Medium 358 ff., entlarvt 361.
Paracelsus' Leben 230, System 231 ff., 589 f.
Parisch, C., Traum 498, über Halluzinationen 524, 527.
Pelham, G., 371 f.
Pentakeln 222.
Perser, ihr Einfluss auf den griechischen Aberglauben 65.
Perty, M., Theorie der Magie 389.
Peters, Dr. 340 f.
Phinuit, Dr. 368 ff., eine sekundäre Persönlichkeit 641 f.
Pigmentflecke 428 f.
Piper, Mrs., Medium 367 ff., Trancezustand 641 f.
Planchette 452.
Planeten und chaldäische Götter 45 f., Eigenschaften derselben 160 f., die Häuser 162, Dreiecke 163 f., Auf- und Niedersteigen 164; Masse 164, Stärke 209 ff.
Plinius über Astronomie der Chaldäer 47, über Schlangen 424 f., über das Einhorn 427 f.
Pneumatologen 260 ff.
Podmore 378, 546.
Polynesier, ihre Naturgötter 20, ihr Spiritismus 21.
Porta, G. della 124, Leben 234, Magia naturalis 234, 644.
Prätorius über Hexen 111 ff.
Prel, C. du 359, 371, 385, über Träume 492.
Preyer über Gedankenlesen 445, 458, 459.
Prevorst. Seherin von P. 265 ff.

Pseudoepigrapha 54 Anm.
Pseudohalluzinationen, allgemeiner Charakter 516, Häufigkeit 523 f.
Pseudomaterialisation 332 f.
Psychische Kraft 312.
Psychograph 452.
Ptolemäus' Astrologie 159 ff.
Punktierkunst 215 f.

Quintessenz 199.

Rauchwerk 201, 607, 609.
Racowitza, Helena v., über Ahnung 523.
Radestock über Träume 487.
Reformation bei den Chaldäern 45, und Zauberei 122 ff.
Reichenbach 313 Anm., 562 f.
Reinkarnation siehe Seelenwanderung.
Religion der Naturvölker 15 ff., der Chaldäer 38 ff., der Aegypter 152, R. und Heilkunde 580 ff.
Reuchlin, J. 191 f.
Rhythmus und Bewegungen 447, 457.
Richer, P., über die grosse Hysterie 619 ff., über Ekstase 635 f., über Besessenheit 637 f.
Richet, Ch., über E. Palladino 359 f., über Martha B. 365, Gedankenübertragung 409, Versuche darüber 461, 464 f., über Mrs. Piper 641.
Riesen in den Sagas 83.
Ringorakel 236, 449.
Rita, Medium, entlarvt 356.
Rivail, H. D., siehe Kardek, A.
Rochas, A. de, über Eusapia Palladino 361.
Römer, ihre Magie 66 ff.
Rothe, A., Medium 364 f.
Runen, magische 88 f., Anwendung 91.

Sagas, die nordischen 79.
Salverte, C., über Magie 645.
Schamane 22, ärztliche Tätigkeit 25, mantische Operationen 26 f., Besessenheit 560 f.
Schemhamphorasch 142.
Schindler, B., über Magie 387 ff., 496.
Schlaf 466 ff.
Schott, C., Naturwissenschaft und Magie 12, Magia universalis 125, 235 f., 644.
Schrenk-Notzing, Versuche mit E. Palladino 360, Suggestionen in der Narkose 609.
Schutzgeister bei den Griechen 57, bei den Nordländern 81 ff.
Scott, R., gegen die Hexenprozesse 125.
Seancen, volkstümliche spiritistische 293 ff.
Seelenwanderung bei den Griechen 64, bei den Aegyptern 153 f., Lehre des Spiritismus 288, der Theosophie 351.
Seemönch 425 f.
Seherin von Prevorst 265 ff.
Seid 96.
Sepher Jezirah 134, 144 f.
Sephiroth, die zehn 145.
Seybert-Kommission 358.
Sibyllinische Bücher 68.
Sidgwick, H., Vorsitzender der S. P. R. 377.
Sidgwick, Mrs., über E. Palladino 360, über Beobachtungsfehler 414, über Gedankenübertragung 462 f.,
Sidgwickkomite, Statistik über Halluzinationen 524, Telepathie 547 f.
Sigille, magische 522.
Sinnett, P., über Mdm. Blavatzky 349.
Slade, H., in London 336 f., in Leipzig 388 ff., S. und Truesdell 357, S. u. die Seybert-Kommission 358.
Smith, Hélèna, Medium 602 ff.
Society for Psychical Research über Theosophie 350, über E. Palladino 360 f., über Beobachtungsfehler 377 f., 413 ff.
Sohar 134 f., 147 f.
Soldan über Nekromantie 31 Anm.
Somnambulismus, hypnotischer 585, hysterischer 628 ff.
Spee, F., gegen Hexenprozesse 125, über maleficium taciturnitatis 591 f.
Spiritismus der Naturvölker 16 f., Hauptlehrsätze 248, bei den Griechen 249 f., den Neuplatonikern 250, in der gelehrten Magie 250 f., in der neueren Zeit 251, Entstehung in Amerika 270 ff., Ursache zur weiteren Ausbreitung 282 ff., in Frankreich 287 ff., im übrigen Europa 290 ff., spätere Entwicklung 353 ff., Entlarvung der Medien 356 ff., religiöse Bedeutung 373 f.

Sprenger, Hexenhammer 121.
Spuk siehe Gespenster.
Stead, W., über Geisterphotographien 366.
Steenstrup über den Seemönch 426.
Steganographie Tritheims 189 f.
Stein der Weisen 172.
Stigma diabolicum 568.
Stigmata der Louise Lateau 636.
Stoll über Suggestionen 553, 569, 578.
Stratford, Spuk 276 f., 640.
Suggestibilität, Erklärung 551 ff., gegenüber Naturphänomenen 553 f., gegenüber Menschen 554 ff., bei Glauben und Wissen 565 ff., bei dem Hexenwesen 566 ff., Einfluss auf Bewegungen 570 ff., in bezug auf Erfüllung von Weissagungen 574, Bedeutung in der Heilkunde 578 ff., während der Narkose 609.
Succubus 114.
Swedenborg, E., 253 f., Visionen 255 ff., Hellsehen 257 ff., Geisterlehren 258 ff.
Sympathien und Antipathien in der Natur 227.
Synesius 169, Quecksilber als materia prima 172.

Tage, Unglückstage 49, bei den Aegyptern 157, Namen der Tage 153.
Takt siehe Rhythmus.
Talismane bei den Chaldäern 41, Christen 77, Aegyptern 153.
Tanner gegen die Hexenprozesse 125.
Taschenspielerkunst in der alten Zeit 66, bei alchimistischen Operationen 227; in der Theosophie 349 f., bei physikalischen Medien 422 f., 543, 597, Bedeutung für die Magie 643 ff.
Technik und Wissenschaft 5, T. und Magie 9 f.
Telepathie und Gedankenübertragung 462 f., bei Sterbenden 548 f.
Tempelschlaf bei den Griechen 61 f., suggestive Wirkung desselben 580 f.
Temura 142.
Tetragrammation 149.
Teufelsbündnis 110 ff.
Teufelsmal der Hexen 568.
Theosophie 346 ff.
Theurgie bei den Römern 66 f., den Aegyptern 151 ff., Neuplatonikern 156, Gegensatz zu Goëtie 157.
Thompson, Mrs., Medium 373.
Thorelius über Boltzius 581 f.
Tischrücken und Tischtanz 295 f., Erklärung 452 ff.
Totenbeschwörung d. Griechen 63 f.
Tourette, G. de la, Gedankenlesen der Somnambulen 460.
Tout, Beispiel automatischer Handlungen 542.
Trance, autohypnotischer Zustand 593 ff., hysterischer Zustand 640 ff.
Traumdeutung der Chaldäer 52 f., der Juden 71 f., der Nordländer 83, 84, 97 f., der gelehrten Magier 202, Entstehung des Glaubens an Tr. 504, Artemidoros 505 f.
Träume, Bedingungen für ihr Auftreten 471 ff., allgemeiner Charakter 475 ff., Dauer 478 f., Ursachen 482 ff., Inhalt 487 ff., Tr. und Geisterglaube 492 ff., weissagende 496 ff., wahrsagende 503 ff.
Tritheim, J., Leben 188 f., Steganographie 189 ff., Tr. und Paracelsus 232.
Trolle und Riesen 83.
Türgericht der Nordländer 85 f.

Uebung, Bedeutung derselben bei Beobachtungen 411 ff.
Unbewusste Vorstellungen als Ursache von Bewegungen 448, Auftauchen in Träumen 487 f., Ursache zu wahrsagenden Träumen 503 f., Eingreifen ins Bewusstsein 512 ff., allgemeiner Charakter 516 ff.

Vättir, Elfen 81.
Valentinus, B., über die Wünschelrute 237.
Vallemont, physique occulte 238.
Vardlokka, Zauberspruch 99.
Verbot der Zauberei bei den Juden 70 f., in der alten Kirche 75.
Verfluchung, ihre suggestive Wirkung 580.
Villanova, A., Astrologie 175 f., 179, Leben 185, Alchimie 185 f., Heilkunde 186, 577.

Virgula mercurialis s. Wünschelrute.
Volksaberglaube in der Gegenwart 245 f.
Vōlva, Vōlur, bei den Nordländern 80 f.

Wahrnehmung, sinnliche, als Ursache zu Beobachtungsfehlern 395 ff.
Wallace, A. R., spiritistische Untersuchungen 291 f.
Wasserprobe 104.
Wechsel der Persönlichkeit im Traume 491 f., in der Hypnose 586, bei Mrs. d'Esperance 599 f., bei Hélène Smith 603 f., in der Hysterie 628 ff., bei Mrs. Piper 641 f.
Weier, J., 125, 355.
Weissagungskunst der Chaldäer 45 ff., der Griechen 62 f., der Römer 67 f., der Etrusker 68, der Juden 71, der Nordländer 96 ff., W. und Beobachtungsfehler 436 ff., Grundlage für dieselbe 544 f., Bedeutung der Suggestibilität 574 ff.
Weygandt über Träume 473, 474.
Wiedergänger bei den Australiern 17, in den nordischen Sagas 84 ff.
Williams, Medium, entlarvt 356.
Wittig über Paraffinformen 358.
Worms, A. v., 251 f.
Wunder, Verhältnis zur Zauberei 12, Naturerscheinungen als W. aufgefasst 434 f., bei Krankenheilungen 580.
Wünschelrute 236 ff., Erklärung der Bewegungen 449 ff., W. und Suggestion 570.

Zahlenspekulationen in der Kabbala 145, in der okkulten Philosophie 202 ff.
Zauberei und Wunder 12, bei den Naturvölkern 31 f., den Chaldäern 42 ff., Bekkers Kampf gegen Zauberei 126 f.
Zauberformeln, heidnische in christlicher Form 104.
Zauberkreis 222 f.
Zaubersprüche und Zaubergesänge bei den Griechen 60, den Nordländern 88 ff., 99, ihre suggestive Wirkung 578 f.
Zeitsinn 400 f.
Zeichen bei den Griechen 63, in Form von Visionen 263 f., bekräftigt durch Beobachtungsfehler 430 ff., in Träumen 496 ff.
Zigeuner 213 f.
Zitterbewegungen unwillkürliche 438 ff.
Zöllner und Spiritismus 298 f., seine Versuche mit Slade 338 f., Vierdimensionaler Raum 341 f.

Druckfehler.

S. 203 u. 205: 1. Zeile von oben: lies Zahlenspekulationen.

Baierlacher, Dr. E., Die Suggestions-Therapie und ihre Technik. 8°. 1889. geh. M. 1.20.

Delbrück, Dr. Anton, Die pathologische Lüge und die psychisch abnormen Schwindler. Eine Untersuchung über den allmählichen Uebergang eines normalen psychologischen Vorganges in ein pathologisches Symptom. Für Aerzte und Juristen. 8°. 1891. geh. M. 3.—.

Deutsch, Dr. W., Der Morphinismus. Eine Studie. 8°. 1901. geh. M. 4.—.

Donath, Doz. Dr. Jul., Die Anfänge des menschlichen Geistes. 8°. 1898. geh. M. 1.—.

Ebstein, Geh. Rat Prof. Dr. W., Die chronische Stuhlverstopfung in der Theorie und Praxis. 8°. 1901. geh. M. 5.40.

Fischer, Dr. M., Laienwelt und Geisteskranke. gr. 8°. 1903. geh. M. 4.80.

Friedländer, Dr. R., Erkrankungen der peripherischen Nerven. gr. 8°. 1907. geh. M. 1.20; in Leinw. geb. M. 1.80.
(Heft 19 der „Physikalischen Therapie in Einzeldarstellungen" herausgegeben von Dr. J. Marcuse und Doz. Dr. A. Strasser).

Fuchs, Dr. A., Therapie der anomalen vita sexualis bei Männern mit spezieller Berücksichtigung der Suggestivbehandlung. Mit einem Vorwort von Prof. v. Krafft-Ebing. 8°. 1899. geh. M. 3.—.

Gastpar, Dr. A., Die Behandlung Geisteskranker vor ihrer Aufnahme in die Irrenanstalt mit besonderer Berücksichtigung der amtlichen Fürsorge. 8°. 1902. geh. M. 2.40.

Gersuny, Dr. Robert, Arzt und Patient. Winke für Beide. Vierte, erweiterte Auflage. kl. 8°. 1901. geh. M. 1.20; in Leinw. geb. M. 1.80.

Grohmann, A., Entwurf zu einer genossenschaftlichen Musteranstalt für Unterbringung und Beschäftigung von Nervenkranken. gr. 8°. 1899. geh. M. 1.60.

Grohmann, A., Technisches und Psychologisches in der Beschäftigung von Nervenkranken. Für Aerzte bearbeitet. Mit einer Vorrede von Dr. P. J. Möbius-Leipzig und Sanitätsrat Dr. H. Wildermuth-Stuttgart. gr. 8°. 1899. geh. M. 2.—.

Hegar, Prof. Dr. Alfred, Der Geschlechtstrieb. Eine sozial-medizinische Studie. 8°. 1894. geh. M. 4.80.

Hirt, Prof. Dr. L., Lehrbuch der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie für Studierende und Aerzte. Mit 87 Abbildungen. gr. 8°. 1893. geh. M. 7.—.

Holst, Dr. V., Die Behandlung der Hysterie, der Neurasthenie und ähnlicher allgemeiner funktioneller Neurosen. Dritte umgearbeitete Auflage. 8°. 1891. geh. M. 2.40.

Kölle, Dr. Th., Gerichtlich-psychiatrische Gutachten aus der Klinik des Herrn Prof. Dr. Forel in Zürich. Für Aerzte und Juristen. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Forel. gr. 8°. 1896. geh. M. 8.—.

v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. R., Hypnotische Experimente. Zweite Auflage. 8°. 1893. geh. M. 1.20.

v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. R., Lehrbuch der Psychiatrie. Auf klinischer Grundlage für praktische Aerzte und Studierende. Siebente, vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8°. 1903. geh. M. 14—; in Leinw. geb. M. 15.40.

v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. R., Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Eine medizinisch-gerichtliche Studie für Aerzte u. Juristen. Dreizehnte vermehrte Auflage. Herausgegeben von Privatdoz. Dr. Alfred Fuchs. gr. 8°. 1907. geh. M. 11.—; in Leinw. geb. M. 12.40.

v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. R., Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie. Dritte, umgearbeitete Auflage. Zweite Ausgabe, mit einem Nachtrag: Die zweifelhaften Geisteszustände vor dem Zivilrichter des deutschen Reiches nach Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches. gr. 8°. 1899. geh. M. 12.—; in Leinw. geb. M. 13.20.

v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. R., Psychosis menstrualis. Eine klinisch-forensische Studie. gr. 8°. 1902. geh. M. 3.—.

v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. R., Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus. Nebst Bemerkungen über Suggestion und Suggestionstherapie. Dritte, durchgesehene, vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8°. 1893. geh. M. 2.40.

Kurella, Dr. H., Naturgeschichte des Verbrechers. Grundzüge der kriminellen Anthropologie und Kriminalpsychologie für Gerichtsärzte, Psychiater, Juristen und Verwaltungsbeamte. Mit zahlreichen anatomischen Abbildungen und Verbrecher-Porträts. 8°. 1893. geh. M. 7.—.

Landmann, Dr. S., Die Mehrheit geistiger Persönlichkeiten in einem Individuum. Eine psychologische Studie. 8°. 1894. geh. M. 4.—.

Mendel, Prof. Dr. E., Leitfaden der Psychiatrie. Für Studierende der Medizin. 8°. 1902. geh. M. 5.—; in Leinw. geb. M. 6.—.

Moll, Dr. A., Aerztliche Ethik. Die Pflichten des Arztes in allen Beziehungen seiner Tätigkeit. gr. 8°. 1902. geh. M. 16.—; in Leinw. geb. M. 17.40.

Moreau, Dr. P., Der Irrsinn im Kindesalter. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. D. Galatti. 8°. 1889. geh. M. 3.—.

Nassauer, M., Doktorsfahrten. Aerztliches und Menschliches. kl. 8°. 1902. geh. M. 2.80; geb. M. 3.60.

Neisser, Oberarzt Dr. Cl., Die paralytischen Anfälle. Mit einer Tafel. 8°. 1894. geh. M. 1.40.

Neuburger, Prof. Dr. M., Die historische Entwicklung der experimentellen Gehirn- und Rückenmarksphysiologie vor Flourens. 8°. 1897. geh. M. 10.—.

Pfister, Prof. Dr. Herm., Die Abstinenz der Geisteskranken und ihre Behandlung. Für Anstalt und Praxis dargestellt. 8°. 1899. geh. M. 2.—.

Pfister, Prof. Dr. Herm., Ueber die occipitale Region und das Studium der Grosshirnoberfläche. Mit 12 Abbildungen. gr. 8°. 1899. geh. M. 2.80.

Pfister, Prof. Dr. Herm., Strafrechtlich-psychiatrische Gutachten als Beiträge zur gerichtlichen Psychiatrie für Juristen und Aerzte. gr. 8°. 1902. geh. M. 9.—.

Preyer, Prof. Dr. W., Ein merkwürdiger Fall von Faszination. 8°. 1895. geh. M. 1.20.

Der Prozess Czynski. Tatbestand desselben und Gutachten über Willensbeschränkung durch hypnotisch-suggestiven Einfluss abgegeben vor dem oberbayerischen Schwurgericht in München von Prof. Dr. H. Grashey, Prof. Dr. L. Hirt, Dr. Freiherrn A. v. Schrenck-Notzing und Prof. Dr. W. Preyer. 8°. 1895. geh. M. 1.50.

Richet, Prof. Dr. Ch., Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Freiherrn A. v. Schrenck-Notzing. Mit 91 Abbildungen im Text. 8°. 1891. geh. M. 6.—.

Schmidkunz, Prof. Dr. H., Psychologie der Suggestion. Mit ärztlich-psychologischen Ergänzungen von Dr. F. C. Gerster. gr. 8°. 1891. geh. M. 10.—.

v. Schrenck-Notzing, Dr. Freiherr A., Die Suggestions-Therapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes. Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. gr. 8°. 1892. geh. M. 8.—.

v. Schrenck-Notzing, Dr. Freiherr A., Die Traumtänzerin Magdeleine G. Eine psychologische Studie über Hypnose und dramatische Kunst. Unter Mitwirkung von Dr. med. F. E. O. Schultze. gr. 8°. 1904. geh. M. 4.60.

Schultze, Geh. Rat Prof. Dr. Fr., Lehrbuch der Nervenkrankheiten. Zwei Bände. Erster Band: Destruktive Erkrankungen des peripheren Nervensystems, des Sympathikus, des Rückenmarks und seiner Häute. Mit 53 zum Teil farbigen Textfiguren und 4 Tafeln in Farbendruck. gr. 8°. 1898. geh. M. 12.—.

Schuster, Dr. P., Psychische Störungen bei Hirntumoren. Klinische und statistische Betrachtungen. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. E. Mendel. gr. 8°. 1902. geh. M. 10.—.

Wille, Dr. O., Nervenleiden und Frauenleiden. gr. 8°. 1902. geh. M. 1.20.


REL. L 528 a
Aberglaube und Zauberei von den alt
AHJ1861
Tozzer Library
3 2044 042 950 170